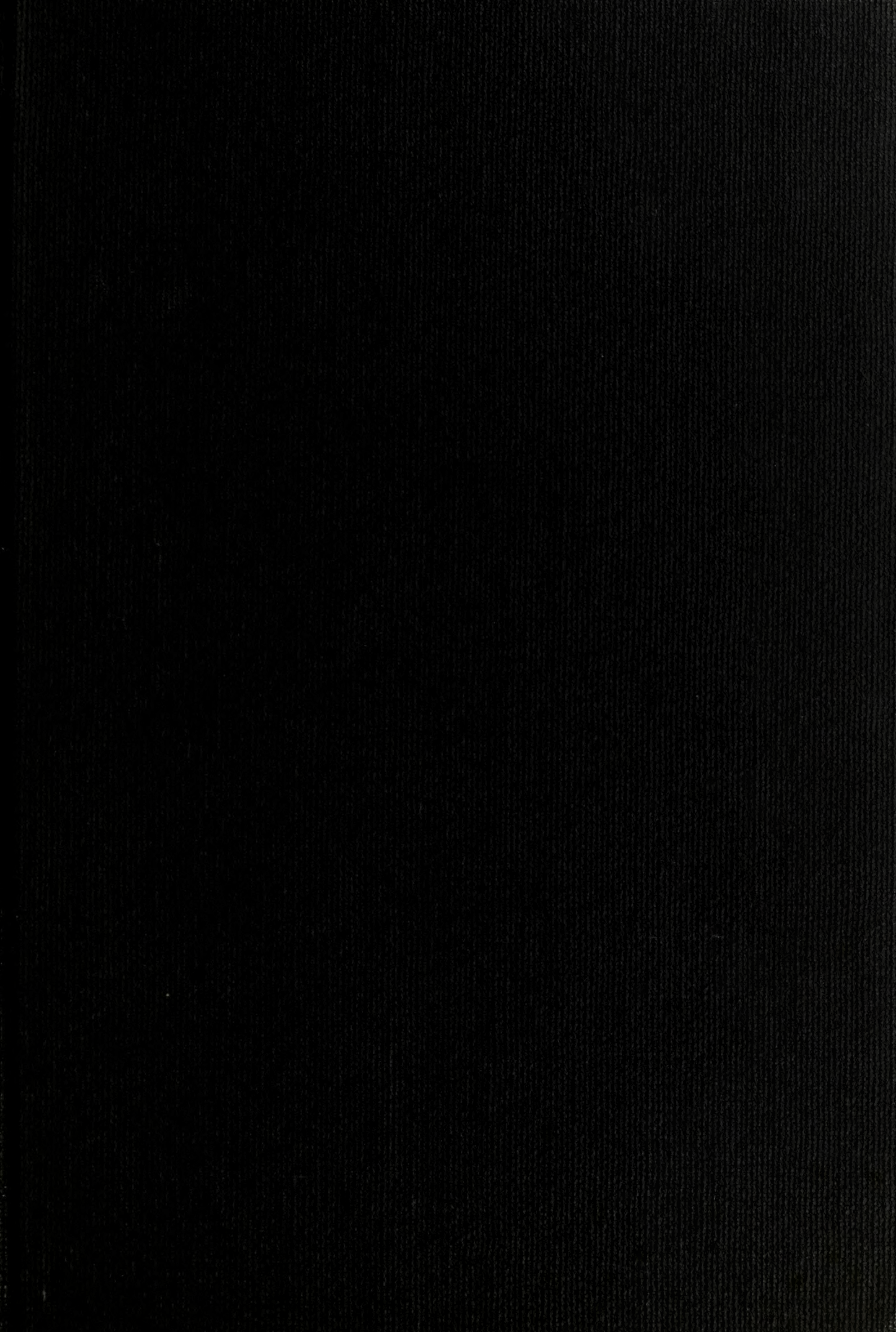
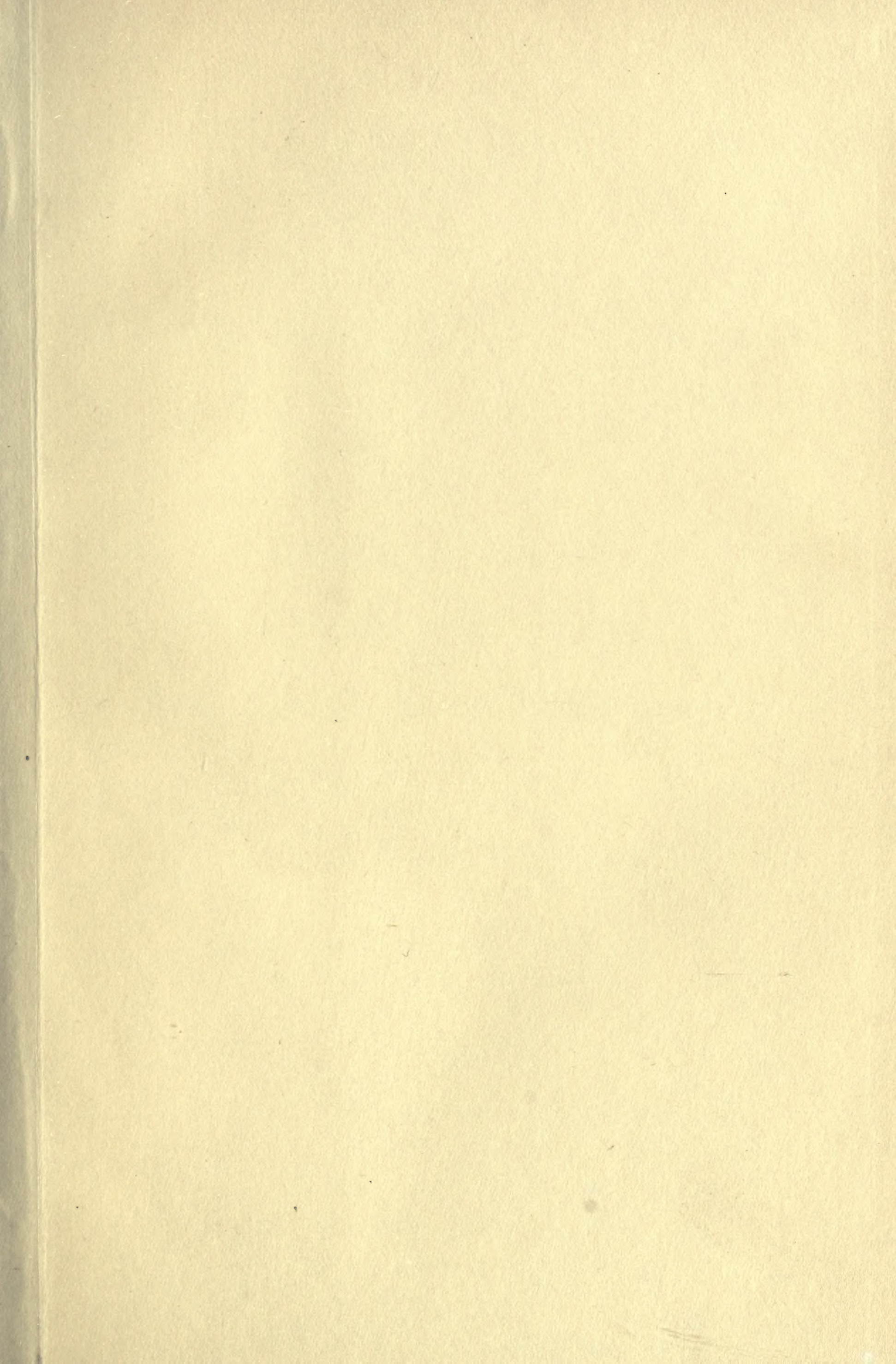
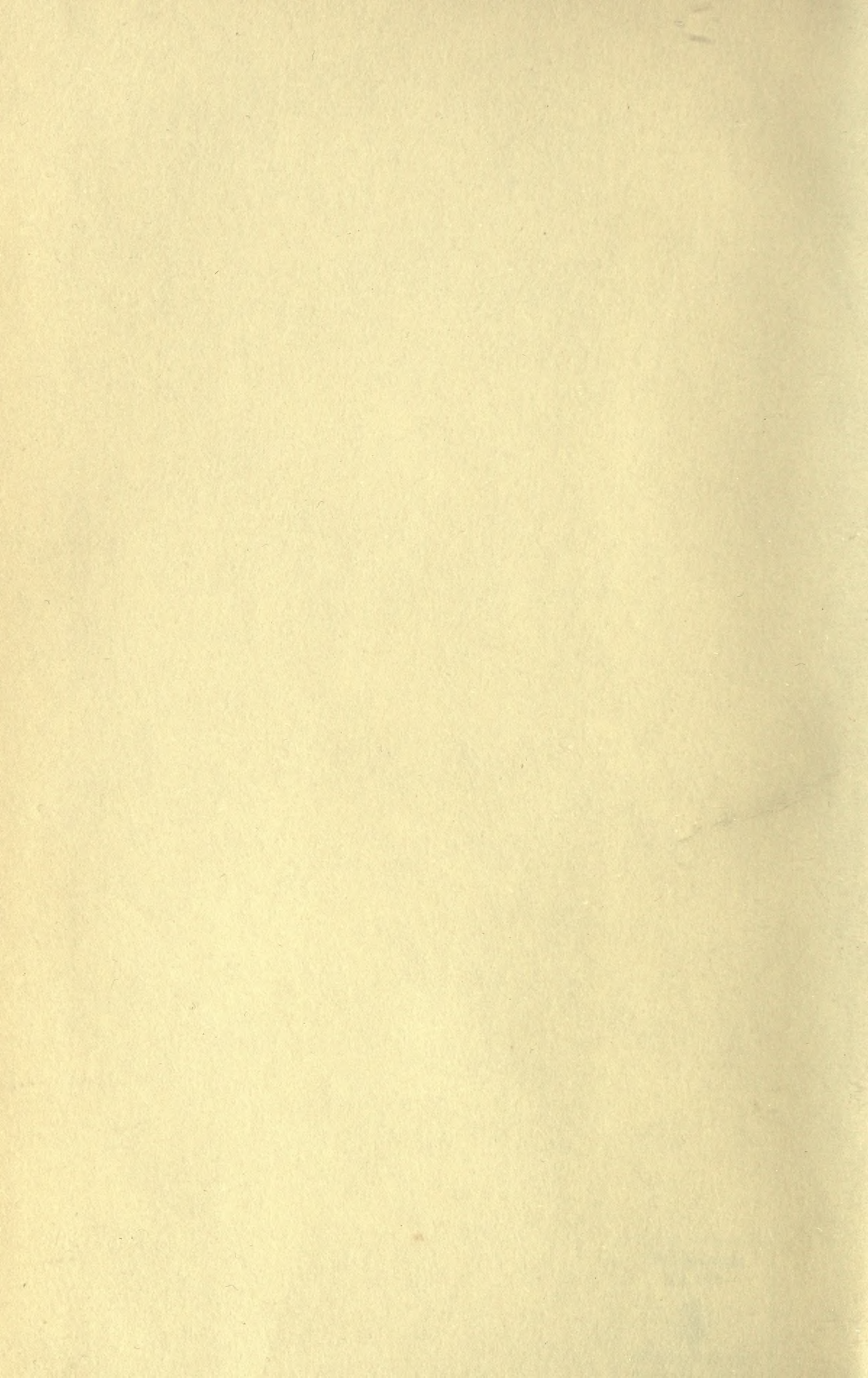
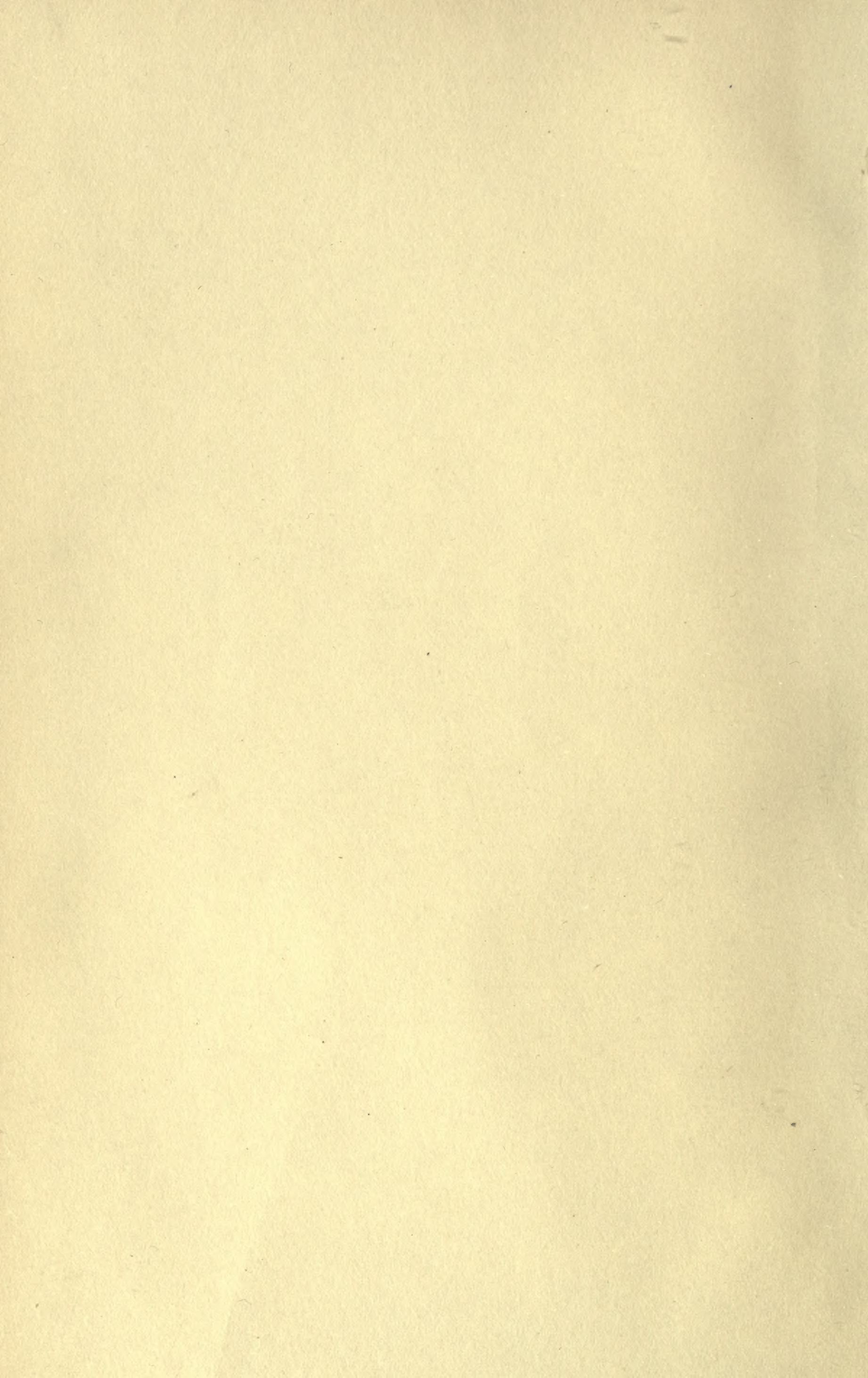










ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

LIX. JAHRGANG, CXIV. BAND

DER NEUEN SERIE XIV. BAND

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1905

Inhalts-Verzeichnis des CXIII. Bandes,
der neuen Serie XIII. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Zur Entstehung des Märchens.

(Fortsetzung.)

Wir kehren nun noch einmal zur Zauberei zurück und stellen noch einmal fest: der Zauberer unterscheidet sich von anderen dadurch, dafs er Traumzustände, auf welche wir anderen warten müssen, selbst herstellt. Bei uns trennt sich nur im Traum die Seele vom Körper, und wir wissen nicht, wohin sie schwebt; der Zauberer kann diese Seele selbst vom Körper trennen, er kann sie aufserdem schicken, wohin er will, in die Luft und ins Meer, in Pflanzen, in Tiere, in andere Menschen: der Zauberer entfaltet also eine unbegrenzte Verwandlungsfähigkeit.[1] — Wir sprechen im Traum mit den Geistern der Entschlafenen; der Zauberer bannt und ruft diese Geister, er beherrscht sie und zwingt sie zum Gehorsam. Ja — und das ist eine weitere merkwürdige Konsequenz der primitiven Völker — er kann diese Geister nicht nur rufen, er kann seinen Geist aus sich heraus- und den eines anderen in sich hineinschicken, er ist von dem Geiste eines anderen besessen, wenn er wie betäubt daliegt und Wahrsagungen lallt.[2] Und dieser Geist des anderen, der in solchen Zuständen aus dem Zauberer spricht, besitzt Kenntnisse und Gaben, die sich weit über das irdische Mafs erheben, weil sie einem Geist, einem von der Körperhaft befreiten Wesen, zukommen.[3]

Diesen Darlegungen entsprechend erzählen die Märchen, besonders orientalische, gern, dafs die Zauberer ihren Geist in den Verstorbener oder in Tierleichname schicken und diese neu beleben, dafs sie die Gestalt eines anderen annehmen, um die Menschen zu täuschen.[4] Sie erzählen weiter, dafs die Zauberer sich

---

[1] Vgl. Schoolcroft, *Indian Tribes* VI, 662, und von der Leyen, *Germanist. Abhh. für Hermann Paul* (1902) S. 154 f.

[2] Vgl. Frazer[2] I, 132; Tylor II, 131 f.; Schoolcraft VI, 649 f.; Andrée, *Ethnogr. Parall.* II, 1 f.

[3] Vgl. Cranz, *Historie v. Grönland*[2] I, 254 f.; Radloff, *Aus Sibirien* II, 43 f.; Aurel Krause, *Die Tlinkit-Indianer* 290 f.

[4] Nur eine Erweiterung dieser Motive sind die Märchen von dem Kaiser, der seine Seele in den Leichnam von Tieren schickte, dem Minister diese Kunst verriet, worauf jener in den Körper des Kaisers fuhr, der unterdes leblos dalag, und sich die Rechte des Kaisers anmafsen wollte. Der Kaiser aber schickte seine Seele in den Körper eines Papageien, kam

gern verwandeln:[1] und eines dieser Märchen zeigt wieder überraschende Übereinstimmung mit der Wirklichkeit. Ein Bericht von den Zauberern der Naturvölker erzählt nämlich, wie ein Zauberer, nachdem er sich in seinen Paroxysmus versetzte, allerhand Tiergestalten und Tiermasken annahm, wie er verfolgt wurde, sich seinen Verfolgern durch lauter Verwandlungen entzog, wie man ihn fesselte und er dann erst, gegen seinen Willen, aussagte, was er wuſste: das ist aber nichts anderes als das uns aus der Odysse bekannte Märchen von Proteus, das wir auch in orientalischen, in germanischen, in mittelalterlichen und in modernen volkstümlichen Überlieferungen antreffen — von Proteus, der sich auch fortwährend verwandelt, gefesselt werden muſs und höchst widerwillig aussagt, was er weiſs.[2] — Und nicht allein sich selbst, auch andere weiſs der Zauberer zu verwandeln, und diese Verwandlungskraft wird von den Menschen besonders gefürchtet; wahrscheinlich schon vor den Zeiten der Kirke ebenso lebhaft wie heute noch in unseren Volksmärchen. — Schlieſslich erzählen uns höchst interessante Berichte über Zauberei bei Naturvölkern, daſs der Zauberer seinen Geist unter unsäglicher Mühe und Gefahr in den Himmel oder in die Hölle schickt, daſs ihm vorher eine Reihe von Fragen mitgegeben werden, die er den Geistern, die er auf der Himmelsreise antrifft, vorlegt, und die ihm diese beantworten. Nach langer Zeit kehrt er zurück und erzählt von seinen Abenteuern.[3] In diesen Berichten haben wir gewiſs den Ursprung der Märchen zu suchen, die von einer Reise zum Teufel erzählen, bei der dem Reisenden eine Reihe von schweren Fragen mitgegeben wird, auf die er die Antworten unterwegs hört: es gehören diese Märchen ja auch zu den verbreitetsten,[4] und in anderem Zusammenhange werden wir sie noch einmal zu betrachten haben. — Man sieht übrigens auch hier: die Himmelfahrts- und Höllenfahrtsmärchen entwickeln sich aus Erlebnissen und Visionen in traumhaften Zuständen. Von persischen Zau-

---

durch seine Klugheit wieder in seinen Palast und auch mit Hilfe seiner treuen Frau wieder in seinen Körper, den der falsche Minister verlassen, um, mit seiner Kunst prahlend, in eine tote Henne zu fahren. — Reiche Nachweise bei Bolte, zu *Reise der Söhne Giaffers*, Stuttg. lit. Verein 208, S. 208. Vgl. auch Benfey, *Pantschatantra* I, 122; Wilhelm Hertz, *Werwolf* S. 24 f.

[1] Vgl. etwa — ich komme später darauf zurück — den Märchentypus Grimm *KHM* 68 vom Zaubermeister und seinem Lehrling, die in Verwandlungen wetteifern.

[2] Aurel Krause, *Tlinkit-Indianer* 290, und von der Leyen, *Germanist. Abh. Paul* S. 165 Anm. 1; Rohde, *Griech. Roman*[2] 219 Anm. 3.

[3] Von solchen Reisen erzählen Schoolcraft, Cranz und besonders Radloff, *Aus Sibirien* II, 1—67. — Vgl. auch Bousset, *Himmelsreise der Seele, Archiv für Religionswissenschaft* IV, 136 f. 229 f.

[4] Z. B. *KHM* 29. Ich verweise nochmals auf Kuhn, *Byz. Zs.* IV, 241, wo man die reichhaltigsten literarischen Nachweise findet.

berern etc. ist uns noch besonders bestätigt, dafs sie Narkotika einnehmen und dann, im Zustande der Ekstase, die Seele in den Himmel schicken.[1]

Den Paroxysmus und die Betäubung des Zauberers erklären sich die primitiven Völker, um das zu wiederholen, vielfach so: der eigene Geist, die eigene Seele hat den Körper verlassen, ein anderer ist in den Körper eingezogen; der Zauberer wird dann von einem fremden Geist besessen. Ein Kranker nun, den hysterische und epileptische Anfälle plagen, zeigt ein dem Zauberer durchaus ähnliches Benehmen: man erklärt sich demgemäfs auch seinen Zustand so, dafs er besessen sei von irgendwelchen fremden Geistern, und dafs diese Geister eben die Krankheiten wären. So ergibt sich uns die wieder sehr alte und sehr verbreitete Vorstellung: die Krankheiten sind böse Geister, die durch die Luft fliegen, unsichtbar, und die auf unerklärliche Weise in den Menschen eindringen. Da der Zauberer Herr über die Geister ist, so ist er auch Herr über die Krankheiten; er ist Wahrsager und Medizinmann, er beschwört, bannt und vertreibt die Krankheitsgeister.[2] Auf diesem Glauben beruht manches Märchen; z. B. das spafshafte indische: ein Mann kann seine Frau nicht ertragen, und der Geist, der in der Nähe des Hauses ist, auch nicht: um den Mann zu entschädigen, fährt der Geist in eine Prinzessin und macht sie krank; alle versuchen vergeblich die Heilung, endlich kommt jener Mann, der Geist weicht sofort, wie er es versprochen hatte, die Prinzessin wird gesund und der Mann berühmt.[3] — Es gibt nun natürlich viele Mittel, die Krankheiten zu vertreiben, die Geister zu beschwören: etwa dafs man sie (d. h. den armen Kranken) prügelt, dafs man ihnen fürchterliche oder komische Grimassen schneidet usw. — aus der letztgenannten Beschwörung entsprang vielleicht das Märchenmotiv, dafs eine von einer Krankheit unheilbare Prinzessin geheilt wird, indem sie bei dem Anblick sehr possierlicher Gebärden oder beim Anhören unsinniger Beschwörungen unbändig lacht.[4] — Es geschieht auch häufig, dafs man die Krankheiten aus den Kranken heraus auf andere Gegenstände oder auf andere Personen oder auf Tiere verwünscht, wie schon nach der Sage des Evangeliums Christus die Teufel aus dem Besessenen trieb und auf eine Herde Schweine wünschte.[5]

---

[1] Vgl. Bousset, a. a. O. 153. 160. 162—167.

[2] Man vgl. Tylor II, 120 f. und Frazer[2] I, 73: *He* (der Zauberer) *communes with spirits, takes aerial flights at pleasure, is invulnerable and invisible at will and controls the elements.*

[3] Çukasaptati, *Textus simplicior* 46. 47 (= *Textus ornatior* 56. 57). — Benfey, *Pantschatantra* I, 519 f.

[4] Vgl. z. B. Çukasaptati, *T. s.* 41 (= *T. o.* 49); Benfey, a. a. O., und im ganzen § 212 zu *Pantschatantra* V, 12.

[5] Tylor, *Primitive Culture* II, 146 f. — Frazer[2] III, 1 f.

Zum Schlufs dieser Zaubererörterungen verweile ich bei der Frage: wer wird Zauberer? Besonders reizbare und sensitive Menschen, der Anlage oder der Herkunft nach. Es wird nun viel von Zeremonien gesprochen, durch die man seinen Beruf zum Zauberer erweist, in geheimnisvollen, noch nicht ganz aufgeklärten Berichten:[1] der Zauberer, heifst es, habe sich in öde Einsamkeit zurückgezogen, sei getötet und wieder lebendig geworden, habe seine Zauberseele empfangen, und diese wirke nun in ihm. Diese Zeremonien werden gewöhnlich in die Zeit verlegt, in der der Zauberer aus dem Knaben sich in einen Mann verwandelt, und aus dieser Zeit kann man sie wohl auch verstehen. Viel abergläubischer Brauch und viele Festlichkeiten gelten ihr: denn sie erscheint unheimlich, weil sich der Mensch dann gar so sehr ändert, die alte Knabenseele scheint ihn zu verlassen und die neue Männerseele in ihn einzuziehen. Bei den Zauberern aber vollzieht sich diese Änderung besonders sichtbar und heftig; sie zeigen in dieser Periode zum erstenmal die Kraft, durch die sie später so berühmt werden: ihre eigene Seele aus sich herauszuschicken und fremde in sich hineinzulocken. Ich halte es für nicht unmöglich, dafs in dem alten sagenhaften Bericht über Odins Zauberei, dafs er tot am windigen Baum gehangen, dafs er wieder zu neuem Leben erwacht, gediehen sei und an Weisheit zugenommen habe, dafs in diesem Bericht alte Erinnerungen an solche Zauber-Einweihungs-Zeremonien nachklingen.[2]

Gefährlicher noch als bei den Knaben ist die Zeit der Mannbarkeit bei den Mädchen: denn Blut ist als böser, zauberischer Saft bei allen Naturvölkern gefürchtet, und zur Zeit der Mannbarkeit dringt dies Blut plötzlich, in unaufgeklärter Weise, aus den Mädchen. — Die Mädchen werden darum, wenn die Menses eintreten sollen, ängstlich abgesperrt gehalten, höchstens eine alte Frau darf mit ihnen reden, oft verbirgt man sie in Gemächer unter die Erde, und kein Sonnenstrahl dringt zu ihnen. Dieser vielfältig bezeugte Brauch erklärt nun sehr einleuchtend das bekannte Märchenmotiv: Eltern wird geraten, sie sollten ihr Mädchen sofort nach der Geburt in einen einsamen Turm bringen, wo sie von Menschen nicht gesehen werde, und wo die Sonne sie nicht bescheinen könne, dort solle das Mädchen bis zu seinem fünfzehnten Jahre, d. h. bis zur Mannbarkeit, bleiben.[3] Es

---

[1] Besonders reiches Material bei Frazer[2] III, 418 f. Auch Cranz spricht a. a. O. darüber.

[2] Danach wären meine Bemerkungen, *Kleine Studien zur deutschen Mythologie* (*Germanist. Abhandlungen, Paul*) S. 163, zu ergänzen und zu berichtigen.

[3] Namentlich wäre Frazer[2] III, 204 f. zu vergleichen.

genügt, hier die Danae und das Dornröschen[1] als Beispiele solcher abgesperrter Märchenmädchen zu nennen.[2]

Die Seele des Menschen ist in Schlaf und Traum aufserhalb des Menschen, d. h. aufserhalb seines Leibes, und der Zauberer kann seine Seelen besonders weite Strecken und für besonders lange Zeiten aus dem Leibe schicken. Auch dieser Glaube steigert sich unmerklich, bis ein Märchen daraus wird. Dies Märchen weifs von Zauberern und Riesen, die ihre Seele überhaupt nie in sich, sondern die sie immer aufser sich haben, sei es in einem Baum, sei es in einem Stein, sei es in einem Speer, sei es in einem Ei usw. Schon in dem ältesten Märchen, das wir besitzen, dem ägyptischen Brüdermärchen, hören wir von Menschen, die ihre Seele aufser sich haben und sie in Tiere und Bäume hineinschickten, die Märchen, die ähnliches fabeln, namentlich die Märchen vom Riesen ohne Seele[3] (wir müssen es später, wenn unsere Erörterungen komplizierter werden, noch einmal betrachten) gehören noch heute zu den beliebtesten, abwechselungsreichsten und aufregendsten.

Wie sieht nun nach der Anschauung der primitiven Völker die Seele aus, und wo im Leibe hat sie ihren Sitz? Auf diese Fragen gibt es sehr verschiedene Antworten. Vielleicht die älteste: die Seele ist ein Hauch und lebt im Atem, haben namentlich, wenn ich von den griechischen, indischen, römischen Berichten absehe, deutsche Sagen bewahrt, es heifst darin auch, dafs die Seelen als Hauch oder Wölkchen aus dem Munde des Schlafenden schweben, durch Türritzen in andere Gemächer dringen und die darin Schlafenden wie ein Alp peinigen; oder dafs sie in den Mund des Schlafenden zurückkehren, nach allerhand seltsamen Wanderungen und Erlebnissen; diese Wanderungen und Erlebnisse aber hat der schlafende Mensch gleichzeitig geträumt.[4] Diese Sagen, dem Wesen nach uralt, erklären uns, wie wir schon erfuhren, anschaulicher und reiner als es jede gelehrte Erklärung kann, die primitiven Vorstellungen von Schlaf und Traum. — Eine andere Antwort ist: der Schatten enthält die

---

[1] Vgl. auch Hartland, *Legend of Perseus* I, 71 f.; Rohde, *Griech. Roman* 135.

[2] Vielleicht hat sich auch das Motiv von der Hexe oder bösen Stiefmutter, die das Mädchen absichtlich abgesperrt hält, es mifshandelt oder verleumdet, aus diesem alten Aberglauben entwickelt. Ich komme auf dies Motiv der bösen Stiefmutter noch zurück und will hier nur wiederum vermuten, dafs der genannte Aberglaube eine seiner Wurzeln sei. — Dafs das Blut bei der Defloration gleichfalls als gefährlich galt, und dafs sich aus der Furcht vor diesem Blute die Sage von dem Mädchen herausbildete, das äufserlich so schön war und dessen Umarmungen den plötzlichen Tod brachten, hat Wilhelm Hertz (*Sage vom Giftmädchen, Gesammelte Abhandlungen*, 1905, S. 156 f.) erwiesen.

[3] Vgl. Reinhold Köhler, *Kleinere Schriften* I, 158 f.; Frazer[2] III, 353 f.

[4] Vgl. *Archiv* Bd. CXIII, S. 252, Anm. 2.

Seele. Und diese Antwort ist als Sagen- und Märchenmotiv gleichfalls lebendig, wie sie ja auch eine Fülle von Aberglauben hervorrief[1] — es heifst, die Kraft eines Helden wächst und sinkt mit der Sonne, je nachdem sein Schatten länger oder kürzer, d. h. seine Seele stärker oder schwächer ist;[2] und wer seinen Schatten verliert, hat damit gleichzeitig seine Seele verloren, wie der unglückliche Peter Schlemihl. — Eine dritte Antwort befremdet uns zuerst: die Seele ist eine Maus und läuft als Maus aus dem Munde des Schlafenden. Sie erklärt sich aber leicht: die Anschwellung am Arm, die die Muskeln verursachen, sieht, wie ja auch der Name Muskel beweist, einer Maus ähnlich: daraus entstand die Vorstellung, eine Maus ruhe dort, und sie sei die Seele. Nun enthalten die Märchen von den Prinzessinnen, die sich in Mäuse verwandeln,[3] einen neuen Sinn, und man darf wohl auch mit Hilfe dieser Vorstellung die Sage vom Rattenfänger von Hameln deuten:[4] ursprünglich lockte er, als rechter Zauberer und Seelenfänger, die Seelen der Kinder als Ratten heraus, und die Kinder mufsten ihren Seelen folgen: daraus wurden zwei Sagen, erst habe er die Ratten und dann die Kinder gelockt; da man nun die erste Sage und somit auch den eigentlichen Zusammenhang zwischen der ersten und zweiten nicht mehr verstand, erfand man eine neue Motivierung, um sie von neuem organisch zu verbinden, man brachte das alte, bekannte Motiv von einem überirdischen Wesen, das Menschen von einer Plage befreit und nicht den ausbedungenen Lohn, sondern schnöden Undank erhält, in unsere Sage; so verlief sie denn wie noch jetzt: die Einwohner von Hameln werden durch den Rattenfänger von Mäusen befreit, sie lohnen ihm mit Undank, und er verlockt dafür ihre Kinder, bis sie auf Nimmerwiedersehen in einem Wasser oder in einem Berge verschwinden. — Eine vierte Antwort: die Seele ist eine Schlange, begreift sich wohl daraus, dafs Schlangen auf der Erde und aus der Erde kriechen, die Leiber der Entschlafenen ruhen auch in der Erde. Eine Vereinigung beider Tatsachen ergibt den Glauben, dafs die Seelen der Verstorbenen, in Schlangen verwandelt, aus der Erde hervorkriechen, und dann weiter, dafs die Seele überhaupt als Schlange erscheint.[5] Manche Sagen und Märchen berichten, dafs ein Kind

---

[1] Besonders Frazer[2] I, 285 f.; Spencer, *Prinzipien* S. 177; Negelein, *Bild, Spiegel und Schatten im Volksglauben* (*Arch. f. Religionswiss.* V, 12 f.); Pradel, *Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde* XII, 1 f.

[2] Etwa Gawein, vgl. Gaston Paris, *Hist. litt. de la France* XXX, 35/6; Pradel, a. a. O. S. 11.

[3] Ich darf vielleicht an das reizendste Beispiel, an Sisi und Fifi in Brentanos *Gockel, Hinkel, Gackeleia,* erinnern.

[4] Grimm, *Deutsche Sagen,* Nr. 245 mit Anm.

[5] Wie die Seele Verstorbener für empfangene Wohltaten, so ist auch die Schlange dankbar. Vgl. Reinhold Köhler I, 366. 440.

mit einer Schlange speiste und gedieh, daſs es sie dann erzürnte, so daſs jene wich, und seit der Zeit nahm auch das Kind ab und zehrte sich langsam auf — es hatte eben in der Schlange seine Seele gekränkt, und als diese es verlieſs, muſste es natürlich sterben.[1] Namentlich orientalische Märchen wissen von Mädchen, die sich nächtens in Schlangen verwandeln, und die dann ihre Schlangenhaut abstreifen, um Mädchen zu werden, oder aus deren Munde eine Schlange hervorkriecht.[2] Man gab ja nun dem Toten öfters Schätze in die Erde mit, die Schlangen lebten in der Erde bei diesen Schätzen — daher vielleicht nennt das Märchen so oft Schlangen als Schatzhüter,[3] und daher kommt wohl auch das Motiv von Menschen, die sich nach ihrem Tode in Schlangen oder Drachen verwandeln, um bei ihren Schätzen zu wachen: ein Motiv, das uns allen aus der Nibelungensage (Fáfner) erinnerlich ist, und das ich auch in einem buddhistischen Märchen bemerkte.[4] — Die Seele entfaltet ja, vom Leibe getrennt, besondere Gaben: so auch die Schlange, ihr wird die Heilkraft zugeschrieben, denn sie lebt in nächster Nähe der heilenden Kräuter der Erde, und sie kennt auch das Kraut, das gegen den Tod gewachsen ist. Eines der ältesten griechischen Märchen (schon bei Pindar nachgewiesen) weiſs davon: Glaukos sitzt an der Leiche seines Freundes Polyidos, eine Schlange erscheint, er tötet sie; eine andere Schlange erscheint, sieht die entseelte, verschwindet und kehrt mit einem Kraut zurück, durch das sie die getötete belebt; die beiden Schlangen verschwinden, und Glaukos belebt durch das zurückgelassene Kraut auch seinen Freund. Dies Märchenmotiv können wir durch das Mittelalter — es drang bis in die nordische Vǫlsungasaga — verfolgen, und es wurde auch einem seiner Herkunft nach orientalischen, später von uns noch einmal zu betrachtenden, noch gegenwärtigen Märchen eingefügt und gab ihm einen neuen, echt märchenhaften Reiz.[5] — Der Schlange wird auch noch andere Weisheit nachgerühmt: daſs sie und auch daſs jeder, der von ihr gegessen, die Sprache der Tiere verstehe, und daſs sie diese Gabe als besondere Gunst mitteile.[6] — Eine fünfte Antwort: die Seele ist ein Vogel, versteht sich sehr leicht, wenn wir nur daran denken, daſs die Seelen sich im Traum

---

[1] *KHM* 105 und Anm.: 'Die Unke' ('Die Ringelnatter ist gemeint'). — Tylor II, 240.

[2] Vgl. Benfey, *Pantschatantra* I, § 92 und bes. S. 265; v. Haxthausen, *Transkaukasia* I, 318. 333.

[3] Über den Glauben an Edelsteine, die Schlangen im Kopfe tragen, Benfey, *Pantschatantra* I, 214 Anm.

[4] Jātaka, übers. von Cowell, etc., Nr. 137.

[5] Wilhelm Hertz, *Spielmannsbuch*² 408, 4. — Reinhold Köhler zu '*Die Lais der Marie de France*', ed. Warnke, CIV f.

[6] Grimm, *KHM* 16 mit Anm. — Reinhold Köhler, *Kl. Schriften* II, 610 u. Anm. 2; I, 336. 340. 342.

so leicht und frei bewegen wie ein Vogel, und daſs die Stimme eines Vogels ungefähr klingt, wie wir uns die der Seele denken: der der Menschen ähnlich, nur leichter und feiner. Dem Märchen vom Machandelboom gibt die Vorstellung von der Seele als Vogel eine ganz seltsame und wehmütig rührende Kraft. Verwandelte Menschen fliegen im Märchen oft als Vogel davon.[1] — Als Erscheinungen der Seele haben auch die Vögel im Märchen Kunde von verborgenen Dingen, warnen den Menschen vor Gefahren, zeigen ihm Schätze (Siegfried, Nibelungensage) etc.; ihren Lieblingen geben Sage und Märchen die Fähigkeit, daſs sie die Sprache der Vögel verstehen können.[2] Wie alt diese Vorstellung von der Seele als Vogel ist, hat uns zuletzt ja Weicker gezeigt: Homers Sirenen zum Beispiel waren ursprünglich Vögel, von der Göttin der Unterwelt entsandt, den Menschen durch ihren Gesang in die Reiche des Hades zu locken.[3]

In diesen Fällen — und noch in manchen anderen, die anzuführen ich mir aber erspare — hat die Seele eine bald weniger, bald ganz deutlich bestimmte und sichtbare Gestalt. Unbestimmter schon sind die Vorstellungen, daſs die Seele im Blut oder im Speichel eines Menschen wohne, die uns ja auch durch eine Fülle von abergläubischen Gebräuchen bezeugt wird und im Märchen meist in der Form fortlebt, daſs Blut oder Speichel statt des Menschen antworten, wenn er aus der Behausung einer Hexe oder eines Zauberers floh und statt seiner Blutstropfen oder Speichel zurücklieſs.[4] Die Sage erzählt ferner, daſs aus Speichel Menschen entstehen können — z. B. die nordische Sage von Kvásir, und dieselbe Sage berichtet, was uns auch als Brauch verschiedener primitiver Völker berichtet wird, daſs die Asen und Wanen zum Zeichen des Friedensschlusses alle in ein Gefäſs spuckten.[5]

Nach der Anschauung des primitiven Menschen lebt nun die Seele oder etwas von der Seele auch in allem, was je mit dem Menschen zusammenhing, und was mit ihm auch nur die

[1] J. Grimm, *Deutsche Mythologie*[4] II, 690. — Ad. Kuhn, *Mythol. Studien* S. 96. — *KHM* 47 mit Anm. — Frazer[2] I, 253 f. 278. — Negelein, *Globus* 79 (1901), 357. 381. — Weicker, *Der Seelenvogel*, 1902, S. 1 f. 20 Anm. 4. — Schoolcraft, *Indian tribes* VI, 637: Seele in süſssingenden Vogel verwandelt.

[2] Vgl. oben S. 7 Anm. 6. — Man vergleiche auch das Märchen vom treuen Johannes *KHM* 6 und Reinhold Köhler, *Aufsätze über Märchen und Volkslieder* S. 24 f. — Die Erlernung der Sprache der Tiere ist in den meisten Fällen die Erlernung der Sprache der Vögel: denn deren Stimme ist ja die menschenähnlichste.

[3] Weicker, a. a. O. S. 16 ff.

[4] Reinhold Köhler, *Kl. Schriften* I. 163. 171. — Hartland, *Legend of Perseus* II, 60—62. 74—76. 261. — Frazer[2] I, 384. 390.

[5] Hartland, *Legend of Perseus* II, 126 Anm. 5; II, 259. — Liebrecht, *Zu Gervasius von Tilbury*, 72.

leiseste, von uns kaum gefühlte Zusammengehörigkeit aufweist.[1] Die Seele eines Menschen liegt z. B. nach alter, vielfältig bezeugter Anschauung, in seinen Haaren.[2] Daher verliert in der biblischen, auch in Indien bezeugten Sage Simson mit seinen Haaren seine Kraft,[3] daher erscheinen, namentlich in orientalischen Märchen, Geister, sowie man ihre Haare verbrennt,[4] darum soll im deutschen Märchen der kühne Bursche dem Teufel drei goldene Haare ausreifsen — d. h. er soll ihm seine Kraft rauben —,[5] daher erzählen russische und altnordische Märchen, dafs ein Haar stärker fessele als die stärkste Eisenschnur.[6] Eine ähnliche Kraft wie die Haare besitzen die Nägel, die Feinde der Menschen zimmern aus ihnen Werkzeuge oder Schiffe, die höchst verderblich werden;[7] eine ähnliche Kraft haben auch die Knochen, die Seele birgt sich darin: in dem Grimmschen gewaltigen Märchen vom singenden Knochen, einem Märchen, das sich über weite Strecken der Welt, bis in den hohen Norden und den fernen Osten verbreitete,[8] und in dem der Knochen eines Ermordeten, zur Flöte eines Hirten geschnitzt, die Untaten selbst singt, die der Ermordete erdulden mufste — in diesem Märchen ist der Knochen nur die Seele des Erschlagenen. — Auch im Gewand ruht die Seele und die eigentliche Kraft eines Menschen; wer sein Gewand besitzt, der besitzt auch ihn selber; das ist wieder der Sinn des alten, schon in der nordischen Vǫlundarkviđa und auch im indischen Somadeva bezeugten Motivs von den Schwanjungfrauen, denen Sterbliche ihre Gewänder rauben, und die den Sterblichen wieder entfliegen, sobald sie sich ihrer Schwanengewänder wieder bemächtigten.[9] — Wenn ein altes ägyptisch-griechisches Märchen berichtet, ein Adler (oder, wohl ursprünglicher, der Wind) entführte einem Mädchen einen Schuh und warf ihn einem König

[1] Vgl. Oldenberg, *Religion des Veda*, 480.

[2] Frazer[2] I, 368 f. — Hartland, *Perseus* III, 105—111. — Spencer, *Prinzipien* 298. — Andrew Lang, *Myth. Ritual and Religion* I, 95. — Andrée, *Ethnogr. Parall.* II, 12 f.

[3] Frazer[2] III, 352 Anm. 1. 390.

[4] Viele Beispiele in *1001 Nacht.*

[5] Frazer[2] III, 358 Anm. 5: Seele des Nisus in einem goldenen Haar. — Grimm, *KHM* 29. — *Saxo Grammaticus* ed. Holder 292, 21 f.

[6] v. d. Leyen, *Märchen in Edda* 28/29. 30. — Reinhold Köhler, *Kleinere Schriften* I, 303—5. — J. Hahn, *Griechische und albanesische Märchen* I, 52. Leskien-Brugmann S. 399. 552/3.

[7] Frazer[2] I, 371 f. — Hartland, *Legend of Perseus* II, 138. — *Melusine* I, 549. — Liebrecht, *Zur Volkskunde* 319. 330. 367.

[8] *KHM* 28. — Schiefner, *Orient und Occident* (2). — Reinhold Köhler, *Kl. Schr.* I, 49. 54. Ders., *Aufsätze über Märchen und Volkslieder* S. 90.

[9] Frazer[2] I, 60. — Reinhold Köhler, *Kl. Schr.* I, 444; II, 413 Anm. 1. — Cosquin II, 16 f. — Somadeva, übers. von Tawney, II, 452 (XIV, 108) und Buch XVIII, 121 (72 ff.). — Hertel, *Bunte Geschichten* S. 59 f. — Liebrecht, a. a. O. 244.

in den Schofs, dieser aber ruhte nicht, bis das Mädchen die Seine wurde, so liegt vielleicht auch die Anschauung zugrunde, dafs das Mädchen dem König nicht entrinnen konnte, weil er ihren Schuh und damit einen Teil ihres Selbst besafs, und vielleicht entsprang aus derselben alten Anschauung das Schuhmotiv im Aschenbrödelmärchen. — Man gedenke auch an Tristan und Isolde, dafs dem König Marke ein goldenes Haar auf einem Strom entgegentreibt, oder dafs zwei Schwalben es vor ihm fallen lassen, und dafs er nur die zur Gemahlin haben will, der solches Haar gehört.[1]

Am zahlreichsten, fast aus dem Glauben aller Völker nachgewiesen und heute eigentlich mit derselben Kraft lebendig wie vor Jahrtausenden, ist die Meinung, dafs die Seele eines Menschen in seinem Bilde wohne, dafs, wer das Bild eines Menschen besitzt, zugleich über den Menschen Gewalt hat, und dafs alle Qualen, die man dem Bild antue, der Mensch selbst empfinden müsse — eine Meinung, die in alten und neuen Zeiten eine Fülle unheimlichen Zaubers erzeugte.[2] Aus diesem Glauben an die Macht des Bildes leite ich mir ein Motiv her, das besonders orientalische Märchen bis zum Überdrufs wiederholen: ein Prinz sieht das Bild einer Prinzessin, er zieht aus, die Prinzessin selbst zu suchen, findet sie nach vielen Abenteuern und Gefahren, und sie, die alle anderen Freier ausschlug, ergibt sich ihm gern, denn sie sah sein leuchtendes Bild im Traum — d. h. ihre Seele sah es —, und sie beide gehören nun zusammen.[3] — Eine Folge aus dieser Anschauung, aus der wieder eine Fülle von Zaubergebräuchen entspringt, ist es, wenn primitive Völker, um einen gewünschten Vorgang herbeizuführen, diesen Vorgang zuerst im Bilde nachahmen;[4] wenn sie z. B., um schwarze Wolken anzulocken, schwarze Böcke opfern, wenn sie, um ein Gewitter zu beschwören, mit Hämmern auf Kesseln trommeln, Feuerbrände zusammenschlagen und aus einem Bündel Zweige Wasser nach allen Richtungen spritzen. Oder wenn sie einen Teich durch Steine, durch Schläge mit Zweigen beunruhigen, damit ihn nachher Wind und Ungewitter ebenso erregen. Mir ist die Ansicht recht wahrscheinlich, dafs das namentlich aus Artussagen bekannte, in unseren Märchen und Sagen auch vielfach auftretende Motiv: der Held kommt an einen Teich, er wirft einen Stein hinein, da zieht ein greuliches Unwetter auf — dafs dies Motiv eigentlich ein Wetterzauber ist.[5]

Und wie das Bild der Spiegel: er besitzt zauberhafte Kraft,

---

[1] Reinhold Köhler, *Kleinere Schriften* II, 328—46.
[2] Frazer [2] I, 10 f. 293 f. — J. Grimm [4] II, 913 f.
[3] Benfey, *Pantschatantra* I, 417 f. — Erwin Rohde, *Griech. Roman* [2] 52 f.
[4] Frazer [2] I, 19 f.
[5] Frazer [2] I, 106 f. — Liebrecht, a. a. O. 335.

weil er das Bild, die Seele des Menschen, enthält und doch nicht enthält, weil er flach ist und doch die ganze Welt aus ihm wiederscheint. Aus diesen Beobachtungen entwickelte sich sehr leicht der Wahn, der Spiegel enthalte Verborgenes, was wir nicht sehen — er zeige nicht nur den Menschen selbst, sondern aufserdem, was zu ihm gehört, den Geliebten, er zeige nicht allein die Gegenwart, sondern aufser ihr noch die Zukunft.[1] So wurde aus dem einfachen Spiegel der Zauberspiegel des Märchens.[2]

Wie das Bild auch der Name: wer meinen Namen weifs, der hat Gewalt über mich, und wenn ich meinen Namen ausspreche, so gebe ich etwas von meiner Seele her. So erklärt sich die Scheu, den Namen auszusprechen, in Glauben und Sage.[3] Wieder die Helden des Artuskreises nennen ihren Namen ungern. Lohengrins, des himmlischen Helden, Namen darf Elsa nicht erfahren, denn wäre sein Name einer irdischen Frau bekannt, so wäre Lohengrin selbst seiner himmlischen Kraft beraubt. — Ins Possenhafte gewendet ist die alte Vorstellung im deutschen Märchen vom Rumpelstilzchen.[4] — Daher ist die Kenntnis des Namens in Märchen und Sage auch oft ein Zauberwort, das verschlossene Türen sprengt und den Weg zu verborgenen Schätzen öffnet.

Wer diese Beispiele recht überdenkt, der wird sich auch nicht mehr wundern, wenn etwa im böhmischen Märchen vom Wassermann der Wassermann gewaltig und entsetzlich anschwilllt, als ihn nur ein kleiner Wassertropfen berührte,[5] wenn in einem amerikanischen Märchen — und ganz ähnliches erzählt schon das altindische Mahabharata — ein in eine Frau verwandelter Biber wieder zu einem Biber werden mufs, sowie sie ein Tropfen ihres früheren Elementes, des Wassers, erreichte,[6] wenn Proserpina der Unterwelt angehört, kaum dafs sie in der Unterwelt von einem Apfel, d. h. von einer Frucht, die dort heimisch ist, genossen, wenn Orpheus sich nicht nach der Unterwelt (Lots Weib sich nicht nach dem untergehenden Sodom) umsehen (der Opfernde nur mit abgewandtem Gesicht opfern) darf: sowie Orpheus die

---

[1] Negelein, *Archiv für Religionswissenschaft* V (1902) S. 22 f.

[2] Bolte zu Wetzel, *Reise der Söhne Giaffers* S. 203 f. (*Lit. Ver. Stuttg.* 208). — Hartland, *Legend of Perseus* II, 13 f.

[3] Literatur bei Negelein, a. a. O. 35 Anm.: E. B. Tylor, *Early History of mankind* 136—92; Nyrop, *Navnes magt*, Kopenhagen 1887, *Opuscula philologica* 118—209; Kroll, *Rhein. Museum* 1898, 345. — Andrée, *Ethnogr. Parallelen* I, 165 f. — *Zeitschrift für Ethnologie* 27, 109—29. — Frazer [2] I, 404 f. — Singer, *Schweizer Märchen*, Bern 1903, S. 20 f.

[4] *KHM* 55 mit Anm. — Reinhold Köhler, *Kleinere Schriften* I, 54. 76. — *Folklore journal* 7, 138—43.

[5] Waldau, *Böhmisches Märchenbuch* (1866) S. 186. 194.

[6] Erwin Rohde, *Kleine Schriften* II, 212. — Liebrecht, *Zur Volkskunde* S. 58.

Unterwelt sieht, tritt er in ihren Bannkreis, sie zieht ihn zu sich und vernichtet ihn.[1]

Wenn die Seele des Entschlafenen sich vom Körper trennt, so verlangt sie nach Ruhe und dem Grabe,[2] so sehr, dafs sie dem Überlebenden im Traum erscheint und von ihm Bestattung erbittet, wie schon Patroklos nach seinem Tode von Achilles. Wieder wurde aus dieser Forderung nach der Ruhe des Grabes ein Märchen, das schon die alten Griechen kannten, das im deutschen Mittelalter als selbständige Dichtung wiederkehrt und dann in vielen neueren Märchensammlungen, abendländischen und morgenländischen, begegnet: Ein Reisender findet einen bleichen Mann oder einen Toten, um den sich Lebende streiten, er bezahlt dessen Schulden und sorgt für das Begräbnis, nachher erscheint ihm der Tote im Traum, warnt ihn vor mancherlei Gefahren, unterstützt ihn und bringt ihn endlich zu grofsem Glück.[3] Wie sehr die Toten sich nach Ruhe sehnen, schildert auch keine Kunst eindrucksvoller und zugleich rührender als die des Märchens, wenn es, uraltem Volksglauben entsprechend, berichtet, die Tränen der Überlebenden fielen wie salzige oder eisige Tropfen auf die Leiche des Gestorbenen, der nun umsonst sich in den ewigen Schlaf hinübersehne, und der nun selbst den klagenden Hinterbliebenen erscheint mit der Bitte, sie möchten aufhören mit Weinen.[4]

---

[1] Wen Geister anrufen, der ist ihrer Macht verfallen, Weicker, *Seelenvogel* S. 39. — Wer von der Speise der Unterirdischen ifst, kann der Unterwelt nicht entrinnen, Wilhelm Hertz, *Spielmannsbuch*[2] 360 (zu Herr Orfeo).

[2] Es war ja ein weitverbreiteter, uralter, auch als Sage fortlebender Brauch, dem Leichnam Verstorbener ein Schiff mitzugeben oder ihn auf ein Schiff zu bringen und es den Wellen zu überantworten, die des Geschiedenen Seele auf dem Schiffe in das Totenreich tragen sollten (Usener, *Sintflutsagen* 214 f. bis 220, über das Alter des Brauches). Wie eine Art Umkehrung oder, man möchte manchmal auch sagen: wie eine Art Fortsetzung, mutet uns das Sagen- und Märchenmotiv an von Knäblein, die von einem Strom oder dem Meere, in Schiffchen oder Kästchen liegend, angespült werden und später zu Heroen emporwachsen (Usener S. 88 f. und 108 f.): die alte Anschauung war vielleicht, dafs sie aus dem Reiche der Seelen kamen, und als man diese Anschauung nicht mehr verstand, erfand man, ein böswilliger König habe sie, infolge von unheilkündenden Prophezeiungen, ausgesetzt. Wenn diese Knäblein von manchen Völkern als halbgöttliche Wesen gefeiert werden, darf man vielleicht mit Usener an die alte Vorstellung denken, der Mond sei ein Nachen, auf dem der Himmelsgott über das himmlische Meer fahre, vom Reich der Seelen zum Reich der Menschen, diese Knäblein seien also eigentlich Himmelsgötter: im Falle diese Annahme das Rechte träfe, so lebten in diesen Findlingssagen alte Himmelsgottsagen fort (Usener, a. a. O. 130. 133. 242).

[3] Vgl. Karl Simrock, *Der gute Gerhard und die dankbaren Toten,* und Reinhold Köhler, *Kleinere Schriften* I, 5—38, bes. S. 38.

[4] Grimm, *KHM* 109 und Anm. — Gering, *Edda* 181 Anm. 1. — Wackernagel, *Kleinere Schriften* II, 399. — Reiche Literatur bei Hock, *Vampyrsagen* S. 8 Anm. 5. — Jellinek, *Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde,* 1904, S. 322.

Aufser den Menschen haben nach der alten Anschauung alle anderen Wesen eine Seele, namentlich die Tiere. Berühmte Helden führen ihr Geschlecht mit Vorliebe auf Tiere zurück.[1] Dann wieder hält der primitive Mensch das Tier für einen Menschen, der nur zeitweise Tiergestalt annahm, und zu dieser Meinung führt ihn ja auch die schon betrachtete Erscheinung, dafs Menschen sich zeitweise in Tiere verwandelt glauben oder die Seele in Tiergestalt, als Schlange, Maus, Vogel, erscheint. Daher erscheinen im Märchen vieler Völker so oft die Tiere, die nur verurteilt sind, des Tages als Tiere umherzustreifen, die des Nachts aber ihre Tierhülle ablegen und ihre wahre Menschengestalt annehmen. Dann wieder erscheint dem Wilden das Tier als ein durch Sicherheit und Stärke der Instinkte dem Menschen überlegenes, geheimnisvoll sprachloses Geschöpf, das er gern als halbgöttliches Wesen verehrt, und das auch das Märchen gern als hilfreich, mächtig und dankbar feiert, auch darum, weil der Mensch dem Tiere alles verdankt, wovon er lebt, dessen Fleisch ihn nährt, dessen Fell ihn kleidet, aus dessen Knochen er sich seine Geräte und Waffen schnitzt.[2] Viele Völker bitten wirklich die mächtigen Tiere, die sie töten mufsten, hinterher demütig um Verzeihung, oder sie töten die lebenden und verehren die getöteten Tiere.[3] Vielleicht schneidet man aus dem erlegten Tiere auch die Zunge, damit die Tierseele nicht weitersagen könne, dafs der Tierkörper getötet sei, und vielleicht führt auch auf diesen Brauch das Märchenmotiv zurück, dafs das Zeichen, dafs ein Held ein Untier getötet, immer die Zunge des Untieres sein mufs.[4] Möglicherweise ifst man auch bestimmte Knochen und Sehnen des Tieres nicht, um die Tiere an ihrer Auferstehung nicht zu verhindern. Das wäre wieder eine recht einfache Erklärung des Märchenmotivs, dafs ein Tier gegessen werden darf, nur bestimmte seiner Knochen nicht, wenn diese aber doch gegessen sind, so lahmt das Tier, nachdem man es belebt hat.[5]

Wie die Tiere denkt sich die primitive Phantasie auch die Bäume als beseelte Wesen[6] oder behauptet, dafs die Menschen

---

[1] Vgl. bes. Liebrecht, *Zur Volkskunde* S. 17 f.

[2] v. d. Steinen, *Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens* (1894) 354. — Rohde, *Kl. Schriften* II, 212. — Frazer[2] II, 435 f. — Tylor, *Primitive Culture* I, 467/8.

[3] Tylor, a. a. O. 468. — Frazer[2] II, 373 f.

[4] Frazer[2] II, 421. — Schon antik: *Apollodor* 3, 313. — Erwin Rohde, *Griech. Roman* S. 47. — W. Hertz, *Tristan und Isolde* 529 (Anm. 83). — Reinhold Köhler, zu Gonzenbach, *Sizilian. Märchen* Nr. 40; *Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde* 6, 75; *Kl. Schriften* 304. 399. 430.

[5] Frazer[2] II, 417. — Reinhold Köhler, *Kl. Schriften* I, 259. 273. 586.

[6] Andree, *Ethnogr. Parall.* II, 21. Aus der Tatsache, dafs die Bäume den Menschen schützen, dafs ihre Frucht ihn nährt, dafs sein Schatten ihn

aus Bäumen entsprungen seien. Diese Vorstellung hat manche Ursachen: die primitiven Menschen wohnen vielfach in der Nähe von Bäumen oder unter dem Schutz der Bäume oder in den Höhlen der Bäume; daraus entwickelt sich dann der Glaube, daſs die ersten Menschen aus Bäumen gekommen seien. Aus den Bäumen lassen sich ferner Geräte, Tiere, Figuren usw. schnitzen, und so ergibt sich dem Denken des Wilden als Folge, daſs seine Voreltern auch einmal von einem Gott ebenso aus Bäumen geschnitzt seien, wie er jetzt noch seine Geräte aus dem Baume schnitzt.[1] Genau dieser Vorstellung entsprechend erzählen alte Sagen und Märchen von Menschen, die aus Holz oder Bäumen geschnitzt und dann belebt wurden.[2]

Weiter muſs man daran erinnern, daſs die Bäume und Pflanzen aus der Erde emporwachsen; anderseits aber ruhen in dieser Erde die Seelen der Verstorbenen. Aus beiden Tatsachen zusammen ergibt sich die Meinung, daſs die Seelen in der Erde in die Bäume und Pflanzen eingehen und mit ihnen aus der Erde emporsprieſsen. Darum heiſst es in Märchen und Sagen überaus oft, daſs aus den Gräbern Verstorbener Blumen oder Bäume emporwachsen, und daſs in diesen die Seelen der Verstorbenen wohnten. Und diese Vorstellung haben gerade deutsche Sagen, Lieder und Märchen rührend vertieft, wenn sie etwa erzählen, daſs weiſse Lilien aus dem Grabe unschuldig Verurteilter sprieſsen, duftende Veilchen aus dem Grabe von Jungfrauen, daſs sich aus den Gräbern Liebender Blumensträuche winden, deren Äste sich verflechten.[3] Aus dem Grabe der Mutter wächst nach dem deutschen Märchen ein Baum mit goldenen und silbernen Früchten, und diese Früchte belohnen die gute, bestrafen die

---

erquickt, konnte sich auch leicht die Vorstellung von einem Lebensbaum entwickeln — einem Baum, der Leben gibt, und dessen Früchte auch Leben spenden oder gar Tote zum Leben zurückrufen. — Solche Lebensbäume mit belebenden Früchten kennt ja bereits die Sage des Alten Testaments vom Paradies und die griechische der Hesperiden. — Vielleicht hängt mit dieser Vorstellung auch der Glaube an die befruchtende, schwängernde Kraft des Apfels zusammen. Literatur bei Gunkel, *Genesis* 298 f., bei Erwin Rohde, *Griech. Roman* S. 46, bei Wilhelm Hertz, *Sage vom Giftmädchen, Ges. Abh.* S. 273 f., bei Hartland, *Legend of Perseus* I, 71 f., bes. 154 f.

[1] Vgl. v. d. Steinen, a. a. O. 363: die Männer seien aus Holzpfeilern, die Frauen aus Maisstampfern geschnitzt. — Ähnliche Gründe (daſs man aus Steinen Geräte und Figuren schafft) haben die Sagen, daſs Menschen aus Steinen entstanden. Über diese Sagen vgl. Usener, *Sintflutsagen* (1899) 245. — Über die Vorstellung vgl. Erwin Rohde² 169 (¹ 159).

[2] Mannhardt, *Wald- und Feldkulte* I, 7 f. — v. d. Leyen, *Indische Märchen* S. 145 f. Ders., *Märchen in Edda* S. 12.

[3] Jacob Grimm in *Deutsche Mythologie*² IV, 689. — Wilhelm Hertz, *Tristan und Isolde*² 569.

böse Tochter.[1] Ein anderer hübscher Glaube ist der, dafs die Seele des Menschen in einer Blume wohnt, die gedeiht, wenn er gedeiht, und welkt, wenn er in Gefahr kommt.[2] Märchenhelden lassen solche Blumen ihren Eltern zurück, wenn sie selbst auf ihre Taten ausziehen.[3]

Wir sind nun unmerklich von den Menschen in die Natur geführt worden. Es war eine Anschauung früherer Gelehrter, dafs die Wilden als unverdorbene, reine Völker auch die Natur, mit der sie in geheimem Zusammenhange lebten, rein erfafst hätten, dafs diese Erfassung sich aber in alten und tiefen Mythen spiegelte. Diese Anschauung war sehr verkehrt. Unbefangene Beobachter der Wilden melden eher das Gegenteil. Sie waren ganz erstaunt über die Gleichgültigkeit, die die Wilden allen Naturphänomenen entgegenbrachten, die sie ja jeden Tag sahen, und die darum nichts Besonderes für sie hatten.[4] Ist der Wilde aber, indem sich seine Anschauungen von der Seele langsam, langsam ausbilden, einmal dahin gelangt, die Natur als ein überall belebtes und beseeltes Wesen zu betrachten, so gewinnt sie für ihn eine neue Bedeutung. Nun will er plötzlich über alles Bescheid wissen, was in ihr vorgeht, er ist wie ein Kind, das, wenn es einmal angefangen hat mit Fragen, einfach nach allem fragt und auch so leicht nicht mit Fragen aufhört. Der Wilde gibt sich auf seine Fragen die leichtesten und einfachsten Antworten, denn er mag noch immer nicht viel nachdenken. Er ist wieder genau wie die Kinder, die ja auch auf alle Fragen Antwort fordern, aber ganz schnelle Antwort; denn das Interesse an einem Dinge währt bei ihnen nie lange und springt sofort auf ein anderes über. Solche Fragen an die Natur und solche Antworten aus der Natur sind aber sehr viele alte Sagen und Märchen, man nennt sie ätiologische, jedes Volk kennt sie, und sie gehören zum ältesten dichterischen Besitz des Menschen.

Wenn etwa in irgendeiner Landschaft Felsen menschenähnlich aussahen, so erzählte die Sage, dafs diese Felsen ursprünglich Menschen gewesen und dann zu Felsen versteinert wurden. Die älteste uns bekannte Sage der Art ist die Sage von Lots Weib, zu der ein Felsen in der Gegend des Toten Meeres Anlafs gab, der wie eine versteinerte Frau aussieht.[5] Die Sagen vom Watzmann und die von Hans Heiling zeigen uns, dafs man sich auch ganze Familien als versteinert dachte. Fanden sich tiefe Eindrücke in einem Felsen, so erklärte man sie als die

---

[1] Vgl. *Archiv* Bd. CXIII, S. 256 Anm. 3.
[2] Vgl. namentlich Hartland, *Legend of Perseus* II, 1 f.
[3] Vgl. Reinhold Köhler, *Kleinere Schriften* I, 67. 179/80. 303 (mit Boltes Nachträgen). — Brugman-Leskien Nr. 11—13, Cosquin Nr. 37.
[4] Vgl. z. B. Seeck, *Neue Jahrbücher für das klass. Altertum* II, 225 f.
[5] Gunkel, *Genesis* 193. — Andree, *Ethnogr. Parallelen* I, 97 f.

Spuren, die ein Riese oder das Pferd eines Riesen oder der Finger des Teufels oder der Fuſs des Heilands zurückließs. Man erinnere sich beispielsweise an die Sagen von der Roſstrappe und viele ähnliche.[1]

Die Bäume und Berge, alle Tiere, bestimmte Eigenheiten in ihrem Aussehen oder ihrem Benehmen, ihre Farbe, ihr Gang gaben zu ähnlichen Sagen Anlaſs, die erzählten, wie die Tiere zu diesen Besonderheiten gekommen seien, warum der Rücken der Schildkröte etwa geplatzt wäre, warum die Scholle ein schiefes Maul, der Esel seine langen Ohren und der Bär seinen stumpfen Schwanz habe usw.[2] Man darf hierher auch die Märchen rechnen, in denen die Sprache der Tiere gedeutet wird. Solche Märchen erzählen die Märchensammlungen der Naturvölker fast ausschlieſslich.

Es seien hier auch einige alte Kultursagen der Art erzählt. Die alten Inder erklären, warum die Wolken immer bei den Bergen weilten: früher, sagten sie, waren die Wolken Flügel der Berge, und die Berge lieſsen sich nieder, wo es ihnen gefiel. Da geriet die ganze Erde in Aufruhr, und so trennte ein Gott die Flügel von den Bergen und gebot diesen, zu bleiben, wo sie einmal wären. Die Wolken aber haben nicht vergessen, was sie früher den Bergen waren, und es zieht sie immer noch mit übermächtiger Sehnsucht zu ihnen hin.[3] Man darf mit dieser Sage die griechische, vom Plato im Gastmahl erzählte, vergleichen, daſs es Mann und Frau so unwiderstehlich zueinanderzöge, weil sie in früherer Zeit zusammengehört, einen hermaphroditischen Körper gebildet hätten. Eine andere griechische Sage weiſs, warum der Rabe schwarz wurde: um seiner Schwatzhaftigkeit willen verfluchte ihn Apollo zur Schwärze, früher trug er schneeweiſses Gefieder.[4] Ähnliches behaupten die Hottentotten: dem Schakal sei ein schwarzer Streifen auf dem Rücken eingebrannt, weil er einmal die Sonne gestohlen und fortgetragen. Eine Fülle anderer antiker Sagen derselben Art enthalten etwa die Metamorphosen

---

[1] Vgl. Grimm, *Deutsche Sagen* 135. 136 (mit Anmerkung, die auf orientalische Parallelen hinweist). 184. 185. 189 f. — Hartland, *Perseus* III, 132 f. — Andree, *Ethnogr. Parallelen* I, 94 f. — Liebrecht, *Zur Volkskunde* 96.

[2] Beispiele in jeder Märchensammlung. Ich verweise etwa auf v. den Steinen 357 f. — Tylor I, 410 f. — Andrew Lang, *Myth. Ritual and Religion* I, 140 f. — Emmy Schreck, *Finnische Märchen.* — Wossidlo, *Mecklenburgische Volksüberlieferungen,* passim, bes. die Anmerkungen zu II, 1. — Gunkel, *Genesis* S. VIII ff. — Singer, *Schweizer Märchen* S. 40 f.

[3] Pischel und Geldner, *Vedische Studien* I, 284. Und noch eine schöne indische Sage derart möchte ich hier erzählen: Wenn es Tag geworden, geht die Nacht in das Wasser, daher ist es so dunkel; wenn es Nacht wird, taucht wieder der Tag in das Wasser, und daher leuchtet es auf. — Vgl. Pischel, *Göttinger Gel. Anzeigen* 1895, 449 f.

[4] Ovid, *Metam.* II, 534.

des Ovid; deutsche Beispiele zu nennen erspare ich mir, weil jedem genug in Erinnerung sein werden. Ich will hier nur kurz darauf verweisen, dafs aus diesen ältesten Sagen einerseits die Vorstellungen von wunderbaren und geheimnisvollen Eigenschaften der Tiere sich entwickelten, etwa die vom Schwanengesang, von der Mutterliebe des Pelikans, von den Klagen der Turteltaube, von der Keuschheit des Einhorns etc., und dafs sie anderseits die Grundlage für alle Tierfabeln wurden, die dann namentlich Griechen, Juden und Inder weiterpflegten.

Der Blick der Naturvölker bleibt aber nicht an der Erde haften, er kehrt sich aufwärts gen Himmel. Fast alle Naturvölker haben eine Reihe von Sagen über Sonne und Mond, Tag und Nacht etc. Sie fragten sich, warum Tag und Nacht wechselten, warum die Sonne nachts untergehe und nicht immer scheine, warum sie gerade den Himmelsweg gewählt habe, auf dem sie nun Tag für Tag wandle. Warum der Mond Flecken habe, warum er bald kleiner, bald gröfser werde etc. Da hiefs es denn etwa, die Sonne laufe so regelmäfsig, weil sie jemand gebändigt habe, oder die Sonne habe ewig scheinen wollen, da habe man die Nacht zu Hilfe rufen müssen oder sie mit der Nacht zugedeckt. Der Mond erscheint, ich weifs nicht recht woher, als das unsittlichste der Gestirne. Man sagt, er müsse immer nackt umherlaufen, weil ihm infolge seines ewigen Ab- und Zunehmens kein Kleid passe,[1] oder er führe einen unsittlichen Lebenswandel und nehme deshalb immer ab, oder er verfolge die Sonne mit zudringlicher Liebe, bis sie endlich sich seiner Zudringlichkeit erwehrte und ihm das Gesicht mit Asche beschmierte; davon sei er noch heute voll schwarzer Flecke.[2] Sternbilder, die durch ihre Stellung oder ihre Form auffallen, haben auch besondere Sagen hervorgerufen, Die Plejaden denken sich z. B. viele Völker als Henne mit sechs Küchlein. Wenn in manchen Märchen ein treues Mädchen von den Gestirnen Geschenke erhält, mit denen sie sich den Geliebten zurückerobern soll, der ihrer vergafs, so ist das schönste Geschenk meist eine Henne mit sechs goldenen Küchlein.[3] Eine sehr schöne Sage über Sonne, Mond

---

[1] Vgl. auch Cardauns, *Die Märchen des Clemens Brentano* (*Schriften der Görres-Gesellschaft* 1895) S. 76/7.

[2] Vgl. Tylor I, 354/5; Andrew Lang, *Myth. Ritual and Religion* I, 122 f. 128 f. — v. den Steinen, a. a. O. 351—8.

[3] Über Sternsagen (Milchstrafse etc.) auch Tylor I, 357—60; Andrée, *Ethnogr. Parallelen* I, 103 f. Ein sehr merkwürdiges Beispiel, wie solche Motive immer lebendig bleiben und sich in später Zeit an Märchen fügen, ist das Märchen von den vier (oder sechs) kunstreichen Brüdern. Wir werden später erfahren, dafs es aus Indien stammt und sich über Europa verbreitete; das Ende war, dafs ein König nicht weifs, wem von sechs Brüdern er die Prinzessin geben soll. Da verfielen nun ein dänisches, serbisches und slavisches (Kraus, *Sagen und Märchen der Südslaven* I, 120.

und Sterne wird fast gleichlautend, nur in kleinen Einzelheiten verschieden, hier von den Malaien, dort in Kalifornien erzählt, und man kann daraus ersehen, wieweit eine Übereinstimmung zwischen zwei Sagen gehen kann, wenn sie aus den gleichen Grundbedingungen sich entwickelten; denn irgendein Einfluſs der einen Sage auf die andere kann hier nicht angenommen werden. Beide Sagen erzählen, daſs die Sonne alle Sterne fressen wollte. Der Mond rettete sie, als seine Kinder, aber einige Sterne verschluckte die Sonne doch. Wenn nun des Nachts die Sonne schläft, führt der Mond seine Sterne alle heraus, aber er kann den Verlust so vieler Kinder noch nicht verschmerzen, und so verhüllt er denn oft sein Antlitz in Wolken und weint.[1] Auch über die Gestalt der Gestirne fabelte man mancherlei. Die Sonne, hieſs es, sei ein Rad, aber den dazugehörigen Wagen sehe man nicht, und dieser werde von Sonnenpferden über den Himmel gezogen. Der Mond erscheint oft als Nachen, der über das Meer des Himmels fährt,[2] der Regenbogen als Bogen, aus dem ein Gott seine Blitze als Pfeile schieſst. Beim Gewitter ist dieser Bogen nicht sichtbar, aber sobald das Gewitter geendet hat, stellt ihn der Gott an den Himmel zum Zeichen seiner Versöhnung.[3] Beispiele für Vorstellungen dieser Art lieſsen sich natürlich noch viele anführen.[4] Wenn Mond und Sonne sich verfinstern, so meint man, daſs Dämonen sie verschlingen. Sonne und Mond verfolgende Untiere fürchten die Sagen sehr vieler Völker.[5] Auch die Nacht denkt man sich als Ungeheuer, das die Welt verschlingt. Die Sonne versinkt abends tief in ihrem Schoſs und ringt sich morgens mühsam wieder empor. Und auch alle Menschen und Tiere werden abends von der Nacht verschlungen und morgens wiederum aus ihrem Bauche befreit, ohne daſs sie irgendwelchen Schaden

---

Reinhold Köhler, *Kl. Schriften* I, 439) auf den Ausweg, Gott habe, um Zwietracht zu vermeiden, die sechs Brüder und die Prinzessin als Siebengestirn an den Himmel versetzt. — Es sei hier auch kurz auf den auch auſserhalb Deutschlands, in Märchen auftauchenden Glauben verwiesen, der alte Mond werde zerbrochen und daraus die Sterne gemacht. Reinhold Köhler I, 485. 505.

[1] Andrew Lang I, 130 f. — Tylor I, 356.

[2] Herman Usener, *Sintflutsagen* 130. 133. 242. — Böklen, *Die Sintflutsage* (*Archiv für Religionswissenschaft* VI, 1 f.). S. 13 zitiert ferner: Hillebrandt, *Vedische Mythologie* I, 357. Jensen, *Assyrisch-babylonische Mythen und Epen* 534. Wiedemann, *Religion der alten Ägypter* 13 f.

[3] Gunkel, *Genesis* 138. — Kurz erinnere ich an die Vorstellung des Regenbogens als Götterbrücke und Himmelsleiter: Gunkel, *Genesis* 289 f.; Roscher, *Ausf. Lexikon* II, 3057. Vgl. ferner Tylor I, 294.

[4] Man denke nur an die Sagen vom Mann im Mond etc. etc. Einiges bei Köhler, *Kl. Schriften* I, 114.

[5] Tylor I, 329 f. — Lasch, *Finsternisse in der Mythologie und im religiösen Brauch der Völker* (*Archiv für Religionswissenschaft* III, 152). Ders., *Ursache und Bedeutung der Erdbeben in Volksglauben und Volksbrauch* (ebd. V, 236 f.).

genommen haben. Einen solchen Verschlingungsmythus erzählen sehr hübsch und anschaulich die Zulus als eine Art von Kindermärchen.[1] Und dieser Zulugeschichte ist das böhmische Märchen von Bumbrlíček sehr ähnlich, mit dem man auch Kinder zu schrecken pflegte.[2] Auf Verschlingungsmythen hat man weiterhin alle Märchen und Sagen zurückführen wollen, die berichten, wie ein Ungeheuer einen Menschen verschluckt, nachher schlitzt man den Bauch dieses Ungeheuers auf, und der Mensch findet sich unversehrt darin. Also nicht nur die Geschichte von Jonas und dem Walfisch, sondern auch Märchen von der Art des Rotkäppchen, des Wolfs und der sieben Geislein, des Däumlings und ähnliche.[3] Ich erwähne das hier nur als Vermutung und weil ich keine bessere Erklärung für diese Märchen weifs.

Aufserdem fragt sich der Mensch, woher denn das gekommen sei, wovon er lebt und sich nährt, seine Speisen, sein Schlaf, das Feuer, das Wasser usw. Auf diese Fragen haben sich die Naturvölker viele und verschiedene Antworten ersonnen. Eine Menge von Tiermärchen erzählten, wie man die Tiere mit List überwältigt hätte, damit sie das hergäben, was der Mensch brauchte. So habe man der Eidechse, die immer schlafe, den Schlaf gestohlen usw. Von den Tieren, die im Wasser lebten, erzählte man, dafs sie alles Wasser verschluckt hätten, und dafs es vieler List bedurft hätte, bis sie es wieder von sich gaben; oder man sagte auch, das Wasser sei in Töpfen verborgen gewesen oder in Bergen versteckt, weil ja die Quellen den Bergen entspringen. Ähnliches erzählte man vom Feuer, weil das Feuer durch Reiben zweier Hölzer entsteht, hiefs es, das Feuer sei aus dem Holze hervorgelockt worden. Andere behaupteten, ein Heros habe es vom Himmel gestohlen und es mit dem Blitz auf die Erde gebracht. Über diese Sagen und Märchen habe ich in anderem Zusammenhange mich geäufsert und mufs sie hier später nochmals erwähnen.[4]

Man mufs sich nun nicht vorstellen, dafs alle Märchen und Sagen aus den Vorstellungen von Schlaf, Traum und Tod, aus dem Seelenglauben, aus dem Glauben an die Belebtheit der Natur und aus der Beobachtung der Natur sich entwickelt hätten; das alltägliche Leben, so gleichmäfsig und abwechselungsarm es

---

[1] Tylor I, 335. 338.

[2] Waldau, *Böhmisches Märchenbuch* S. 494.

[3] Tylor I, 341. Andere Deutung der Däumlingsmärchen (Däumling sei ursprünglich der kleine Stern über grofsem Bären) Andree, a. a. O. I, 105; *Globus* XXVIII, 10; Gaston Paris, *Le petit poucé et le grand ourse,* 1875.

[4] Vgl. Andrew Lang, *Myth. Ritual and Religion* I, 39; v. den Steinen 354; Aurel Krause, *Tlinkit-Indianer* 259. 261; von der Leyen, *Kleine Studien* (*Germanist. Abhh.,* Paul, S. 144 f.).

auch war, die alltäglichen Menschen, so ähnlich einer dem anderen auch sah, hatten doch alle ihre Besonderheiten, und diese Besonderheiten hielt die Überlieferung und Dichtung fest. Wenn sich ein Mensch etwa durch ungewöhnliche Klugheit, durch feine Sinne und scharfe Beobachtung oder durch ungewöhnliche Dummheit und ungewöhnliches Mifsgeschick hervortat, so lebte die Erinnerung daran bei den späteren fort, steigerte und vermehrte sich: auf solchen Menschen wurde eine ganze Fülle solcher Geschichten übertragen, gleichviel ob sie ursprünglich zu ihm gehörten oder nicht. Ein sehr verbreitetes und immer von neuem gern gehörtes Märchen von Scharfsinnsproben, das uns später noch beschäftigen mufs, hat seinen Ursprung in der Gabe der Naturvölker, auch die leisesten Spuren von Tieren und Menschen zu erkennen und richtig zu bestimmen. Ein anderes, bald ins Possierliche gewendetes, bald als Beispiel hervorragender Klugheit erzähltes Märchen erklärt sich aus der bei Naturvölkern üblichen Zeichen- und Geberdensprache.[1] Die Märchen vom klugen Hirten und von der klugen Dirne preisen wieder die ungewöhnliche Klugheit, im Orient wurden namentlich Kindern frühzeitiger Scharfsinn und frühzeitige Klugheit nachgerühmt. Auf der anderen Seite begegnen Motive wie die aus Grimms Frieder und Katerlieschen, aus seiner klugen Else, aus den Schwabenstreichen und Schildbürgerbüchern schon bei den Negern und bei Völkern Südamerikas. Ebenso hatten die Inder ihr Vergnügen daran, solche Geschichten zu häufen, etwa von einem Jungen zu erzählen, der eine Kanne Öl tragen sollte, und zwar vorsichtig, weil sie ein kleines Loch habe, und der, um das Loch zu finden, die ganze gefüllte Kanne umdrehte, so dafs natürlich das ganze Öl herausflofs. Oder von einem anderen, ebenso schlauen, der sieben Kuchen afs, erst beim siebenten satt wurde und sich dann beschwerte, dafs er den siebenten nicht zuerst gegessen hätte; dann wäre er doch sofort satt geworden. Oder die Geschichte von dem Sohn, der mit einer Axt nach der Stirn seines Vaters schlug, um eine Fliege auf der Stirn zu treffen, und dabei den Vater tötete. Oder von Affen, die Bäume an der Wurzel begiefsen sollten, und die die Bäume ausrissen, um diese Wurzeln zu finden. Oder von dem Burschen, der auf die Tür achtgeben sollte und die ganze Tür aushing und damit herumlief. Natürlich erzeugt das Leben solche Geschichten fortwährend, und sie finden auch immer von neuem in das Märchen und die Sage Eingang.[2] — Ich will schliefslich nicht vergessen, dafs sich wohl

---

[1] Die ausführlichen Hinweise gebe ich später, sobald ich zu den Märchen selbst komme.

[2] Eine Fülle dieser Geschichten schon in den *Jātakās* (übers. von Cowell), im *Pantschatantra* und im *Kathāsaritsāgara* des Somadeva. Eine Auswahl jetzt bei Hertel, *Bunte Geschichten* S. 169 f. — Von afrikanischen Völ-

schon die ältesten Völker in ihren Märchen an den Wunschdingen erlabten, die sie im Leben doch nie erreichten, an Tischen, die sich immer von selbst deckten, Braten, der niemals aufgezehrt worden, an Tieren, die immer Gold legten, und ähnlichen Kostbarkeiten mehr.

Schon in früher Zeit hatten auch die verschiedenen Stände und Berufe ihre Sagen und Märchen. Genauer wäre das in einer Geschichte der Sage zu erörtern, was leider noch nicht geschah. Wieviel Licht könnte doch solche Erörterung in die dunkle Urgeschichte der Kultur bringen. Ich mufs mich hier wieder mit ganz spärlichen Andeutungen zufrieden geben. Den Jägern und Hirten galten viele alte Märchen, sie erscheinen darin wie im Leben auch: im Umgang mit Tieren und im Kampfe gegen Tiere. Man gedenke hier nochmals des Märchens vom klugen Hirtenknaben. Die Schiffer, die über die Meere und in fremde Länder sich wagten, denen sich bei langen, einförmigen Seefahrten die verlockendsten Visionen wunderprangender Länder vorspiegelten, behaupteten bei ihrer Rückkehr, ins Paradies eingedrungen zu sein und haben auch schon vor Jahrtausenden anderes von ihren abenteuerlichen und unerhörten Erlebnissen gefabelt. Solche Schiffermärchen lebten im Lauf der Zeiten immer neu auf. Die Odyssee darf man ein grofses Schiffermärchen nennen. Der alte griechische Roman setzt sich vielfach aus Reise- und Schiffermärchen zusammen, die Araber hatten ihren Sindbad und das Mittelalter seinen König Alexander und Herzog Ernst. Diese Hinweise genügen vielleicht, man kann schon aus ihnen die endlose Verbreitung und Bedeutung der Schiffermärchen ahnen.[1]

Da die Menschheit zu allem, was sie hatte oder dessen sie bedurfte, durch Gewalt oder List oder Raub gekommen war, konnte sie vor Räubern und Dieben nur Hochachtung empfinden,

---

kern gibt interessante Beispiele namentlich Reinisch, *Bilinsprache*, Wien, Sitzungsber. 99 (1882), bes. 703 f.; *Chamirsprache in Abessinien*, ebenda 106 (1884), 317 f. (322 Taler säen, 326 Butter auf Boden streichen, Mehl im Flufs wärmen, auf den Sonne scheint: beide, Mann und Frau, vom Flufs verschlungen); *Afarsprache* I, ebenda 111 (1885), 5 f. 114, (1886) 160 f.; *Kumānasprache* III, ebenda 119 (1889), Abhdlg. 5 (Nr. 8 Taler säen, Nr. 9 Butter auf Gras schmieren, Mehl im Teich wärmen, Nr. 13 sexuelle Unerfahrenheit verhöhnt). Reiche Zusammenstellungen auch bei Reinhold Köhler, *Kleinere Schriften* I, 604 (s. v. Narrenstreiche), 605 (s. v. Schildbürgerstreiche), Liebrecht, *Zur Volkskunde* 117, und namentlich bei Bolte in seinen Anmerkungen zu Valentin Schuman (Lit. Verein 197), Jacob Frey (Nr. 209), und Montanus (217). Auch die Unerfahrenheit in geschlechtlichen Dingen wird sehr gern, und auch schon seit recht alter Zeit, verspottet. Bolte, zu Valentin Schumann Nr. 36. 37, S. 407. Auf den Wettstreit der Faulen im Märchen, auf die Lügenwettkämpfe sei nur hingedeutet.

[1] Vgl. Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 173. 176 f. 179. 180—83 (Sindbad). 183 (Ägyptische Reisemärchen). 185 f. (Alexanderroman).

und dementsprechend feierten Märchen und Sagen gern den kühnen und verschlagenen Dieb. Es wird hier jedem das langhin fortlebende, schon von Herodot erzählte altägyptische Märchen vom Meisterdiebe einfallen, und wohl auch viele ähnliche, die sich das Volk noch heute mit gruselnder Bewunderung so gern anhört.[1] Die alten Inder haben gleichfalls in ihren Märchen die Diebe gepriesen. Die vielen, von den Germanen vor allen oft erzählten Sagen von Brautraub und Brautwerbung dürfen in diesem Zusammenhange wenigstens flüchtig berührt werden. Ein rechter germanischer Held raubt seine Braut immer den Brauteltern, die sie ängstlich hüten, oder erkämpft sie sich durch Heldentaten.[2] Und diese Helden kamen dann ja auch von der Sage in das Märchen. Die Sagen aber erzählen auch hier wieder nur, was wirklich Sitte war; bei vielen primitiven Völkern bestand die Satzung, daſs die Braut geraubt werden muſste.

Die Richter, die besonders kluge und scharfsinnige Entscheidungen gefällt, wurden durch Sage und Märchen ebenfalls unsterblich. Der erste dieser Richter, der uns bekannt ist, war wohl Salomo. Andere höchst spitzfindige und ausgetiftelte richterliche Entscheidungen verbreitete das indische Märchen.[3]

Wie die Diebe bewunderte und fürchtete man in alter Zeit auch die Baumeister. Jakob Burckhardt bemerkt gelegentlich,[4] der Übergang von der ländlichen, nomadenhaften Lebensweise der Hirten und Jäger zur städtischen und seſshaften der Bürger wäre kaum im Frieden geschehen. Er sei den primitiven Menschen als etwas Widernatürliches erschienen und habe wohl manches Blut und manche Freveltat gekostet. Erinnerungen daran zittern in Sage und Märchen, auch in Brauch und Glauben, bald leiser, bald stärker nach. Groſse Bauten gelten als Freveltaten,

---

[1] Auch auf das Märchen vom Meisterdieb habe ich zurückzukommen. Vorläufig genüge ein Hinweis auf Wiedemann, *Das II. Buch des Herodot* S. 447 f., und auf *Jātaka* Nr. 305. *Thukydides* I, 5: Im ältesten Hellas waren fortwährend Raubzüge, der Erwerb durch Raub galt nicht als ehrenrührig, im alten Epos fragte man unbedenklich den Fremden, ob er als Räuber über das Meer gekommen. Schrader, *Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde* I, XXVIII.

[2] Voretzsch, *Epische Studien* S. 190 f.

[3] Vgl. zum salomonischen Urteil, das auch in Indien erzählt wird, Oldenberg, *Literatur des alten Indien* 114; sonst etwa Erwin Rohde, *Griech. Roman* 370 Anm. 1; Benfey, *Pantschatantra* I, 395 f.; Bolte, zu Wetzel, *Reise der Söhne Giaffers* 208 (auch Scheinbuſsen: etwa Bratenduft mit Geldklang bezahlt, süſse Musik mit süſser Hoffnung auf Bezahlung); Hertel S. 3; Aristoteles, *Ethica Nicom* 9, 1; Plutarch ed. Reiske 6, 150. 7, 318 (Schattenbuſse für geträumte Kränkung etc.).

[4] *Griech. Kulturgesch.* I, 72. Vgl. ferner Andrée, *Ethnogr. Parallelen und Vergleiche* I, 18 f. (Einmauern unschuldiger Kinder in Fundamente von Häusern). I, 24 f. (Hausbau); Liebrecht, *Zur Volkskunde* 284 f. (Menschen vergraben, um Einstürzen von Bauten zu verhindern); Pradel, *Schatten im Volksglauben* S. 25 Anm. 2. 3.

wie schon nach der jüdischen Sage der Turmbau zu Babel, nur dämonische Geister, in deutschen Sagen der Teufel, können sie vollbringen, Unrecht, Verrat und Betrug hängen schauerlich mit ihrer Entstehung zusammen. Man erinnere sich etwa an die alte griechische Sage von Laomedon und dem Bau Trojas oder an die nordische vom Riesenbaumeister.[1] Ein jeder Bau verlangt Menschenopfer und droht Unglück oder Schrecken, wenn ihm diese Opfer nicht gewährt werden. Auch die Seelen aller, die in Häusern und in Schlössern jemals lebten und litten, Freveltaten verübten und Freveltaten erfuhren, hausen gespenstisch dort weiter fort, zeigen sich klagend und warnend, wenn Unheil bevorsteht, schrecken oder erwürgen jeden Unberufenen, der in das Haus eintritt, machen den Aufenthalt dort zu einem Aufenthalt des Grauens und sehnen sich und wimmern herzzerreifsend nach Erlösung. Solcher Sagen und Märchen gibt es schon in Deutschland unzählige: und da in solchen Bauten die Seelen Verurteilter, zu Erlösender ihr Wesen treiben, da ihre Schrecken denen der Hölle gleichen, sind solche Sagen von verwunschenen Schlössern und Häusern öfter mit Unterweltsagen zusammengefallen. Wir können das schon in den nordischen, noch deutlicher aber in den französischen Sagen des Artuskreises beobachten.[2]

Diese Sagen von Bauten führen von selbst zu den Opfersagen. Es war ein alter Brauch, dafs man erzürnte Geister, die Seelen der Abgeschiedenen etwa oder andere Geister, denen man besondere Macht zutraute, wie die Geister, die über Wetter und Regen herrschten, durch Menschenopfer zu versöhnen suchte. Auch die Flufsgottheiten, die im Frühjahr über die Ufer traten und die Fluren verwüsteten, stellte man sich als empörte Gottheiten vor und suchte ihren Zorn durch Menschenopfer alljährlich zu besänftigen. Aus diesem Brauch löste sich wohl die als Märchen und Sage überall fortlebende alte Erzählung von dem Opfer, das einer Gottheit oder einem Ungeheuer oder einem Drachen alljährlich gebracht wird, bis ein Held kommt, das Untier überwindet, das letzte Opfer, oft die Tochter eines Königs, befreit und dann heimführt. Es wurde das ein Märchenmotiv, das in die vielfältigsten Sagen und Märchen Eingang fand, und das unsere Aufmerksamkeit noch mehrfach beanspruchen mufs. Ob das Opfer an den Drachen ursprünglich eine Jungfrau war, wage ich noch nicht zu entscheiden, vielleicht kam diese Jungfrau aus einem anderen Märchenkreis, der sich um das Motiv des vom Ungeheuer bewachten Mädchens drehte.[3]

---

[1] Vgl. v. d. Leyen, *Märchen in Edda* 38; Bugge, *Studien zur Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage* 270; J. Grimm, *Mythologie*[4] I, 450.

[2] Vgl. *Archiv* CXIII, 258 Anm. 3.

[3] Vgl. namentlich Hartland, *Legend of Perseus* III, 1 f. 38 f. 67 f. (über Opfer).

Diese Opfersagen gehören kaum noch in den Rahmen der gegenwärtigen Erörterungen; denn diese wollten nur zeigen, wieviele unserer Märchenmotive — ich glaube fast alle wesentlichen — sich aus der Urzeit des Menschen ablösten, aus allem, was ihm damals wirklich war, aus seinem Leben, aus der Natur, wie er sie sah, und noch öfter aus seinem Wahn, seinem Aberglauben und seinen Träumen. Es klingt das gewiſs überraschend, daſs auch die Heimat des Märchens nur unsere Wirklichkeit und deren wache und geträumte Erlebnisse sein sollen — die Heimat desselben Märchens, das nun so wirklichkeitsfremd und phantastisch geworden —, aber diese Erkenntnis ist so wahr, daſs man sich mit Hilfe unserer Sagen und Märchen das Leben und die Psyche des Urmenschen wieder vorstellen kann.

München. Friedrich von der Leyen.

(Fortsetzung folgt.)

Hrotsvits literarische Stellung.

I. Frauendichtung im Mittelalter.

1. Des Mädchens Klage.

Als F. Löher 1858 seinen feinsinnigen Vortrag über Hrotsvit hielt, gedachte er[1] auch der schönen Stelle aus der Marienlegende, wie die h. Anna im Garten das Vogelnest sieht mit den Alten, die ihre junge Brut atzen, und wie sie dabei das bittere Gefühl ihrer eigenen Kinderlosigkeit überwältigt. Er gibt die Stelle wieder und schliefst mit dem pathetischen Ausruf, so empfinde, so dichte nur eine deutsche Frau. Das war denn freilich am Ziele vorbeigeschossen. Hätte er sich um die Quelle der Marienlegende gekümmert, die später, gleichzeitig und einer vom anderen unabhängig, R. Koepke und O. Schade nachgewiesen haben,[2] er würde gesehen haben, dafs die Szene dort, in dem Kindheitsevangelium des sogenannten Ps.-Matthaeus, schon ganz so vorgebildet ist, wie sie sich denn auch die anderen mittelalterlichen Bearbeiter der Legende nicht haben entgehen lassen. Aber es ist lohnend, das Motiv in seiner Loslösung von der Legende zu verfolgen.[3]

Die Zeit des ausgehenden Altertums würde das Motiv, wenn sie es für sich allein gestaltet hätte, in die Form des Epigramms gekleidet haben, wo es denn, fein zugespitzt, seine Wirkung nicht verfehlt haben würde. Aber es wäre das doch nur ein Notbehelf gewesen. Voll und unmittelbar wäre es nur herausgekommen, wenn es, etwa von Sappho, in ihrem Stil, in ihrem Dialekt, behandelt worden wäre:

[1] *Wissenschaftl. Vortr., geh. zu München im Winter 1858*, S. 484.

[2] Darüber jetzt Strecker, *Hrotsvits Maria und Ps.-Matthaeus,* Dortmund 1902.

[3] Ich knüpfe hier wieder dankbar an Wilamowitz an, *Reden und Vorträge,* S. 18 f.

Δέδυκε μὲν ἁ σελάννα
καὶ Πληίαδες, μέσαι δὲ
νύκτες, παρὰ δ'ἔρχετ' ὥρα,
ἐγὼ δὲ μόνα καθεύδω.

Die Spätzeit half sich, indem sie das Motiv in die Legende, d. h. die fromme Novelle, herüberrettete. Aber es kam die Zeit, die es wieder zu eigenem Leben erweckte, und die es aus der scheinbaren Objektivität erlöste; nun ist es nicht mehr die h. Anna im Garten, sondern das Mädchen selber, das im Lenze dem Kontrast zwischen seinem eigenen Schattenleben und dem Liebesleben ringsher in der blühenden Natur mit bitterer Klage Ausdruck leiht. Das Gedicht steht in den hochbelobten Cambridger Liedern.[1] Aber freilich, wer kennt es? denn während die 'Denkmäler' so manchen Schwank bekannt erhalten, sind sie an diesem intimen Kabinettstück vorübergegangen; und Scherers Hinweis in der *Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert* (S. 8) hat nichts gefruchtet. Obendrein ist die Hauptsache, daſs der Mai beim Point d'honneur gefaſst wird, durch einen bösen Fehler der Überlieferung entstellt.[2] Ich teile es hier in berichtigtem Text mit, samt einer Nachbildung, als Probe eines von mir seit längerer Zeit vorbereiteten mittellateinischen Dichterbuches, das dem Abschluſs nahe ist.

Levis exsurgit zephyrus
et sol procedit tepidus;
iam terra sinus aperit,
dulcore suo diffluit.

Ver purpuratum exiit,
ornatus suos induit;
aspergit terram floribus,
ligna silvarum frondibus.

Struunt lustra quadrupedes
et dulces nidos volucres;
inter ligna florentia
sua decantant gaudia. —

Quod oculis dum video
et auribus dum audio,
heü, pro tantis gaudiis
tantis inflor suspiriis.

Cum mihi sola sedeo
et haec revolvens palleo,
si forte caput sublevo,
nec audio nec video.

Tu saltim, Veris gratia,
exaudi et considera
frondes, flores et gramina;
nam mea languet anima.

Mit lindem Hauch der Westwind weht,
die Sonne warm am Himmel steht,
und ob dem Acker füllt die Luft
der frischen Brache würz'ger Duft.

Es kam der Lenz in Herrlichkeit,
er trägt sein festlich buntes Kleid;
nun sprieſsen neu das Laub im Wald,
der Wiese Blumen mannigfalt.

---

[1] Jaffé, *Zs. f. dt. Altertum* 14, 492; Piper in *Kürschners Dt. Nat.-Lit.* 162, 231.

[2] *tu saltim velis, gratia, exaudi* 6, 1; auch 2, 1 hat die Hs. und Jaffé *exuit*.

Das Wild in Kluft und Waldversteck,
die Vöglein bau'n in Busch und Heck';
und frohen Schalls ihr Hochzeitlied
weithin den grünen Wald durchzieht.

Wenn solches Bild mein Auge schaut,
mein Ohr vernimmt des Liedes Laut,
wie alles jauchzt in Freud' und Lust,
ach, dann schwellt Seufzen meine Brust.

Ich sitz' für mich in Einsamkeit
versonnen da mit meinem Leid,
und hebe ich das Haupt empor,
ist blind mein Auge, taub das Ohr.

Erhöret ihr das Flehen mein,
Herr Mai, in Gnaden seht darein;
die ganze Welt in Blüten steht, —
indes mein darbend Herz vergeht.

Das ist überraschend modern. Modern ist das Naturgefühl, obwohl Ostern stets, auch für die Menschen des Mittelalters, das Fest der auferstehenden Natur gewesen ist;[1] modern vor allem das Gefühl für den frischen Erdgeruch. Und modern ist die Schilderung des Mädchens, die der Dichter so wahr und abgelöst von seiner eigenen Persönlichkeit aus sich herausgestellt hat. Aber ist denn wirklich ein fahrender Spielmann der Dichter? ist es nicht vielleicht doch eine Dichterin, die hier, um die Wende des ersten Jahrtausends, ausspricht, was ihr die Brust schier zu zersprengen droht? ist es nicht am Ende wirklich eine namenlose Vorgängerin Heloisens und der grofsen Marie de France? Gleichviel — die Heimat des wundersamen Gedichtes ist unzweifelhaft Frankreich, und hier haben wir ein uraltes Kleinod der eben erwachenden modernen Lyrik.

Das Gedicht ist modern. Das läfst sich nicht besser klarmachen, als wenn wir es mit einem Gedicht aus unseren Tagen vergleichen. Man könnte es mit A. Silbersteins Gedicht *im Klostergarten* zusammenhalten; aber dies ist wohl kaum ganz unabhängig von dem alten Ps.-Matthaeus und nur ins Moderne umgesetzt. Wer wirklich verstehen will, nehme ein schönes Gedicht von Lulu v. Straufs und Torney dagegen,[2] der Heimatdichterin Niedersachsens, die die moderne Kritik mit Gewalt zur Balladendichterin stempeln will, während ihre wahre Bedeutung in ihrer Naturlyrik und zumal in den edlen Resignationsgedichten der *Einsamkeiten* beruht.

---

[1] Darüber ein Wort in meiner *Dichterschule St. Gallens,* in Ilbergs *N. Jahrb.* V, 355.

[2] *Balladen und Lieder,* S. 113.

Hohe Zeit.

Aller Sehnsucht Qual verlor
sich in seligem Gewähren —
sieh', von blühenden Altären
raucht der Blütenstaub empor!

Sieh', die Linde hütend hängt
übers Nest die grünen Schleier —
hohe Zeit der Lebensfeier,
die zu sel'ger Fülle drängt!

Meine Sehnsucht braust und schwillt —
marternd mufs ich dich erfahren,
grofses Frühlingsoffenbaren,
das nur mir sich stumm verhüllt!

'Das nur mir sich stumm verhüllt' — *si forte caput sublevo, nec audio nec video* —.

Ich sprach vorhin die Vermutung aus, dafs wir in dem alten Gedicht Frauenlyrik vor uns haben. Die Frage ist nicht ganz zu trennen von der anderen, ob die 'Frauenstrophen' der mittelhochdeutschen Lyrik wirklich, wie W. Scherer gemeint hat, von Frauen herrühren. Wilamowitz hat in seinem grundlegenden Aufsatz über die antike Hilarodie oder Lysiodie, die er für immer 'des Mädchens Klage' getauft hat, gegen die Annahme von Dichterinnen die Analogie der Griechen geltend gemacht.[1] Es sei undenkbar, dafs Dichterinnen wie Korinna, so sehr ihr Dichten den konkreten Aufgaben und dem Momente galt, die Hingabe ihres eigenen Herzens und Leibes an den geliebten Mann zum Gegenstand ihrer Kunst gemacht hätten. Und vollends Sappho, die die eigene Empfindung ausspricht, habe weder im eigenen Namen noch in dem der Bräute, für die sie dichte, Liebe zu einem Mann ausgesprochen: sie würde damit sogleich ihre gesellschaftliche Stellung verloren haben. Ein Gedicht wie das vorhin angeführte (*δέδυκε μὲν ἁ σελάννα*), scheide aus: das sei 'wirklich verfasserlos', 'gar nicht individuell'.

Ich habe seine Begründung so genau angeführt, weil hier jedes Wort wichtig ist. Scheinbar spricht ja die Analogie der Griechen gegen die Annahme einer Dichterin, obwohl auch dann auf der anderen Seite die Analogie Heloises übrigbliebe, von der noch zu reden sein wird, während die Liebesbriefe der Sulpicia (Tibull IV 8—12) nie für die Öffentlichkeit bestimmt waren;[2] aber nur scheinbar. Denn in Wirklichkeit haben wir hier ja gerade ein Analogon zu Sapphos *δέδυκε μὲν ἁ σελάννα*: 'gar nicht individuell' — aber allgemeingültig, ewig wahr.

---

[1] *Gött. Nachr.* 1896, S. 225, Anm. 2; vgl. Reich, *Mimus* I 343.

[2] Ich glaube nun und nimmer, dafs man gegen die Überlieferung mit IV 7 die Reihe der eigenen Gedichte Sulpicias eröffnen darf. Das ist kein Anfang, sondern ein Abschlufs. Wer dies Gedichtchen tibullischer Kunst unwürdig fände, müfste es an den Schlufs, nach IV 12, stellen, würde aber damit immer noch die kunstvolle Komposition aufheben, in der IV 7 unter den Gedichten Tibulls dem Schlufsgedicht Sulpicias (IV 12) entspricht.

Und wenn die Analogie der Griechen gegen die mittelhochdeutschen Frauenstrophen spricht, so spricht sie ebenso laut für weibliche Kunst im Frühlingsliede. Die Lysiodie aber wird den vorhin angenommenen Stilmöglichkeiten beizuzählen sein, als diejenige Kunstform, worin die Zeit des Augustus solche Empfindung ausgesprochen haben würde, mag auch 'des Mädchens Klage' die Klage der Verlassenen sein und nicht die Klage der Einsamen.

2. Niedersächsische Heimatkunst im Mittelalter.

Die moderne deutsche Dichtung steht im Zeichen der Heimatkunst; ihre besten Vertreter wurzeln fest im Heimatboden. Der mittelalterliche Mensch dagegen, sobald er der gelehrten Bildung teilhaft geworden, gehört in erster Linie der Kirche an, die die *ecclesia catholica* ist; danach seinem Kloster; vom Stammescharakter ist meist wenig zu spüren. Aber es ist doch bezeichnend, dafs gerade die gröfsten Talente des Mittelalters Menschen von stark ausgeprägter Stammeseigentümlichkeit sind.[1] Man denke an Notker und Hrotsvit. Notkers beste Kraft liegt in seinem echt schwäbischen, an G. Keller gemahnenden Humor, mit dem er alles zu vergolden weifs: die Fabel vom kranken Löwen und das Lügenmärchen vom Wunschbock, das noch heute an des Bodensees Ufern lebendig ist, wie die Anekdoten vom Kaiser Karl, dessen überragende Gröfse sich im Andenken der Nachwelt nicht schöner abbilden konnte, als es in Notkers Geiste geschehen ist, alles umfassend, das Gröfste wie das Kleinste. Der treue Lehrer seiner Schüler, an denen er hängt, auch wenn sie es ihm nimmer danken, dessen Briefe an Mörikes 'Musterkärtchen' erinnern, und der geniale Schöpfer der Sequenz, der die geistliche Lyrik auf Jahrhunderte in neue Bahnen wies, dessen Gröfse es ist, dafs er im Göttlichen stets das Reinmenschliche zu sehen weifs, dafs er das göttliche Geheimnis dem Herzen nahe zu bringen versteht, er ist in seiner liebevoll sinnigen Art Schwabe durch und durch. Ganz anders die Nonne von Gandersheim. Herbe und verschlossen ist sie, trotz Annette von Droste-Hülshoff, und verbirgt die tief innerliche Weichheit ihres Wesens, dafs sie nur hier und da, wo sie von ihrem lieben Gandersheim redet oder liebevoll verweilt bei der Charakteristik ihrer heiligen Jungfrauen, die ihr Schwester, Kind und heiliges Vorbild zugleich sind, unerwartet und schier elementar durchbricht. Ist Notkers Kennzeichen die Lust am Fabulieren, die liebevoll das Bild aus tausend kleinen feinen

---

[1] Ich verfolge hiermit Gedanken, die ich früher (*Stilfragen* S. 12) nur andeuten konnte.

Einzelzügen zusammenstrichelt, die ihn in den Sequenzen befähigt, das ganze Lied auf ein Bild zu stellen, daraus aber auch alles hervorzuholen, was darin liegt, so liebt sie es, kurz und knapp, mit wenigen Worten ihr Bild zu umreifsen, und führt in ihren Dramen, worin ein geistvoller Erklärer[1] Nordseeluft zu spüren gemeint hat, mit sicherer Hand die Fäden der Handlung: man denkt unwillkürlich an Hebbel. Freilich mufs man dabei nicht Mafsstäbe anlegen, die für ihre Zeit und deren so ganz eigen geartete Kunst nicht passen; doch darüber wird später zu reden sein.

Heimatkunst im schönsten Sinne ist das letzte, reifste Werk Hrotsvits, ihr Gedicht von den Anfängen des Klosters Gandersheim. Man sehe etwa die wundervolle Schilderung des Zeichens, das den Ort der Klostergründung bestimmt. Ich gebe sie hier deutsch, freilich in einer Übertragung, die ich nachher selber kassieren mufs; aber ich glaube, trotz ihrer Unvollkommenheit mehr damit zu erreichen, als wenn ich die Stelle lateinisch oder nach einer der gedruckten Übersetzungen gäbe.

Wie alte Leute sagen, so die Wahrheit wissen,
war nah beim Kloster ein Wald in jenen Tagen,
geborgen im Bergesschatten gleich wie wir noch heute;
und war ein Hof gelegen dorten im Walde,
wo Herrn Ludolfs Hirten zu weiden pflegten
und in des Meiers Hütte bei nächtlicher Weile
den müden Leib zur Ruhe aufs Lager streckten,
wenn sie zu hüten hatten seiner Schweine Herden.
Hier sahen einst die Hirten, zu zween Tagen
vor Aller Heiligen Festtag, in nächtlicher Stunde
in des Waldes Dunkel gar viele Lichter schimmern.
Ob solches Gesichtes waren sie schier verwundert,
was des fremden Scheines Glanz bedeuten wolle,
der mit solcher Helle der Dämm'rung Nacht durchdringe.
Dem Meier des Hofes sagten sie's mit Beben.
Und wiesen ihm die Stelle, die das Licht beschienen.
Er wollte selber sehen, ob sie recht berichtet,
gesellte sich zu ihnen im Freien draufsen;
und huben an, zusammen die nächste Nacht zu wachen,
und senkte sich kein Schlummer auf ihre Lider,
bis sie zum andern dorten die Lichter leuchten sahen,
mehr denn beim ersten Male an jener Stelle,
doch war es auch diesmal wieder die selbe Stunde.
Solches glückhaften Zeichens frohes Ergehen
verbreitete sich am Morgen, da die Sonne aufging
mit ihrem ersten Scheine, in raschem Gerüchte.
Nicht mocht' es vor dem Herzog verborgen bleiben;
auf der Stelle kam es gleich auch ihm zu Ohren,
und so beschlofs er, selber in der Nacht zum Feste
sorglich achtzugeben, ob etwa noch einmal
sich ein solches Zeichen vom Himmel zeigen würde,
und wachte mit vielen Leuten draufsen dort im Walde.

[1] Bendixen, *Das älteste Drama in Deutschland* II 23. 59.

Da nun in graue Nebel Nacht die Lande hüllte,
erschienen rings im Kreise in des Waldtals Gründen,
wo stolz erstehen sollte der Bau des Klosters,
gar viel der Lichter helle, verteilt aller Orten,
so des Waldes Schatten und das nächtige Dunkel
jäh mit lichten Scheines strahlendem Glanz durchbrachen.
Des priesen aus einem Munde sie den Herrn im Himmel,
sagten all einmütig, es sei der Ort zu weihen
dem zu Dienst und Ehren, der ihn erfüllt mit Klarheit.
Und dankerfüllten Herzens für Gottes Gnade
liefs mit seines Weibes Frau Oden Willen
Herzog Ludolf von Stund' an im Wald die Bäume schlagen,
die Dornen ausroden und rings den Talgrund reuten
und schuf des Waldes Wüstnis, da Schrat und Kobold hausten,
um zu reiner Stätte, da Gottes Lob erklänge.
Was nur dazu gehörte, schafft er all zur Stelle
und legte der Kirche Grundstein an selbigem Platze,
den das Licht bezeichnet mit hellem Scheine.

Mirakelgeschichten hat das Mittelalter wahrhaftig in Hülle und Fülle hervorgebracht. Aber man wird vergebens suchen nach einer solchen Innerlichkeit. Das macht nicht blofs Hrotsvits überragende Begabung; es ist für sie nicht eine beliebige Wundergeschichte, wie es ihrer zu hunderten gibt und gab; sie schreibt mit der ganzen Liebe und Anhänglichkeit an ihr Kloster, in dem stolzen und doch demütigen Gefühl, Gott an einer Stätte zu dienen, die er selbst durch ein Wunder auserwählt. Und wenn die Lichter aufglänzen in trüber, neblichter Herbstnacht, so weifs sie das Märchenhafte dieses Bildes wohlabgemessen in dreifacher Steigerung darum so greifbar deutlich zu malen, weil dieses Waldtal mit seinen Hügeln und Hängen dasselbe ist, dessen Naturzauber sie selber oft genug erfahren hat; wie es denn auch in dem schönen Bilde aus dem Briefe vor den Gesta Oddonis hervorbricht, von dem im verschneiten Walde verirrten Wanderer:

ein Wald,
geborgen im Bergesschatten gleich wie wir noch heute ...

Diese wundervolle Dichtung liegt uns aber heute nur in zwei gleich unbrauchbaren Übertragungen vor, die ihr den Weg ins Publikum versperren. Hätten wir eine gute, kongeniale Nachbildung, so könnte das Werk der alten Nonne von Gandersheim, das heute im Staube der Bibliotheken ein kümmerliches Dasein fristet, noch einmal auferstehen und ihren niedersächsischen Landsleuten ein Volksbuch werden wie nur irgendein Werk moderner Heimatkunst. Aber freilich, dieses Ideal einer Übertragung vermag ich nicht zu leisten, und nicht blofs, weil jedes Ideal unerreichbar ist, oder weil meine Kraft und Kunst zu gering ist. Ich mufs etwas ausholen, um klarzumachen, was ich meine, und wie ich auf diesen Gedanken gekommen bin.

Es war um Weihnachten 1902, als ich, bald nach Abschlufs der 'Stilfragen' daran ging, die Dichtung Hrotsvits zu übertragen, in den Stil, wovon die oben dargebotene Probe eine gewisse Vorstellung gegeben haben wird. Ich hatte mir das Versmafs selber geschaffen. Den Stabvers meines Waltharius hatte ich aufgegeben; auch ohne Stabreim gibt der straffe Vers der vier Hebungen die liebevoll redselige Weise Hrotsvits nicht wieder. Er pafst für einen Stoff voller Handlung, wie ihn die deutsche Heldensage bietet; meinetwegen auch für eine Parodie des hohen Stiles wie im Wunschbock. Aber weder ein halbmodernes Rittergedicht, wie der Ruodlieb, noch ein Buch der pietätvollen Erinnerung, wie Hrotsvit es gibt, durfte so übertragen werden. Aber wie der knappe Vers des Hildebrandliedes sich im Heliand, wo es gilt, den Heiland als sächsischen Herzog zu schildern und den Sachsen so lieb zu machen, dehnt und streckt, so setzte ich an die Stelle der 2 + 2 Hebungen eine Form, die schon H. Grimm unbewufst in gewissen homerischen Schilderungen verwandt hatte: 2 + 2, 2 + 3, 3 + 2, 3 + 3 liefs ich nebeneinander zu. Damit gewann ich ein Weiteres; ich konnte nunmehr die Verse Hrotsvits, was bei ihr wichtiger ist als im Waltharius, Vers um Vers wiedergeben. Und indem ich sowohl im Versausgang wie in der Cäsur stumpfen Tonfall durchführte, der doch, wegen der Mannigfaltigkeit der Hebungen, nicht eintönig wirkt, gab ich der Rede die ruhige Klangfarbe, deren sie hier bedarf. Ich glaube, damit allerdings dem Ziele ein gut Stück näher gekommen zu sein; aber es fehlte noch eines, das Beste.

Wenige Wochen vorher waren mir die Balladen und Lieder von L. v. Straufs und Torney bekannt geworden. Von den Balladen hatte mir namentlich die Hertje von Horsbüll starken Eindruck gemacht, die die Prophezeiungen der alten Friesin und das Motiv des eingemauerten Kindes glücklich verbindet. Ich hebe ein paar Strophen heraus.

> Es steht im Kooge zu Gröde der Weizen sommergrün,
> es springt ein schwarzes Fohlen über die Weiden hin —
> aber die Saaten sollen keine Sichel seh'n,
> und es wird das schwarze Fohlen nicht unter dem Sattel geh'n!
>
> Sie segnen in dreifsig Kirchen den heiligen Gotteswein —
> zu Lindholm stand die erste, die soll auch die letzte sein.
> Es wird ein Tag des Todes über den Marschen grau'n,
> dreimal wehe den Augen, die seine Schrecken schau'n.

Ich konnte das Gedicht auswendig; aber um seine Quelle hatte ich mich noch nicht gekümmert, ein Bedenken wegen des Stiles war mir nie gekommen, und auch die Balladen des Freiherrn B. v. Münchhausen kannte ich damals noch nicht. Da gehe

ich, während ich noch an der Hrotsvit arbeite, eines Tages im Gespräch über alltägliche Dinge; währenddessen aber höre ich es in einem fort im Ohre klingen:

es steht im Kooge zu Gröde der Weizen sommergrün.

Immer wieder diese eine Zeile, wohl zehn Minuten lang, peinigend. Da auf einmal, ohne dafs das Gespräch stockte, hör ich es plattdeutsch:

it staht in'n Koog to Groeden de Witten summergrœn.

Nun dachte ich nach, und ich glaube wirklich, L. v. Straufs hat ihrem Gedicht geschadet, indem sie hochdeutsch schrieb: seine volle Wirkung würde es erst plattdeutsch tun, wie denn auch ihre Quelle, Müllenhoffs *Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein,*[1] die Prophezeiung plattdeutsch bieten, was ich damals nicht wufste. Aber plattdeutsch hätte es werden müssen ganz und gar. Es ist heute in der Heimatkunst die üble Unart eingerissen, die Erzählung hochdeutsch zu geben und die Reden im Dialekt. In der Prosa ist das ganz allgemein üblich; so machen es, um nur zwei der besten zu nennen, in Niedersachsen H. Voigt-Diederichs und L. v. Straufs u. Torney selber. In der Ballade hat B. v. Münchhausen wenigstens einmal ('Der Letzte des Stammes') das gleiche getan.[2] L. v. Straufs dagegen hat in ihrer mecklenburgischen Ballade 'Dat Water'[3] durchweg mecklenburgischen Dialekt geschrieben oder doch schreiben wollen; denn ich glaube nicht, dafs jemand, der plattdeutsch denkt, 'taum tweitenmal' sagen wird: er sagt 'taum annernmal'. Und wenn man die Fassung der Novelle 'Bauernstolz' in der Buchausgabe und im ersten Druck[4] vergleicht, so wird man doch zweifelhaft, ob dieses unaufhörliche Tasten und Bessern auch im Grammatischen nicht eine bedenkliche Unsicherheit verrät. Ist doch auch das Berlinisch ihres Romans *aus Bauernstamm* nur ein Bückeburgisch, das sich ein Berliner Mäntelchen umgehängt hat; aber hier und da guckt doch das Bückeburgische hervor: oder sagt der Berliner: 'Sie sollen auch bedankt sein?'[5]

Also plattdeutsch von Anfang bis zu Ende. Die heut beliebte Mischung würde ein naives Publikum abstofsen, das wirklich Stilgefühl im Leibe hätte, auch ohne je über die Frage des Dialektes nachgedacht zu haben. Und F. Reuter und

---

[1] Die weise Frau Hertje, S. 248; Horsbüll, S. 129 (Stabreim); Das vergrabene Kind, S. 242: als Ballade ausgeschlachtet von G. Falke, Hohe Sommertage, S. 105, wie denn alle sieben Balladen dieses Buches aus Müllenhoff stammen.

[2] *Balladen,* S. 65. [3] *Niedersachsen* V 1.

[4] *Niedersachsen* V, Nr. 14—24. [5] *Aus Bauernstamm* II 114.

Kl. Groth haben auch niemals an eine solche Stilpantscherei gedacht. Ein anderes ist es natürlich, wenn Personen verschiedenen Stammes und Standes durch den Dialekt charakterisiert werden sollen, etwa wie Unkel Bräsig sein Missingsch und die Fru Pastern ihr Hochdeutsch redet, oder wie L. v. Straufs in ihrem Roman moderne Grofsstädter, Berliner Arbeiter und Weserländer Bauern zusammenführt; das ist voll berechtigt. Sonst dagegen habe ich bei diesem modernen Abklatsch der Reden, als wären sie mit dem Phonographen aufgenommen, immer ein unbehagliches Gefühl; genau so, als wenn ich vor einem historischen Gemälde stünde, worin die Köpfe der handelnden Personen herausgeschnitten und durch meinethalben noch so gute Photographien ersetzt wären. Und, um mit einem Scherze zu schliefsen, womit mir auf eine Expektoration dieser Art aus gleichen Gefühlen heraus Freund Strecker einmal geantwortet hat, bei Hrotsvit würde die erste Person, die plattdeutsch zu reden hätte, der Täufer Johannes sein ...

Damit ist denn freilich auch gesagt, dafs ich selber als Westpreufse, der obendrein nie Dialekt gesprochen hat, das Gelobte Land nur von fern sehen, nicht es betreten darf. Wohl aber habe ich nach vielen vergeblichen Versuchen, einen Bearbeiter zu gewinnen, selber einen kurzen Abschnitt, so gut oder schlecht es gehen wollte, zu übertragen versucht, in ein Deutsch, das zu dem seit F. Reuter uns allen geläufigen Platt ('ick bün,' nicht 'ick syn') einige alte Elemente mischt, wie sie der Reineke Vos und etwa die Chronik des Pfaffen Eberhard von Gandersheim darbieten; ja, es wird gut sein, wenn sie sogar überwiegen: nur müssen auch sie dem, der modernes Platt versteht, ohne weiteres verständlich sein. Das ist für diesen Fall erlaubt, ja geboten; der Theorie eines universellen Schriftplatt für moderne Stoffe soll damit nicht das Wort geredet werden: dergleichen ist freilich totgeboren. Ich glaubte mich zu einem solchen Versuch, der nichts soll als zeigen, was ich ungefähr meine, berechtigt durch lange liebevolle Lektüre; und ich habe Herrn Dr. P. Corfsen, dem ausgezeichneten Bibelkritiker, von Herzen zu danken, dafs er, ein geborener Oldenburger, mir trotz prinzipieller Bedenken meine Probe durchgesehen und hier und da nachgebessert hat.

Ener rede   lustet mek to seggen
van aller demut   in minen harten,
van det closters erbouwen   to Gandesheme;
dat hebben bouwen   van Sassen de hertogen,
her Ludolf voll chreften   unde sin sæn her Oddo,
de bracht et to ende,   wat sin vader begunde.
Nu moet tovœrderst ek seggen,   van anbeginne,
van uses closters bouwen   in minem maere,
dat het her Ludolf,   en hertog van Sassenlande,

voll vromicheit stiftet to Gandesheme.
He was boren ut edelem geslechte,
unde als es gezemde sinem huse,
was he van sitten edel unde biderbe van sinne:
des loweden si jn alle to Sassenlande.
Nimmer müde to strite, schœn van angesichte,
wise to rade, verstendig in allen dingen,
hoffen unde gezirde all sines geslechtes.
In'n herbann hern Ludewigs, dat was en koning to Franken,
do het he sek sworen bi sinen jungen jaren;
he was van jm hawen to hohen eren,
mit ener graveschefde belenet to Sassenlande.
unde enwerede nicht lange, do ward he tom annern
hawen to vursten eren, recht als de hertogen hebben.

Niemand kann das Unvollkommene eines solchen Versuches lebhafter fühlen als ich; aber es kam mir ja auch nicht darauf an, Vollkommenes zu geben, sondern eine Prinzipienfrage zu erledigen — das ist hoffentlich gelungen — und anzudeuten, wie das Endergebnis sich ungefähr praktisch ausnehmen wird.

3. Eine Sequenz Hrotsvits?

Bei Kehrein, *Lat. Sequenzen des Ma.* Nr. 480, ist eine Sequenz, *Gaude caelestis sponsa,* gedruckt, die genauerer Betrachtung lohnt. Ihre Melodie hat Bartsch in seinem Buche über die lateinischen Sequenzen nicht bestimmt: es ist *Adducentur (regi virgines).* Das Original dieser Melodie, die einzige Sequenz, die Bartsch kannte, ist die Sequenz auf Marien Geburt *Stirpe Maria regia,* die zwar nicht von Notker, aber alt und weitverbreitet ist; ich verweise dafür auf das, was ich soeben in der *Zs. f. dt. Altertum* 47, 383 ausgeführt habe. Indessen ist die Melodie doch nicht so ganz selten; ich nenne die Cäciliensequenz *Virgo devota cunctis* (Dreves-Blume, *Anal. hymn.* 34, Nr. 214: beachtenswert, weil es eine Jungfrauensequenz ist) und die Ägidiensequenz *Confessor pius et sacer Aeg.* (Dreves-Blume 10, Nr. 155) mit der Variante *Stirpe regius sacerdos Aeg.,* die die Stammsequenz verrät: bei der ersten ist die Melodie angegeben, aber der Text der Analecta hat daraus auch hier keinen Vorteil gezogen. Es wäre interessant, zu verfolgen, wie die Ägidiensequenz die kleinen Schnörkel der Verschiedenheit von Versikel und Gegenversikel beseitigt und die unwiederholte Schlufszeile verdoppelt; aber ich kann hier auf diese Dinge nicht eingehen.

Dagegen gebe ich den Text der Sequenz *Gaude caelestis sponsa* nach den von mir benutzten Handschriften.

1[a]. Gaude caelestis sponsa
summi regis iam templum ingressa,
1[b]. Ad regale quoque convivium ducta

2[a]. Et mox intratura cubilis secreta,
semper virgo mansura:
2[b]. Filius regis amator castitatis
servat locum pudoris.

3[a]. Huic sponso venienti,
virgines omnes, obviate,
Ferte lampades iam ardentes,
in vasis oleum simul deferentes,
3[b]. Et regium festinanter
adornate thalamum
Et regi regum decantate
canticum solis virginibus cantandum.

4[a]. Janua patet, quae paratae sunt, intrent;
4[b]. Cum sponsus venit, quis eum sequi possit,
omnis virgo memor sit.

5. Ad talia tu nos gaudia
perduc, Christe redemptor,
per te memor sponsae
iungens illi sperantes in te.

Die Sequenz ist, auch wenn man die Schwierigkeit der Melodie noch so hoch anschlägt, von einer seltenen Unbehilflichkeit. Wer sie geschaffen hat, der kann vom Wesen der Sequenzendichtung nur eine sehr unklare Vorstellung gehabt haben. Ich habe daher darauf verzichtet, die Abweichungen von Versikel und Gegenversikel zu bezeichnen, die niemals recht zur Stammsequenz stimmen wollen; ich habe darauf um so mehr verzichtet, als die Überlieferung erst mit dem 12. Jahrhundert einsetzt.

Aber ist denn die Sequenz überhaupt älter? Fragen wir ihr lieber das ab, was sie selber über ihre Bestimmung aussagt. Es ist eine Sequenz *de una virgine,* eine Sequenz *de communi,* wie man das nennt, anwendbar auf jede beliebige Heilige dieser Kategorie. Und zwar ist sie bestimmt, von Hause aus, für einen Jungfrauenkonvent; sie enthält die Mahnung an die Jungfrauen, zu wachen, dafs sie alle gleich den fünf klugen Jungfrauen bereit seien, wenn der Bräutigam kommen werde: das Bild schwebt schon bei dem *convivium* (1[b]) vor. Die Sequenz ist für ein Nonnenkloster bestimmt; eine Nonne wird es auch gewesen sein, die sie gedichtet hat.

Ich glaube aber, wir brauchen dabei nicht stehen zu bleiben; es läfst sich zwar nicht sicher beweisen — dazu reicht das Material nicht aus —, aber doch wahrscheinlich machen, dafs keine geringere als Hrotsvit die Dichterin ist. Dafs die Sequenz nicht in der Regensburger Handschrift ihrer Werke steht, darf uns nicht irren; die enthält ja auch das Gedicht auf Gandersheim nicht. Dafs Hrotsvit die St. Gallischen Sequenzen gekannt hat, habe ich in meiner Ausgabe zur Sapientia S. 188, 3

gezeigt (vgl. Stilfragen S. 29): sie waren ihr wie anderes über St. Emmeram zugekommen. Es kommt also nur darauf an, zu zeigen, dafs der Gedankenkreis und die Sprache auf ihre Urheberschaft weisen. Ich stelle die Belege zusammen.

1[a]. Agn. 207 *caelestis sponsam regis;* Christus als *caelestis sponsus* Bas. 115. Agn. 5. 419. Abr. 2, 8. Sap. 4, 3. prim. 322. 359; Dulc. 14, 3 *ego autem martyrii palmam virginitatisque receptura* (man beachte das partic. fut. *intratura*) *coronam, intrabo aethereum aeterni regis thalamum;* diese Stelle entscheidet; alles andere ist verhältnismäfsig gleichgültiges Beiwerk.

1[b]. Agn. 419 *ducunt astrigeram sponsi caelestis in aulam* (die Engel die Seele der h. Agnes).

2[a]. Agn. 106 *ast ubi forte sui merear complexibus uti, eius et in thalamum sponsarum more coruscum duci, permaneo virgo sine sorde pudica.*

2[b]. Die Epitheta Christi werden bei Hrotsvit stets im Zusammenhang der Stelle gewählt, z. B. Abr. 2, 5 *donec amplexaris amplexibus filii virginis in lucifluo thalamo sui genitricis;* Gall. 5, 2 *amator virginitatis et inspirator castitatis, Christe* (im Gelübde der Constantia); der Sinn ist: er wahrt sein Brautgemach als einen *locus pudoris,* vgl. Agn. 253 *locus scelerum domus efficitur precularum.*

3[b]. Gest. 1 *rex regum;* Sap. 9, 4 *quamvis non possum canticum virginitatis dicere.*

5. Gall. 13, 7 *simplex esse ... perducat te ad gaudia aeternitatis.*

Ich safs zu Prag im Prämonstratenserstift Strahov über dem riesigen unsignierten Sequentiar vom Jahre 1610 und den anderen, bequemer für den Hausgebrauch hergerichteten, als mir plötzlich der Gedanke aufstieg, sollte diese Sequenz nicht von Hrotsvit sein? Dafs sie zu ihrer Art wohl passen würde, war mir sofort klar; aber wie stand es mit der Überlieferung? Handschriften von Pommersfelden, Österreich (vor allen Wien, Nr. 13314, die Gottschalkhs. des 12. Jahrhunderts), und die Sammelhs. J. Branders (St. Gallen, Nr. 546) — das sah wenig nach Hrotsvit aus; aber ich wurde den Gedanken nicht los. Einen Monat später benutzte ich in der Rossiana zu Lainz das Missale VIII 120 (13.—14. Jahrhundert), woraus Dreves, *Anal. hymn.* 9, Nr. 393, eine Sequenz gedruckt hat, die dort *de s. Liborio* überschrieben ist, die er aber, weil keine Beziehung auf den h. Liborius vorkommt, *de uno confessore* überschreibt. Die Sache hat ihre Richtigkeit, beweist aber, was Dreves nicht sagt, da Liborius der Patron der Paderborner Kirche ist, dafs die Handschrift dorther stammt. Und in dieser Paderborner Hs. steht auch die Sequenz *Gaude caelestis sponsa.* So scheint wenigstens

eine niedersächsische Hs. (und wie wenig ist von den liturgischen Handschriften Sachsens erhalten!) noch heute für Hrotsvits Autorschaft Zeugnis abzulegen.

4. Die Legende der h. Agnes.

Eine Betrachtung für sich fordert Hrotsvits Behandlung geschlechtlicher Dinge. Gerade hier zeigt sich die Frau. Sie bewegt sich oft, ja in der Hälfte ihrer Legenden und Dramen, auf sehr bedenklichem Gebiet. Aber während ihr der Stoff von der kirchlichen Tradition überliefert ward, an der sie, auch wenn sie sie als apokryph erkannte, keine Kritik üben mochte, zeigt sie sich in der Wortwahl überaus scheu. Um sich das klarzumachen, nehme man die Legende der h. Agnes. Der Sohn des Präfekten ist in sie verliebt; aber sie hat sich bereits dem Herrn gelobt. So wird ihr die Wahl gelassen zwischen dem Priestertum der Vesta und der Verstofsung ins Bordell. Sie verweigert das Opfer, wird abgeführt und nackt ausgezogen; doch Wunder über Wunder schützen sie.

Die Quelle, die Darstellung des Ps.-Ambrosius, hat hier u. a. die Worte *impotens* (impotent, Syn. *vanus, mollis, miser*), *insultare* und *insultatio* (im wörtlichen Sinne), *libido* und *ludibrium, lupanar, meretrix, obscena opera, scortari* und *scortum.* Von dem allen hat Hrotsvit nur das eine schlechterdings unvermeidliche *lupanar,* daneben *meretrix*: beides auch sonst; *libido* kommt einmal in der Marienlegende vor. Aufserdem umschreibt sie den Begriff des *lupanar* durch *locus turpis* (im Dulcitius auch, wie hier Ps.-Ambr., *turpitudinis locus*), *sordidulum antrum, latebrae turpis aedis, locus scelebrum, detestabilis aedes* (V. 222. 224. 245. 253. 259). Dergleichen war, wenn sie überhaupt diese Legende bearbeiten wollte, nicht zu vermeiden. Aber geradezu naiv ist die Definition V. 210 ff.:

> *inque lupanaris nigrum concludier antrum,*
> *in quo lascivi iuvenes rationis egeni*
> *colloquio scelerosarum gaudent mulierum.*

Wenn in den Dramen Abraham und Pafnutius das *colloquium* im Vordergrunde steht, so ist das sehr begreiflich; aber diese Stelle versteht man nur, wenn man weifs, dafs Hrotsvit das Wort *concubitus,* das ja prosodisch gleichwertig ist, und seine Synonyma streng meidet. Sie braucht dafür regelmäfsig *amplexus* oder *complexus* und die zugehörigen Verba, mehrmals auch den beliebten Versschlufs *complexibus uti.* Dabei hat sie gerade im Pelagius, wo sich alles um die unter den Mauren weit verbreitete Knabenliebe und die Begierde des Kalifen nach dem gefangenen schönen Christenknaben dreht, augenscheinlich

von der Sache keinen rechten Begriff und braucht gerade hier das Wort jedesmal im eigentlichen Sinn, V. 269 *laeva complectens colla sacrata* (um ihn zu küssen, vgl. V. 237) und V. 244 *sobria barbarico complexu subdere colla.*

Und nun vergegenwärtige man sich, was ein Mönch daraus gemacht haben würde. Über Knabenliebe im Mittelalter genügt es auf die von Traube[1] verzeichnete Literatur zu verweisen, die an Verständnis für die Sache nichts zu wünschen übrigläfst. Und was die bei Hrotsvit in der Agneslegende offenbare Vermeidung anstöfsiger Worte betrifft, so können wir sie hier mit einer anderen metrischen Vita Agnetis vergleichen, aus einem französischen Mönchskloster des 10. Jahrhunderts. Da malt unreine Phantasie jede Andeutung der Prosa aus:

> 149. *aut Vestam de more deam venerare pudicis*
> *cum reliquis, aut moecha velut stupranda traheris;*

aber sie erwidert:

> *quod salver ab omni*
> *impolluta, feram, stupro nec liba metallis.*

Der 'Dichter' hat eine pathetische Anrede an den Präfekten:

> 178. *fare, quid horrendum retegas muliebre pudendum?*
> *reddo tibi, cum, mute, neges, responsa petenti:*
> *noluit illa pati (miserum!) quod stupra furentis,*

d. h., wenn wir den Überschwang in schlichtes Deutsch umsetzen, weil sie den Verliebten nicht hat heiraten wollen — was die überhitzte Phantasie des Verfassers als *stuprum* bezeichnet. Im folgenden begegnen Stilblüten wie diese:

> 185. *investis* (d. h. impubes) *iam veste carens, sulcanda pudendis*
> *prostibulo trahitur,*

und V. 219 f.:

> *ac secum nocturna vocans ad bella sodales*
> *insultare petit domino scortator amicae;*

denn so ist die von Harster verdorbene Stelle abzuteilen. Aus dem Lexikon des Verfassers nenne ich noch *lustrum* im Sinne von *lupanar* (V. 213), was nicht auf ciceronischen Sprachgebrauch zurückzugehen braucht, den die Wörterbücher nachweisen, sondern Glossenweisheit sein wird, und die Neubildung *scortisequus* (V. 211). Ich denke, das genügt, um zu zeigen, wes Geistes Kind der Bearbeiter gewesen ist. Man wird vielleicht einwenden, das sei eine Ausnahme. Aber nun nehme man einmal die beiden kurzen Darstellungen in Vers und Prosa,

---

[1] *O Roma Nobilis,* S. 308.

die Aldhelms grofses Werk *de virginitate* bietet. Die Verse (V. 1925—1974, p. 188 f. Giles) sind ohne Anstofs, aufser etwa V. 1952:

traditur ad tetrum scortorum casta lupanar.

Aber sie sind freilich auch so kurz, dafs Beschränkung auf das Notwendige geboten war; und die Prosa (Cap. 45, p. 59 ff. G.) macht das trotz gleicher Kürze reichlich wett. Man sehe zwei Sätze an:

et licet huius rei gratia ad invisum prostibuli lupanar, ubi scortorum detestanda obscenitas bacchatur et frontosa moecharum impudentia turpiter stupratur, ad infame dedecus natalium propriis exuta vestibus traderetur;

und gleich danach:

nam cum praefatus obscenitatis amatar flammis carnalibus succensus lupanar cum sodalibus scelerum aggrederetur, ut virgini sacratissimae spurca lenocinii ludibria labris procacibus irrogaret.

Das geht doch auch um ein beträchtliches über das hinaus, was Hrotsvit bietet; namentlich wird man guttun, die erste Stelle mit Hrotsvits naiver Definition zu vergleichen. Und Aldhelm war ein frommer Bischof, sein Werk eines der Lieblingsbücher des ganzen Mittelalters und auch in Hrotsvits Händen.

Ich habe mit Absicht eine Legende gewählt, bei der wir gutes Material zum Vergleich hatten. Dasselbe Ergebnis würde sich überall herausstellen. Ich verzichte auf eine Darlegung des Sprachgebrauchs im einzelnen; meine Register geben dadurch, dafs die betreffenden Vokabeln fehlen, genügend Auskunft.

Hierher gehört auch ein Hinweis auf die naive Art, womit Hrotsvit im Pelagius eine fromme Prudenzstelle verwendet.[1] *Quos propriae iunxit amicitiae,* sagt Prudentius, περὶ στεφανῶν 11, 16, von Christo und seinen Heiligen; sie aber sagt, V. 204:

ipsum felicis certe summum caput urbis
corruptum vitiis cognoscebant Sodomitis
formosos facie iuvenes ardentex amare
hos et amicitiae propriae coniungere velle.

Sie braucht in aller Unschuld eine überlieferte Formel ihres Lieblingsdichters, freilich in bedenklich abweichendem Sinne; aber sie tut es eben, um nicht selber eine neue für die ihr widrige Sache prägen zu müssen.

Einmal freilich hat sie trotz allem es ihrer Schreiberin nicht recht machen können. Im Pelagius ist an einer schon vorhin angeführten Stelle, V. 244 f.:

[1] Das Folgende andeutungsweise in meiner Ausgabe, S. XI, Anm. 38.

non decet ergo, virum Christi baptismate lotum
sobria barbarico complexu subdere colla,

der Raum für *complexu s—* erst ausgespart, und dann sind die Worte mit roter Schrift nachgetragen worden. Dieser kleine Zug bestätigt, was uns der Ductus der Schrift überhaupt zeigt, dafs die alte Regensburger Hs. in München von einer Frauenhand geschrieben ist; d. h. es ist ein gleichzeitiges Dedikationsexemplar für Regensburg, woher Hrotsvit durch die Vermittelung ihrer Äbtissin Gerberge, der Tochter Heinrichs von Bayern, ihre Klassikertexte bezogen haben wird.[1] Ein eigener Fall, der wieder einmal lehrt, dafs auch damals Reinheit nicht vor dem Anstofs der Prüderie sichern konnte.

Es ist der alte Streit um den moralischen Charakter der Dichterin.[2] Ängstliche Seelen, die nicht gelernt haben, eine Erscheinung aus ihrer Zeit heraus zu beurteilen, haben von jeher an dem bedenklichen Charakter ihrer Stoffe Anstofs genommen: sei es, dafs sie darum meinten, Hrotsvit müsse doch erst nach einer bewegten Vergangenheit ins Kloster getreten sein, oder dafs sie, wie Aschbach, im Brustton der Überzeugung ausriefen, dergleichen könne eine Frau nicht geschrieben haben. Der Kampf wider die Echtheit ihrer Werke ist glücklich vorüber, aber man soll heute gerecht sein und einsehen, was J. Grimm schon vor zwei Menschenaltern, als es noch keine Roswithafrage gab, eingesehen hat: dafs die Dichtung der Nonne gegenüber der Mönchspoesie ‘milde und scheu’ ist. Freilich, aus ihrer Haut konnte sie nicht heraus. J. Scherr, der übrigens selber ein Erkleckliches in Verdächtigung ihres Charakters geleistet hat, sagt dennoch sehr richtig: ‘Wir haben sie uns zur Zeit, als sie die dramaturgische Feder ergriff (an der Stilblüte dürfen wir bei Scherr keinen Anstofs nehmen), allerdings nicht mehr als junges, heifsblütiges Mädchen zu denken, sondern vielmehr als gesetzte Matrone mit einem säuerlich frommen Zug um den Mund; dessenungeachtet aber hatte sie den Konflikt zwischen antikem Sensualismus und christlichem Spiritualismus, welcher in einer klassisch gebildeten Klosterschwester notwendig entstehen mufste, noch nicht völlig überwunden.’ Darin steckt viel Wahres. Nur kommt der Konflikt nicht eigentlich durch die klassische Bildung hinein; er liegt viel tiefer begründet im Wesen des Nonnentums. Nonnen waren es, die dem h. Hieronymus ängstliche Fragen vorlegten über die Jungfräulichkeit Marias: wurde diese von einzelnen Irrlehrern bestritten, was blieb Verdienstliches am Nonnenstande, an ihrem eigenen Kampfe wider Fleisch und Blut? Nonnen waren es, die vier Jahrhun-

---

[1] Ebenda, S. XII, Anm. 39.
[2] Die Literaturangaben S. XI, Anm. 38.

derte später, von ähnlichen Zweifeln gepeinigt, den Anstofs gaben zu den dogmatischen Streitigkeiten über die Geburt aus der Jungfrau. So ist auch für Hrotsvit Maria und ihre Verherrlichung der Ausgangspunkt geworden für ihre ganze dichterische Entwickelung. Und neben der Jungfrau, der Patronin des Nonnenstandes, stehen Menschen wie sie, aber zum Lohne ihrer Standhaftigkeit in Versuchung und Martern gen Himmel entrückt, Scharen heilige Jungfrauen, Frauen und Büfserinnen, allen voran die h. Agnes, die von jeher in der Kirche besonderer Ehren genossen hat und den Reigen h. Frauen in der Liturgie zu eröffnen pflegt. Die Vorstellungen der Nonne konzentrieren sich mit aller Gewalt auf diese eine Haupt- und Kernfrage ihres Lebens. Und wenn wir nichts von der Persönlichkeit Hrotsvits wüfsten, wenn selbst ihr Name verweht und vergessen wäre, ihre Werke würden Zeugnis ablegen: das kann nur eine Frau geschrieben haben; die Stoffwahl und die Behandlung des gewählten Stoffes, beides ist ganz und gar weiblich.

5. Das Mittelalter und die moderne Liebe.

K. Breysig[1] hat jüngst in einem schönen Aufsatz über die Entstehung der modernen Liebe gesprochen, wie das geistig-seelische Element zuerst bei den Franzosen des 12. Jahrhunderts ins Spiel zu kommen scheine. Ich kann seine interessanten Gedankengänge hier nicht im einzelnen wiedergeben; aber ich habe zu Anfang des Mädchens Klage aus den Cambridger Liedern behandelt, und darum mufs ich jenem Bilde verkrampfter Resignation ein anderes entgegenhalten von leidenschaftlichem Lebensdurst, der alle Schranken sprengt: beides zusammen erst gibt uns die volle Anschauung. Und zwar wähle ich zwei Ausnahmefälle. Ich will hier ein Wort sagen von Heloise, der die Gabe des Wortes verliehen war, und die jeder kennt, und von einer Verschollenen, die gewifs niemals eine Zeile gedichtet hat, aber ihr Leben, Lieben und Leiden war lautere Poesie: Irmgard von Hammerstein.[2]

Feste hoher Leidenschaft sind selten gefeiert worden im Mittelalter: bei diesem Satze Breysigs wird es schon sein Bewenden haben müssen. Aber wenn sie auch selten gewesen sind, ganz fehlen sie nicht. C. F. Meyer hat so lange und so heifs gerungen mit dem Charakter der 'Richterin', hat ihn erst

---

[1] *Zukunft* 1903, Nr. 27; der Aufsatz verwertet eingehend die Zeugnisse des Kaplans Andreas (*de amore libri III*, ed. Trojel), greift aber nach Material und Bedeutung weit darüber hinaus.

[2] Die Geschichte Irmgards mit den Belegen bei Bresslau, *Jahrb. des Deutschen Reiches unter Heinrich II.*, Bd. III, 72 f. 172 f. 258 f. 279 f.

in die Stauferzeit verlegen wollen und nach Korsika, ehe er sich nach vielem Schwanken für Karls des Grofsen Tage und Kurrätien entschied. Die erst unbewufste, dann mit furchtbarer Gewalt emporlodernde Liebe Wulfs und seiner Schwester Palma novella, die doch nicht seine Schwester ist, diese Liebe mit ihren Seelenkämpfen und ihrem Schicksalstrotz, sie ist nicht durch Dichterwillkür wider den Geist der Zeit in jene frühen Tage verlegt worden. Wie Wulf und Palma novella, so haben im Beginn des 11. Jahrhunderts Otto und Irmgard von Hammerstein bis zur Verzweiflung gekämpft für ihre Liebe — und, bezeichnend genug, Irmgard hat sich als die stärkere erwiesen, als ihr Gemahl endlich zusammenbricht.

Ein Jahrzehnt hat der Kampf gedauert. Zuerst jahrelang unangefochten, mit einem Sohn gesegnet, wird 1018 die Ehe wegen zu naher Verwandtschaft getrennt. Aber die beiden bieten dem Spruch der Kirche Hohn; auf ihrer festen Burg am Rhein trotzen sie jeder Übermacht, ja Graf Otto wagt sogar einen Anschlag auf den Erzbischof, der ihn scheiden will von seinem Weibe. Da zieht sich das Gewitter über seinem Haupte zusammen: Kaiser Heinrich II. selber belagert drei Monate lang die Burg, bis Graf Otto in trauriger Weihnacht sich am 26. Dezember 1020 ergeben mufs — hier hat eben die Geschichte im ganzen und im einzelnen ein Drama geschaffen, wie es keines Dichters Phantasie kühner träumen könnte. Nun ist das Wild zum Tode wund: Graf Otto bricht zusammen; er läfst Weib und Kind im Stiche und unterwirft sich. Anders Irmgard. Von neuem ist ihre Ehe getrennt. Da fafst sie den unerhörten Entschlufs, allein, verlassen von allen, selbst von ihrem Gemahl, nach Rom zu ziehen und dort Hilfe zu suchen. Und sie erreicht so viel, dafs Rom die Kompetenzfrage aufwirft und der Mainzer genug zu tun hat, sich seiner Haut zu wehren. Schliefslich stirbt Kaiser Heinrich, und Konrad II., dessen Ehe selber der Kirche ähnlichen Anstofs gab, nimmt die Verfolgten in seinen Schutz; ein Spätherbstglück. — Ein Historiker[1] spricht von dem 'racheschnaubenden Weibe': aber man sollte eher die gewaltige Willenskraft bewundern und sich in scheuer Ehrfurcht beugen vor den ungeheuren Seelenleiden, die vorangegangen sein müssen, ehe ein so gigantischer Plan reifen konnte. Kriemhilde —.

Noch wichtiger aber ist für uns Heloise. Sie ist so modern, dafs ich geradezu sagen mufs, erst heute ist die Zeit gekommen, die sie verstehen kann, während noch vor zwanzig Jahren S. M. Deutsch in seinem Buche über Abaelard (S. 35) schreiben konnte, die Offenheit, mit der manche unschöne Züge dargelegt seien, befremde das moderne Gefühl. Seitdem ist die Zeit des

[1] Giesebrecht, *Kaiserzeit* II[4] 195.

Naturalismus an uns vorübergezogen, und Dichterinnen sind aufgetreten von einer 'Offenheit', wovor einem allerdings schaudern konnte. Aber wenn wir das mit Recht ablehnen, so hat uns dennoch der Sturm und Drang der letzten Jahrzehnte neben den Extremen auch so edle und vornehme und dabei dennoch ganz 'moderne' Erscheinungen gebracht, wie Agnes Miegel und Margarete Beutler, deren Auftreten doch früher nicht möglich gewesen wäre; und neben den emanzipierten Vertreterinnen der Frauenbewegung steht, um nur eine zu nennen, Ellen Key, die geistige Erbin Malvidas v. Meysenbug. Es wird nicht unnütz sein, eine Blütenlese von Stellen[1] zu geben, die den Charakter Heloises und ihrer Liebe offenbaren, und daneben gelegentlich einige moderne Parallelen zu setzen. Manches klingt, namentlich bei A. Miegel, geradezu wie entlehnt, obwohl auch sie sicher den Briefwechsel des alten Liebespaares nicht gekannt hat; nur einmal hat Lenaus Heloise die Brücke geschlagen.

Von vornherein springt in die Augen, wie ganz verschieden Abaelard und Heloise die Sache ansehen. Bei ihm ist es ein ganz und gar sinnliches Verlangen und der Wunsch, gerade sie zu besitzen, weil sie überall wegen ihrer Schönheit und ihrer Studien gefeiert wird. Als Lehrer schleicht er sich ein, sogleich mit dem festen Vorsatz, das Vertrauen ihres Oheims zu mifsbrauchen und seine Schülerin zu verführen; er wundert sich noch nachträglich über die Einfalt, womit man den Bock zum Gärtner gesetzt habe! Und nun läfst er seine Künste spielen, wohl wissend, welchen Eindruck sein Name und seine Schönheit ohnehin auf Frauen machte. Er beschreibt einem Freunde die Lehrstunden, wie er die Schülerin weniger in die verschlungenen Irrwege der Scholastik als in die süfsen Heimlichkeiten verstohlener Liebe einführt: es ist fast, als läse man im Inferno von Francesca da Rimini. Der Oheim kommt, natürlich viel zu spät, als die Spatzen es längst von den Dächern pfeifen, dahinter und trennt sie. Jedes ist unglücklich um des anderen willen. Bald danach fühlt Heloise sich schwanger und meldet es 'jubelnd' dem Geliebten (*summa cum exultatione,* man denke etwa an M. Beutlers 'Sylvester'). Dabei hat sie niemals an Ehe gedacht und will auch jetzt, als Abaelard ihren Oheim dadurch zu versöhnen denkt, nichts davon wissen. Sie dürfe ihn nicht hemmen in seiner glänzenden philosophisch-theologischen Laufbahn. Alles, was der gottselige Hieronymus gegen die Ehe gesagt hat, kramt sie aus, wie schlecht die Ruhe des Denkers bei Kindergeschrei bestehe, ob Windeln in seinem Auditorium herumhängen sollten usw. Und es sei so viel

[1] Die Stellen aus dem Briefwechsel (d. h. epp. 1—5, die allein in Betracht kommen) im wesentlichen in der Reihenfolge des Textes.

schöner, wenn keine Pflicht sie binde, wenn alles stets von neuem ein freies Geschenk gegenseitiger Neigung sei — man sieht, eine Idealistin der freien Liebe. Aber sie mufs endlich nachgeben; die Ehe wird in aller Verborgenheit geschlossen. Dennoch spricht es sich bald herum; dem Oheim liegt eben daran, sie zu 'rehabilitieren': sie aber schwört die heiligsten Eide, es sei kein wahres Wort an der Sache! Der Oheim rast vor Wut; um sie davor zu schützen, bringt Abaelard sie in ein unfernes Nonnenkloster. Aber der Oheim sieht darin nur ein Zeichen, er wolle sie loswerden; er läfst ihn überfallen und entmannen.

Ich habe mich bisher absichtlich ganz an das Zeugnis Abaelards gehalten. Um jedoch recht zu urteilen, um Heloise ganz so zu sehen, wie sie ist, müssen wir ihre eigenen Briefe reden lassen. Auch auf Abaelard wird, durch seine Antworten, ein interessantes Schlaglicht fallen.

Wie bezeichnend sogleich die Anrede, scholastisch gekünstelt in ihren Distinktionen, aber jedes Wort von blutender Liebe eingegeben:

Domino suo, immo patri,
coniugi suo, immo fratri,
ancilla sua, immo filia,
ipsius uxor, immo soror,
Abaelardo Heloissa.

Sie hat ihn immer geliebt ohne Mafs und Ziel (*immoderato amore*) und liebt ihn noch; nur er kann sie traurig oder froh machen, nur er sie trösten. Was er begehrt, das tut sie ohne Besinnen; auf sein Geheifs ist sie sofort nach der Trauung ins Kloster gegangen, obwohl sie sich damit selbst jede Hoffnung abschnitt, nur um ihn als Herrn ihrer Seele und ihres Leibes zu bekennen. Gott ist ihr Zeuge, sie hat nur ihn gesucht, nicht das Seine (*te, non tua*); nicht an die Ehe hat sie gedacht oder an die geehrte Stellung neben dem berühmten Manne, nicht ihre Lust hat sie gesucht, nur ihm in Demut etwas Liebes erzeigen, ihm ein Opfer bringen wollen. Man denkt an A. Miegels 'Legende':

Was ich dir geben konnte, ist gegeben;
auf Knien dankend, dafs du es genommen,
küfs ich die Hände dir, mein süfses Leben,
denn meines Abschieds Stunde ist gekommen ...

Heiliger vor der Kirche und stärker bindend mag der Name des Eheweibes sein: süfser sei es ihr immer erschienen, seine Geliebte (*amica*) zu heifsen; ja sich immer tiefer vor ihm zu demütigen, will sie sogar seine Konkubine oder Hure heifsen (*scortum;* auch sonst spricht sie von *fornicatio*): lieber seine Dirne (*meretrix,* dem Reim zuliebe?) als des Kaisers Kaiserin (*augusti imperatrix*)! Es folgen wieder entlehnte Gründe. Ein

Weib, das den Reichen lieber heirate als den Armen, seines Geldes wegen, verkaufe sich selbst und sei im Grunde nicht besser als eine Dirne; was die rechte Ehe ausmache, sei die Keuschheit, nicht so sehr des Leibes, als des Herzens — die Liebe, die in dem Geliebten das Ideal sehe. Was ihn auszeichne, sei die *virtus*: dafs er alle denkbaren Vorzüge in sich vereine, den Ruhm des Theologen, Philosophen und Lehrers und, was anderen Gelehrten abgehe, Dichtung und Gesang; seine Lieder, in denen sie gepriesen werde, lebten in aller Munde, und Königinnen und Fürstinnen beneideten sie darum. — Und, so schuldig sie sich erscheint in ihrer Selbstquälerei, eigentlich sei sie doch unschuldig: denn nicht auf das Was, nur auf das Wie komme es an (*nec, quae fiunt, sed quo animo fiunt, aequitas pensat*): ihr einziges Motiv aber sei schrankenlose Liebe gewesen, während ihn nicht Liebe, sondern Begierde getrieben habe und sie ihm jetzt, nachdem diese erloschen, gleichgültig sei; das zeige sein Schweigen. Früher habe man an ihren Motiven wohl gezweifelt; jetzt, wo sie alles dem Willen des Geliebten geopfert habe, zeige der Ausgang, was sie von jeher bestimmt habe. — Ihr ganzes Denken sei bei ihm: *ego autem (deus scit) ad Vulcania loca te properantem praecedere vel sequi pro iussu tuo minime dubitarem.* Da hören wir wiederum wortwörtlich A. Miegel:

> Wenn ich wüfste, dafs du warten würdest, —
> wandern würde ich, wer weifs wie weit,
> Haus und Heimat würde ich verlassen
> und die Stätten meiner Kinderzeit.
>
> Lachend würde ich, mit schnellen Schritten
> durch das dunkle Tal des Todes geh'n,
> wüfste ich es nur, ich würde drüben
> dich und deine Augen wiederseh'n.

Abaelards Antwort lautet merkwürdig kühl. Salbungsvoll, aber ohne allen Überschwang redet er sie an:

> *Heloissae, dilectissimae sorori suae in Christo*
> *Abaelardus frater eius in ipso.*

Als sie sich dann später wundert, warum er ihren Namen voran setze (die Stelle, I 85 Cousin, ist für die Briefetikette wichtig), folgt die aus Hieronymus entnommene Begründung, das geschehe — weil er sie als die Braut Christi zu ehren habe. Ich fürchte, Heloise ist trotz ihres geistlichen Kleides noch Weltkind genug gewesen, dafs diese korrekte Antwort ihr einen Stich ins Herz gab ... Sein langes Schweigen entschuldigt er — mit dem Zutrauen zu ihrer Frömmigkeit und Klugheit, die keiner Ermahnung und keiner Tröstung bedürfe. Sie soll für

ihn beten, und wenn er sterbe, fügt er huldvoll hinzu, so wolle er in ihrem Kloster begraben sein.

Das ist alles; aber der Schluſs ist nur zu raffiniert auf Heloises weiche Stimmung berechnet. Sie ist auſser sich bei diesem Gedanken. Sterbe er, so solle man sie und ihre Nonnen in dasselbe Grab legen wie ihn: *ut potius et nos consepeliendae simus, quam sepelire possimus* — so ruft die Schmerzensmutter in einem schönen, seiner Klangwirkung nach schier unübersetzbaren Liede den Knechten zu, die den Heiland vom Kreuze nehmen[1]:

Mihi meum carissimum
subtrahere nolite;
si sepeliri debeat,
me secum sepelite.

Sie ist von Sinnen und hadert mit Gott: das sei ja noch das einzige, was ihr geblieben, daſs er wenigstens lebe. So lange ihr Bund verboten gewesen sei (*fornicatio*), habe Gott ihrer verschont; nachdem ihn die Kirche eingesegnet, sei das Verderben hereingebrochen, und nur über ihn, den minder Schuldigen! Sie, sein Weib, sei an allem schuld! Buſse will sie tun 'durch eines langen Lebens Golgatha' (A. Miegel, Karfreitag); aber sie kann nicht vergessen. Immer wieder tritt ihr das Bild der genossenen Liebesfreuden vor die Seele, greifbar deutlich nach Ort und Zeit und bis in die kleinsten Einzelzüge. Selbst bis in ihre Träume verfolgt es sie und bis in die Messe, wo sie unfähig ist, ihre Gedanken davon abzulenken und, wie sie sollte, auf die heilige Handlung zu richten, so daſs sie sich durch Wort und Gebärde verrät. Diese verzweifelten Geständnisse hat Lenaus *Heloise* (*Gedichte* II, *Gestalten*) übernommen und an A. Miegels 'Madeleine Bothwell' weitergegeben:

Und wenn ich das Verlor'ne und Versäumte,
als hätt' ich es, in süſsen Nächten träumte,
vergib, mein Gott, daſs ich in meinen Schrecken,
wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
nach Truggestalten strecke meine Hände,
vergötternd mich zu meinen Träumen wende.

So Lenau. Das kehrt dann in einer ganz subjektiven Ballade, die eng an den 'Sterbesegen' knüpft (*Deutsche Heimat* 1903, Nr. 1 = *Gedichte*[2] S. 12), bei Madeleine Bothwell wieder:

Ich träume von Sünden. — 'Sœur Madeleine,
steh' auf, Zeit ist es, zur Messe zu geh'n,

Du Liebling der Jungfrau — siech vom Kastei'n,
bald gehst du zum Glanze der Heiligen ein ...'

---

[1] Mone, *Lat. Hymnen* II 144.

Auch sonst hat dies Gedicht Lenaus die Dichterin beeinflufst; doch hier ist nicht der Ort, dem nachzugehen. — Umsonst ist all ihr Ringen: denn was sie tut, tut sie nicht aus Liebe zu Gott, sondern einzig um Abaelards willen, um ihm gehorsam zu sein; vor Gott sei ihre Frömmigkeit eitel Heuchelei.

Auf diese furchtbaren, erschütternden Selbstvorwürfe, die eben nur eine so fein organisierte Natur spüren konnte, antwortet, wohlgesetzt und sehr verständig, sogar logisch mit erstens, zweitens, drittens, viertens disponiert, ein Schreiben Abaelards. Bemerkenswert ist daraus nur, dafs er ihr mit dürren Worten wiederholt, seine Liebe zu ihr sei niemals etwas anderes als sinnliche Begierde gewesen, Begierde, wovon er nun glücklicherweise, wenn auch nicht ganz freiwillig, kuriert sei. Gott aber sei gerecht: sie möge nur daran denken, wie er sie einmal aus Sehnsucht im Kloster besucht habe, und was damals an heiliger Stelle vorgefallen sei ... Ich glaube, es braucht nicht mehr; wir können von dem Briefwechsel mit der Überzeugung scheiden, dafs Heloise nicht blofs 'edler und liebenswürdiger' erscheint, was Deutsch zugeben wollte, sondern dafs sich hier, vor achthundert Jahren, ein Seelenkampf abgespielt hat, den erst wir Menschen von heute wieder voll zu verstehen und mitzuleben vermögen; dafs da, wenigstens auf Heloises Seite, nichts von 'befremdender Offenheit' ist, sondern dafs die edelsten unserer modernen Dichterinnen alle Ursache haben, in Heloise ihre Patronin, ihre Märtyrerin zu ehren.

II. Der Mimus im Mittelalter.

Durch die grundlegende Forschung H. Reichs und seinen sicheren Blick für das Wahre und Notwendige in der Entwickelung der Weltliteratur ist mit einem Schlage der Mimus in seiner ganzen, ungeheuren Bedeutung für Altertum, Mittelalter und Neuzeit aufgedeckt worden. Im folgenden wird sich ergeben, dafs auch die lateinische Kunstdichtung des Mittelalters, dafs gerade Genies wie Notker und Hrotsvit ihr Bestes dem Mimus verdanken.

Freilich, kurz ehe ich diesen Aufsatz abschliefse, erscheint eine Rezension des 'Mimus', die ganz andere Töne anschlägt, von Herrn Professor Dr. R. Herzog in der *Berliner philologischen Wochenschrift* 1904, Nr. 34. Danach wäre es, trotz vieles Guten im einzelnen, dennoch als Ganzes ein 'schlechtes Buch'. Ich kann es, wenn es dessen ja bedürfen sollte, getrost dem Verfasser des *Mimus* überlassen, seine Darstellung für die Zeiten des Altertums gegen Herzogs Vorwürfe selber zu schützen. Ich meinerseits habe den unmafsgeblichen Eindruck, Herr Herzog würde, nach dem, was er vorbringt, zu urteilen, wenn er etwa

das Unglück hätte, Germanist zu sein und z. B. Goethes Briefe an Frau von Stein zu rezensieren, nach berühmten Mustern folgendes schreiben: 'Die Lektüre ist durchaus unerquicklich, weil es dem Briefschreiber an Logik fehlt; auch wimmelt der Text von Fehlern der Orthographie und Interpunktion.'

Aber ich will mich auf mein Spezialgebiet beschränken, dessen Behandlung Herrn Herzogs schärfsten Tadel herausgefordert hat. Es sei nicht bewiesen, dafs Shakespeare mit dem Mimus zusammenhänge; denn — man höre und staune — die *mimi* und *ioculatores* des 'dunklen abendländischen Mittelalters' hätten mit dem antiken Mimus nichts zu schaffen. Also — Schuster gab es, blofs sie konnten keine Schuhe mehr machen? Aber Herr Herzog spricht ja von dem 'dunklen abendländischen Mittelalter'? Was kennt er denn von diesen 'dunklen' Zeiten?! Ich habe lange genug im Mittelalter und seiner Dichtung gearbeitet, um mitzureden: meine Hrotsvitsausgabe, erschienen im Frühjahr 1902, ist die Frucht elfjähriger Arbeit; seit sechs Jahren steht Notker im Mittelpunkt meiner Studien; ich glaubte sie beide gut zu kennen, aber ich mufs gestehen, klar geworden ist mir ihre literarische Stellung und damit die ganze Entwickelung der mittellateinischen Poesie erst durch Reich. Und, sollte Herr Herzog Autoritäten verlangen, so wird ihm, denk ich, der Name W. Scherers bekannt sein; der aber, in seiner *Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert*, schreibt in einer ganz ausgezeichneten Auseinandersetzung über die Mimen, die noch lange nicht den gebührenden Einflufs geübt hat, obwohl sein Buch heute längst vergriffen ist (S. 12): 'Als gegen das Ende der römischen Kaiserzeit Schauspiel und regelmäfsige Bühne ganz aufhörten, da blieb nur die Wirksamkeit der Mimen unberührt von dem Verfalle des szenischen Apparates, dessen sie nicht bedurften.' Ich kann Scherers Betrachtung hier nicht ausschreiben; sie sei jedem, dem das Buch zugänglich ist, aufs dringendste empfohlen. Was ich hier gebe, soll einmal die Forschung im einzelnen weiterführen, sodann aber durch Proben das erläutern und anschaulich machen, was von Mimenpoesie auf uns gekommen ist.

Aber zurück zu Herrn Herzog. Er meint, im dunklen Mittelalter verlören wir, wenn wir Reich folgen, den Boden unter den Füfsen. Nein, wir können gerade umgekehrt sagen, erst durch den Mimus und seine Kontinuität verstehen wir die Entwickelung der Jahrhunderte. So steht es im Mittelalter. Und anderswo? Kaum haben sich die Gräber Ägyptens aufgetan, und die Papyri haben dem Mimus zu glücklicher Stunde Zeugnis gegeben: und schon tut Syrien desgleichen.[1] Für die

[1] Demnächst erscheint Horovitz, *Spuren von Mimen im Orient*.

Beurteilung einer monumentalen Leistung, wie es der Mimus ist, bleibt aber doch wohl stets das entscheidende Moment, ob ihr Bau, wenn auch zyklopisch gefügt und meinetwegen nicht frei von Schönheitsfehlern, der von allen Seiten andrängenden Flut neuer Funde und Entdeckungen standhält, oder ob seine Pfeiler vor einem Papyrusblatte zusammenknicken, wie es E. Rohdes Entwickelungsgeschichte des griechischen Romans hat erleben müssen.

1. Mimus und Siegesballade.

Widukind von Corvey berichtet in seiner Sachsengeschichte (I 23), dafs im Jahre 915 Herzog Heinrich von Sachsen die Franken unter Eberhard aufs Haupt geschlagen habe *tanta caede, ut a mimis declamaretur, ubi tantus ille infernus esset, qui tantam multitudinem capere posset.* Was Lachmann 1836 für selbstverständlich hielt und gar nicht erst ausdrücklich aussprach, dafs es ein deutsches Lied gewesen, dieser Gedanke bestimmt noch 1897 R. Kögel,[1] eine tiefsinnige Betrachtung anzustellen über *infernus* = *hella* und den Stabreim *wīd* ~ *wal* ... Die ganze Methode ist verfehlt, ebenso verfehlt wie die, im Waltharius altdeutsche Stabverse zu rekonstruieren, ein Sport, den Kögel gleichfalls mit Vorliebe gepflegt hat, der aber inzwischen durch W. Meyers glänzenden Aufsatz über den Dichter des Waltharius leider als brotlose Kunst erwiesen worden ist. Auch hier kann nichts verkehrter sein. Ich wüfste schlechterdings nicht zu sagen, was darin 'heidnischer' wäre als in dem gewaltigen Liede auf die Schlacht von Fontenoy am 25. Juni 843, im Bruderkriege der Söhne Ludwigs des Frommen,[2] das *dolium Saturni:* das war kein Sabbat (die Schlacht fand an einem Sonnabend statt), nicht der Tag, wo Gott einst ruhte von seinen Werken, sondern ein *dies Saturni,* des alten griesgrämigen Heidengottes, der seine eigenen Kinder verschlang und auch jetzt seine Opfer haben will, wie Hucbald von St. Amand († 930, achtzigjährig) mit einem Wortspiel von den *dies aegyptiaci,* den Unglückstagen, sagt:[3] *ut inferat Orcus in orcam* (in den Lostopf?). Ja, ich glaube sogar, dafs der Dichter des späteren Liedes diesem Vorbilde gefolgt ist, dafs wir das Lied auf die Schlacht bei Fontenoy studieren müssen, um von dem anderen auf die Schlacht der Franken und Sachsen einen Begriff zu kriegen. Freilich dürfen wir es nicht in der Nachbildung Meyers von Knonau nehmen, die dem kraftvoll einher-

[1] *Gesch. der dt. Liter.* I 2, 237.
[2] *Poetae lat. aevi Carol.* II 138; vgl. Meyer von Knonau, *Über Nithards vier Bücher Geschichten,* S. 138 f.
[3] *Poetae* IV 272, v. 4.

schreitenden Original mit lahmen Lenden mühselig nachhinkt, sondern im Original oder in einer Nachdichtung, die auch den Geist, nicht blofs den Buchstaben, wiedergibt, mag sie dafür auch auf das 'Versmafs des Originals' in aller Seelenruhe verzichten.

> Aurora cum primo mane tetram noctem dividens
> (sabbatum non illud fuit, sed Saturni dolium),
> de fraterna rupta pace gaudet dæmon impius.

Für die Übertragung wähle ich die Nibelungenstrophe,[1] und ich betrachte es geradezu als einen Vorteil, dafs ihre vier Zeilen statt der drei im Original mir die Möglichkeit bieten, schärfer herauszuarbeiten, was der Dichter gesagt hat und zumal was er hat sagen wollen, was aber nicht selten, sogar im lateinischen Text und nun gar bei Meyer von Knonau, in keimhaften Ansätzen stecken geblieben ist.

> Des Frührots erster Strahl das Dunkel der Nacht zerrifs;
> da wurde Macht gegeben dem Fürsten der Finsternis,
> kein Sabbat war's, der graute: gebrochen der Brüder Bund,
> mit wildem Hohngelächter frohlockte der Hölle Schlund.
>
> Dröhnend aller Enden der Hall der Hörner gellt,
> vom Schlachtgeschrei der Feinde schüttert und bebt das Feld;
> zum Todeskampfe sind Brüder, sind Neffe und Ohm entbrannt,
> wider den Vater frevelnd erhebt der Sohn die Hand.
>
> Nie hob sich in heidnischer Vorzeit fürchterlicher Gefecht,
> nicht galt, das sonst gegolten, der Christen Christenrecht;
> eines Heilands Erlöste vergossen der Brüder Blut,
> dafs der Hölle Geister jauchzten in wilder Wut.
>
> Herr Lothar, der Kaiser, der stand in des Höchsten Schutz,
> er hat sich als Held gehalten und bot den Feinden Trutz;
> hätte sein Heer gekämpft, wie er mit kühner Hand,
> bald sollten Friedensglocken läuten übers Land!
>
> Aber wie einst seinen Heiland Judas Ischariot,
> verrieten sie dich und die Führer, mein König, in Schwertesnot.
> So leicht der Wolf mit Listen das Lamm zu trügen weifs,
> betrifft er's auf dem Wege: drum wahre dich mit Fleifs!
>
> Fontenoy heifst vom Bache der Hof in Volkesmund,
> allwo das Blut der Franken getrunken der Erde Grund;
> in Schauern beben die Felder, in Schauern bebt der Wald,
> schaurig der Sterbenden Ächzen in Sumpf und Moor verhallt.
>
> Auf der verfluchten Stätte, da sprosse nie das Gras;
> nimmer werd' ihr Boden von Tau und Regen nafs,
> wo die Helden erlagen, wohlbewährt im Streit,
> drum Eltern und Geschwister und Freunde tragen Leid.[2]

---

[1] Es wird nicht unnütz sein, die Ballade von Fontenoy mit der Hertje von L. v. Straufs zu vergleichen.

[2] Hier schwebt, was Dümmler nicht erkannt hat, Davids Klage um Saul und Jonathan vor (*Regum* II 1, 21): *montes Gilboe, nec ros nec pluvia veniant super vos! ... quomodo fortes ceciderunt in prelio!*

Und der ich euch gemeldet, was Frevel dort gescheh'n,
bin Angilbert geheifsen und hab' es selbst geseh'n,
hab' selber mitgestritten wohl in der Freunde Reih'n —
und bin von der vordersten Reihe entronnen ich allein.

Ich liefs mein Auge schweifen und sah zum letztenmal
zur Bergeswand zurücke und abwärts tief ins Tal;
dort jagte Kaiser Lothar der Feinde Scharen nach
und trieb sie all zu Paaren weithin bis an den Bach.

Von Karls und Ludwigs Heere decken das Blachfeld weit
Mann bei Mann die Toten im weifsen Linnenkleid;
es sind so weifs die Felder, wie wenn zum Süden hin,
wann der Herbst gekommen, der Störche Scharen zieh'n.

Nie werde Lob gesungen je von dieser Schlacht;
aus Abend und aus Morgen, aus Mittag und Mitternacht[1]
sollen Klagelieder ertönen mit lautem Schall,
und sollen wehe rufen über der Helden Fall!

Verflucht für alle Zeiten sei der Tag der Schlacht!
er werde ausgestrichen und nimmer sein gedacht!
so lange die Erde steht, soll ihm nie ein Morgen grau'n,
so lange die Erde steht, soll er keine Sonne schau'n!

Weh' und dreimal wehe! nackt liegen sie im Staub,
sie werden der gierigen Wölfe, der Geier und Raben Raub;
nicht schliefst geweihte Erde ihre Leiber ein:
frei auf wüstem Felde vermodert ihr Gebein.

Indes genug der Klage, so weh' uns auch zu Mut,
wir müssen endlich dämmen unserer Tränen Flut
und wollen beten zum Herrn für der Gefall'nen Heil,
dafs seine Gnade leuchte über ihr himmlisch Teil.

Der das gesungen hat und stolz genug war, seinen Namen einzuflechten und so der Nachwelt aufzubewahren, das war ein Mime; ein Mime wie jene Sänger des 10. Jahrhunderts, wovon uns Widukind meldet. Er klagt um die unselige Bruderschlacht, die er selber mitgekämpft hat; er hat mitgestritten in vorderster Reihe und ist nicht wie die anderen geflohen in blinder Hast, er hat Ruhe und Kaltblütigkeit genug bewahrt, um mitten auf dem Schlachtfeld, vom Kampfgetümmel umbraust, stehen zu bleiben und das schaurig-schöne Bild mit durstigen Dichteraugen in sich hineinzutrinken. Und in demselben Stil und Versmafs wie er hat, ein halbes Jahrhundert früher, ein Standesgenosse von ihm nach Pippins Avarensieg, der ohne Blutver-

[1] Diese Stelle wirkt weiter auf die Totenklage Leos von Vercelli um Otto III. (*Stilfragen* S. 26):

Der Westen wein' um seinen Tod,
Klage heb' der Osten rot,
in Asche traure Nordens Reich
und der Mittag all' zugleich!

giefsen durch den blofsen Schrecken des fränkischen Namens errungen war, das siegreiche Heer zurückbegleitet und ihm seinen und des königlichen Führers Ruhm gesungen:[1]

Pippins Sieg über die Hunnen.

Christe, du Sohn Gottes, der du die Völker all
erschaffen und Land und Quellen, Bach und Berge zumal,
der du nach deinem Bilde den Menschen hast gemacht,
du hast in der letzten Frist auch die Hunnen heimgebracht.

Sie haben des Bösen viel getan seit alter Zeit:
sie machten gleich der Erden der Tempel Herrlichkeit,
zerstörten der Klöster Bau und führten ihr Gut davon,
die heiligen Geräte von Gold und Silber und Ton;

Des heiligen Altars Decken haben sie entweiht,
sie gaben mit frechem Spotte der Priester Linnenkleid,
sie gaben ihren Weibern der Nonnen Kutte hin:
also hat verleitet Satan ihren Sinn. —

Da sah der Herr darein vom hohen Himmelsthron:
es zog wohl wider die Hunnen Pippin der Königssohn;
und ward ihm zum Geleite Sankt Peter von Gott gesandt,
dafs über ihm und den Seinen er hielte seine Hand.

Das war in der Kraft des Höchsten Pippin, der König, fromm;
er zog mit seinem Heere hin an den Donaustrom,
er schlug ein festes Lager und schlofs die Feinde ein:
aller Enden mochte kein Entrinnen sein.

Nun war im Hunnenvolke ein Mann Ingwiomar,
der stellte sonder Zagen sich vor dem Fürsten dar,
den hiefsen sie Caganum, und vor des Fürsten Weib,
die hiefsen sie Catunam: 'Weh' über euren Leib,

Weh' über euer Reich! es mag nicht länger steh'n;
nicht möget ihr hinfüro der Herrschaft Tage seh'n:
es ward euer Reich seit langem gegeben den Christen hin;
nun bringt es an ein Ende, der fromme König Pippin.

Mit gewaltigem Heere naht Pippin zur Hand;
er wird in kurzer Frist einnehmen dein ganzes Land,
er wird das Volk der Hunnen verstören mit Heeresmacht,
es werden auf allen Höhen die Franken steh'n zur Wacht.

Eines kann dich retten: mach' auf dich allsogleich
und nimm mit dir zur Stelle Geschenke köstlich und reich;
biet' ihm Gold und Geschmeide und wirf dich in den Staub:
so läfst er dir das Leben; sonst bist du des Todes Raub.'

Wie das der Fürst vernahm, verzagte das Herz ihm schier:
mitsamt des Landes Grofsen bestieg er zur Stunde sein Tier
und warf sich in den Staub zu des Königs Füfsen hin
und bot ihm Gaben dar, zu versöhnen seinen Sinn.

---

[1] *Poetae* I 116.

Und sprach: ‘Heil dir, Herr König; du sollst unser Herrscher sein:
ich gebe mein ganzes Reich dir in die Hände dein;
mit Blatt und Halm gehört es dein von dieser Frist,
Wald und Berg und Höhen und was darinnen ist.

Nimm unsre Kinder zu Geiseln: dein ist jeder Dienst;
nimm des Landes Erste: es ist uns reicher Gewinnst,
dafs du nur von dannen führest dein Heergesind;
dein sind wir mit Leib und Leben, mit Kind und Kindeskind.’ —

So singen als fromme Christen wir Gotte Preis und Ehr,
der uns den Sieg verliehen über der Heiden Heer;
der Herr gab Macht und Ehr’ in unsres Königs Hand,
dafs sich jetzo mufs beugen vor ihm der Hunnen Land.

Es lebe König Pippin in der Furcht des Herrn;
er komme hoch zu Jahren, ein König nah und fern,
sein Auge möge Kinder und Kindeskinder seh’n:
so wird das Reich der Franken je und je besteh’n.

Doch, des das Reich der Reiche und Macht ist aller Macht,
der das vollbringt, was nimmer Menschenkraft vollbracht,
das ist der Kaiser nicht, das ist nicht der Heiden Heer,
das ist nur Gott allein: ihm sei Lob, Preis und Ehr’.

Von diesem Liede aber spinnen wieder feine Fäden zurück zu einem anderen, verlorenen Liede. Man denke an die Sage vom eisernen Karl, die durch die Brüder Grimm aus Notkers *Gesta Karoli* II 17 hervorgezogen und von Simrock, ich mufs leider, und nicht blofs im harmlosen Sinne des Mimus, sagen, gebänkelsängert worden ist.[1] Auch hier hat sich Kögel (II 2, 227), obwohl er das Richtige ahnte, in wunderliche Irrwege verloren. Über dieser Märe soll ‘der tiefe Glanz langobardischer Dichtung liegen’. Also die Langoborden hätten in einer Art von hypertrophischer Gerechtigkeit diese gewaltige Verherrlichung ihres Zernichters geschaffen?! Freilich, in einem hat Kögel ganz recht: ‘auf ein Lied als letzte (aber warum letzte?) Quelle weist die Anlage des Ganzen und die poetische Färbung der Reden hin.’ Das ist unbedingt richtig; blofs es ist kein ‘langobardisches’ Lied gewesen, sondern der Dichter war ein Franke und dichtete lateinisch, und sein Stil war derselbe, den die Balladen von Fontenoy und von Pippins Avarensieg zeigen: gerade die zweite ist in Anlage und Bau verblüffend ähnlich; hätte man ihrer gedacht, so hätte man das Richtige längst finden müssen. Notker hat die Verse des alten Mimen ganz aufgelöst, dafs nirgend mehr deutliche Spuren erkennbar sind. Dennoch wage ich es, versuchsweise eine Strophe zu rekonstruieren: wenn Kögel es anderswo in unmethodischer Weise getan hat, warum soll ich deshalb hier, wo wir endlich die

[1] *Deutsche Sagen*[3] Nr. 447; Simrock, *Kerlingisches Heldenbuch*[2] S. 47.

grofsen Zusammenhänge aufdecken können, davon absehen? Ich behaupte ja nicht, dafs die Worte im einzelnen so gelautet haben müssen, und wer will, mag meine Rekonstruktion als Träumerei beiseite lassen; aber das alte lateinische rhythmische Lied, in diesem Balladenton, das wird er darum doch stehen lassen müssen.

> *'Quando videris' inquiens 'segetem campis inhorrescere ferream Padumque et Ticinum marinis fluctibus ferro nigrantibus muros civitatis inundantes, tunc est spes Karoli nieventis.'*

Die Konstruktion der Schlufsworte ist vom rhythmischen Kursus beeinflufst, den Notkers Prosa liebt: ⏓́ ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ ⏓́ ⏑. Ich meine, die alte Strophe könnte etwa so gelautet haben:

> *Quando segetem videbis campis inhorrescere*
> *et Padum simul cum Ticino nigris muros fluctibus*
> *civitatis inundantes, tunc veniet Karolus.*

Einmal hat Notker, nicht zum Vorteil seines Werkes, seiner gelehrten Bildung nachgegeben und das gewaltige Fortissimo des Schlusses, 'all Eisen, Eisen, Eisen' durch breite Ausmalung der Einzelzüge und rhetorische Floskeln wie *de ocreis quid dicam?* abgeschwächt: es ist ein hoher Ruhm für den Minus, dafs selbst ein Genie wie Notker da, wo er ändert, nur verderben kann.

Doch ich will endlich dem, der den Eindruck zu gewinnen wünscht, meine Übertragung vorlegen. Sie ist gemacht, ehe ich diese ganzen Betrachtungen über den Mimus anstellte: dafs ich den Stil von Fontenoy wählte (Simrock hat einen langweiligen Vers ohne jede Variabilität und Modulationsfähigkeit) und nur die ersten Hälften der Langzeilen strenger gebaut habe (dies sogar, ohne es zu wissen und zu wollen), war Instinkt. Aber in solchen Dingen pflegt eben der Instinkt das Ergebnis gelehrter Forschung lange vorwegzunehmen.

Der eiserne Karl.

Im Langobardenlande das Orlogbanner weht;
der König zu Pavia auf steiler Warte steht
und schaut mit seinem Gaste hernieder ins lachende Land,
ein Graf aus Franken ist es, landflüchtig und gebannt.

Erst kam der Trofs gezogen schier endlos ohne Zahl;
auf Rofs und Reitern blitzte der Morgensonne Strahl.
Der Langobarde fragend zu seinem Gaste spricht:
'Ist Karl bei diesem Haufen?' Antwortet der: 'Noch nicht.'

Und weiter, neue Scharen und immer neue traun;
das ist der Franken Heerbann, der kommt aus allen Gau'n.
'So ist Herr Karl gewifslich bei diesen? gib Bericht.'
Graf Ottokar dawider: 'Noch nicht, noch immer nicht.'

Des Königs Herz entbrannte: 'Und werden es noch mehr,
wie soll es uns ergehen vor Karl und seinem Heer?'
'Ihr werdet ihn von selber erkennen, wenn er naht;
doch was mit uns ergehe, des weifs ich nimmer Rat.'

Nun kam das Ingesinde, und scholl der Pfaffen Sang,
vom Morgenwind getragen, das weite Feld entlang.
'So lafs uns niedersteigen tief in der Erde Schacht,
ob wir uns bergen mögen vor solches Feindes Macht.'

Graf Ottokar gedachte fernferner bess'rer Zeit:
'Seht Ihr in Eisen starren die Felder weit und breit,
und dringt zu Tor und Mauern Tessin und Po herein
mit eisenschwarzen Wellen, so mag er nahe sein.'

Und eh' das Wort verklungen, im Westen es wallt und webt
gleich dunkler Wetterwolke, dafs jedes Herz erbebt;
und Waffen über Waffen in eisengrauem Schein,
und dort der Held von Eisen, das mufs der Kaiser sein.

Von Eisen Helm und Brünne so Haupt wie Brust ihm deckt,
den Eisenspeer die Linke hoch auf zum Himmel reckt,
es zückt das Schwert von Eisen die Rechte grimmigwild,
von Eisen schier die Schienen, von Eisen schier der Schild.

In schwarzem Eisenpanzer sein feurig schnaubend Rofs
und eisern ihm zur Seite ringsher der Seinen Trofs;
all Eisen nur und Eisen! Dem Grafen das Herz verzagt:
'Hier habt ihr ihn vor Augen, nach dem Ihr so gefragt!'

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Vergleich. Unzweifelhaft hat das alte Lied auf den Langobardensieg dem Avarenliede noch viel näher gestanden als meine Rekonstruktion. Notker hat sicher am Anfang und Schlufs gewaltig gekürzt. Aber die Gleichheit der Anlage ist unverkennbar. Die Franken tragen den Rachekrieg ins Langobarden-, ins Hunnenland. Der König fühlt sich sicher, bis ihn ein Franke (denn auch in dem *Unguimeri* des Avarenlides hat Seemüllers Scharfsinn[1] einen deutschen Ingwiomar erkannt) aufrüttelt, ihm die Furchtbarkeit der Franken in eindringlicher Mahnung zu Gemüte führt und ihn mit blasser Furcht und unmännlicher Verzagtheit erfüllt, dafs er sich ohne Kampf unterwirft. Kein Zweifel, der Dichter des Avarensieges hat das ältere Lied gekannt und nachgeahmt. Und wir halten fest, Mimen sind es, die diese Lieder gedichtet haben, Mimen, die die Heerzüge und Schlachten, wovon sie singen, selber mitgemacht haben. Und was war jener normännische Taillefer, der dem Eroberer und seinem Heere in die Schlacht von Hastings voranritt? Guy von Amiens mag es uns sagen, in einer Stelle, deren Kenntnis ich Reich verdanke:

histrio, cor audax nimium quem nobilitabat,
Incisor-ferri mimus cognomine dictus.

[1] *Festgabe für Heinzel*, S. 325.

Das Versmafs aber, worin jene beiden Lieder gesungen sind, das auf Fontenoy und das auf den Avarensieg, dies Versmafs hat keiner der beiden erfunden; das war längst, seit der merowingischen Zeit, üblich für alle möglichen Stoffe der geistlichen und weltlichen Ballade.[1] Und die merowingische Zeit war besser als heute ihr Ruf. Sie hat in den Dichtungen ihrer Mimen Werke aufzuweisen, die mehr poetische Kraft in sich haben, als die ganze hochgelahrte Tafelrunde Karls des Grofsen aufzubringen vermochte. Freilich mufs man das Gold unter dem Schutt zu finden wissen, und das ist, wie heute die Dinge liegen, noch nicht leicht.

Der am meisten dafür getan hat, die Denkmale dieser Gattung hervorzuziehen, E. Dümmler, hat ihnen stets den Namen 'karolingischer Rhythmen' gegeben. Das führt aber irre. Es soll ganz und gar nicht geleugnet werden, dafs auch eine Reihe von karolingischen Stücken dabei ist, wie denn eine echt merowingische Sprachverwilderung auch noch in karolingischer Zeit hier und da bis tief in die Mitte des 9. Jahrhunderts und darüber hinaus anhält. Aber die Masse stammt sicher aus viel früherer Zeit, ob auch unsere Überlieferung selten über das Jahr 800 zurückreicht. Ebendiese Überlieferung aber ist es, die es zu würdigen gilt. Was die Mimen sangen, das haben sie mit mehr oder minder treuem Gedächtnis weitergegeben, der Vater dem Sohne, der Meister dem Schüler. Aufgezeichnet haben sie ihre Texte entweder überhaupt nicht, oder wenn sie es etwa getan haben, so sind ihre Aufzeichnungen spurlos untergegangen. Was wir heute davon haben, sind Niederschriften aus dem Gedächtnis, ausgehend nicht von den Mimen selber, sondern von ihrem geistlichen Publikum; oder es sind Abschriften solcher gedächtnismäfsigen Niederschriften. Das zeigt der Charakter der Überlieferung: fast überall, wo wir mehr als eine Handschrift zur Verfügung haben, weist der Apparat die heilloseste Verwirrung auf, endlose Varianten, Umstellungen, Auslassungen und was es für Verderbnisse sonst gibt; besonders oft fehlt der Schlufs, weil dem Aufzeichnenden, der das Gedicht nie gelernt hatte, die Erinnerung versagte. Dergleichen ist bei einer von Anfang an buchmäfsigen Verbreitung ausgeschlossen. Und nun verstehen wir auch ein weiteres Hilfsmittel des Mimen, das uns ohnedem eine Tollheit oder eine müssige Spielerei dünken müfste. Die Hälfte dieser Stücke etwa sind Abecedarien, d. h. die erste Strophe beginnt mit A, die zweite mit B, die dritte mit C usw. Das hat seinen guten Sinn, wenn der Vortragende dies als Gedächtnishilfe benutzte, um die Stichworte der Strophenanfänge festzuhalten: bei schriftlicher Tradition ist

[1] W. Meyer, *Der ludus de Antichristo* (Münchener S.-B. 1882), S. 79 f.

es sinnlos; Akrosticha wie die Commodians wird man nicht dawider ins Feld führen wollen. Wo aber die Nachfahren dergleichen in literarisch überlieferter Poesie haben, da sind sie sicher von dem Vorbilde der Mimen beeinflufst und wenden in blinder, dumpfer Nachahmung an, was für sie keine Erleichterung, sondern blofs eine Erschwerung bedeutete.

Das Versmafs ist uralt: es ist ja schon eines der häufigsten in der römischen Komödie und immer beliebt gewesen bei der Masse des Volkes.[1] Als die römischen Soldaten den triumphierenden Cäsar verhöhnen, da singen sie, natürlich metrisch, die Verse:

Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem:
ecce Caesar nunc triumphat, qui subegit Gallias,
Nicomedes non triumphat, qui subegit Caesarem,

oder:

urbani, servate uxores, moechum calvum adducimus;
aurum in Gallia effutuisti, hic sumpsisti mutuum.

Hier hat denn auch A. Schoene die Anspielung auf den *calvus* und *adulter* als typische Mimenfiguren erkannt. Auch die Verse auf die gallischen Parvenus scheinen hierher zu gehören.

2. Mimus und Spottlied.

Das ist ja überhaupt die andere Art des Mimenrhythmus, das Spottlied. Ich lasse, was sonst von schönen und wirkungsvollen Balladen der Merowingerzeit erhalten ist, vorläufig beiseite und verweise dafür auf mein nahe bevorstehendes Dichterbuch; aber von dem übermütigen Spott wollen wir uns ein paar Proben vorführen. Da hat es, etwa zu Karls d. Gr. Zeit, in Angers einen biederen Abt gegeben, der den schönen Namen Adam führte und einen guten Trunk liebte. Sonst freilich scheint an ihm nicht viel Löbliches gewesen zu sein, oder es verschwand doch in den Augen des ihn liebevoll porträtierenden Mimen neben jener einen Kardinaltugend. Der aber sang, freilich kaum in Angers, obwohl die Schlufszeile an die *cives* bedenklich genug klingt; und die würdigen Confratres des guten Abtes rundumher werden wohlgefällig dabei geschmunzelt haben:[2]

Andecavis abas esse dicitur,
ille nomen primum tenet hominum;
hunc fatentur vinum vellet bibere
super omnes Andechavis homines.
Eia eia eia laudes,
eia laudes dicamus Libero.

1, 1 indeklinabler Stadtname. 1, 2 lies *primi*. 1, 3 *velle* Dümmler.

---

[1] Reich, *Der Mimus* I 195, Anm. 1.

[2] Dümmler, *Zs. f. dt. Altertum* 23, 265; zur Kritik Ebert, Zarncke, Seiler (Zs. 24, 147. 25, 25), doch ist das meiste nicht zu brauchen.

Iste malet vinum omni tempore;
quem nec dies nec nox ulla praeterit,
quod non vino saturatus titubet
velut arbor agitata flatibus. Eia ...

Iste gerit corpus inputribile
vinum totum conditum ut aloe,
et ut mire corium conficitur,
cutis eius nunc con vino extinguitur. Eia ...

Iste cupa non curat de calicem
vinum bonum bibere suaviter,
sed patellis atque magnis cacabis
et in eis ultra modum grandibus. Eia ...

Hunc perperdet Andechavis civitas,
nullum talem ultra sibi sociat,
qui sic semper vinum posset sorbere;
cuius facta, cives, vobis pingite. Eia ...

2, 1 'hat gern'. 3, 2 *vino* Zarncke. 3, 3 *mirre* Ebert. 3, 4 *tinguitur* Ebert. 5, 1 *si perdet* Dümmler.

Das wäre doch, sollt' ich meinen, ein Ulk, der des Kommersbuches nicht so ganz unwert wäre; wenn man ihn nur erst recht versteht.

Zu Angers, hört' ich, soll ein Pfäfflein leben,
sein Name der des ersten Menschen ist;
der trinke, munkeln sie, vom Saft der Reben,
soviel wie niemals Jud' noch Christ.

Man sagt, dafs nimmer Tag und Stund' erscheine,
wo Pfaff und Fläschchen nicht zusammen sind,
wo er nicht trunken schwankt von süfsem Weine,
gleichwie das Bäumchen schwankt im Wind.

Nie wird in Ewigkeit sein Leib vergehen,
zu gut hat er ihn innen ausgepicht:
gleich einer Mumie ist er anzusehen —
so konserviert kein Balsam nicht.

Ein Weinfafs selber, legt er nicht mit Bechern
wie andre Menschenkinder schüchtern los;
er ist ein Zecher hoch ob allen Zechern
und schlürft aus Kannen extragrofs.

Stirbt er, so werden viele Tränen fliefsen,
und nie verwindet Angers seinen Schmerz;
kein zweiter wird soviel hinuntergiefsen —
sein Ruhm leb' fort in Stein und Erz.
Hurra, hurra, hurra,
St. Bacchus hoch, hurra!

Das ist denn freilich noch verhältnismäfsig harmlos. Aber es bleibt nicht dabei. Wir haben in gut merowingischer Reimprosa eine blutige Satire auf zwei urkundlich um 665 nachweis-

bare Bischöfe, Importunus von Paris und Frodebert (d. h. Chrodebert) von Tours. Es mufs ein *par nobile fratrum* gewesen sein; denn sicher ist die Sache richtig, das Bild getreu, nicht geschmeichelt und nicht mehr entstellt, als es in jeder Satire geschieht und geschehen mufs. Was wir hier über die Ursache vom Sturz des mächtigen Hausmeiers Grimald erfahren, scheint sonst nicht bezeugt zu sein; aber es hat alle innere Wahrscheinlichkeit. Ich meine, Grimald wird bei dem willensschwachen, den Pfaffen verfallenen Merowinger vergebens sein Recht gesucht haben; und dies wird der Grund gewesen sein, der ihn in Empörung und Untergang hineingehetzt hat: ganz so, wie es später mit Herzog Erchanger und Berthold gewesen ist, wo auch die dem Abtbischof günstige St. Galler Tradition Unrecht und Recht vertauscht hat.[1] Aber wie dort immerhin so viel zu erkennen ist, dafs die Zeitgenossen in den Herzögen die unschuldigen Opfer bischöflichen Ehrgeizes und königlichen Treubruches gesehen haben, so tut sich uns hier durch die Satire ein Blick auf in eine dunkle Zeit und in das erfolgreiche Treiben zweier dunklen Ehrenmänner, die in ihrer Weise Geschichte gemacht haben. 'Das ist das wahrste Denkmal der ganzen Merowingerzeit,' hat mir einmal ihr bester Kenner, B. Krusch, gesagt.

Ich verzichte darauf, den lateinischen Text zu drucken, der von Zeumer gut herausgegeben ist;[2] nur hätte er die Reimprosa lieber nicht in Verse teilen sollen. Meine Nachbildung mufs an einigen Stellen, wo das Pergament zerfressen ist, ein klein wenig kürzen, wird aber wohl hinreichen, von dem Geiste des Poeten, denn ein Poet war der Mime, der diese Satire konzipiert hat, eine gewisse Vorstellung geben.

Auf einen Schelmen anderthalbe.

I.

Dem Herrn und Bruder Importun, | Dem der Heiligen Verdienst helfen möge zur ew'gen Ruh.

Geliebter Herr und Bruder wert!
Was ihr vernahmt, hat euch so beschwert,
Derweilen wir litten bittere Not
Und vor Hunger schier blieben tot,
Dafs ihr uns tatet ein Korn verehren —
Nicht für Geld, nicht geschenkt wir ein solches begehren.
Nahmen wir's und buken Brot daraus:
Helf' uns der Himmel, war das ein Graus!
Aufsen die Kruste, verhutzelt zu schaun,
Innen die Krume, hübsch dunkelbraun;
Na, wer's beifsen will, mufs gute Zähne haben,
Doch dann darf er — am Stank auch die Nase laben ...

[1] Darüber meine Dichterschule St. Gallens (Ilbergs *N. Jahrb.* V 358).
[2] *Formulae,* S. 220.

Uraltes Korn und heuriges, in trauter Gemein;
Das gab ein Nachtmahlsbrot — die Sorte war mehr als fein!
Wollen's euch dankbar allzeit gedenken,
Daſs ihr uns so freigebig mochtet beschenken;
Gönn' euch der Herrgott ein langes Leben,
Daſs ihr uns solch schönes Korn gegeben!
Freilich, ihr dürft ja zu Hause lungern;
Ein andrer kann in der Klause hungern!
Wahr und wahrhaftig, Mann, ich laſs euch grüſsen
Und bitt' schön, in euer Gebet uns einzuschlieſsen!
Täten von dem Brot euch ein Kosthäppchen schicken;
Probiert, ob ihr's runterbringt, ohne zu sticken!
Nein, uns bewahre der liebe Gott,
So lang wir leben, vor solchem Brot!
Nonnen wie meine, müſst ihr wissen,
Danken ergebenst für solche Leckerbissen!
Wir schreiben, wie uns der Schnabel gewachsen,
Nehmt's nicht für ungut, ohne viel Faxen.
Mög' es euch immerdar wohl ergeh'n
Und der Lohn eurer Guttat euch nicht entstehn!

II.

Dem frommen Herrn und Bruder Chrodebert.

Herr Chrodebert, wir haben vernommen,
Unser Korn, ihr hieſset es übel willkommen.
Wollet lieber an die eigene Nase fassen
Und mit euresgleichen solche Scherze bleiben lassen.
Es sieht einem Bischof wenig gleich,
Was ihr getan in Herrn Sigeberts Reich
Mit dem Hausmeier Grimald,
dem habt ihr sein einzig Schaf, sein Weib, genommen,
Daſs er im Reiche hernach
nimmer mochte zu Ehren kommen.
Und als ein reisiges Heer sich zeigte zu Tours im Land
Da habt ihr sie flugs zu den Nonnen ins Kloster gesandt;
Habt dort nicht in der Bibel gelesen,
Triebt mit ihr euer sündlich Wesen.
Mögt es wenden, wie ihr wollt, und dreh'n —
Nicht vor Gott, nicht vor Menschen mögt ihr besteh'n.
Noch eines, Herr Bruder: zu gutem End'
Gabt ihr das Korn dem Nonnenkonvent;
So ist es doch hübsch in der Familie blieben,
Und ihr tatet euren Basen eine Liebe.
Seid ja selbst einer Nonne Sohn,
So 'was verdient schon seinen Lohn!
Gott befohlen, Herr Bruder, all miteinand'!
Importunus, Bischof im Pariser Land.

III.

Meinem Herrn Chrodebert,
der lebt ohne Gott in den Tag hinein,
Mag weder heilig, weder Bischof sein,
Noch ein rechter Pfaff im Pfaffenkleid,
Daſs er komme an den Ort,
da der Gottseibeiuns haust in Ewigkeit.

Braucht kein Mensch mir aufs Wort zu trau'n;
Kann ein jeder selbst eure Werke schau'n.
Eines geht euch ab; des habt ihr euch abgetan:
Ihr habt Gott nicht lieb und glaubt nicht an seinen Sohn.
Gegen den, der euch zuwider ist,
Gebraucht ihr euch ohne Scheu stets arger List.
Haltet euch für weise — doch uns dünkt das ein Lügengewebe;
Ihr fürchtet Christen nicht, noch mögt ihr seines Willens leben.
Den ihr liebhabt, das ist sein Widerpart;
D'rum tut ihr in euren Werken nach des Teufels Art.
Haben doch eure Eltern schon Christen veracht't,
Da sie im Kloster euch gemacht;
Kein heilig Ding ist's gewesen trau'n,
Was euer Vater trieb mit der Klosterfrau'n.
Dann liefs euer Herr euch los, nahm sich euer in Treuen an, —
Hat ihm hernach leid genug getan!
Lebet nimmer nach Gottes Wort;
Böse sind eure Werke fort und fort.
Denkt, wie ihr Grimald vergolten mit üblem Dank,
Und wissen's Gott und Menschen,
er tat euch nur Gutes sein Leben lang.
Und was hat es ihm all für Lohn gebracht?
Zum Danke habt ihr euch an sein Weib gemacht.
Liebt weit und breit jedes hübsche Mägdelein,
Mag aber dabei wenig Heiligkeit sein;
Um euch es allezeit übel steht,
So lang ihr auf solch krummen Wegen geht!
Nein, so wahr ihr ein Bock seid, ihr treibt es zu toll!
Ist euer Mafs denn noch immer nicht voll?
Lafst euch ja rasch verschneiden, will ich euch raten,
Sonst müfst ihr einmal in der Hölle braten:
Denn euch geht's schlimm beim Jüngsten Gericht,
Sintemalen die Hurer sind verstofsen von Gottes Angesicht!
Könnte leichtlich noch weiterfahren;
Doch will ich mir etliche Pfeile versparen:
Kommt mir Antwort von euch in Hulden zu Handen,
Soll auch die Fortsetzung ausgeh'n in alle Lande.
Doch nun zum Schlusse: seht ihr einen guten Freund,
Der euch solches kundmacht und es wohl mit euch meint,
So entfaltet den Brief und les't und lafst euch das Gewissen schärfen;
Oder mögt ihn auch in den Papierkorb werfen ...

3. Mimus und geistliche Ballade.

Die Kirche und ihre Lehrer hatten ohne Unterlafs geeifert gegen den Mimus, aber sie hatten ihn nicht unterdrücken können.[1] Da machte nicht die Kirche ihren Frieden mit dem Mimus, sondern ein Teil der Mimen den seinen mit der Kirche. Das Volk war christlich geworden; es war ein rauhes und rohes Christentum, das Christentum eines Kriegsvolkes, das sich seinen Himmel und die Belohnungen der Gläubigen etwa als eine Veteranenkolonie denken mochte, die nun auf ihren Lorbeeren

[1] Reich, *Der Mimus* I 109 ff. 130 ff.

ausruht und in wohlverdienter Mufse ihr Altenteil geniefst — wie es uns der von Gregor seiner Mordtaten und seiner poetischen Sünden halber so hart gescholtene Chilperich in seinem Medardusrhythmus ausmalt.[1] Aber auch dieses barbarische, von vornherein auf buchmäfsige Verbreitung angelegte und mit literarischen Ansprüchen auftretende Gedicht wäre nicht denkbar ohne den Mimus. Denn der Mimus hat schon in der Merowingerzeit biblische und Legendenstoffe in seine Formen, in die Formen des Rhythmus gekleidet. Und diese geistlichen Balladen, deren Hauptinteresse in ihrem Stoffe lag, sind oft von unverächtlicher Kunst. Jedoch zuerst vom Stoff. Da finden wir Bibelthemata behandelt, wir hören von Jakob und Josef, von Esther und Judith, vom reichen Mann und armen Lazarus, von Jesu Leben und Sterben; und zumal ist es die Höllenfahrt des Herrn, hinab zu den 'Geistern im Gefängnis', die die Menschen des ganzen früheren Mittelalters immer wieder gefesselt hat mit dämonischer Gewalt.[2] Und neben diesem Hineinragen des Höllenreiches in die Geschichte Jesu finden wir, in einem der gewaltigsten Lieder, das Reich des Antichristen geschildert, das einer Zeit, die das Ende nahe erwartete, besonders zu denken geben mufste: es ist kein Zufall, dafs die Schriften des Ps.-Methodius und Adsos von Der so ungeheure Verbreitung und so ungeheuren Einflufs gewonnen haben, gerade so wie später zur Zeit der Mysterienspiele der *ludus de Antichristo* mit seinen kirchenpolitischen Träumen die Geister bewegt hat. Ein solches Lied vom Antichristen mit den Bildern des himmlischen Jerusalem und der Höllenpein, das mochte wohl tieferen Eindruck auf die Zuhörer machen als manche Predigt.[3]

Wer waren nun aber diese Zuhörer? Wenigstens einmal können wir uns diese Frage einigermafsen beantworten. Latein werden sie einigermafsen verstanden haben; aber das sagt in der Merowingerzeit und in romanischem Lande wenig. Der Rhythmus von Christi Höllenfahrt, auch er wie so viele mit *audite omnes* beginnend, spricht jedoch am Schlusse vom Hof des Königs, vor dem Geistliche, Äbte, Neugetaufte (es ist Ostern, die alte Taufzeit) und *potentes personae*, weltliche Grofse, Hymnen singen: *saeculares fabulas* hat er verboten, und so singt auch der Mime in diesem vornehmen und frommen Kreise von Christi Sterben, Höllenfahrt und Auferstehung.

Auch andere geistliche Stoffe sind viel behandelt worden,

---

[1] Von mir aufgefunden und mit Kommentar herausgegeben, *Zs. f. dt. Altertum* 47, 73 f.

[2] Ebenda, S. 88 f.

[3] Dreves, *Anal. hymn.* II, 91; *N. Arch. f. ält. dt. Geschichtskunde* 25, 406 f.; den nach der Hs. berichtigten Text gebe ich demnächst dort im 30. Bande.

so die Zerstörung Jerusalems, nach Josephus ganz realistisch, ja naturalistisch — es wird uns nichts geschenkt, nicht einmal der Gestank der Leichenhaufen; und die Legende des h. Placidas ist in einem langen Gedicht bearbeitet worden, das ich künstlerisch Herders 'wiedergefundenen Söhnen', die den gleichen Stoff behandeln, weit vorziehe. Ich mufs dafür auf mein Dichterbuch verweisen. Aber das Gedicht vom Antichristen teile ich hier mit: es liegt darüber eine Stimmung, wie wenn es um Mittag dunkle Nacht geworden wäre; so kommt es mir jedesmal wieder von neuem vor, vielleicht empfinden es auch andere. Es ist ein wahrer Dichter, der hier zu uns spricht.

Von den letzten Dingen.

Ein Lied begehrt ihr Leute zu hören aus meinem Mund;
So lauschet meiner Rede: ich will euch machen kund
Ein Lied vom höchsten Gotte in seiner Herrlichkeit
Und des Widerchristen Zukunft in der allerletzten Zeit.

Der Widerchrist wird kommen, so läfst es der Herr gescheh'n;
Er kommt vom Judenvolke und wird das Licht erseh'n,
Vom Stamme Dan geboren, im Lande Babylon,
Empfangen von einem Weibe, Satans einiger Sohn.

Dreifsig Jahr erwächst er, ein Mensch, den andern gleich,
Verborgen und unerkannt, bis dafs da kommt sein Reich:
Dann wird ihm Macht gegeben auf Erden offenbar,
Und wird das Reich behalten bis halb ins vierte Jahr.

Höret wohl und merket, was der Apostel spricht;
Also gebeut Sankt Paulus: 'Lafst seinen Brief euch nicht
Verführen, den er sendet; glaubt nicht der Rede sein,
Seinem Ruhm und Zeichen: sie sind ein leerer Schein.'

Die Gott der Herr vor Zeiten lebend zu sich nahm,
Henoch mit Elia, dem Boten des Herrn, zusamm'
Sie werden wiederkommen zur Erden, den Tod zu seh'n;
Sie fällt der Widerchrist: so läfst es der Herr gescheh'n.

Und wenn bei dreien Tagen ihr Leib im Grabe lag,
So wird sie Gott der Herr erwecken am dritten Tag;
Und werden auferstehen, zu pred'gen in seiner Kraft,
Und werden zum rechten Glauben bekehren die Heidenschaft.

Danach zum andern fahren gen Himmel sie empor
Und bringen ihre Klage an Gottes Throne vor;
Ihr vergossen Blut von der Erden zu ihm um Rache schreit:
Des trifft den Höllengeist Vergeltung in kurzer Zeit.

Jesus Christus selber, unser Herr und Gott,
Der aller Welt zum Heil am Kreuze litt den Tod,
Er läfst ein scharfes Schwert ausgehn von seinem Mund,
Das fällt den Sohn der Sünde, den Widerchristen, zur Stund'.

Dann wird bei vierzig Tagen auf Erden nah und fern
Noch einmal Friede werden, bis zur Zukunft des Herrn.
Dann werden aller Augen ihn schau'n von Angesicht
Und aller Zungen Volk hintreten vor sein Gericht.

Dann wird ein Kreuz am Himmel leuchten mit hellem Schein,
Ein wunderbarlich Zeichen; des müssen verloren sein
Juden, Heiden und Ketzer all zur selben Frist,
Denen das Kreuz ein Ärgernis und eine Torheit ist.

Die Engel selber zittern, die steh'n an seinem Thron,
Wann er einem jeden wird geben seinen Lohn:
Die gerecht alleine mögen vor ihm besteh'n
Und ihrer Werke halben seine Klarheit seh'n.

Das ist die wundersame, die hochgebaute Stadt,
Die zwölf der güldnen Tore und zwölf der Pfeiler hat;
Sonne nicht und Mond noch Sterne scheinen dort —
Das ist des Höchsten Klarheit, die leuchtet immerfort.

Jerusalem die lichte, so paradiesesschön,
Die Gottesstadt, die sel'ge, gebaut in Himmelshöh'n,
Darinnen Christus waltet als König allezeit
Mit seiner Heil'gen Heere in ew'ger Seligkeit.

Die Mörder und Schelme kommen nimmer ins Paradies;
Sie sind verdammt zu wohnen in Nacht und Finsternis.
Ihr Mund gar kläglich immer das 'wehe, wehe' ruft;
Und ist dazwischen befestigt eine grofse Kluft.

Wenn ihr nun solches höret, verzage nimmermehr
Mutlos euer Herze; folgt nach der Heil'gen Heer:
Die dürfen nun im Himmel tragen des Lebens Kron';
Der Höllenpein enthoben umsteh'n sie Gottes Thron.

Ja furchtbar in der Hölle ist der Verworf'nen Qual:
Wer den Tod alldorten geschmeckt zum andernmal,
Der findet in alle Ewigkeit nimmer keine Ruh;
Mit Satan mufs im Schwefelpfuhl er brennen immerzu.

Nun wollen zum Allmächt'gen wir beten insgemein
In demutvollem Herzen, dafs vor der Höllenpein
Er uns bewahren wolle in Gnaden für und für
Und selber weit uns auftun zu seinem Reich die Tür;

Und Lob und Ehre singen dem Herrn im Himmelsthron,
Zusamt dem heil'gen Geiste dem Vater und dem Sohn,
Dem dreieinigen Gotte, der herrscht in Herrlichkeit,
Ein König aller Kön'ge, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

4 Der Mimus und die karolingische Ekloge.

Der Mimus blühte im Frankenreich auch in den dunkelsten Zeiten; aber nun kam die karolingische Renaissance. Sie hat für die Erhaltung dessen, was von der römischen Literatur die Stürme der Völkerwanderung überdauert hatte und irgendwo in Kirchen- oder Klosterbibliotheken ungelesen verstaubte und vermoderte, unendlich viel getan: die Zahl der Texte, die nicht durch die sorgsamen Hände der karolingischen Abschreiber und Philologen gegangen sind, ist verschwindend

gering. Aber alles hat seine zwei Seiten. Wie die klassizistische Renaissance Karls des Grofsen die selbständige Entwickelung der altdeutschen Heldenpoesie gebrochen und sie, was er selber auch dagegen tun mochte, unrettbar dem Untergange geweiht hat, so tritt nun auch der Mimus, soviel wir sehen können, zurück hinter die anspruchsvolle Nachahmung der Antike. Oder er sollte wenigstens zurückgedrängt werden. Was man an die Stelle zu setzen hatte, das war freilich dürftig genug. Einen wirklichen Dichtergenius hat die ganze Generation, die sich um Karl geschart hat, nicht aufzuweisen. Und als dann endlich Walahfrid Strabo[1] erscheint, der Schüler und Abt von der Reichenau, da haben ihm Pedanten und Philister daheim und in der Fremde Steine genug in den Weg geworfen. Dennoch hat er Grofses erreicht und keine Bitterkeit bewahrt, ein starkes Talent und ein liebenswerter Mensch. Aber ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, dafs er noch höher gekommen sein würde, wenn er gewagt hätte, ganz er selbst zu sein. So ist er, hoch über den anderen stehend, doch selber im letzten Grunde nur der Johannes eines Gröfseren, Notkers des Stammlers; von ihm wird im nächsten Abschnitt zu reden sein; erst er hat die karolingische Kunstpoesie mit dem Mimus wahrhaft versöhnt und jedem das Seine gegeben. Aber einen Ansatz hat die Epoche Karls des Grofsen doch gemacht, den Mimus zu sich herüberzuziehen. Das ist geschehen auf dem Gebiet der Ekloge.

Die Ekloge ist von Hause her ein Kind des Mimus. Mimisch sind, nach Sophrons Vorgange, die Eklogen des Theokrit und Herodas, die zur Kunstpoesie ausbildeten, was der Mimus längst volksmäfsig gepflegt hatte. 'Theokrits[2] Adoniazusen und Simaetha sind doch zunächst von ihm selbst vorgetragen; das ist keine Buchpoesie: er hat ja gar kein Buch gemacht. Und so hat es im Jambos ihm Herodas nachgetan.' Anders sodann Virgil, dessen Ekloge gelehrte Nachahmung ist, ob er auch Verhältnisse seiner Zeit einmengt, Calpurnius und nun gar der Spätling Nemesianus. Die Form bleibt, aber es ist kein Leben mehr darin. Dann geht das Altertum zugrunde, und auf den Trümmern des römischen Imperiums erheben sich die Germanenreiche, zuletzt das Kaisertum Karls des Grofsen. Die Ekloge war tot, aber der Mimus lebte. Nicht von selber hat er den Weg zur Ekloge neu gefunden. Die karolingische Renaissance, soviel sie zu einem blofsen Scheinleben geweckt hat, hier hat sie dem Mimus, d. h. dem lebendigen Leben, in die Hände gearbeitet. Das römische Altertum wurde neu entdeckt, und nun schuf man Eklogen nach dem Vorbild Virgils; sogar Calpurnius

[1] Ilbergs *N. Jb.* V 342 ff. [2] Wilamowitz im *Hermes* 34, 207.

und Nemsianus feierten ihre Auferstehung. Man entnahm ihnen poetische Beinamen, wie sie an dem Musenhofe 'Davids', wie der Kaiser selber genannt ward, im Schwange gingen. Und es war eine wirksame Empfehlung, den Kaiser in einer Ekloge als modernen Augustus anzusingen, auch wenn man selber — kein Virgil war und ebensowenig ein Ovid. So steht es mit den beiden Eklogen des 'Naso', die für diese Sorte Epigonenpoesie typisch sind. Aber dann steht, unter Alcvins Gedichten, ein sonderbarer *conflictus veris et hiemis*,[1] ein richtiges Streitgedicht (*certamen*), allerdings rezitativ, nicht dramatisch, worin Winter und Frühling vor einem Chore von Hirten einander schelten, bis zum Schlusse der Winter ausgetrieben wird und der Frühling das Feld behauptet und seinen Freund, den Kuckuck, herbeiruft. Das Gedicht geht, wie gesagt, unter Alcvins Namen, und man hat über seine Bedeutung hart hin und her gestritten. Ich fasse mich möglichst kurz. Das Gedicht hat, der von Dümmler gesichteten Überlieferung nach, als namenlos zu gelten; mit dem Pedanten Alcvin hat es um nichts mehr zu schaffen als die drei hübschen Fabeln, die sich mir kürzlich als Eigentum Notkers ausgewiesen haben. Es hängt aber allerdings mit Alcvins Versen *de cuculo* zusammen, die an seinen Schüler Dodo gerichtet sind, von dem wir nicht viel mehr wissen, als dafs der Lehrer, streng und mürrisch, mit seinem Wandel wenig zufrieden war. Da klagt Alcvin, dafs Dodo, sein *Cuculus,* trotz des Lenzes nicht komme; Bacchus halte ihn gefangen: das knüpft offenbar an Verse des *conflictus* an. Wenn nun aber ein Teil der Überlieferung das Streitgedicht den Versen *de cuculo* anschliefst, so folgt daraus nur, dafs man sich bei Alcvins Gedicht des beliebten Streitgedichtes einmal erinnert hat, das er benutzt hatte. Mehr nicht. Eberts Vermutung, dafs Dodo den Streit von Winter und Frühling gedichtet und von dem sehnsüchtigen Ruf nach dem Kuckuck seinen Beinamen erhalten habe, ist geistreich, aber sie schwebt völlig in der Luft. Ganz unmöglich aber ist Dümmlers Gedanke, das Gedicht sei 'an Dodo gerichtet'. Es ist überhaupt an keine bestimmte Person 'gerichtet'. Ebert war dem Richtigen ganz nahe und hat sich den Erfolg blofs durch übertriebene Deutelsucht verdorben. Das Gedicht ist, was es sein will, ein *conflictus veris et hiemis*, weiter nichts. Es gibt, leider in antikem Kostüm, die alte, echt germanische Austreibung des Winters wieder. Leben doch solche mimischen Darstellungen des Wettstreits von Sommer und Winter noch heute allerorten; und der erste Kuckucksruf im Frühling gilt heute noch, wenn man blofs den Augenblick nicht verpafst, als

[1] *Poetae Carolini* I 270; Ebert, *Allgem. Gesch. d. Lit. d. M.-A. im Abendlande* II 68.

heil- und segenbringend.[1] So haben wir hier, indem die Ekloge sich auf sich selber besann und den Weg zum Mimus heimfand, ein Stück altgermanischen Volksbrauches wiedergewonnen; es ist dasselbe, wie wenn der altgriechische Mimus an die Feier der Fruchtbarkeitsdämonen anknüpft.

Hier hatten wir das echte mimische *Certamen* in rezitativer Verkleidung. Daneben fristete natürlich die reine Kunstekloge ein blutloses Scheindasein weiter. Eine eigentümliche Mittelstellung nehmen zwei Dichtungen ein, deren Charakter L. Traube[2] bestimmt hat. Es sind zwei Totenklagen: Pascasius Radbertus um seinen Abt Adelhard von Corbie und Agius von Corvey um seine Schwester Hadumod, Gandersheims erste Äbtissin. Ich kann sie hier übergehen, da sie nach Traubes scharfsinniger Deutung in letzter Linie auf die Totenrollen zurückgehen, die bei den verbrüderten Klöstern umlaufen, um zur Fürbitte für die arme Seele aufzufordern: jedes Kloster fügt in Vers oder Prosa sein teilnehmendes Trostwort hinzu. Daraus hat dann Pascasius seine *ecloga duarum sanctimonialium* geschaffen, und Agius ist, in der neuen Corbeia im fernen Sachsenlande, seinem Beispiel gefolgt. Namentlich Agius hat, weil ihm die Klage von Herzen kam, ein echtes, tief ergreifendes Gedicht geschaffen. Aber hier, wo wir den Zusammenhängen von Mimus und Ekloge nachgehen, müssen wir sein Werk beiseite lassen: es ist keine Ekloge mehr, obwohl es die Form der Ekloge trägt.

Das Zeitalter der Ekloge ist eng begrenzt. Sie setzt mit Karl dem Grofsen ein und hält sich ein knappes Jahrhundert. Das bedarf freilich noch der Begründung. Den Streit von Sommer und Winter hat man in die Zeit des Absterbens der Antike versetzt, — in die 'lateinische Anthologie' hat sich ja manch sonderbares Kräutlein verirrt; man hat an Beda gedacht, der seinen Namen für soviel herrenloses Gut hat hergeben müssen, an Alcvin und Dodo, ja selbst, trügerischem Scheine zuliebe, an Milo von St. Amand. Sicher ist nur eines, dafs das Gedicht aus dem Kreise Karls des Grofsen kommt.

Es bleiben noch zwei Gedichte, der Streit zwischen Terenz und einem *delusor* und die Ekloge des sogenannten Theodul. Über beide mufs hier geredet werden.

In dem Streitgedicht[3] tritt der *delusor* auf und schilt den Terenz als einen aus der Mode gekommenen, unflätigen Alten. Seine Lustspiele seien voll gemeiner Witze; indes was er anführt (*quae nil, credo, iuvant, pedere ni doceant*), stimmt ganz und gar nicht zum Charakter des Terenz und seiner Komödie,

---

[1] J. Grimm, *Dt. Mythol.*[3] II 640 ff. 719 ff.; W. Mannhardt, *Wald- und Feldkulte* I 245. 483 ff.

[2] O Roma nobilis (*Münchener Abhdlg.* I. Cl., XIX) S. 310 ff.

[3] *Hrotsvitausgabe,* S. XX.

wohl aber ist es, man erinnere sich nur des Anfangs der 'Frösche', ein beliebter Bühnentrick gewesen, blofs nicht in der vornehmen Komödie, für die schon Aristophanes dergleichen Dinge ablehnt, die seinen Kollegen jederzeit recht waren, auch wenn sie sie rein vom Zaune brachen. Die mittlere uud die neuere Komödie, worauf Terenz fufst, ist ganz davon frei. Anders aber ist es mit dem Mimus. Wenn hier Terenz bekämpft wird, so heifst das lediglich, den Sack schlagen und den Esel meinen. Eigentlich soll der Mimus die Prügel kriegen, der in den Oxyrrhynchospapyri die *sancta πορδή* anruft. Aber der Mimus ist unliterarisch geworden, und hier braucht es eines literararischen Vertreters, so wird Terenz herangeholt und auch ihm nebenher, weil man seine Metrik nicht verstand, etwas am Zeuge geflickt (*an sit prosaicum nescio an metricum,* nebst der Anmerkung). Der Mimus also ist es, der die Zeche zahlt, und es wäre, wenn nicht die Absicht des Dichters, um diesen Eindruck zu verstärken, so doch ein guter Witz des Zufalls, dafs die Form der Dichtung die mimische ist und der Mimus geschlagen wird mit seinen eigenen Waffen. Denn diese Szene ist aufgeführt worden. Nachdem der *delusor* seine Scheltrede geendet, tritt Terenz auf (*nunc Terentius exit foras, audiens haec, et ait*) und fordert den Schelter heraus, um ihn nach Gebühr zu bezahlen. Der setzt sich in Positur (*praesentatur,* tritt dicht vor ihn hin), und das Schimpfduett geht weiter, bis Terenz vor dem bedenklich fuchtelnden *delusor* retiriert:

Ter. *Cur, rogo, me sequeris? cur me ludendo lacessis?*
Del. *Sic fugit horrendum praecurrens dama leonem.*

Terenz droht mit Ohrfeigen, mufs aber, da der andere auf seine Jugendkraft pocht, als alter gebrechlicher Mann klein beigeben und kann den *delusor* nur darauf verweisen, dafs auch seine Zeit nicht ewig währen werde. Ein echter Mimus, mit dem üblichen *delusor* und dem *alaparum sonitus;* natürlich haben sich die Zuschauer gewälzt vor Lachen, wenn der trotz seines grofsen Maules furchtsame Terenz von dem *delusor* auf der Bühne im Kreise herumgejagt wird.

Ich komme zu der Ekloge Theoduls, die neuerdings H. Vollmer[1] als ein 'verschollenes Buch' ausgegraben hat — zwei Jahre nachdem uns J. Osternacher[2] den ersten Teil seiner auf jahrelange Studien und reichstes kritisches Material gegründeten Ausgabe beschert hat. Es ist wieder ein Streitgedicht, in bucolischer Verkleidung: der mit athenischer Weisheit getränkte Hirt Pseustis und die christliche Hirtenjungfrau Alethia, Lüge und Wahrheit, streiten beide für ihre Religion. Jeder heidnischen Sage setzt

[1] *Monatschr. f. d. kirchl. Praxis* 1904, S. 321 ff.
[2] *Programm von Urfahr-Linz* 1902.

Alethia eine biblische Geschichte entgegen, von Saturns goldenem Alter und dem Paradiese an, bis sie sich schiefslich in allgemeine philosophisch-theologische Spekulationen verlieren. Osternacher meint, hier müsse eine patristische Quelle zugrunde liegen aus der Zeit, wo Athens Philosophenschulen noch bestanden; nachweisen hat er sie aber, trotz alles Suchens, nicht können. Ich glaube, er verkennt das Kunstprinzip. Wir müssen das Gedicht eben einreihen in die Gruppe der Streitgedichte, müssen ferner, um die vier Verse, die jede Geschichte enthält, und die Disposition der Alethia zu begreifen, an Prudenz und sein Dittochaeum denken (was denn freilich wieder über die Ekloge hinausführt); so werden wir keine Quelle vermissen: die Anlage des Ganzen gehört eben dem Dichter. Und dieser Dichter hat in der Zeit gelebt, wo die Ekloge wieder im Schwange war, d. h. im 9. Jahrhundert. Auch hier ist es charakteristisch, wie die gelehrte Forschung hin und her getappt hat, ehe sie das Richtige fand. Eine verbreitete Annahme setzte Theodul um 980, liefs ihn aus Italien stammen und in Athen studieren. Das zeigt im besten Falle, wann das Gedicht etwa anfing bekannt und beliebt zu werden, und was man damals aus der Einleitung herauslas. Daneben aber schwankten die Ansätze um mehr denn ein halbes Jahrtausend. Osternacher und Vollmer haben beide das Richtige getroffen, und Vollmer freut sich, mit seinem Ansatz, etwa um die Mitte des 9. Jahrhunderts, 'der Überlieferung näher zu kommen': schade blofs, dafs hier von wirklicher 'Überlieferung' keine Rede sein kann und dafs 980 nicht '9. bis 10. Jahrhundert' ist ...

Beide haben mit Recht darauf hingewiesen, dafs ein so frühes Vorkommen gereimter Hexameter nicht unerhört ist, dafs die Verskunst der Ekloge viel Gemeinsames zeige mit der eines Gedichtes an Erzbischof Ebo von Reims (abgesetzt 835). Das ist richtig, aber es läfst sich von dort aus weiter kommen, als sie gekommen sind. Jenes Gedicht an Ebo steht mit seiner Technik nicht ganz vereinzelt da im 9. Jahrhundert. Aber alles, was man Ähnliches hat, stammt aus der Diözese Reims[1]; vor allem gehören hierhin die Gedichte des unglücklichen Haeretikers Gottschalk von Orbais. So werden wir nicht fehlgehen, wenn wir auch den Dichter der Ekloge in jenem Kreise suchen. Dort war die Ekloge eine beliebte Kunstform: ich erinnere an Pascasius Radbertus von Corbie, und jetzt wird es auch wichtig, dafs im Terenzdialog eine Verschreibung (*armice crebro* für *arma cerebro*) auf eine Vorlage in frühkarolingischer Schrift von Corbie zu führen scheint. Und nun betrachte man den

[1] Traube, *Poetae Carolini* III 711 (Anm. 2 zu S. 710), in seinen grundlegenden Regesten zur Geschichte Gottschalks.

Namen des Eklogendichters: Theodulus, d. i. der 'Knecht Gottes', oder, um es altertümlich zu sagen, 'Gottes Schalk' — Gottschalk. Ich meine in der Tat, Gottschalk von Orbais und kein anderer ist 'Theodul'; und zwar ist die Ekloge später als seine von Traube herausgegebenen Gedichte: ein Werk seiner letzten Epoche, als man ihn in Hautvilliers Bücher abschreiben liefs.[1] Und er nannte sich Theodul, wie er schon früher mit seinem Namen und dessen Bedeutung gespielt hatte, weil durch die Härte seiner geistlichen Oberen der Name Gottschalk verfemt worden war. In jungen Jahren hatte sein Freund Walahfrid ihn Fulgentius genannt, allerdings wohl nach dem Schüler Augustins; doch mochten ihm auch mythologische Studien nicht fremd geblieben sein. So erklärt sich auch, was sonst auffallen müfste, die Strenge, womit die Ekloge die Elision vermeidet — darin verschieden von Gottschalks Gedicht an Walahfrid (848), verschieden auch von den Versen an Ebo. Er hat eben im Metrischen dieselbe Entwickelung durchgemacht wie wenige Jahre später Agius von Corvey, den wir doch wohl mit H. Hüffer[2] im Poeta Saxo wiedererkennen müssen. Die Ekloge aber blieb ein Jahrhundert und darüber verschollen. Und als man sie 'entdeckte' und ein beliebtes Schulbuch daraus machte, dachte niemand, dafs ihr Dichter ein schlimmer Ketzer gewesen.

Es bleibt dabei: die Zeit der Ekloge ist mit dem 9. Jahrhundert, ja wir dürfen sagen, mit der Regierung Karls des Kahlen vorüber. —

5. Notker und der Mimus.

Ich habe schon zweimal auf Notkers allerliebstes Märchen vom Wunschbock hingewiesen, zuletzt in den Stilfragen (S. 17), wo ich auch eine Übersetzung versucht habe in einem absichtlich episch getragenen Versmafs, das mir für den Zweck der Parodie zu passen schien. Ich setze den Wunsch des dritten Bruders her:

> O wollte der Herr einen Bock mir gewähren,
> Des Hörner so weit voneinander stünden,
> Dafs der Vogel Phönix, der rüstigen Fluges
> Vom Libanon heimfliegt tief aus der Wüste,
> Ermattet die Schwingen sinken liefse,
> Eh' von einem Horn er zum andern flöge.

Die Stelle ist stark beschädigt, liefs sich aber mit Wahrscheinlichkeit, wenigstens in der Hauptsache, ergänzen. Eine Parallele kannte ich nicht; da stiefs ich kürzlich auf das Märchen vom 'Ochsen am Bodensee'[3] und war nicht wenig erstaunt, dafs es

---

[1] Traube S. 714, Anm. 1.
[2] *Korveier Studien* I; anerkannt in meinem Addendum zum Poeta Saxo.
[3] *Sagen des Bodensees* usw. S. 72.

sich als guter alter Bekannter entpuppte. Der Ochs hat in seinem Durst bei einem Spaziergang durch den Bodensee so nebenher den ganzen See ausgetrunken. Alsdann will er sich doch auch die Schweiz beschauen. ‘Wie er nun einmal stillstand und sich die fernen Berge ansah, kam ein mächtiger Vogel und setzte sich auf das eine Horn des Ochsen. Nach einer Weile schüttelte der Ochs ganz ruhig nur ein wenig seinen Kopf, worauf der Adler fortflog und sich auf das andere Horn setzen wollte. Bis er dies aber erreichte, brauchte er nicht weniger als zwei volle Stunden. Da kann man sich wohl denken, was das für ein grofser Ochse gewesen sein mufs.’ Es versteht sich von selber, dafs Notker sich den Vogel Phönix und seinen weiten Wüstenflug aus dem Physiologus geholt hat: das ist unzeitige Gelehrsamkeit, ein ‘Schulschmäcklein’ à la Mörike, das wir abziehen müssen. Im übrigen aber folgt er, wie wir jetzt handgreiflich sehen, und wie wir es auch ohnedies annehmen müfsten, uralter Volküberlieferung, dem Märchen.

Daneben aber steht der Schwank. Nehmen wir die Geschichte, wie Karl den Bischof, der nur für Allotria Sinn hatte, durch einen weisen Juden ad absurdum führen läfst, der dem Raritätensammler für eine einbalsamierte Maus, indem er sie ihm als ein seltenes Tier aus dem Gelobten Lande aufschwatzt, einen Scheffel Silbers abnimmt; auch dieses Stück steht einstweilen in meinen Stilfragen (S. 14) zu lesen. Wo hat Notker den Stoff her? Kögel (I 2, 246 f.) ist hier rasch mit der Antwort bei der Hand: ‘die Anknüpfung des Schwankes an Karl und den Bischof ist natürlich sekundär (dies ist gewifs richtig); denn auch hier wird Einwanderung aus dem Orient angenommen werden müssen.’ Schade, dafs Notker gut 200 Jahre vor den Kreuzzügen geschrieben hat, die sonst immer herhalten müssen, wenn es gilt, die als Axiom angenommene ‘Einwanderung aus dem Orient’ zu erklären, und die man hier leider ebensowenig wie beim Ruodlieb bemühen kann.

Mit ihr hat man auch der bei Notker begegnenden Anekdote von dem umgewendeten Fisch beikommen wollen. Sie findet sich[1] auch bei Alexander Neckam (*de naturis rerum* cap. 40), in den *Gesta Romanorum* (Nr. 194 Oesterley), in Enenkels Weltchronik und sonst. Ich verzichte darauf, diese Geschichte hier ausführlich zu besprechen; worauf ich vor allem Wert lege, ist, dafs Notker der erste ist in der mittellateinischen Kunstliteratur, der Stoffe dieser Gattung heranzieht, wie sie bis dahin nur der Mimus verwertete. Und jetzt gewinnt eine alte Kombination von mir überraschende Bestätigung. Ich habe nacheinander eine ganze Reihe kleiner Dichtungen, die namenlos überliefert wurden,

[1] R. Köhler, *Gesamm. Schr.* II 651.

Notker zugeschrieben. Da ist es nun von besonderem Interesse, zu sehen, wie die sicher von Notker verfaſsten *Gesta Karoli* in weitestem Umfang mimische Schwänke aufnehmen, und wie ein gleiches auch einzelne der von mir instinktiv auf Notkers Namen geschriebenen Sachen aufweisen. Vom Wunschbock mit seinem Märchencharakter war schon die Rede. Ferner habe ich kürzlich[1] die Fabel vom Floh und Zipperlein, die seit Müllenhoff und Dümmler unter Paul Diaconus umlief, als Dichtung Notkers erkannt und mit ihr zwei andere Fabeln. Die Fabel aber ist von jeher, wie die Untersuchungen Reichs schon gezeigt haben und weiter zeigen werden, Geschwisterkind mit dem Mimus. Und speziell die Fabel *vom ritten und der vlô* steht auch in der *Scala caeli,* wie die Forschung über Boner, bei dem sie als Fabel 48 wiederkehrt, längst ermittelt hat, auch die metrische Fabel hat man dort verglichen, freilich ohne ihren wahren Ursprung zu ahnen. Was aber die Hauptsache ist, und was wir heute nach Reich mit Sicherheit erkennen können, während die Bonerforschung es nicht erkannt hat, das ist, daſs die ganzen Prediger und Beispielsammler Schüler des Mimus sind, die das Wirksame im Mimus wohl erkannten und es sich, weil sie ihm seinen Einfluß nun einmal nicht abgraben konnten, wenigstens zunutze machten.

Es ist Notkers Größe, daſs er als der erste Kunstdichter des Mittelalters in sicherem Takte den Mimus und die Kunstdichtung überall verschmolzen hat. Damit steht er, sonst der Mittelpunkt regen geistigen Lebens in St. Gallen, dennoch einsam in seiner Zeit. Aber auch unter den nächsten Generationen innerhalb des ersten Jahrtausends wüſste ich nur eine Erscheinung, die, einsam und noch viel einsamer als er, aus sich heraus den gleichen Schritt getan hat: Hrotsvit von Gandersheim. Aber während Notker nur die mimische Novelle übernimmt, tut sie mit noch gröſserer Kühnheit und mit nachtwandlerisch sicherem Instinkt das gleiche mit dem Drama. Davon wird nachher zu handeln sein.

Dann kam die Zeit, wo der Mimus es Notker heimgezahlt hat, daſs er ihn wieder literaturfähig gemacht hatte. W. Meyer hat kürzlich in seiner Einleitung zur Ausgabe des *Modus Liebinc*[2] gesagt, die Sequenz habe sich der weltlichen Stoffe bemächtigt, vom Schneekind, vom König, der alles glaubte, usw. Das ist falsch, zum mindesten falsch ausgedrückt; und es ist kein bloſser Streit um Worte, sondern es führt gründlich irre. Nicht die Sequenz hat sich der weltlichen Stoffe bemächtigt, sondern umgekehrt: der Mimus hat sich, mit sicherem Gefühl für das, was

[1] *Neues Archiv* 29, 468 ff.
[2] *Fragmenta Burana,* S. 174.

lebenskräftig war in der Kunstdichtung, der von ihr geschaffenen Sequenzenform bemächtigt. So ist der Kreis geschlossen. Mimen sind es gewesen, die das lustige Lied vom Schneekind, dessen Stoff weit verbreitet ist, gedichtet, vorgetragen und mit ihren Gestikulationen unterstützt haben; ein Mime ist es, der die Lechfeldschlacht vor Otto III. gesungen und am Schlufs mit dem obligaten Katzenbuckel um ein Trinkgeld gebeten hat.

Mimen überall. Es kommt ja im Grunde auf ein Zitat mehr oder weniger blutwenig an. Aber eine Stelle des Sextus Amarcius (I 403—443) wollen wir doch betrachten, weil sie so einläfslich Zeugnis gibt von dem ganzen Gebaren und Repertoire eines Mimen, der hier ausdrücklich *mimus* (V. 404. 428) und *iocator* (V. 428) heifst — also beides identisch —, der den hohen Herren (*dominis*) die Zeit vertreibt und ihnen das Geld aus der Tasche lockt. Der Herr will in der Herberge ein wenig Rast machen (*brevis hic quia mansio nobis;* der Ton liegt auf *mansio*): da braucht es zweierlei, für den Gaumen ein leckeres Mahl, fürs Ohr einschmeichelnde Weisen (*aures mulcerent moduli*). Einen Spielmann will er haben (*lyricus, citharista*) und zwar einen, der sein Handwerk versteht (*gnarus*): *si non mulcebit lidius aures* (wenn nämlich der Knecht keinen auftriebe) — den Nachsatz zu diesem trostlosen Wenn verschluckt er lieber. Bei *lidius* mögen wir etwa an Ekkeharts IV *lidius Charromannicus* und an den *modus qui et Carelmanninc* der Cambridger Lieder denken, beides sind geistliche Sequenzen; ob man recht tut, nur immer an die lydische Tonart zu denken, ist eine Sache für sich. — Wie sich anscheinend von selbst versteht, ist ein *iocator* gleich zu haben, als schössen die Mimen aus der Erde wie Pilze nach dem Regen. Er kommt, notabene nachdem ihm sein Douceur garantiert ist (*disposita mercede*), bringt seine Laute (*chelys*) im Lederfutteral (*taurina theca*) mit, das Volk strömt aus den Dörfern der Umgegend und von den Landstrafsen (*omnibus ex vicis plateisque*) zusammen und schaut gespannt auf den Mimen, der nun mit den Fingern über die Saiten fährt und ihnen bald helle bald tiefe Töne entlockt, dafs man es kaum begreift, wie beide von demselben Instrument kommen.[1] Dann singt er vier Lieder, 1. von David und Goliath, 2. vom Schneekind, 3. von der Tonkunst des Pythagoras, 4. von der Nachtigall. Das Schneekind hat M. Haupt, den Pythagoras und die Nachtigall W. Scherer in den Cambridger Liedern wiedererkannt, wo sie alle fast unmittelbar beieinander stehen; den Goliath hat L. Traube, vielleicht mit Recht, mit dem Namen der Goliarden in Verbindung gebracht, deren Patron er also

[1] V. 431—437 ziehe ich zum Vorhergehenden.

schon damals gewesen wäre.[1] Also drei von vier Liedern des Programms finden wir in der einen Cambridger Sammlung, obwohl soviel Mimengut verloren ist. Aber wir müssen bedenken, Amarcius schreibt um 1050 und wahrscheinlich in Speier, und die Cambridger Hs. enthält so vieles vom Kaiserhof und den geistlichen Fürsten vom Rheine.

Aber, und das ist wichtig, die Stelle des Amarcius beweist nicht, wie Haupt es hinstellte, der mit diesem Trumpf seine Abhandlung schlofs, dafs wir mit Lachmann von 'lateinischer Hofpoesie' zu reden hätten. Sehr im Gegenteil. Versteht denn der Ritter Latein? Und wenn auch, kann denn ein Mensch die subtile Theorie des Pythagoras, noch dazu gesungen und mit der Laute begleitet, auffassen vom einmaligen Hören? Und nun gar die nassauernden Dorfleute? denen ist es doch blofs um die 'Musik' zu tun; und auch den Herrn verlangt es nur nach den *moduli:* was gesungen wird, ist egal. Wir haben eben hier, so deutlich wie sonst nirgend, den Beweis, dafs die Mimen damals, auch wenn sie lateinisch sangen, für das ganze Publikum, hoch und niedrig, gebildet oder ungebildet, mit ihrer Musik das boten, was heute, mehr oder weniger scharf geschieden, Konzertsaal, Tingeltangel und Leierkasten darbieten. Wer das Publikum ausmacht, ist nahezu gleichgültig. Es ist nicht 'Hofdichtung', sondern, wenn wir auf das Wesentliche gehen, haben wir von Mimendichtung zu sprechen.

---

[1] Haupt, *Berl. Monatsber.* 1854, S. 163 f.; Scherer, *Gesch. der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jh.*, S. 16 (angeführt von Traube in seiner Amarcius-Rezension, *Anz. f. dt. Altertum* 15, 200, der nach V. 436 vielmehr eine Lücke annimmt).

Schöneberg-Berlin. P. v. Winterfeld.

(Schlufs folgt.)

Der sekundäre Nasal in *nightingale*, *messenger* und ähnlichen Fällen.

Über diesen Gegenstand ist in jüngster Zeit mehrfach gehandelt worden. Jespersen hat, *Engl. Stud.* XXXI, 239, Belege gesammelt und eine phonetische Erklärung zu geben versucht. Bradley möchte, *Modern Philology* I, 203, eher an Übertragung denken. Logeman, *Engl. Stud.* XXXIV, 249, vermehrt die bisher gesammelten Fälle und faſst im Gegensatz zu Bradley den Vorgang wieder rein lautlich. Ohne diesen Aufsatz zu kennen, hat soeben Ritter in diesem *Archiv* CXIII, 31 neues Material beigebracht und eine Erklärung gegeben, die derjenigen, welche ich mir indessen gebildet hatte, sehr nahe kommt. Da er aber doch nicht alle m. E. in Betracht kommenden Umstände berücksichtigt und noch einiges unerklärt läſst, möchte ich mit meiner Auffassung nicht länger zurückhalten.

Ritter hat bereits hervorgehoben, daſs der Nasaleinschub an eine bestimmte Wortform gebunden ist: in Fällen wie *message, passage* taucht ein solches *n* nie auf, auch nachdem *messenger, passenger* üblich geworden ist. Auszugehen ist nun von der Tatsache, daſs im Englischen dreisilbige Wörter mit kurzer Mittelsilbe, die nur einen Sprechtakt füllen, also auſser dem Hauptton auf der ersten Silbe keinen deutlichen Nebenton haben, bei ungestörter volkstümlicher Entwicklung Synkope der Mittelsilbe erleiden und dadurch zweisilbig werden, wie ich *Angl.* XXII, 351 ff. dargelegt habe. Aus me. *courtesie, remenaunt, bodekin, capitain,* die ihren ursprünglichen Nebenton auf der Schluſssilbe bald verloren haben, wurde *curtsy, remnant, bodkin, captain,* wie wir noch heute sprechen. Für me. *prisoner, rigorous, difference* erscheint im 16. Jahrhundert *prisner, rygrous, diffrence* (vgl. a. a. O. und *NED.*), Formen, die heute noch in der ungezwungenen Umgangssprache vorhanden, in der literarischen Sprache aber durch gelehrte Einflüsse wieder beseitigt sind. Es handelt sich also nicht bloſs um eine 'Neigung' zur Synkope, wie

Ritter S. 34 meint, sondern um ein Lautgesetz, das nur durch andere Einflüsse vielfach gestört wird.

Bei dreisilbigen Wörtern mit langer Mittelsilbe, d. h. solcher, deren Vokal vor einer Konsonantengruppe steht, tritt derselbe Vorgang ein, wenn er möglich ist: me. *Gloucester* erhält die Lautung *Gloster*. In der Regel aber ist diese Verkürzung infolge der Natur der Konsonanten ausgeschlossen, so namentlich bei Nasalgruppen, in Fällen wie *calendar, carpenter, lavender,* die alle schon seit dem 13. Jahrhundert dem Englischen angehören und in volkstümlichem Gebrauch sind. Wenn auch Synkope des *e* eintrat, so ergab sich doch silbisches *n,* das Wort bleibt also jedenfalls dreisilbig. Die Folge war, dafs die Schlufssilbe einen leichten Nebenton erhielt, dessen Bedeutung *Angl.* XXII, 354 beleuchtet ist.

Die Worttypen x́ × und x́ — x̀ sind somit das Endergebnis, zu denen die unbeeinflufste Entwicklung der ursprünglich dreisilbigen Wörter führt: Formen nach dem Typus x́ ⌣ x̀ werden durch Synkope dem ersten eingefügt.

Betrachten wir nun die in Rede stehenden Wörter, wie me. *nihtegale, messager* usw.: es sind durchaus Fälle, deren letzte Silbe mit Verschlufslaut beginnt. Auch in ihnen sollte Synkope eintreten, aber dabei würden sich zumeist harte Konsonantengruppen ergeben, die sonst im einfachen, d. h. unter einem Akzent zusammengefafsten Wort nicht vorkommen: *χtg* (*nihtgale*), *rdg* (*verdgale*), *Kons.* + *dž* (*messger* usw.). Dies ist m. E. die Ursache gewesen, warum die Synkope nicht durchdrang. Wir haben uns wohl vorzustellen, dafs sie zunächst im Satzinneren tatsächlich eintrat, während in pausa noch die vollen Formen bestanden, und dann die Kurzformen, die aus dem angegebenen Grunde dem Sprachgefühl widerstrebten, wieder durch die vollen ersetzt wurden. Aber dabei vollzog sich eine Umbildung der Wortform, die sie, da der erste in solchen Fällen übliche Typus, x́ ×, nicht zu erreichen war, in den zweiten, x́ — x̀, überführte: es wurde ein Nasal eingeschoben.

In Fällen wie *celandine* aus me. *celidoine* oder dialektischem *skelinton, milintary* aus *skeleton, military* hätte die Synkope allerdings keine ungewöhnliche Konsonantenverbindung ergeben. Wenn sie trotzdem nicht eintritt, wird das wohl dem Bemühen zuzuschreiben sein, sich von den vollen Formen in der Sprache der Gebildeten, die unter gelehrtem Einflufs stehen, nicht zu weit zu entfernen: der Rhythmus des Wortes und damit die Silbenzahl wurde festgehalten, im übrigen aber vollzog sich dieselbe Überführung in einen geläufigen Worttypus wie früher.

Der Vorgang, der sich in beiden Fällen abspielt, läfst sich also in Kürze folgendermafsen beschreiben. Kurze Mittelsilbe wurde bei unbehinderter Entwicklung beseitigt, lange mufste sich erhalten. Wenn ursprünglich kurze Mittelsilbe nicht gut zu beseitigen war, wurde sie daher zu einer langen umgebildet. So erklärt sich das

‚reaktionäre Streben', das Ritter richtig herausgefühlt, aber unerklärt gelassen hat, so auch, warum ein bloſses *e, i* der Mittelsilbe 'zu leicht' war (S. 34).

Daſs nun gerade ein Nasal eingeschoben wurde, wird kaum mit Logeman S. 252 ff. aus der Neigung zu lockerer Artikulation in unbetonter Silbe zu erklären sein. Eine Folge derselben, meint er, sei Neigung zur Nasalierung gewesen, und aus dem nasalierten Vokal sei dann durch eine zeitliche Verschiebung der einzelnen Teilartikulationen die Folge Vokal + Nasal entstanden. Das ist unwahrscheinlich, weil wir sonst im Englischen nirgends Spuren einer solchen Nasalierung in unbetonter Silbe finden. Wir werden vielmehr davon auszugehen haben, daſs sich in diesen Wörtern aus den früher dargelegten Gründen ein Bedürfnis nach Steigerung der Quantität der Mittelsilbe einstellte. Der erste Schritt war wohl die Hereinziehung des Verschlusses in die Mittelsilbe, d. h. die Verlegung der Silbengrenze in die Verschluſspause, so daſs Geminaten entstanden: *niχteg-gale, mesed-džə(r).* Nun sind Geminaten im Englischen überhaupt früh verloren gegangen und jedenfalls in unbetonter Silbe im Mittel- und Neuenglischen ungeläufig: daher wurde ihr erster Teil durch den homorganen Nasal ersetzt. Dieser Vorgang ist artikulatorisch leicht verständlich und bedeutet eine viel geringere Veränderung, als es auf dem Papier scheint: es braucht an den früheren Bewegungen der Mundorgane gar nichts verändert zu werden, sondern bloſs die Senkung des Gaumensegels hinzuzutreten. Man spreche sich nur einmal *mesed-džə* und *mesen-džə* vor, und man wird wahrnehmen, wie geringfügig, sowohl artikulatorisch wie akustisch, der Unterschied zwischen diesen zwei Formen ist. Dazu kam noch das Muster der schon vorliegenden Wörter der Gestalt x́ — x̀, wie *carpenter* usw., die vorwiegend die Lautfolge Nasal + Verschluſslaut aufweisen, endlich wohl auch der Umstand, daſs in unbetonter Silbe überhaupt diese Folge häufig ist (*-ing, -ant, -ent,* me. *-ende, -ande, -inde* usw.).

Ritter hat wieder das m. E. Richtige geahnt; aber wenn er sagt, daſs der Einschub des *n* sich 'aus physiologischen Gründen empfahl' (S. 34), so ist das eine Ausdrucksweise, welche nach gemeinem Wortgebrauch doch zu sehr auf bewuſste Tätigkeit hinweist und für solche dem Sprechenden völlig unbewuſste lautmechanische Vorgänge wenig passen will.

Die Erklärung Logemans S. 252 f. mag für ähnliche Erscheinungen in anderen Sprachen zutreffen. Die englischen aber sind deutlich an einen gewissen Formtypus gebunden, müssen daher ihre Wurzeln in der Eigenart dieses Typus haben.

Wenn in me. *herigaut* und ne. *pedigree, verdigris* kein Nasal auftritt, worauf Bradley (S. 203) verwiesen hat, so ist zu beachten, daſs das erstere Wort, kaum im 13. Jahrhundert entlehnt, schon im 14. wieder ausstirbt, das zweite nicht eigentlich volkstümlich ge-

worden zu sein scheint und im übrigen bei diesem wie bei dem letzten erst abzuwarten ist, ob in dem Material des *NED.* nicht auch Formen mit Nasal auftauchen oder etwa die Gründe, warum es zu keinem Nasaleinschub kam, deutlich werden. Das Fehlen eines solchen in *manager* (Jespersen 241) wird daher rühren, daſs das Wort eine junge Bildung, also noch nicht lange in volkstümlichem Gebrauch ist: es taucht erst zu Ende des 16. Jahrhunderts auf.

Sowohl von Logeman als Ritter sind auch altenglische Formen mit eingeschobenem Nasal herangezogen worden. Zum Teil sind es vereinzelte Schreibungen: *þolenden, halantunge,* zum Teil spärlich belegte Wörter: *cumendre* (bei Sweet angeführt, aber wo belegt?), *Sarmondisc* (einmal belegt bei Bosworth-Toller), *Sermende* (wo belegt?). Nun hatte ja das Altenglische ein ganz ähnliches Synkopierungsgesetz wie dasjenige, welches im späteren Mittelenglischen auftritt, nur mit der Beschränkung, daſs es bloſs nach langer Tonsilbe wirkt. Es wäre also denkbar, daſs sich hier derselbe Vorgang ergab wie in späterer Zeit, etwa in *Sermende, Sarmondisc.* Indessen ist bei diesen wenigen Fällen doch wahrscheinlicher, daſs irgendwelche Formmischungen vorliegen. Vollends in *þolenden* für *þoledon* ist trotz Logemans Einspruch die Annahme eines Schreibfehlers viel wahrscheinlicher. Solange nicht deutlicheres Material aufgefunden ist, werden wir also wohl diese altenglischen Fälle beiseite lassen müssen.

Graz. K. Luick.

Noch einmal Bigorne und Chicheface.

In Band CVI, S. 1 habe ich ein deutsches Bildergedicht aus dem Jahre 1586 mitgeteilt, das sich als die Übersetzung zweier französischer Dichtungen von den Wundertieren Bigorne und Chicheface erweisen liefs. Kürzlich erst stiefs mir bei einer Durchsicht der auf der Wolfenbütteler Bibliothek aufbewahrten Flugblättersammlung ein etwa gleichzeitiger Bilderbogen des Lyoner Formschneiders Léonard Odet [1] auf, der die französischen Originale enthält und einen Abdruck zu verdienen scheint, weil er bisher noch nirgends erwähnt ist und den von A. de Montaiglon [2] aus älteren Drucken gegebenen Text um eine Strophe bereichert. Dafs das Lyoner Blatt jedoch nicht etwa dem unbekannten Verdeutscher von 1586 vorlag, ergibt sich schon aus einer Vergleichung der beiden Holzschnitte.

Histoire facecieuse de la Bigorne, qui ne vit que de bons Hommes. Et la Chiche-Face qui ne vit que de bonnes Femmes. [Holzschnitt, 10 × 44,5 cm, aus zwei Platten zusammengesetzt; hier auf S. 81 in starker Verkleinerung reproduziert.]

Bigorne.

Bigorne suis en Bigornois
Qui ne mange figues ne nois
Car ce n'est mye mon vsage,
Bons hommes qui font le commandement
5 De leurs femmes entierment,
Sont si bons pour moy que c'est rage:
Je les mange de grand courage
C'est vn beau mets pour abreger,
Bons hommes sont bons à manger.

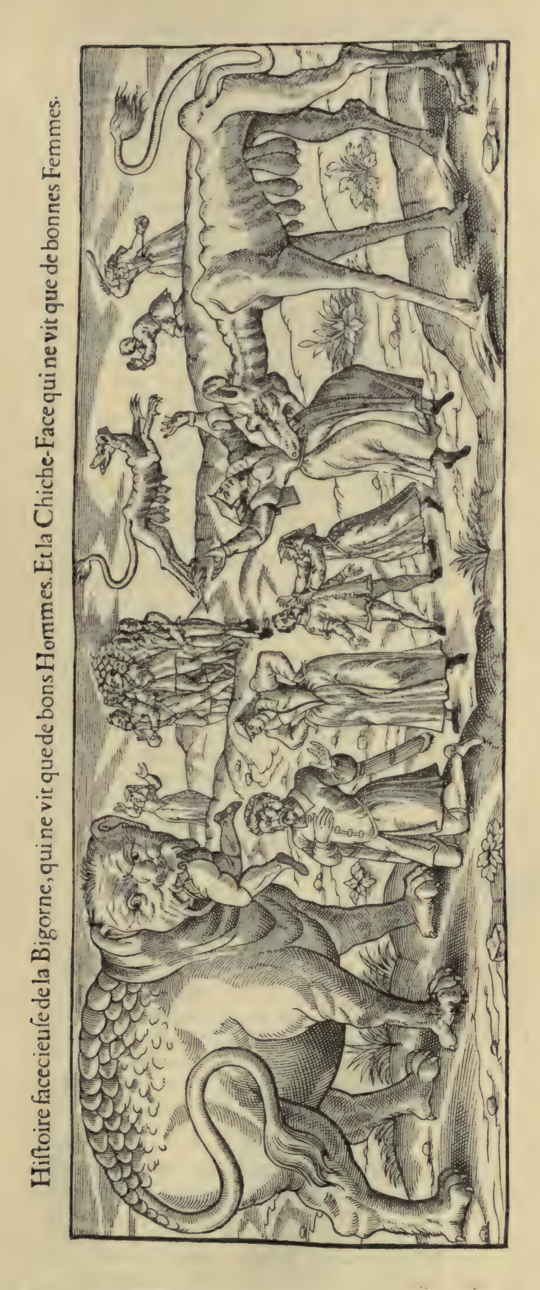
Le bon homme.

10 Tres-doux Seigneur, vostre mercy,
Sçaches que venu suis icy,
Vous requerir misericorde,

---

[1] Von 1578 bis 1610 tätig. Vgl. N. Rondot, *Graveurs sur bois à Lyon au 16. siècle* (Paris 1897) S. 20. 113.

[2] *Recueil de poésies françoises des 15. et 16. siècles* 2, 187 (Bigorne) und 11, 284 (Chicheface). Vgl. [E. Picot,] *Catalogue de la bibliothèque de James de Rothschild* 1, No. 527—528 (1884).



Hiſtoire facecieuſe de la Bigorne, qui ne vit que de bons Hommes. Et la Chiche-Face qui ne vit que de bonnes Femmes.

J'ay vne Diablesse de femme,
Qui me tance, bat, & diffame,
15 Et iamais à moy ne s'accorde:
Mais comme lié de sa corde,
Fais de moy tout à son plaisir,
Bon homme vient à grand desplaisir.

La Bigorne.

Attens vn peu beau Damoyseau,
20 Laisse m'aualler ce morceau,
Qui est tres-bon ie t'en asseure,
Et puis à toy ie parleray,
Et volontiers t'escouteray,
Tu es venu à la droicte heure,
25 Homme qui plaint & si fort pleure
Comme tu fais, n'est pas ioyeux,
Trop pleurer fait grand mal aux yeux.

Le bon homme.

Bien dois gemir & souspirer,
Car ie ne sçaurois empirer
30 De femme au demeurant du monde.
Si ie dy nuf elle dit naf,
Si ie dy buf elle dit baf,
Toute malice en elle abonde,
Elle est en tout mal si profonde,
35 Que nuict & iour ne fait que braire,
Bon homme n'a rien plus contraire.

La Bigorne.

Tu es vne sotte personne,
Je croy que ta femme soit bonne,
Toutes sont faictes d'vne masse:
40 Et pource qu'elles sont malles,
Plus jangleresses que figalles,
Font mourir de faim Chiche-face,
Leur volonté faut que ce face,
L'homme n'y peut contrarier,
45 Bon homme ne peut varier.

Le bon homme.

Bien y a pire, pour le vous dire
Mais quoy, on ne s'en doit pas rire:
Car le faict est trop malotru.
Elle a iuré par sainct Martin,
50 Que deuant que soit le matin,
Elle me mangera tout cru:
En son jardin ne suis pas creu,
J'ayme mieux que vous me mangez,
A fin que d'elle me vangez.

La Bigorne.

55 Si je suis grasse, n'est pas merueilles,
Bons hommes m'essourdent les oreilles,
Pour estre deuorez de moy.
Ils viennent à moy à milliers,
Aussi grands comme des piliers
60 Parquoy ie n'en ay point d'esmoy,

Que ie trouue sans toy,
Attens iusqu'à vne autre fois,
C'est la grace que ie te fais.

Le bon homme.

Helas pour Dieu, n'attendez plus,
65 Par ma foy il en est conclus.
Mieux vaut mourir, que tant languir,
Depeschez-moy ie vous en prie,
Apres moy vient grand compagnie
De bons hommes, pour vous nourrir,
70 Vueillez-moy donc faire mourir:
Premier qu'ils soyent en presence
Bon homme prend tout en patience.

La Bigorne.

Puis qu'es de si grand' volonté,
Et qu'à moy t'es tant presenté;
75 Je te veux premier depescher.
[Mais, quant en ma gorge seras,]
D'vne chose te faut garder,
C'est de peter ne de vesser:
Il ne te faut point dechausser,
80 Ne despouïller, c'est ma nature,
Bons hommes sont ma nourriture.

Cy fine le dict de Bigorne.

A l'ayde à l'ayde bonnes genes.
Bigorne qui mange les gens,
Veut deuorer mon bon mary,
85 Mais si vne fois il est deffaict,
Tout sera destruict en effect,
Des bons sera le pays tary.
Je vous iure par sainct Marry,
Sa mort voulusse retarder.
90 Qui bon homme a, le doit garder.

Cy commence le dict de Chiche-face, horrible beste, laquelle ne vit sinon des femmes qui font en tout temps le commendement de leurs marys.

Chiche-face suis appellee,
Maigre, seiche, & desolee,
Et bien y a droict & raison:
Car ie ne mange seulement
95 Que femmes qui font le commandement
De leurs marys en toute saison,
Et qui regissent la maison,
Sans faire leurs marys marry.
Bonne femme fait bon mary.
100 Il y a des ans bien deux cens,
Que greuee de faim me sens,
Par force de grande famine,
Que i'en tiens vne entre mes dents,
Que ie n'ose aualler dedans,
105 Par grand peur de cheoir en ruïne,
Et que par faim la mort me fine,

76 nach Montaiglon, *Recueil* 2, 190. — 82—90 fehlen bei Montaiglon 2, 191.

Dont nul ne se peut recouurer.
Bonne femme ne puis trouuer.
Depuis le temps que ie vous compte,
110 Je la prins confuse à grand'honte,
Et si ne le cuidoy pas faire,
Bien vint à poinct, plus n'en pouuoye.
Deux mil' ans ay esté en la voye,
Dont i'en auoye bien affaire:
115 Depuis n'ay sceu par mon affaire,
De manger femme n'autre chose,
Femmes sçauent texte & glose.
Si ie demeure encore autant,
Mon ventre n'en sera content.
120 Mais i'espere misericorde,
Que quelque femme obeyra
A son mary, & se duira
Selon son lien & sa corde
[Et aymera paix et concorde];
125 Toutesfois ie crains le contraire,
Femmes sont fortes à retraire.
Il y a si long temps que ie chasse,
Et toutesfois en nulle place
Ne puis bonne femme trouuer.
130 Les vnes ont mauuaise teste,
Les autres sont comme tempeste,
Les autres veulent mal ouurer.
Si i'en puis aucune trouuer,
Ceste là sera tost mangee:
135 Je suis de faim presque enragee.
Femmes, femmes, par amitié
Vueillez auoir de moy pitié,
Ne me laissez de faim mourir,
Aymez vos marys, qu'on se coyse,
140 Et faictes qu'à eux n'ayez noyse,
Vueillez leur vn petit obeyr:
Ne vous faictes battre ne ferir,
Sur vous en viendra le dommage,
Quand vous voulez vous faictes rage.

La bonne femme qui s'excuse, disant qu'elle ne cuidoit pas faire.

145 Pour faire le commandement
De son mary aucunement,
Et sans que nul mal i'y pense,
Souffrir me conuient peine dure,
Et si faut que la mort i'endure:
150 Car prinse suis par Chiche-face,
Par sa gorge faut que ie passe.
De rien ne sert ma repentance,
Femme doit vser de science.
Faux mary, pour faire à ton ayse,
155 Si i'en meurs, tu en es bien ayse,
Et de ioye n'en fais que rire.
Mais si entre mil' en trouue vne,
Qui te donne plaisance aucune,
Comme i'ay fait en grand martyre,
160 Quelque iour tu le sçauras dire,

124 nach Montaiglon, *Recueil* 11, 285.

On en verra l'experience,
Femme veut viure à sa plaisance.
A Dieu vous dy, bonne commere,
Aduisez vous, filles & mere,
165 Gardez-vous de la malle-beste,
Gardez-vous, quoy qu'on en die,
Et prenez exemple en ma vie,
Gouuernez-vous par vostre teste,
Et si vostre mary tempeste,
170 Laissez le crier ne vous chaille.
Femme qui craint, ne vaut pas maille.

Cy finissent les dicts de Chiche-face.
A LYON,
Par LEONARD ODET.

Daſs diese französische Satire auch in England und Italien nachgeahmt wurde,[1] sahen wir schon früher. Ein weiteres Zeugnis ihrer Verbreitung vermag ich aus den Niederlanden beizubringen. 1621 erschienen bei P. van der Keere zu Amsterdam zwei Flugblätter 'Bigorne en Scherminckel-aensicht'[2] mit holländischen Versen. Leider sind diese von F. Muller[3] nachgewiesenen Stücke nach Amerika verkauft worden und vorläufig unerreichbar. Daſs sie nicht direkt dem Französischen, sondern einer deutschen Übersetzung nachgebildet sind, könnte man aus Mullers Bemerkung schlieſsen, daſs das eine Bild auch mit deutschen Versen auf einem Flugblatt von J. Klocker in Augsburg erscheine.

Von dem Bd. CVI, S. 13 zitierten Kupferstiche des 17. Jahrhunderts: 'Der Junckfrawen Hundt' fand ich vor kurzem einen späteren Druck auf, den ich hier wiedergebe:

Zur Zeitvertreibung, Kurtzweiliger Aderlaß, Wie auch Eigentliche Abbildung des dürren vnd verhungerten Jungfrau-Hund, welcher kein anderes, als Jungfern-Fleisch verdauen kan, samt noch beygesetzten, Lustmachenden Aderlaß-Retzeln, 1666. [Kupferstich, 14,6 × 24,3 cm: Ein magerer Hund (*C*) sitzt zwischen einem Kavalier (*A*), der mit seinem Stock auf ihn zeigt, und einer Dame (*B*). Darüber drei Medaillons (*DEF*) mit Brustbildern von Damen, die sich im Spiegel betrachten.] Darunter folgt das Gedicht. — (Wolfenbüttel.)

A. Sehet hier den Jungfer-Hund,
Der so dürr und ungesund,
Der so mager einhergehet,
Der so elend vor euch stehet,
Weil das Jungferfleisch ihm fehlt, 5
Das er, sonsten keins, erwehlt;
Er laufft alles auszugründen,
Kan kein Jungferfleisch mehr finden;

---

[1] Zu S. 8 [3] verweise ich noch auf Gattinger, *Die Lyrik Lydgates,* 1896, S. 55 f.

[2] Scharminkel oder Scherminkel heiſst eine Hopfenstange und ein dürrer, langer Mensch; also eine passende Bezeichnung für Chicheface.

[3] *De nederlandsche Geschiedenis in Platen* 4, 44 No. 418 Ae (1882) nach F. Muller, *Catalogus Atlas van Voorst* S. 52.

Hurenfleisch hat er die Mäng,
Aber das ist ihm zu streng, 10
Das kan er in seinem Magen
Nicht verkochen und vertragen.

B. Pack dich, troll dich weg von mir,
Von mir, aller Jungfern Zier!
Wie, Schelm! wilt du mich wol beissen, 15
Dich mit meinem Fleisch zu speisen?
Nein! das gehet gar nicht an.
Komm nur nicht zu mir heran!
Ach, was würde mein Schatz sagen,
Wann du mich davon getragen 20
Und mich, seine Zeitvertreib,
Hättest in dem dürren Leib
So vergraben! Dein Verderben
Wär' dir nah', du müss[t]est sterben.

C. Fürchtest du dich auch vor mir? 25
Nein! mich hungert nit nach dir:
Ey, du darffst mir gar wol trauen.
Solche, wie du bist, Jungfrauen
Friß ich nicht; dein Fleisch ist hart.
Vor zwölff Jahren war es zart, 30
Da, da hätt' ich nicht vergessen,
Dich mit Haut und Haar zu fressen.
Bleibe, bleibe, kecklich hier,
Gehe näher her zu mir!
Du wirst in der Warheit spüren, 35
Daß ich dich nicht werd anrühren.

D. Ich laß mich zwar Jungfer heissen,
Aber nein, kein heisses Eisen
Trag ich in der Hand zur Prob;
Ich habs schon gemacht zu grob. 40

E. Es gefällt mir übermassen,
Wenn ich gehe auf der Strassen,
Daß man mich noch Jungfer heisst:
Alles ist nicht Gold, das gleist.

F. Manchen hab ich schon bestricket 45
Und an meine Brüst gedrücket;
Dorten jener Jungferhund
Lässet mich wol unverwund.

Eine Anspielung auf dieses Flugblatt bietet Harsdörffer (*Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte,* 1660, 1, 300): 'weil ... der Hund, welcher Jungfrawen frisset, fast außdorret'. — Über den Narrenfresser (oben S. 14) vgl. noch Wickram, *Werke* 5, LVII[1]. — Zu dem S. 18 angeführten Kinderfresser endlich bitte ich einen bei Boesch, *Kinderleben in der deutschen Vergangenheit,* 1900, S. 87 reproduzierten Augsburger Bilderbogen des 17. bis 18. Jahrhunderts zu vergleichen, auf dem der Wau Wau und die Bercht als Hausgenossen des Kinderfressers genannt werden. Bei Hans Sachs (*Fabeln und Schwänke* ed. Goetze 4, 77 No. 287) entspricht dieser Figur der Pöpelmann.

Berlin. Johannes Bolte.

Ein Beitrag
zur
Quellenuntersuchung von Daniel Defoes 'Journal of the Plague Year'.

Siebenundfünfzig Jahre waren seit jenen Tagen des Schreckens verflossen, in den die Pest des Jahres 1665 die Bevölkerung Londons versetzt hatte. Die Generation, die dem Wüten der Seuche getrotzt hatte, war dahingegangen. Zahllose Stätten — einst die Schauplätze erschütternder Tragödien — waren der Feuersbrunst im Jahre 1666 zum Opfer gefallen und den Menschen von 1722 nicht mehr bekannt. Da erschien Defoes *Journal of the Plague Year.* Das erneute Umsichgreifen der Pest auf dem Kontinent, die Verheerung in Frankreich, die Furcht vor der Übertragung hatten ihm die Feder in die Hand gedrückt. Niemand zweifelte an der historischen Treue des Werkes. Die Gunst der Verhältnisse, das glänzende Erzählertalent des Verfassers, die überzeugende Treue seiner Detailmalerei liefsen keinen Zweifel aufkommen. Das Buch galt als Geschichtsquelle. Gelehrte, Männer der Wissenschaft wie Dr. Mead beriefen sich auf den Traktat wie auf einen authentischen Bericht. Zwar konnte dieser Irrtum einer späteren Kritik nicht standhalten, aber noch heute wirkt der Zauber Defoescher Erzählungskunst fort, noch die jüngsten Biographen des Schriftstellers vertreten die Ansicht, dafs der Traktat zum Teil 'Geschichte' sei.[1] Wert oder Unwert einer solchen Hypothese läfst sich leicht ermessen, wenn man sich erinnert, dafs Defoe im Jahre 1665 vier Jahre alt war, wenn man bedenkt, wie schwankend der Boden mündlicher Überlieferung ist (auf dem er vielleicht zum Teil gefufst), und wenn man in Betracht zieht, dafs eine Untersuchung etwaiger schriftlicher Quellen fehlt. Es liegt auf der Hand, dafs hier nur die Lösung der Quellenfrage — soweit diese heute noch möglich ist — Licht schaffen kann.

Der erste Schritt hierzu ist bereits getan. Jedenfalls fehlt es nicht an gelegentlich ausgesprochenen Vermutungen. So fügt A. H. Bullen bei der Erwähnung der Dekkerschen Pestbeschrei-

---

[1] *The Life of Daniel Defoe* by Th. Wright, London 1894, p. 294, desgl. by W. Lee Bd. I, p. 359.

bung aus dem Jahre 1603 [1] im *Dictionary of National Biography* die Bemerkung hinzu: *'doubtless well known to Defoe'*. Und Jusserand neigt der gleichen Ansicht zu, wenn er meint, daſs Defoe dem *Wonderful Year* 'einige Winke' entnommen habe. [2] Schwerlich sind beide Ansichten unabhängig voneinander entstanden. Zwar fehlt es den genannten Werken nicht an Berührungspunkten, und besonders den allgemein gehaltenen Betrachtungen des einen lassen sich ohne Schwierigkeit einige Analogien aus dem Werke des anderen gegenüberstellen. Beide erzählen z. B. von der Beseitigung der Hunde, sie berühren gemeinsam den Mangel an Verkehrsmitteln, sie weisen auf die Quacksalberanschläge an den Straſsenecken hin, klagen über die Unzuverlässigkeit der Wärterinnen usw. Aber berechtigen derartige Angleichungen, die in einem sonst fremden Milieu einander gegenüberstehen, zu der Annahme, daſs Defoe mit Dekkers Traktat bekannt war? Gewiſs nicht. Man nehme eine beliebige Pestbeschreibung zur Hand, z. B. die bekannte Erzählung in Manzonis *'Promessi Sposi'*, vergleiche sie mit der Abhandlung Defoes, und man wird unschwer eine gleiche Anzahl von Analogien zusammenstellen können. Doch hat sich bislang niemand einfallen lassen, beide Werke miteinander in Verbindung zu bringen. Auch die abgerundeten, kleinen Erzählungen, die sich bei Dekker wie bei Defoe finden, haben nichts miteinander zu tun. Zur Verteidigung von Bullens Ansicht lieſse sich allenfalls der Bericht von einem Betrunkenen anführen, der in seinem bewuſstlosen Zustande unter die Pestleichen gerät und hier seinen Rausch ausschläft, ohne sich den geringsten Schaden zuzuziehen. Die hervorgehobenen Punkte dieser Erzählung finden sich sowohl bei Dekker als bei Defoe. Ein wesentlicher Unterschied beider Versionen ist jedoch der, daſs bei Dekker der Bacchant in die Totengrube fällt, bei Defoe in den Leichenkarren geworfen wird. Daſs auch hier die Analogien durchaus zufällige sind, wird die Angabe der wirklichen Quelle auſser Zweifel stellen.

---

[1] *The Wonderfully Year* (*Non-dramatic Works of Th. Dekker* ed. by Dr. Grosart, London 1884, vol. I). — Swinburne äuſserte im Januar 1887 in *'The 19th Century'*, daſs Dekkers *Wonderful Year* Züge enthielte, die 'wenn nicht an den *Decameron*, so doch an die *Cent Nouvelles Nouvelles* erinnerten'. Es trifft dies wohl nur für eine Erzählung zu, nämlich für den Bericht von einem Schuhflicker, der die Beichte über das bewegte Leben seiner Frau hört, was an das bekannte altfranzösische Fabliau erinnert, das sich sowohl im *Decamerone* (VII, 5) als in den *Cent Nouv. Nouv.* (LXXVIII Le mari confesseur) findet und Dekker vielleicht zu seiner Erzählung angeregt hat. Daſs Dekker gut mit den französischen Fabliaux vertraut gewesen, beweist die Erzählung vom Frier Pedro, die sich in einem Traktat aus dem Jahre 1609 (The Rauens Almanacke) findet, und deren Schluſs offenbar den *Cent Nouv. Nour.* (LXXXV Le curé cloué) entnommen ist.

[2] *The English Novel in the time of Shakespeare,* London 1890, p. 335.

Als solche ist aber offenbar eine kleine Abhandlung aus dem Jahre 1604 anzusehen, deren einziges mir bekanntes Exemplar sich in der Bodleiana (Malone 635) befindet. Das Buch führt den Titel *'The Meeting of Gallants at an Ordinarie: or the Walkes in Powles. London 1604'.* Es ist erwähnt in Disraelis *'Curiosities of Literature'* Bd. II, p. 165, und scheint von Thornbury (*Shakespeare's England* Bd. I, p. 165/66) benutzt zu sein. Der Inhalt dreht sich wie bei Dekker um die Pest des Jahres 1603. Ich übergehe den einleitenden Dialog zwischen Krieg, Hungersnot und Pest, die sich gegenseitig den Vorrang streitig zu machen suchen, sowie die Unterhaltung der Stutzer in der Paulskirche, die die Pest, ihre Folgen, den traurigen Zustand der Kleidung zum Gegenstande hat, um auf die Erzählungen des Wirtes zu kommen, die den letzten Teil des Buches ausmachen, und die hier allein besonderes Interesse verdienen. Wie bei Dekker, so sind hier zwanglos kleine zusammenhangslose Erzählungen aneinandergereiht, in denen Scherz und Humor einen Schleier über den traurigen Hintergrund breiten, der nur hier und dort von hellerem Streiflicht getroffen wird. Es fehlt diesen Erzählungen indes die frische, flüssige Diktion, die dem Dekkerschen Werke eigen ist. Auch ist die Wahl des Stoffes nicht so glücklich und die Anzahl der Anekdoten eine zu beschränkte, als daſs das Werk gleichen Rang mit dem Dekkers beanspruchen könnte. Unter diesen Erzählungen nun befindet sich auch der oben erwähnte Bericht von dem Betrunkenen. Ich stelle unter a) das Original der Defoeschen Fassung gegenüber und lasse unter b) und c) je zwei weitere Abschnitte folgen, deren Vergleichungspunkte zwar nicht so zahlreich und überzeugend sind wie die der ersten Erzählung, die aber immerhin die Ansicht, den Oxforder Traktat als eine Quelle der Defoeschen Pestbeschreibung betrachten zu dürfen, unterstützen werden.

a) Ein Hausbesitzer trifft mit den 'Maisters of the Pestcart' ein Abkommen, die Toten aus seinem Hause heimlich zu beseitigen:

To cleare his house of all suspition, the dead body should bee laide upon a stall, some fiue or sixe houses of: where, there they should entertaine him and take him in amongst his dead companions: To conclude, night drewe on-ward, and the servant concluded his life, and according to their appointment was enstalde to be made Knight of the Pestcart. But here comes in the excellent Jest, Gentlemen-Gallants of five and twentie, about the darke and pittifull season of the night: a shipwracke drunkard, (or one drunke at the signe of the Ship,) new cast from the shore of an Alehouse, and his braines sore beaten with the cruell tempests of Ale and Beere, fell flounce upon a lowe stall hard by the house, there being little difference in the Carcasse, for the other was dead, and he was dead drunke, (the worse death of the twaine) there taking up his drunken Lodging, and the Pest-cart comming by, they made no more adoe, but taking him for the dead Bodie, placed him amongst his com-

panions, and away they hurred with him to the Pest-house: but there is an oulde Proverbe, and now confirmed true, a Druncken man neuer takes harme: to the Approbation of which, for all his lying with infectious Bedfellowes, the next morning a little before he should be buried, he strecht and yawnde as wholesomely, as the best Tinker in all Banburie, and returned to his olde Womit againe, and was druncke in Shoreditch before Euening.

Vgl. Bohns *Standard Library*: *De Foe's works* vol. V, p. 67/68:

It happened one night, that this poor fellow, whether somebody had given him too much drink or no (John Hayward said he had not drink in his house, but that they had given him a little more victuals than ordinary at a public-house in Coleman-street), and the poor fellow having not usually had a bellyful, or, perhaps, not a good while, was laid all along upon the top of a bulk or stall, and fast asleep at a door, in the street near London-wall, towards Cripplegate, and that, upon the same bulk or stall, the people of some house, in the alley of which the house was a corner, hearing a bell, which they always rung before the cart came, had laid a body really dead of the plague just by him, thinking too that this poor fellow had been a dead body as the other was, and laid there by some of the neighbours. — Accordingly, when John Hayward with his bell and the cart came along, finding two dead bodies lie upon the stall, they took them up with the instrument they used, and threw them into the cart; and all this while the piper slept soundly. — From hence they passed along, and took in other dead bodies, till, as honest John Hayward told me, they almost buried him alive in the cart, yet all this while he slept soundly; at length the cart came to the place where the bodies were to be thrown into the ground, which, as I do remember, was at Mountmill; and, as the cart usually stopt some time before they were ready to shoot out the melancholy load they had in it, as soon as the cart stopped, he fellow awaked, and struggled a little to get his head out from among the dead bodies, when, raising himself up in the cart, he called out, Hey, where am I?

b) Ein leichtsinniger Weinhändler stellt sich, als ob er an der Pest erkrankt sei, und begibt sich in das Haus seines Freundes:

where being allighted, not long after, he rounded one in the eare in priuate, and bad that the great Bell should be towlde for him, the great Bel of all, and with all possible speede that might be ... within fewe dayes after, he was found to be the man indeed, whose part he did but play before.

Vgl. *De Foe's works* vol. V, p. 63 f. Ein Bekannter von Defoes Gewährsmann schickt seinen Lehrling fort, um Geld einzufordern, dieser erhält folgende Antwort auf sein Gesuch:

Very well, child, returns the living ghost, call, as you go by, at Cripplegate church, and bid them ring the bell; and, with these words, shut the door again, and went up again and died the same day, nay, perhaps the same hour.

c) Ein Betrunkener fällt vom Pferde und wird für einen an der Pest gestorbenen Londoner gehalten, es werden Vorbereitungen zu seiner Beseitigung getroffen:

Euery Townseman at his wise Non-plus, nothing but looking and wondering, yet some wiser then some, and those I thinke were Watch-

men, told them flatly and plainly, that the body must be remoued in any case, and that Extempore: it would infect all the Ayre round about else. These horesons seemed to haue some wit yet, and their politick counsell was tooke, and embracst amongst them, but all the cunning was how to remoue him without taking the winde of him: whereupon two or three weather wise Stinkards pluckt up handfulls of Grasse, and tost them into the Aire, and then whoopeing and hollowing, told them the winde blewe sweetly for the purpose, for it stood full on his Back-part, then all agreed to remoue him with certaine long Instruments, sending home for hookes and strong Ropes, as if they had bene pulling downe a house of Fire.

Vgl. die allgemeine Betrachtung Defoes p. 73:

The number of these miserable objects were many; and I know so many that perished thus, and so exactly where, that I believe I could go to the very place and dig their bones up still; for the country people would go and dig a hole at a distance from them, and then, with long poles and hooks at the end of them, drag the bodies into these pits, and then throw the earth in form, as far as they could cast it, to cover them; taking notice how the wind blew, and so come on that side which the seamen call to windward, that the scent of the bodies might blow from them.

Greifswald. **F. Bergmeier.**

Studien zur fränkischen Sagengeschichte.

I. Die Folko-Aupais-Episode im Girart von Rossillon und Alphaid, Mutter Karl Martells.[1]

Über die *Enfances* Karls des Grofsen, die Verdrängung seiner Mutter durch die 'falsche Berta', seine eigene Verdrängung durch deren Bastarde, wie sie in den beiden Dichtungen *Berthe as grans pies* und *Mainet* dargestellt werden, haben Gaston Paris und nach ihm Pio Rajna in erschöpfender Weise gehandelt. Ihre Untersuchungen (*Histoire Poétique* S. 438 ff., *Origini* S. 202 ff.) zeigen die interessanteste Sagenverquickung und Übertragung, die man sich denken kann: die Grundgedanken der Sagen — Konkurrenz zweier Gattinnen hier, Konkurrenz der Söhne aus zwei Ehen dort — gehören Karl Martell an und zwar geschichtlich. Er ist es, der als Sohn Pipins und der Alphaid die Söhne Drogo und Grimoald der rechtmäfsigen Ehe des Königs mit Plectrud, also seine Stiefbrüder, verdrängte. Der historische Bestand ist von der Sage umgedreht worden, der Bastard wurde zum rechtmäfsigen Sohne, die legitimen Kinder zu untergeschobenen. Bewirkt wurde diese Umformung dadurch, dafs man einen internationalen Sagenstoff als Muster der Erzählung genommen hat: *Die Geschichte von der untergeschobenen Braut,* etwa des Inhalts: Eine Alte bringt ihre Tochter statt ihrer Stieftochter durch List ins Ehebett, wohl auch statt einer Fremden, die nun ausgesetzt wird und bis zur Wiederentdeckung in niedriger Stellung bleibt.[2] So wird, nach der ältesten Darstellung der Erzählung in der *Chronique saintongeoise,* Berta unmittelbar nach ihrer Ankunft in Frankreich von einer Alten verdrängt, die ihre eigene Tochter unterschiebt. Sie hält Pipin für die ungarische Prinzessin, die ihm bestimmt war, bis die Königin von Ungarn erscheint und das Verbrechen entdeckt, das man an ihrer Tochter verübt (*Hist. Poét.* S. 224). Zeigt die historische Sage über den Konflikt der Mütter Kontamination mit einem internationalen Novellenstoff, so zeigt der epische Konflikt zwischen den Söhnen einen solchen mit einem anderen episch-historischen Stoff: statt der historischen Namen der Stiefbrüder Karl Martells Drogo und Grimoald finden wir im *Mainet*

---

[1] Vgl. meine *Sage von den vier Haimonskindern,* 1905, S. 144—150.

[2] Z. B. Grimms Märchen: 3. *Marienkind*; 11. *Brüderchen und Schwesterchen*; 12. *Rapunzel.*

die epischen Namen Rainfroi und Heudri, d. i. Childerich II. (Chilperich) und seinen Majordomus Raginfred, gegen die Karl Martell im Felde gestanden hat, und deren Schicksal sich in südfranzösischer Sage in dem der Haimonskinder, wenn auch durch mehrere Zwischenglieder, widerspiegelt.

So wie wir also die von Karl Martell auf Karl den Grofsen, von Alphaid auf Berta übertragene Sage im 12. Jahrhundert wiedertreffen, enthält sie sehr verschiedenartige Elemente. Und wenn sich auch der historische Kern sauber abheben läfst, so ist es dennoch unmöglich, die ältere Gestalt der Sage zu bestimmen, wie sie etwa ursprünglich von Alphaid wirklich erzählt wurde.

I.

Innerhalb des *Girart von Rossillon* sondert sich die liebliche *Folko-Aupais-Episode* scharf von den übrigen epischen Ereignissen ab, und Stimming ist in seinem Werke *'Über den provenzalischen Girart von Rossillon'* zu dem Resultat gekommen, dafs wir es hier mit einer ziemlich späten Interpolation zu tun haben.[1] Und das liegt, wenn man Verbindung und Inhalt prüft, auf der Hand:

Als Girart in entscheidender, letzter Schlacht vom König geschlagen worden war, hatte er Boso und Folcher, seine Getreuen, verloren; Folko aber, sein Vetter, war nur gefangen worden. Die Königlichen hatten ihn dem König selber ausgeliefert.

> 7141 *Lai ocistrent Gilbert, prest[r]ent Folcon.*
> *Tuit le voudrent ocire fors dan Peirun,*
> *Qui l'amenet au rei por garisun.*

Nach diesen Worten verläfst die Dichtung Folko, um bei Girarts Schicksalen zu bleiben, wir begleiten ihn, den eigentlichen Helden der Dichtung, in die Verbannung, und erst als er zurückkehrt, vom König in Gnaden wieder aufgenommen wird, hören wir abermals von Folko: vergebens bittet Girart um seine Freiheit; Karl Martell verweigert sie ihm. Da, in demselben Augenblick, stofsen Boten zum Kaiser: der Fürst der Bretagne ist in sein Land eingefallen, hat ihm Mont St. Michel weggenommen und will noch schlimmer hausen, wenn der König ihm nicht zuvorkommt. Karls Leute bestürmen ihn: 8031 'Eure Nichte mit dem rotblonden Haar, *au ranc talon,* die Tochter Dietrichs, des Reichen, hat euch wegen des Mordes an ihrem Vater gebeten, ihr Folko auszuliefern. Denn seine Brüder waren die verräterischen Mörder. Ihr habt ihrem Willen damals Folge geleistet. Wir denken, sie nimmt Rache an ihm, da verliebt sie sich in Leib und Antlitz und flieht mit ihm nach Auridon, im

[1] Kap. VIII, S. 132 ff. Hervorzuheben: Die Episode findet sich in der *Vita* nicht. Weiterhin: 'Die Episode kennzeichnet sich schon äufserlich als einen Anhang, der ein Ganzes für sich bildet, dagegen mit dem eigentlichen Epos fast gar nicht oder doch nur ganz lose in Verbindung steht'.

gaut d'Ardane. Silbern waren die Ketten, die sie ihm anlegte, statt eisern. So war seine Gefangenschaft, daſs er es besser hatte wie ein Fischlein im Wasser. [Einen Bastard zeugte sie mit ihm ...][1] Und mehr liebte sie jenen Habenichts als den reichen Grafen im Elsaſs oder jenen Briten, dem Ihr sie durch uns zugesagt habt, und der Euch nun um ihretwillen mit Krieg überzieht. [Ich rate Euch:] Schickt zu ihr, daſs sie Euch Folko ausliefere, und wenn sie Nein sagt ...' Karl antwortete: 'Ich überlasse sie Euch.' — Mittlerweile ist Girart in Rossillon wieder eingezogen und festlich von den Seinen, die ihn für tot gehalten, empfangen worden. Aber bleiben wir bei Karl: (8271) 'Ich werde der Alpais Berart del Brun zusenden, daſs sie mir Folko nach Aix oder Laon sende, und wenn sie es nicht tun will, so sei ihr Schloſs vogelfrei, dann brecht mir ihr trotziges Gemäuer.' Der Bote geht ab, aber zu gleicher Zeit mit Karls Forderung an Alpais ein Brief Girarts, der ihr seine Hilfe zusichert. Karls Bote war der schnellere: 'Karl, dein Onkel,' meldet er, 'teilt dir mit, daſs er dir in Ais den Herzog im Elsaſs oder den von der Bretagne geben wird. Um deinetwillen hat dieser ihn mit Krieg überzogen, nur daraufhin wird er Frieden machen. Du aber liefere ihm Folko aus, halte ihn nicht länger, oder ... hüte dich! Denn der König wird dich zu belagern kommen. Wenn sie dir dann Gärten und Hecken zerstören, wird dir wohl die Lust vergehen, Folko zu küssen.'

Alpais wies den Boten von sich.

Da kommt Girarts Bote und hinter ihm eine Schar Bewaffneter. Alpais sieht sie von der Höhe ihres Turmes, das Herz zittert ihr im Leibe. Schon, glaubt sie, macht der König seine Drohung wahr: 'Folko, Geliebter,' fragt sie, 'was für Fahnen sind das, die die Hügel besetzen?' — 'Ich weiſs es nicht, nur daſs es sich zu verteidigen gilt!' Und wirft die silbernen Ketten von sich und geht sich rüsten.

'Ach!' klagt Alpais, 'Zeit und Jugend habe ich an dich verschwendet, um deinetwillen wurde mir meine Sippe gram, um deinetwillen stehe ich nun allein, ohne Vasallen da!'

Da ruft Droon, Girarts Gesandter, an der Pforte, daſs man ihm öffne, und kündet das Nahen seines Herrn. Freudig überrascht bringt Alpais die Botschaft von der Wiederkehr des totgeglaubten Girart ihrem Geliebten und von dem nahenden Entsatz. Aber vor der Befreiung muſs ihr Folko geloben, sie nun auch zu ehelichen (8385). 'Nun zieh ich zu meinem Manne,' sagt sie, 'arm wie eine Kirchenmaus, nichts habe ich ...'. — 'O nein,' antwortet Bertrand, 'Schönheit und lieblichen Leib! Einen Schatz führt uns zu, der Euch Folko schenkt.' So verläſst das Paar Auridon, und wie Folko aufs Pferd steigt, ohne die Bügel zu brauchen, da rufen die Zuschauer: 'Der hat's im Gefängnis nach seinem Wunsche gehabt!' — Auf dem

[1] O. 8043 *E annia mais de lui une auoltron ...*
L. 2698 *E ama assez plus icel gloton ...*

Zuge nach Roussillon bringen sie die Frankenschar, die bereits gegen Auridon zog, zwischen zwei Fronten, schlagen sie und fangen ihre Häupter ab. In Rossillon sodann fröhlicher Empfang (8590). Unter den Gefangenen ist Oudin, Alpais' Vetter. 'Geh!' ruft die Königin ihm, 'gib jenem Jüngling deine Base zur Frau.' Er aber weigert sich: 'Lange schon hat sie ihres Schlosses Herrn aus ihm gemacht.' Da läſst Folko heilige Reliquien kommen und schwört, daſs er Alpais nie berührt habe. So wurden sie dann zusammengegeben. Durch die Gefangenen aber wird der Frieden vermittelt, der auf sieben Jahre beschworen wird (8949). Vom Bretonenherzog hören wir nichts mehr.

II.

Es liegt über dieser Sage wie ein Schimmer von den silbernen Ketten, die Folko trug, oder von dem rotgoldenen Mädchenhaar der Aupais. Daſs der geistliche Bearbeiter, der sie hier mit Girards Rückkunft und Wiederaufnahme zu Gnaden verwob, sie nicht erfunden hat, brauche ich nicht besonders hervorzuheben. Ich glaube nicht einmal, daſs er sie auf Tierri d'Ascanes Tochter und seinen Erbfeind Folko übertragen hat. Dazu passen sich Personen und Umstände der Girartsage zu gut an. Ich glaube im Gegenteil, daſs wir hier eine volkstümliche Fortsetzung des *Girart* haben, die etwa den *Nostoi* entspricht, wie sie die *Ilias* erzeugte. Der Vers 7141, den wir anführten, hat die Erzählung eingegeben: 'Den gefangenen Folko wollten die Königlichen umbringen, da rettete ihn Peires, indem er ihn Karl auslieferte.' Nichts weiter von ihm im Epos, denn was wir eben nacherzählt haben, ist ja eine späte Interpolation. Den Zuhörern aber war die liebenswürdige Gestalt des Folko, die durch das ganze Gedicht hindurch verwoben ist, ans Herz gewachsen, und die natürliche Begierde, zu erfahren, was denn der König mit seinem Gefangenen gemacht hätte, erzeugte eine novellistische Sage über ihn, eine Sage, die alle Anzeichen langen Lebens im Volke zeigt, die in ihr Detail Märchenmotive aufgenommen hat, das rotgoldene Haar, die silbernen Ketten.[1] In ihrem Kern reproduziert sie eine internationale novellistische Sage: wenn wir nämlich die Verknüpfung zweier feindlichen Familien durch die Neigung eines beiden entsprossenen Paares *'die Romeo- und Julia-Gruppe'* nennen, so gehört die *Folko-Aupais-Episode* dem folgenden Typus dieser Gruppe an: *Ein Mädchen schenkt dem Mörder ihres Vaters ihre Liebe, statt an ihm Blutrache zu nehmen.* Dieselbe Sage finden wir auf die Vorgeschichte der Beziehungen zwischen Tristan und Isolde und zwischen Rodrigo und Ximena mit dem jeweiligen Kerne verflochten. Die symbolische Umwandlung der Gefangenenketten in Liebesketten, die gemeinsame Flucht in ein Ardennenschloſs, die Unternehmungen der

---

[1] *Silberne Ketten,* ein fränkisches Sagenmotiv! Vgl. die fränkische Belisarsage Fredegars: II, 62.

Verwandten der Aupais und der zurückgewiesenen Freier gegen das Paar stellen unsere Sage für sich. Wie diese Konflikte gelöst werden, zeigt uns die Interpolation des *Girart* leider nicht. Innerhalb des *Girart* wird vermittelt, damit sich die Sage dem Ganzen einfüge: das Motiv der abgewiesenen Freier[1] gänzlich fallen gelassen, das ursprünglich wohl an der Spitze stand. Eine Belagerung Auridons durch diese wird wohl ehemals im Mittelpunkte gestanden haben. Wir werden darauf zurückkommen.

III.

Wenn die Sage ihre Motive auch aus der zeitlosen internationalen Novelle nahm, die immer geneigt ist, sich zu verjüngen, und selten einem ihrer Lieblinge gegenüber treu bleibt, so scheint sie hier einen ganz seltsamen Verjüngungsprozefs durchgemacht und dennoch eine Sagengestalt aus älterer Fassung beibehalten zu haben. Die Sage von *der falschen Berta,* die ja, wie wir nach Paris und Rajna dargestellt, eine Sage über Alphaid, Pipin des Mittleren Nebenfrau, mit Sicherheit voraussetzt, nennt Berta nach einem physiognomischen Charakteristikum: *Berthe as grans pies.*

Diese grofsen Füfse sind nämlich das Zeichen, an dem später die richtige von der falschen unterschieden wird. So ergreift noch in der französischen Dichtung des Adenet die falsche Berta beim Nahen der Königin von Ungarn, ihrer angeblichen Mutter, Todesangst:

1837 *'Je lo pour le meilleur que nous nous enfuions;*
Bien sai que par mes piés connëues serons.'[2]

Und als die Königin ankommt, ihr das Zimmer ihrer Tochter verwehrt wird und sie, einen Betrug argwöhnend, mit Gewalt bei ihr eindringt, ist das erste, dafs sie ihrer vermeintlichen Tochter die Decke wegreifst, um die Füfse zu sehen:

2146 *Blancheflour vint au lit où la serve choisi,*
Toute la couverture à ses deus mains saisi,
Si la sacha que toute la serve descouvri:
Blancheflour voit les piez, tous li cuers li failli
La serve prent un drap, jus dou lit se sailli;
Blancheflour par les treces à terre l'abati.

Genau so in der älteren franko-italienischen Dichtung. Also auch dies Motiv kann von ihrem Vorbild Alphaid stammen. Aupais nennt aber unser Text: *al ranc talon.*

---

[1] Vgl. *Mainet, Aïe, Garin* (Blancheflour), *Hervis v. Metz,* zahlreiche Märchen.

[2] Nach der Dichtung des Adenet le Roi ed. Scheler, Brüssel 1874. Vgl. das Märchen vom *Aschenbrödel,* wo am kleinen Fufs die Richtige erkannt werden soll. Die Falschen schneiden sich Zehen und Ferse ab, damit ihr Fufs in den Schuh passe. In anderen Versionen ist die falsche Braut physiognomisch gezeichnet: z. B. in *'Brüderchen und Schwesterchen'* ist sie einäugig.

Eine 'verwachsene Ferse' ist zwar kein Merkmal besonderer Schönheit, aber ist desto charakteristischer, weit charakteristischer etwa als die ganz relative Angabe, sie habe grofse Füfse gehabt. Ja es ist nicht unmöglich, dafs *as rans pies* mifsverstanden und zu *as grans pies* geworden ist. Wenn man dann bedenkt, dafs Aupais dem Vorbilde der Berta nicht nur durch dies physiognomische Merkmal gleicht, sondern auch gegen sie der (bei Alphaid historische) Vorwurf des aufserehelichen Beilagers erhoben wird, dafs schliefslich als Krönung des Ganzen der historische Name Alphaid > Aupais ihr geblieben ist, mufs man zu dem Resultat kommen, dafs eine Hypothese sich recht empfiehlt: Die Sage hat nicht nur jene Abart des *Romeo- und Julia*-Schema benutzt, sie hat aufserdem die zu ihrer Zeit als Liebhaberin noch typische *Aupais la rousse al ranc talon* zur Heldin gewählt, indem sie sie zur Tochter Tierris von Ascane machte, den im *Girart von Rossillon* Folkos Brüder umgebracht haben. Oder existierte gar eine ältere Sage, nach welcher Alphaid, Karl Martells Mutter, die Tochter jenes Tierri in der Tat gewesen wäre? Kennen wir den Helden doch nur als greise, typische Figur, deren echte Sagen sich im Dunkel ältester kärlingscher Epik verlieren. Wenn dem so wäre, wenn Tierri in der ursprünglichen Sage Ahnherr Karls des Grofsen wäre, so könnten wir den eigenen Sachverhalt haben:

Vor *Girart von Rossillon* wird die Aupais-Episode von Aupais, Tierris Tochter, und Pipin als Vorgeschichte der *Enfances* Karl Martells erzählt.

Da im *Girart von Rossillon* Aupais' Vater Dietrich wieder auflebt, seine Tochter Aupais also nicht Mutter Karl Martells, Girarts Gegner, sein kann, so wird die Sage mit der Leichtigkeit novellistischer Verjüngung modernisiert, Pipin wird nun von Folko vertreten, die Sage ist vom fränkischen Herrscherhaus abgelöst und auf einen Liebling der Burgunder übertragen. Genau wie sie die Franken von Alphaid-Pipin ablösten und auf Berta-Karl übertrugen, aber dort mit gröfserer Treue der Gestalt von Aupais und ihrem Vater Tierri gegenüber.

IV.

Um diese Hypothese genauer zu erörtern, bedarf es einer Untersuchung über jene Figur, an die wir sie organisch anzuknüpfen suchten, über Tierri d'Ascane.

Über Tierri d'Ascane habe ich schon einmal mancherlei Vermutungen geäufsert: in den *Girartstudien* I. machte ich darauf aufmerksam, dafs der *Girart* ein älteres Epos voraussetze: *Die Verbannung Dietrichs* (Tierri), und folgerte auf Grund von acht Widersprüchen, die nur so ihre Erklärung fanden, dafs die *Schlacht bei Valbeton* eine Verjüngung der Vorgeschichte der *Verbannung Dietrichs* sei: Tierri mufs nach Valbeton abermals in die Verbannung, alles

deutet darauf hin, daſs im Laufe der Erzählung Draugo, nicht Girart, sein Gegner war, Girart aber und seine Vettern noch im ersten Jünglingsalter standen, während sie in den übrigen Teilen des Epos in reifen Mannesjahren sind.

Von der ursprünglichen Verbannung selbst hören wir nur durch Anspielungen, allerdings sind solche sehr zahlreich: 1580 ff., 1715 ff., 1800 ff., 2549 ff., 3127 ff., 3150 ff.

Danach ist Tierri d'Ascane zu Lothringen in Beziehungen gesetzt. Das eine Mal ist er dort geboren:

1581 *Naz est de Loheraine la tieriane.*

Tierïane hat bis jetzt der Erklärung widerstrebt. Aber es verbirgt sich dahinter die Landschaft Tiérache, die bei Ersetzung der Assonanz zu Tierïane (von Tierri) wurde. Wir werden auch später sehen, daſs tatsächlich weniger Lothringen als die Tiérache Anspruch auf den Helden erheben kann.

Ein andermal wird er Herr eines Teiles von Lothringen genannt: 1714.

Beiden Angaben glaube ich miſstrauen zu müssen. Denn nie sonst wird er *Le Loherain* oder *de Loheraine* genannt. Übrigens stehen beide Anspielungen mit anderen Teilen des Gedichtes im Widerspruch: nach ihnen hatte König Ludwig den Verbannten zurückgeholt und ihm seine Tochter zur Frau gegeben (1585; 1715). Aber einen Ludwig hat es ja vor Karl Martell gar nicht gegeben. Und für Chlodwig gilt im Epos die Form Cloövis, deren Identität mit Ludwig kaum mehr geahnt werden kann.

Eine glaubwürdigere Anspielung läſst darum Karl Martell selber den Alten aus der Verbannung holen und ihm seine Schwester zur Frau geben: 1804. Und dementsprechend ist später Aupais seine Tochter, die Nichte Karl Martells. — Über den Ort der Verbannung gehen die Berichte ebenfalls recht auseinander. Die eine von den unglaubwürdigen Anspielungen gibt an:

1583 *dans bos soz come iane.*

Die glaubwürdigere, die Karl als einen Retter und späteren Schwager bezeichnet, sagt allgemein:

1802 *'Set ans uestiu faidis en bos espes.'*

Ebenso:

2550 *'Set anz n'aistei faidiz en un buisson.'*

Eine dritte, offenbar ganz unzuverlässige Anspielung läſst die Verbannung jenseit des Meeres bei *Mont Caucei*[1] vor sich gehen:

3127 *'De France fui ietat a grant beslei,*
Passai un braz de mar a mon navei,
Set anz fui en escil à Mont Caucei.'

[1] Von seiner zweiten Verbannung kehrt er 3364 von Mont Causil zurück.

Wir wissen also nur, dafs Tierri seine Verbannung in dichtem Walde durchmachte. Und dies ist der gewöhnliche Schauplatz, den die ältere germanische Sage dem Banditenleben zuweist. Die nordfranzösische Sage speziell hat ihre 'Outlawsagen' stets in die Ardennen verlegt und liebt es, mit dem Titel *l'ardenois* Persönlichkeiten zu bezeichnen, die eine Periode der Friedlosigkeit in den Ardennen überstanden haben. Darstellungen von 'Outlawsagen', die in den Ardennen spielen, sind noch überaus häufig: die verlorene Dichtung von *Basin* spielte; dort der Räuber *Lambert d'Oridon* im *Auberi le Bourguignon* hat gleichen Schauplatz für seine Untaten gewählt; auf die entsprechenden Teile der *Haimonskinder* brauche ich gar nicht erst hinzuweisen. Das Stereotype der Ardennenverbannung führt auch im *Girart* (7344) den Helden in seiner Verbannung dorthin, wir finden den gleichen Verbannungsort in *Guy von Warwick* und *Doon von Mainz*. Der Dieb Galopin (*Elie*) ist in den Ardennen geboren. — Wie Gui, Doons Vater, von Mainz aus in den Ardennen jagt, sucht Bovons von Hanstone Vater gleiche Jagdgründe von demselben Mainz auf (franco-ital. Version), woran sich Rajna mit Unrecht stöfst.[1] Karl Martell führt der Jagdzug, der Girarts Feste überraschen soll, durch die Ardennen:

Girart 651 *E trespassent Ardane e bois d'Argon,*
E perhoc s(c)i ant pres prou venaçon!

Im Roland hat Karl einen vorbedeutenden Traum, der auf das Gottesgericht am Schlufs zu beziehen ist:

728 *De vers Ardene vit venir un leupart*

(vgl. 2558). Andere Redaktionen haben *Espaigne* korrigiert. Das ist nicht nötig, denn der Typus findet überall Platz.

Die *Haimonskinder* jagen sogar von Montauban und Bordeaux aus in den Ardennen. Und wenn dies auch zu jüngeren Interpolationen dieser Dichtung gehört, so zeigt es doch unzweifelhaft, welche Rolle die Ardennen in Volksbewufstsein und Sage spielten. Auch eine Tirade vom Anfang des *Parthenopeus* über sie zeigt uns, wie sagenumwoben der Ort war: (Vers 499) 'Unermefslich waren die Ardennen in der Vorzeit und nahmen ein riesiges Gebiet ein. Ja, die Rodung nahm damals mehr Raum ohne das staunenswerte Ungerodete als heute ganz Ardennenland. In den Tagen aber, von denen ich euch erzähle, waren die Wälder so dicht, dafs die, welche von der Meeresküste kamen, sich nicht zu landen getrauten wegen der schrecklichen, wilden Tiere und der anderen grofsen Wunder, von denen es im Walde wimmelte. Schrecklich war's darin und des Zaubers voll: der zehnte Teil war von Unholden besessen. Die Bauern errichteten

[1] Vgl. P. Meyer, *Daurel et Beton* XXIX. Rajna schreibt: *'Per altro codesta collocazione del castello a me non va: siamo troppo remoti da Magonza'* (*Origini* S. 382[1]). Er hat übersehen, dafs die Ardennen typisch sind, also unabhängig von ihrer Lage.

Grenzsteine, um das Ende der Rodung zu bezeichnen: keiner, der diese Grenze überschritt, ist je wieder dahin zurückgekehrt, von wo er gekommen. Da gab's keine Rodung, kein jagdbares Getier, nur Unholde, die die Verirrten auffrafsen.' Die Ardennen waren eben für die Franken 'der Wald', die Lieblingsjagdgründe. Kaum ein Jahr, aus dem Einhards *Annalen* nicht von Jagden in diesem Gebiete erzählen.

Und wie Venantius Fortunatus im 6. Jahrhundert schrieb:

VII, 4, 19 Ardenna an Vosagus cervi caprae helicis uri
Caede sagittifera silva fragore tonat?

so schrieb etwa im Jahre 1331 Francesco Petrarca von einer seiner Reisen an den Kardinal Giovanni Colonna: *'Arduennam silvam ... visu atram atque horrificam transivi solus.'* Und in dem Sonett *Mille piagge in un giorno* nennt er sie:

la famosa Ardenna.

Das moderne: Meyrac, *Traditions etc. des Ardennes* (Charleville 1890)[1] ist mir leider unzugänglich.

Dies zeigt uns, dafs auch für Tierri der geeignete Ort einer Verbannungssage die Ardennen waren. Und darauf könnte bereits unsere Vermutung deuten, dafs er einmal als aus der Tiérache gebürtig bezeichnet wird. Die benachbarten: Tiérache, Ardennen, Argonnen werden aber im erweiterten Sinne stets füreinander gebraucht. Z. B.:

Haim.-K. 119[1] *Ens el cief de Terasse pristrent [lor] herbergage*

wird von Montessor in den Ardennen gesagt.

Auf der anderen Seite bewahrt das nordfranzösische Epos die Erinnerung an einen Helden, der Tierri d'Ardane oder je nach Reimbedürfnis d'Argone (*Roland*) heifst. Er tritt fast in allen Nachepen als typische Figur auf. Innerhalb der Ardennen spielt er seine Rolle im nordischen *Basin* der *Karlamagnus-Saga.* Dort ist Tierri d'Ardennes der Getreue, welcher Karl (das Urbild ist Karl Martell!) bei sich aufnimmt. Aber eine Anspielung auf jene Vorgänge, die ihm den Beinamen d'Ardane eingetragen haben, hat der *Fierabras* bewahrt, auf eine Zeit der Friedlosigkeit, in der er Tausende hingemordet habe:

3703 *Et Tieris l'Ardenois o le grenon mellé,*
.I. viellart, .I. cenu de moult grant cruauté,
Qui plus a de .M. hommes mordris et estranlés
En la forest d'Ardane où il a conversé.

Das müfste doch mit merkwürdigen Dingen zugehen, wenn wir da nicht eine nordfranzösische Anspielung auf die *Verbannung Dietrichs* gefunden hätten. Der Verbannte (*bannitus*) wird der Sage naturgemäfs zum Banditen. Jeder Outlaw mordet und stiehlt.

---

[1] Vgl. *Jahresbericht* 1890, 655[11].

Den Haimonskindern wird in den Ardennen noch viel Schlimmeres vorgeworfen.[1]

Beide Tierri haben also eine Verbannung durchgemacht, der eine in ungenannten Wäldern, der andere in den Ardennen. Den einen nennt die Sage d'Ascane, den anderen d'Ardane. Paul Meyer genügen diese Parallelen nicht zur Identifikation: in seinem *Girart de Rossillon* (1884, S. 50, Anm.) macht er auf die Ähnlichkeit der Namen zwar aufmerksam, aber ohne sich bestimmt auszusprechen. Ascane kann er geographisch nicht erklären — kein Wunder. Denn es ist doch wahrscheinlich nur eine Verstümmelung von Ardane. Die Beziehungen unseres Tierri zu den Ardennen werden, wenn wir den *Girart* allein für sich nehmen, durch seine Geburt in der Tiérache doch schon sehr wahrscheinlich, und werden zu einer durchaus positiven Annahme dadurch, dafs ja seine Tochter nach seinem Tode in einem Schlosse in den Ardennen, also doch wohl dem väterlichen Schlosse, haust:

> 8037 *Si s'en fuit ab el en Auridon ...*
> *El gaut d'Ardane sest sobre Argançon.*

Das ist doch wohl kein Zufall! Die Tochter sucht denselben Zufluchtsort auf wie der Vater. Des Vaters Beiname wurde von Vortragenden mifsverstanden und geändert, und nur die volkstümliche *Aupais-Episode* erhielt uns den Tatbestand in einem Echo.

V.

Auridon, Oridon, Ordon ist der Name eines Ardennenschlosses, das wir für eine typisch gewordene Rebellenburg halten. Im *Auberi le Bourguignon* tritt ein Outlaw, ein reich gewordener Räuber auf, der in Oridon in den Ardennen seinen uneinnehmbaren Sitz hat. Alles spricht dafür, dafs dieser hübsche und volkstümliche Teil der Auberi-Sage ursprünglich nur ein kleines Theater beanspruchte und, da Auberis Residenz in Dijon feststeht, die Stammburg Lamberts um Dijon gesucht werden müsse. Diese Annahme scheint in einer Anspielung des *Ogier* ihre Bestätigung zu finden:

> 1910 ... *'Or sanles vos bricon!*
> *Vus resanlés à Malbert de Dignon*
> *Un mal tirant qui tu[l]oit le molton,*
> *Quant fu petis, si caï el carbon:*
> *En vostre barbe n'a mie du grenon!'*

Ein kleiner Hammeldieb Malbert aus der Nähe von Dijon. Malbert kann sehr wohl eine volkstümliche Verstümmelung, ein Spitzname für Lambert im Stile von Maugis, Malaquin, Malcud u. ä. sein. Die volkstümliche Sage hat sich seiner bemächtigt, das zeigt die Bartlosigkeit, denn diese bildet das *tertium comparationis* mit

[1] Der Märchendieb Galopin (*Elie*) wird entsprechend zu Tierris Sohn. Vgl. Anhang II.

dem im Kampf Getroffenen, dem diese Verse als *Reprovier,* als Trutzwort, entgegengehalten werden. Der Grund der Bartlosigkeit: er sei als Knabe ins Feuer gefallen.

Können wir mit diesem, den die Volkssage schon mit halb Mythischem bekleidet hat, Lambert d'Oridon, den grofsen epischen Dieb, der über unerschöpfliche Mittel verfügt, mit denen er den naiven Auberi blendet, zusammennehmen? Der ursprüngliche Schlofsbesitzer des sagenumwobenen Oridon, das wir in viel älterer Zeit im Besitze der Aupais, Tierris d'Ardane Tochter, fanden, ist Lambert sicher nicht. Also steht doch wohl fest, dafs er nach berühmten Mustern hineinversetzt worden ist und zwar aus Dijon oder dessen Umgebung, wo der von ihm hintergangene Auberi sitzt.

Auch Dordon, das väterliche Ardennenschlofs der Haimonskinder, steht Oridon, Ordon zu nahe, um eine Konfrontation nicht herauszufordern. Schon Tarbé hat im Glossar seiner *Auberi*-Ausgabe vermutet, dafs Oridon und Dordon identisch seien. Er brachte einen Text bei, nach welchem Aimon noch Duc d'Ordon betitelt war, und tatsächlich ist das Anwachsen von Artikel oder Präposition an ein Hauptwort, das mit Vokal anlautet, ja reich belegt.

Ich habe in meiner Gesamtbehandlung der Sage von den *Haimonskindern* meine Ansicht dahin ausgesprochen, dafs erst der Interpolator der *Ardennensage* innerhalb der südfranzösischen *Montaubansage* den Namen Oridon zu Dordon machte [D'Oridon und de Dordon sind gleichsilbig], um durch die Namenidentität mit der Dordogn(e), die in der *Montaubansage* häufig vorkommt, eine Art von formeller Einheitlichkeit herzustellen, wie auch er es ist, der die Brüder von Montauban aus in den Ardennen jagen läfst. Das Volksbewufstsein hat diese Änderung öfters rückgängig gemacht, indem es den Vater Aimon d'Ordon oder häufiger Aimon von Ardennen nennt. Auch hierin ist eine Verstümmelung von Oridon, Ordon zu sehen (vgl. S. 149 ff.).

Also Oridon ist Typus für eine Ardennenburg. Ein weiteres Zeugnis für die Verbreitung der Sage von Tierri dem Ardenesen, dessen Tochter als älteste Besitzerin des Schlosses im *Girart* gilt. Aber! Wenn auch sicher ist, dafs Lambert, von einem anderen Orte kommend, hierher versetzt wurde, wer kann denn entscheiden, ob die Burg nicht durch die Sage von den *Haimonskindern* eher als durch die von Tierri und Aupais bekannt wurde? Jene trägt alle Anzeichen langen, volkstümlichen Lebens an der Stirn. Diese hat sich im Laufe der Zeiten bis auf wenige Reste verloren. Jedoch — in den *Haimonskindern* ist Dordon ja nur die Stammburg; die Rebellenburg in den Ardennen heifst Montessor. Dordon ist blofs ein einziges Mal Schauplatz der Handlung und auch da nur für kurze Zeit. Also hieraus konnte Oridon nicht zum Typus der Rebellenburg werden. Und da Tierri ohne Zweifel die älteste Figur ist, die wir

als ihren Besitzer fanden, so müssen wir die Burg ihm und seiner Erbin lassen, wobei nicht ausgeschlossen ist, daſs dieselbe auch schon auf ihn als ein Typus übertragen wurde.

Für die Gestalt seiner Sage ist das letztere durchaus unwesentlich. Es erschlieſst sich uns diese als eine *Ardennen-Outlawsage,* wie wir so manche finden, und, da sie die älteste von allen ist, die wir besitzen, als ein Vorbild der Sagen über feste, von Wasser und Fels geschützte Burgen, wie Nantueil, Aigremont, Gironville in den *Lothringern,* die alle in gleicher Weise beschrieben werden — und ihrer Belagerungen. Woraus man schlieſsen könnte, daſs Auridon noch unter der Herrschaft Tierris eine Belagerung durchzumachen hatte, und daſs der Liebesroman seiner Tochter mit dem gefangenen Folko eine gleiche Handlung enthielt.

Und was ist nun das Resultat unserer bisherigen Mühen? Alle Anzeichen sprechen dafür, daſs Tierri d'Ardane eine vielbesungene Persönlichkeit war. Es unterliegt keinem Zweifel, daſs er und Tierri d'Ascane des *Girart* eine Person sind. Eine ihm dort gegebene Tochter Aupais trägt Namen und Züge der historischen Alphaid, Mutter Karl Martells, und besitzt Auridon, die spätere typische Rebellenburg in den Ardennen. Ob die Beziehung zwischen Vater und Tochter auf Zusammenwerfen zweier ursprünglich getrennter Sagen beruht oder eine ihm von der Sage gegebene Tochter sekundär Züge der Alphaid erhalten hat oder gar beider Sagen organisch zueinander gehören, ist noch nicht entschieden. Wichtig ist, daſs keine der Anspielungen im Epos von einer Tochter weiſs und auch der I. Teil des *Girart von Rossillon* nur von zwei Söhnen berichtet, die er von der Schwester des Königs habe (1717, 1807). Aber wir werden sehen, daſs das Epos ältere Beziehungen nur vergessen hat.

VI.

Läſst uns nämlich das Epos im Stiche, so kommt uns der halbgeschichtliche Bericht zu Hilfe; diesmal mit einer Anspielung, die alle unsere Zweifel tilgt, alle unsere Vermutungen und halbbewiesenen Behauptungen zu voll Bewiesenem erhebt. Philippe Mousket schreibt nämlich in seiner *Chronique Rimée* von der Geburt Karl Martells:

1666 *Carles Martiaus fu apiélés,*
Pour çou que de sougnant fu nés:
D'une seror Téri d'Ardane
Qu'ot en l'abeïe d'Andane.

Philippe Mousket kann diese Mitteilung nicht mehr aus einer Dichtung haben, nachdem in Nordfrankreich die *Bertasage* jene von *Alphaid* überdeckt hatte. Ihrem ganzen Charakter nach ist die Anspielung aus einem Chronikenbericht entnommen. Daſs Alphaid eine Kebse *(sougnant, soignant)* war, hat die Sage natürlich vergessen. Also hier finden wir offenbar ein historisches Element. Die Er-

klärung des Namens Martiaus weiterhin, ein Beiname, den Karl wegen seiner außerehelichen Geburt erhalten habe, steht einzig da. Wie allgemein bekannt die Deutung 'Hammer' ist und die Herleitung von den gewaltigen Schlägen, die Karl gegen die Feinde der Kirche geführt, möge Du Canges Sammlung unter *Martus* zeigen und ist ohnehin bekannt. Aber die Erklärung, die wir bei Mousket finden, und die sicherlich älter ist denn Mousket, ist ebenso naiv wie getreu, ist nicht dumm und braucht kein Beispiel scholastischer Grübelei zu sein, sondern klingt recht volkstümlich. Es wird offenbar *Martellus* wie afrz. *martel* übertragen gefaßt, also in der nachgewiesenen Bedeutung 'Sorge'. Ähnliche Märchennamen kennen wir ja aus anderen verwandten Sagen: Herzeleide, Tristan.

Die Nachricht endlich, daß Aupais zur Zeit ihres Romans in einem Kloster gewesen sei, klingt wie eine Klostertradition. Dazu kommt, daß Andane wirklich in den Ardennen liegt, ein Frauenkloster ist und, was mir das Wichtigste scheint, von Begga, der Frau jenes Anseis, gegründet worden war, von dem wir in einer weiteren Abhandlung zu reden haben. So berichtet die *Vita S. Geretrudis* (Pertz, *Script. Rer. Mer.* II, S. 469[1]), so berichtet noch Alberich von Trois-Fontaines *ad 686*: Sigebertus: *Begga relicta Ansigisi — monasterium Andanense fundat.* Begga ist aber die Mutter Pipins, der mit Alphaid Karl Martell zeugte, d. h. ihre Schwiegermutter. Erinnert soll noch daran werden, daß sich Alphaid an ihrem Lebensende in das von ihr gegründete Kloster von Orp-li-Grand (Belgien) zurückgezogen haben soll.

Das einzige, was Mouskets Anpielung neben der Deutung von Martel der Heldensage verdankt, ist die Nennung Tierris d'Ardane als ihres Bruders. Auch Alberich von Trois-Fontaines kennt im Gegensatz zu erhaltenen älteren Chroniken, die niemand von Aupais' Sippe nennen, einen Bruder derselben: Dodo. *Ad 698*: *Sanctus Lambertus Traiectensis episcopus Pipinum principem increpare ausus, quod pelicem Alpaidem sue legitime uxori Plictrudi superduxerit, a Dodone fratre ipsius Alpaidis … martirizatur.* Er hat den Erzbischof Lambert von Lüttich, der es gewagt hatte, seine Schwester Alphaid zu beleidigen, umgebracht. — Das ist offenbar eine kirchliche Tradition, die ursprünglich dem Martyrolog des Lambert angehörte. Und tatsächlich enthält dieser den ausgeschmückten Bericht jenes Mordes, dessen Tradition bis in das 9. Jahrhundert zurückgeht. Dewez hat in einem *Mémoire pour servir à l'histoire d'Alpaïde* (Brüssel 1826) diese Heiligenlegende in allen ihren Phasen studiert und, wenn wir auch nicht alles unterschreiben, was er über sie gesagt, dennoch ein Bild von der Entwickelung derselben gegeben, auf das wir auch heute noch verweisen können.

Bei Alberich wird von Dodo noch eine Tat erwähnt, die die himmlische Strafe, die ihn nach der Legende traf (er sei von Wür-

mern aufgezehrt worden, Dewez S. 332), durch eine realistischere ersetzt: Im Jahre darauf tötet nach derselben Chronik ein Dodo (sicherlich für die Sage derselbe, da er gleichen Interessen dient) Plectruds ältesten Sohn Drogo und ebnet so Karl Martell den Weg zum Throne: *Dodo interfector — ab altero perimitur* (699; historisch wurde Grimoald 714 von einem Heiden Rangar ermordet). — Interessante Mitteilungen, über deren Authentizität wir nur mangelhaft unterrichtet sind, die uns aber zeigen, dafs eine kirchliche Tradition unabhängig von der volkstümlichen und ihr entgegengesetzt lebte, die Alphaid als Kebse (*pelicem, sougnant*) und einen Bruder Dodo als Bischofs- und Königsmörder darstellte, wobei letztere Tat als Übertragung gesichert ist, Dodo aber als eine im Mittelpunkte des Interesses stehende Sagenfigur hervortritt.

VII.

Ob Geschwisterpaar, wie hier, ob Vater und Tochter, wie in der *Folko-Aupais-Episode*: Tierri d'Ardane und Aupais die rotblonde haften nun fest und organisch aneinander. Zwei aus gänzlich verschiedenen Quellen stammende Darstellungen, beide durch Mischung mit anderen Traditionen wesentlich entstellt, kennen ihre Beziehungen noch, die dem Gedächtnis des nordfranzösischen Volkes längst entschwunden sind. Die eine, nordfranzösische, beruht auf einer Klostertradition, vielleicht eben jenes Klosters Andane an der Maas, das als Gründung der Begga mit den Arnulfingen eng verknüpft war, und in dem sie die Heldin weilen läfst. Wie aus weiter Ferne blinkt durch die Mischung kirchlicher und geschichtlicher Angaben eine längst versiegte sagenhafte Quelle, die den berühmten Tierri d'Ardane als Anverwandten und Beschützer der Alphaid nannte und eine ganz eigenartige, nie sonst angetroffene Deutung des Namens *Martel* überlieferte. Die offenbar der Volkssage entstammende Genealogie erhebt unsere *Folko-Aupais-Episode* im *Girart von Rossillon* zu einem Schöfsling dieser Sage von Alphaid: denn wie sie auf der einen Seite dem historischen Tatbestand mit dem Namen Alphaid — Aupais und dem Vorwurf aufserehelichen Verkehrs entspricht, so geben auf der anderen Seite auch sagenhafte Züge ihr das Zeugnis der Authentizität: dem Urbild der Sage von *Berthe as grans piés,* das stets in einer verlorenen, volkstümlichen Überlieferung über Alphaid vermutet wurde, entspricht sie mit der eigenartigen Bezeichnung: *au ranc talon.* Die sagenhafte Genealogie der *Chronique rimée* ist ihr ebenfalls eigen, indem sie Dietrich d'Ascane (dessen Identität mit Dietrich d'Ardane nun vollends hervortritt) als ihren Vater nennt und verwendet.

Ob dieser Verwandtschaftsgrad der ursprüngliche ist, oder ob die *Chronik* recht behält, die ihn Bruder nennt, wird nicht endgültig zu entscheiden sein. Vater und Bruder tauschen ihre Rollen oft

genug in der Sage. In unserem Falle lassen sich für beides Gründe anführen: im *Girart von Rossillon* ist Tierri Schwager des Königs, dessen Schwester er zur Frau hat, im niederländischen *Karl Meinet* erhält Elegast, wohl eine typische Outlawfigur des Rheins,[1] in dessen Rolle sich in der nordischen Fassung Tierri d'Ardane und Basin teilen, Karls Schwester, die Witwe des Verräters, zur Gattin. Da nun die Bezeichnung 'Schwager' zweideutig ist, so könnte sie der Form nach aus der *Aupaissage* stammen, die Dietrich als den Bruder der Königsbraut, Schwager des Königs genannt hätte. Sie wäre dann weiterhin falsch interpretiert und er zum Gemahl von des Königs Schwester gemacht worden.

Aber, wie gesagt, Familienbeziehungen fluktuieren wie Sand in der Sage, wer sich auf sie verläſst, geht leicht fehl. Darum werden wir guttun, folgende Auffassung voranzustellen: die *Folko-Aupais-Episode* benutzt als Schema die Sage von der *Tochter, die den Mörder ihres Vaters liebt.* Wenigstens ist in den Versionen der Sage, die wir kennen, stets der Vater der Ermordete. Da nun die Episode mit dem Kennzeichen ihrer Heldin: *au ranc talon,* sich als Vorbild der *Bertasage* ausweist und es deshalb wahrscheinlich ist, daſs die vorauszusetzende fränkische Fassung — das verlorene Urbild — in gleicher Weise verlief, so ergibt sich, daſs diese Sage einen Vater der Aupais und nicht einen Bruder brauchte: den Vater als Quelle der Blutrache, während ein Bruder neben diesem den Verlauf der Sage gestört haben würde, da ja sonst die Pflicht der Blutrache nicht auf die Tochter, sondern auf ihn übergegangen wäre.

Nun hat uns aber Alberich von Trois-Fontaines aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts eine Tradition überliefert, nach welcher Alphaid einen Bruder besessen habe, der die Interessen seiner Schwester in der Art des Cesare Borgia vertrat und dabei schlieſslich selber ums Leben kam, gerade als er seinem Neffen durch Ermordung des Kronprinzen Platz gemacht. Er war von der kirchlichen Tradition festgehalten worden, weil er dem Bischof Lambert von Utrecht, der es gewagt hatte, seine Stimme gegen Alphaid zu erheben, zur Märtyrerkrone verholfen hatte. — Sollte sich hieraus nicht ergeben können, daſs die Version der *Chronique rimée* eine Verquickung kirchlicher (historischer?) und volkstümlicher Tradition zeigt; daſs sie den sagenumwobenen Tierri d'Ardane zwar nennt, aber ihn nach der kirchlichen Tradition zum Bruder der Heldin macht?

Das scheint tatsächlich das Wahrscheinlichste zu sein. Man stelle sich nur vor: in kirchlichen Traditionen ist nur von einem Bruder die Rede, nach dem Epos weiſs Mousket, als Epenkenner, von ihren Beziehungen zu Tierri d'Ardane, die beiden Charaktere scheinen ihm eine gewisse Ähnlichkeit zu haben, der ihm geläufige epische

[1] Gaston Paris, *Hist. poét.* p. 142.

Name ist nicht durch Dodo zu verdrängen, er macht ihn aber nach seinen geschriebenen lateinischen Quellen zum Bruder.

Diese Identifikation, die der Chronist machte, ist auch für uns ein Fingerzeig: denn warum sollte der Satellit der Alphaid, den ihr kirchliche Tradition und volkstümliche Sage geben, nicht wirklich ursprünglich eine Person sein? Finden wir nicht die spärlichen Notizen, die wir über den Bruder der Alphaid in der Chronik besitzen, in der Sage über ihren Vater wieder? Ist die Stelle aus *Fierabras* nicht eine sagenhafte Verallgemeinerung des Charakters eines Bischofs- und Prinzenmörders: 'Tierri d'Ardane, der Graubart, der Alte, der grausamen Sinnes mehr denn Tausend hingemordet hat in den Ardennen, wo er hauste.' Dazu liegt der Schauplatz des Bischofsmordes an den Ardennen. — Und finden wir den gewaltsamen Tod Dodos nicht auch in der Sage widergespiegelt, wenn Alphaid Blutrache seinetwegen übernehmen mufs? Zudem ist es nicht unmöglich, dafs Dodo nur ein Kosename von Theoderich ist, der ihm in der Sage, die ihn als Jüngling ausstellt, blieb, während er als greiser Vater der Aupais Tierri genannt wurde.

VIII.

Bei dieser Parallele, die bei den gemeinsamen Beziehungen ihrer Träger zu ein und derselben Person nicht zu kühn erscheinen möge, ja die sich dem Sagenforscher aufdrängen mufs, der von dem realen Quell seiner Sage überzeugt ist, würde eins entscheidend sein; wenn wir die kirchliche Tradition auf Historisches zurückführen könnten. Der Versuch ist ja schon gemacht worden, wenn auch mit negativem Resultat für die Verwandtschaft Dodos mit Alphaid, hat aber von seiten Dahns folgende scharfe Kritik erfahren (*Geschichte der germ. u. rom. Völker* II, 3, S. 757): 'Namentlich ist es eitel Fabel, dafs sie (Alphaid) durch ihren Bruder Dodo Bischof Lambert von Lüttich habe ermorden lassen, weil dieser gegen ihre "Ehe", d. h. Buhlschaft mit Pipin geeifert habe.' [In der Anmerkung 6:] 'Jene späten und böswillig tendenziösen Quellen wissen nicht einmal, dafs Pipin nicht König war. Wertlos ist das Memoire von Dewez etc.' — Ja welchen Grund haben denn 'jene späten Quellen', um 'böswillig tendenziös' zu sein? Im allgemeinen findet man doch die Tendenz, nach irgendeiner Seite zu entstellen, nur bei Zeitgenossen, wenn es in einer Frage noch Parteien gibt. Aus welcher Ursache hätten denn im 12. und 13. Jahrhundert Stimmen gegen Karl Martells Mutter erstehen können, gegen die Urahne Karls des Grofsen, des Heiligen der Kirche, Stimmen, die ihr gar einen Bruder andichten und eine Reihe von Schandtaten dazu? Dahns Urteil scheint uns weder logisch noch kritisch. Das Gegenteil geradezu wäre verständlicher! 'Diese Quellen zeigen eine Art der Tendenz, die auf hohes Alter schliefsen läfst. Dafür spricht auch, dafs sie Pipin König nennen. Denn diese Anschauung, die ja aus der Chronik leicht zu korrigieren gewesen

wäre und sich im 12. Jahrhundert nur noch in der Dichtung findet, stammt aus der Volkssage und ist dort durch Vermischung Pipins mit seinem Enkel, der wirklich König war, bewirkt worden.'

Und die Geschichte Alphaids wie ihres Sohnes zeigt ja günstigsten Boden für die Entstehung tendenziöser Legenden und Sagen: Die Neustrier waren Gegner Plectruds und ihres Regiments und somit auf seiten Karl Martells. Umgekehrt sahen die Austrasier in Karl Martell ihren Gegner. Die Kirche schliefslich war Pipin wie Karl feindlich gesinnt. Nun besitzen wir ja zu dieser Sachlage zwei Stimmen, eine günstige, verklärende und eine gehässige, die Kirchliches und Volkstümliches gemischt zeigt. Durch die Verschiedenheit ihrer Stimmung aber gewinnen beide Sagen aufserordentlich an Wert, denn sie können nicht voneinander abhängig sein. Und wenn sie unabhängig sind, die eine von der anderen, so kann eine Konkordanz zwischen ihnen nicht auf Zufall zurückgeführt werden, sondern in dem beiden Gemeinsamen sehen wir einen Kern, der nicht leichthin als blofse Fiktion angesehen werden kann: neben Alphaid stand als der uns im historischen Berichte fehlende *Spiritus Rector* eine Persönlichkeit, Vater oder Bruder, vielleicht auch nur ein Getreuer, den eine wohlwollende Sage als mörderischen Outlaw in den Ardennen, eine 'böswillig-tendenziöse' als politischen Mörder ebenfalls in der Ardennengegend darstellt, und der nach beiden Berichten eines unnatürlichen Todes starb.

Mag die Ermordung Lamberts auf Dodo eine Übertragung sein, wie es die Ermordung Grimoalds sicher ist, mag man die Übertragung für tendenziös halten, was durchaus nicht gesagt ist, oder in ihr die Tätigkeit der Kirche sehen, was sicherlich unrichtig — auch eine Übertragung ging nicht von realen Figuren auf Erfindungen der Phantasie über, sondern zeigt nur, dafs der Satellit der Aupais, wenn auch nicht als Typus politischer Klugheit und Rücksichtslosigkeit, so doch als solcher Handlungsweise fähig gehalten wurde.

Und hierin liegt, wenn man die von den unsrigen durchaus abweichenden moralischen Vorstellungen in Betracht zieht, der fränkisch-volkstümliche Charakter dieser Übertragung: beide Taten, die Bestrafung eines Beleidigers seiner Schwester, selbst wenn dieser ein frommer Mann war, die Beseitigung eines ihrem Sohn im Wege stehenden Thronerben, sind nicht gerade geeignet, nach den damaligen Anschauungen der Franken ihnen Abscheu vor der Persönlichkeit des Dodo zu erregen. Die Konsequenz, die in der Handlung liegt, so verwerflich diese auch sein mag, erschien dem fränkischen Volke, das 200 Jahre früher Chlodwig wegen gleichen Vorgehens vergötterte und 140 Jahre später Ludwig den Frommen wegen schwächlicher Vermeidung gewaltsamer Lösungen verachtete, als etwas Bewunderungswürdiges. So dachten sich die germanischen und kriegerischen Teile der Bevölkerung ihre Helden und die Gegner, vor

denen sie Respekt hatten. Erst in der Hand der Kirche bekam diese urfränkische Art der Übertragung und Ausschmückung das 'Böswillig-Tendenziöse', welches Dahn ausschliefslich in der Sage sehen will.

IX.

Kehren wir zur *Folko-Aupais-Episode* zurück, die, wenn uns nicht alles täuscht, in ihrer Verwendung novellistischer Motive das Erzeugnis stillsitzender, d. i. romanischer Bevölkerung ist. Sie liefert uns zu der Sage über Alphaid eine dritte Version, die insofern sehr getreu genannt werden kann, als der Name der Heldin, ein sagenhaft-physiognomisches Merkmal an ihrem Körper und eine Nebenfigur, hier ihr Vater Tierri, sich erhalten haben.

Der Mord an Tierris wahrscheinlichem Urbilde, dem Bruder der Alphaid, Dodo, geschah nun erst nach ihrem Roman mit Karl Martell. Wenn also die burgundische Sage ihre Aupais *au ranc talon* noch nach diesem Morde an Tierri einen Herzensroman erleben läfst, so zeigt das, dafs einerseits die Erinnerung an die Beziehungen der Heldin zu Karl Martell geschwunden war, anderseits der Mord an dem anverwandten Satelliten Dodo-Theoderich-Tierri und die Blutrache hierfür von der burgundischen Sage in den Vordergrund gerückt worden war, in welcher Stellung wir ihn ja auch im *Girart von Rossillon* finden.

Aus der vergessenen Sage von Alphaid und Karl Martell blieb nur eine dunkle Erinnerung an einen weltvergessenen Liebesbund der Heldin im väterlichen Ardennenschlofs, blieb nur als unverstandener Rest der hieraus entstehenden Verwickelung das Merkzeichen an ihrer Ferse, an dem sie der König oder Königssohn später erkennen sollte. So wurde das Motiv der *Blutrache,* das vielleicht früher in unerbittlicher Form durchgeführt war — so vielleicht wie von Ludie in den *Lothringern* —, gemildert, von der unkriegerischen, stillsitzenden Bevölkerung nach dem ihr geläufigen Märchen *von der Tochter, die den Mörder ihres Vaters liebt,* umgestaltet, so dafs Dodo-Tierri zum Vater wurde.

Von diesem hatten allerorts Sagen berichtet, wie er zu Pipins Zeiten in den Ardennen eine wilde, friedlose Zeit durchgemacht, wie er schliefslich, selbst ein Mörder, ermordet worden war.

Mit der Leichtigkeit der Sage hat die *Schlacht bei Valbeton* innerhalb des *Girart von Rossillon* ein Stück aus dieser Verbannung verjüngt und unter Karl Martell vor sich gehen lassen, der II. Teil desselben *Girart* den Mord des Helden durch Boso wiederholt, als Grundlage zu weiteren Kriegen zwischen Karl und Girart.

Auf demselben zweiten Tode Dietrichs fufst unsere *Folko-Aupais-Episode.* Denn Boso, sein Mörder, ist ein Bruder Folkos, der der trauernden Tochter ausgeliefert wird. 'Sie aber verliebte sich in seinen Leib und sein Antlitz und hielt ihn in silbernen Ketten. Und es geht das Gerücht, dafs sie ein Knäblein von ihm habe.' — So

trat Folko an die Stelle, an der ursprünglich Pipin gestanden hatte. Karl Martell aber wurde zum Zeugen einer romantischen Sage, die ursprünglich die Liebesgeschichte der eigenen Eltern und die eigene Herkunft geschildert hatte.

Anhang I. Die *Bertasage.*

Die *Bertasage* ihrerseits ist dem Kern der alten Dichtung von Aupais treu geblieben, wenn sie auch den Namen der Heldin aufgegeben hat und einen Satelliten nicht mehr kennt. Selbst in der ursprünglichsten uns zugänglichen Version, dem franko-italischen Gedichte *Berta de li gran piè,* das uns Mussafia in *Romania* Bd. III und IV herausgegeben hat, ist keine Rede von einem Bruder, wildem Waldleben, schrecklichem Tode desselben.

Die Sage hat hier, im Gegensatz zu der burgundischen Tradition, das Derb-Volkstümliche, wenn ich so sagen darf, das Nicht-Hoffähige an Herkunft und Familie ihrer Heldin aufgegeben und sie zu einer ungarischen Königstochter gemacht, um die Pipin in aller Form werben mufs, und die dann durch ihre eigene Schuld von einer Doppelgängerin aus dem ehelichen Bette verdrängt wird.[1]

Immerhin verdient die Frage eine Prüfung, ob hierbei sich nicht trotzdem Ursprüngliches erhalten hat, ob nicht echtes, altes Sagengut aus den wilden, schaurigen Ardennen in das gesittete, romantische Ungarland übertragen worden ist.

Da ist erstens einmal der Vater der Berta:

555 *Li rois d'Ongarie, c'oit nome Alfaris.*

Alfaris, mufs man bekennen, ist ein seltsamer Name für einen Ungarkönig, aber auch ungewöhnlich für eine Erfindung des 12. Jahrhunderts, das Namen wie Floire (so bei Adenet), Felis für solch exotische Fürsten vorzog. Alfaris aber ist ein gut germanischer Name, wir kennen ihn in der Gestalt Alphari, Alpher u. a. m.[2] Der erste Bestandteil des Namens ist aber derselbe wie im Namen von Bertas Urbild Alphaid. Und da wir die Vorliebe germanischer Völker für solche Namengebung kennen: Gêrnôt und Gêrlinde, Hildebrant und sein Sohn Hadubrant, so kann man sich der Ansicht nicht verschliefsen, dafs Alfaris sagenecht ist und wir den ursprünglichen Namen von Alphaids Vater in ihm zu sehen haben.

---

[1] 797 Berta bittet eine ihr gleichende Gefährtin, die Brautnacht bei Pipin statt ihrer zu verbringen, sie sei von der Reise wie zerschlagen. Auf ihre Bitten würde er sie verschonen. Die Gefährtin benutzt dies, um sie zu verdrängen. Ursprünglich war vielleicht Pipin selber derjenige, der Berta wegen ihrer grofsen Füfse verschmähte, worauf dann, um dies fallen zu lassen, jene wenig wahrscheinliche Intrige erfunden wurde. (Vgl. Pio Rajna, *Ricerche intorno ai Reali di Francia* S. 227.)

[2] Förstemann, *Altdeutsches Namenbuch*: ALFI. 'Alfheri'.

Auch hierdurch ergibt sich, daſs Dodo-Tierri Bruder, wie in der kirchlichen Tradition, und nicht Vater, wie in der burgundischen Sage, gewesen ist. Nach der ersteren schien nun dieser Bruder die Rolle eines in der Wahl seiner Mittel skrupellosen Helfers seiner Schwester gehabt zu haben. Diese Rolle fällt aber in *Berta de li gran piè,* wie es die gute Sitte vorziehen läſst, einer Frau, und zwar der Mutter Bertas, zu. Diese Mutter heiſst (694) Belisant, ein häufiger Name in späterer Dichtung (*Amis und Amiles*), und wenn auch Adenet le Roi einen romantischeren Namen für sie vorzieht: Blancheflour, so ist auch an Belisant nichts auszusetzen.

Wohl aber an der Trägerin: dieselbe benimmt sich nämlich weniger wie eine wohlerzogene Ungarkönigin als wie ein derber und nicht sehr rücksichtsvoller Mann. Sehen wir uns ihre Rolle näher an:

Schon hat die falsche Berta dem König drei Kinder geboren (946), schon hat König Pipin mit der unbekannten, echten Königstochter, die bei seinem *voier,* nach der *Chronique Saintongeoise* bei seinem Hirten Aufnahme gefunden, ein romantisches Beilager abgehalten [1] (1130). Da schöpft Belisant Verdacht, daſs bei ihrer Tochter etwas vorgekommen sein müsse, und beschlieſst, nach Frankreich zu reisen. Ihr Gemahl schlägt ihr diesen Wunsch rund ab. Sie aber herrscht ihn erzürnt an:

1228 *'Çativo rois, tu no vale un'alie.*
Se conçé no me doni, por Deo le fi Marie
A tot to malgré me meterò en vie,
Sola li alirò sença nul compagnie,
E tal colsa farò, sempre sera' honie.'

Auf diesen Ton hin, der eher zu dem Gebaren trotziger Söhne als einer Frau paſst, ist der König auf den Tod erschrocken und weiſs nicht, was er sagen soll. Dann gibt er ihr demütig die volle Erlaubnis, entschuldigt seine vorherige Absage mit seiner zu groſsen Liebe, bietet ihr Geld und Geleit an.

'Das hättet Ihr mir gleich sagen sollen!' schilt sie und weist alle Unterstützung zurück:

1265 *'Non voio del vostro espenser un diner*
Asa' oe da spender e da doner.'

---

[1] Ein natürlicher Instinkt läſst in Pipin heftige Liebe zu der vermeintlichen Hirtentochter entstehen. Diese weiſs, wer er ist, und versagt sich ihm nicht. Der Hirte bereitet ihnen das symbolische Lager auf einem Karren. 'Daher,' sagt die etymologische Fabel, 'der Name Karl'. Das franko-italische Gedicht findet sich mit dem Karren folgendermaſsen ab: Karl sagt:

1130 *'Vu avés ben ovrée.*
Por li calor', — qe fu da meça stée —
'En celle corte sor un caro roée
Faites qe un gran leito si li sia ben concée . . .'
Elo-l dise por gabes, me'l fu ben averée.

Sie faſst offenbar das eheliche Verhältnis etwas frei auf. Auch zuletzt noch hätte sie der König gern zurückgehalten, aber er wagte es nicht:

1303 *Mai tanto la dotava, por q'ela era si fé.*
No la olsava por le viso nul hon guardé,
Par toto li regno se fasea si doté,
No la olsava nul hon de nient contrasté.

Nicht viel zarter ist ihr Betragen am fränkischen Hofe. Steht da der Helfershelfer der falschen Berta vor der Tür ihrer vermeintlichen Tochter und wehrt ihr den Eingang: sie nimmt ihn, stöſst ihn beiseite und tritt trotz seiner ein.

Und wie sie in der Kammer Licht gemacht und die kleinen Füſse der Patientin gesehen, also den Betrug entdeckt hat, reiſst sie die Pseudo-Berta an den Haaren zum Bett heraus und schleift sie hinter sich heraus. Die anderen kommen gelaufen und wollen ihr wehren. Vor allen anderen der König. Wie sie diesen sieht, läſst sie ihr Opfer los und wirft sich auf ihn:

1476 *'Fel traito renoié,*
o'est ma file?'

Und mitleidslos schlägt sie auf ihn ein mit Händen und Füſsen, daſs wenig fehlte, daſs sie ihn niedergeschlagen hätte. Für Pipin, den Löwenbezwinger, eine ziemlich beschämende Szene!

Aber sie bringt die Lösung herbei. Pipin ist durch die Prügel auf die Spur gebracht worden. Er erinnert sich der Hirtentochter, der einst auf einem Karren mit ihm das Brautbett bereitet worden war, sie hatte jene groſsen Füſse, die Belisant an der falschen Berta vermiſst, und so findet man denn auf seinen Wink hin die richtige (1554); die Betrügerin aber wird verbrannt (1629).

Wenn dies das beglaubigte Porträt von unserem Dodo-Tierri wäre, so würden wir uns weiter nicht wundern. Denn so müſste wohl das Bild jenes Mannes sein, jenes Unholdes aus den Ardennen. Denn wenn auch in der Vorzeit die Frau, wo sie auftritt, zur Intrigantin wird, so sind es ihre Ränke, ihre Listen, in denen sie Meisterschaft zeigt. Es ist vergeblich, auf Walkürenfiguren wie Brunhild aufmerksam zu machen. Denn auch ihre unbändige Kraft ist nur dazu da, um die Gewalt des männlichen Recken, der sie sich zur Trauten zähmt, doppelt hervortreten zu lassen. Kurz, ich halte es für ausgemacht, daſs das Urbild dieser Frau ein Mann ist.[1]

Auch das Verhältnis zum Ungarkönig ist zweifellos kein eheliches. Es ist eher das eines dienstbar gewordenen jungen Helden, der sich, nachdem die Kräfte sich entfaltet, losmacht wie Siegfried von dem Zwerge.

Da nun die Rolle, die dieses Mannweib Belisant hier spielt, in älterer Version, der kirchlichen Tradition nach jenem Dodo zukam,

---

[1] Auch Rajna fiel *questa singolare pittura* auf: *Op. cit.* S. 229, 230.

einem als Mordgesellen berüchtigten Outlaw, so halte ich es für eine gewichtige Stütze unserer Annahme, dafs auch Belisant mit dem Messer droht. Wie nämlich alles vorbei ist, gratuliert sie dem König, dafs Berta wiedergefunden sei, denn sonst würde sie ihn mit einem Messer erstochen haben:

1583 *'Deo vos oit secoru e la Maesté sant;*
Car por cel Deo que naque en Oriant,
Se mia filla tornea nen aümes al presant,
Morto v'averoie a un coltel trençant,
Ne da le mi man nen aüsés guarant.'

Die *Bertasage* hat also einerseits den Kern der Dichtung, der schon die *Aupaissage* ausmachte (Zeugnis: *Aupais al ranc talon*), wohl bewahrt. In dem Vater der Berta, Alfari, ist ein sagenechter Name wegen des Alphaid identischen ersten Bestandteils zu vermuten. Zu einem Ungarkönig hat ihn wohl erst das 12. Jahrhundert gemacht.[1] Zugleich ist der alte Helfer der Heldin aus einem Bruder zu deren Mutter gemacht worden, in deren Gebaren aber derartig männlich-wilde Züge zu finden sind, dafs man sich der Annahme nicht verschliefsen kann, dafs diese Umbildung des Dodo-Tierri in eine Frau nur eine formelle ist und die trotzig-männliche Gestalt des Ardenesen in ihrer ursprünglichen Wildheit und Grausamkeit in Belisant noch fortlebt.

Anhang II. Der Ardenois Galopin.

Galopin ist ohne Zweifel eine Märchenfigur, wie überhaupt der *Elie de St-Gille* ein zur 'Chanson de Geste' aufgeputztes Märchen zu sein scheint, in dem alles Epische entlehnt ist. Dafs der Märchenzwerg zum Sohne Tierris gemacht worden ist, zeigt eben wieder das Typische der Outlawgestalt des Ardenesen im 12. Jahrhundert. Galopins Geschichte ist folgende:

1179 *'Amis, com as tu non?' —*
'Biaus sire, Galopin,
Et si sui nes d'Ardane, fieus au conte Tieri.
(Berrars si fu mes freres, li preus et li gentis.)
A l'ore que fui nes ceste paine m'avint:
.IIII. fees i ot; quant vint al departir,
Li une me voloit a son eus detenir;
Mais les autres nel vaurent endurer ne soufrir
Et prierent à dieu qui onques ne menti,
Que ia mais ne creusse, tous iors fuisse petis,
Se n'eusse de lonc que .III. pies et demi,
Et s'alaisse plus tost que chevals ne ronchins.
Certes, et ie si fac, por voir le vous plevi.

[1] Der Vater der *Manekine* ist Ungarkönig; in den *Enfances Ogier* eine Tante Karls des Grofsen Ungarkönigin. Auch im *Hervis de Metz* erscheinen Ungarn.

Lors fu morte ma mere et mes pere autressi,
Mi parent m'orent vil por chou qu'ere petis,
Si me vaurent noier en le mer, el grant fil.
Cist laron m'acaterent que troves aves chi,
Tant m'ont de lor mestier ensegniet et apris,
Sous siel nen a chastel, dongon ne roellis,
Ne sor pilers de marbre tant soit palais assis,
Que n'en traie l'avoir, tant parfont i soit mis.
Or devenrai vostre hom, si vous vaurai servir.'

Die vier Feen, welche bei der Geburt Galopins Schicksal bestimmen, verknüpfen ihn mit der Märchenliteratur: warum sie erwirkt haben, daſs er nicht gröſser würde wie $3^1/_2$ Fuſs, ist unklar. Sicher ist nur, daſs eine (böse) Fee Anspruch auf ihn hatte, wie ja so oft in den Märchen, und daſs sie durch den Wunsch der drei anderen darum gebracht wurde. Da nun in den Märchen die Ansprüche übernatürlicher Wesen an ein Kind fast immer an eine bestimmte Altersgrenze geknüpft sind, so erhellt, daſs das Kind der bösen Fee verfallen war, wenn es gröſser wie $3^1/_2$ Fuſs geworden wäre.

Mit dieser Gabe verbinden die gütigen Frauen: besondere Schnelligkeit[1] (daher der Name) und wunderbare Diebeskunst. Aber die Kleinheit bringt ihm die Verachtung der Seinigen ein. Sie setzen ihn aus und verkaufen ihn dann, wie es seit Josef in Ägypten vielen lästigen Brüdern ergangen ist.

Von nun an spielt Galopin seine Rolle als Helfer des Helden, wobei wir öfters an entsprechende Grimmsche Märchen: an den *Meisterdieb,* an *Daumesdick* und den *Daumerling,* erinnert werden. Sehr nahe steht das Märchen, das im *Dolopathos* 7984 ff. erzählt wird. Dort stehlen nämlich drei Brüder ein Pferd, indem sie den jüngsten und kleinsten (es ist nicht gesagt, daſs er Zwerggestalt hat) ihm ins Futter binden. — Auch Daumerling und Daumesdick werden im Heu dem Vieh vorgeworfen und so gefressen.

Diese letzteren Eigenschaften, Schnelligkeit, Fertigkeit im Stehlen, sind es gewesen, welche die Beziehungen Galopins zu Tierri d'Ardane vermittelt haben, und es erhellt, wie dieser den Vermittlern im Lichte eines halb mythischen Outlaw stand, dessen Beziehungen zum Königshause bereits gänzlich verwischt waren.

[1] Von Panzer in *Hilde-Gudrun* besprochen.

München. Leo Jordan.

[Es mag zu S. 96 f. und 110 f. darauf hingewiesen werden, daſs es auch in den Berta-Überlieferungen nicht an Indizien dafür fehlt, daſs Berta nicht sowohl 'groſse Füſse' als 'einen groſsen Fuſs' (*ranc talon, grand pied*), d. h. einen Klumpfuſs, gehabt habe. Vgl. die *Reali di Francia* VI, 2: *io vi avviso che Berta ha un piè maggiore dell' altro, ed è il piè destro.* H. M.]

Cyrano de Bergerac (1619—1655),
sein Leben und seine Werke.
Ein Versuch.
(Fortsetzung)

Literarisches.

Nachdem wir im vorhergehenden versucht haben, aus dem Leben Cyranos ein Bild seiner Persönlichkeit zu gewinnen, wenden wir uns der leichteren Aufgabe zu, zu dem nämlichen Zwecke seine Schriften durchzugehen. Wir ordnen diese nach der Zeit ihrer Entstehung, soweit dies möglich ist, denn die Briefe z. B. gehen wohl über den gröfsten Teil von Cyranos Mannesleben hin und sind, wie Spuren zeigen, auch vereinzelt erschienen, bevor sie, zu zwei verschiedenen Malen, gesammelt herausgegeben wurden. Wir beginnen also mit dem *Pédant joué* und schliefsen mit dem Roman, an dem Cyrano noch auf seinem Sterbebette arbeitete.

I. Le Pédant joué.

Wir haben Bd. CXIII, S. 361 und 369 gezeigt, dafs diese Komödie bald nach 1645 entstand, 1654 zum erstenmal aufgeführt wurde und im gleichen Jahre als Buch erschien. Neben den verschiedenen Ausgaben dieses Druckes existiert auch eine offenbar gleichzeitige Handschrift, die Nr. 4557 der Bibliothèque nationale, Fonds français, nouvelles acquisitions, welche verdiente, herausgegeben zu werden, denn sie enthält aufser einem unverkürzten und 'ungereinigten' Text mehrere in den gedruckten Ausgaben nicht zu findende Stellen und Szenen. Die schöne und gut lesbare Handschrift, welche auch die *Lettres* enthält, wurde von M. de Monmerqué am 18. April 1833 in der Nähe von Saint-Sulpice erworben, 1861 im März unter Nr. 4015 auf der Auktion verkauft und war am 29. April 1890 im Besitz von M. Deullin, von Epernay, der sie unter diesem Datum der Bibliothek schenkte. Bisher ist P. Brun der einzige gewesen, der, ziemlich schüchtern, etwas daraus publiziert hat.

Dem gleichen entnehmen wir folgendes Szenarium:

Die Szene ist in Paris, teils im Collège de Dormans, teils auf der davorliegenden Strafse, an welche auch das Haus des Sieur de la Tremblaye stöfst.

I. Akt. Granger, der pédant, Prinzipal des Collège, empfängt mit seinem Küster und Spaſsmacher Pasquier den Besuch des 'Capitan' Chasteaufort, der ihn unter einer Flut bombastischer Reden um die Hand seiner Tochter Manon bittet. Granger weist ihn mit einer Menge von zum Teil höchst unanständigen Wortwitzen ab, weil er seine Tochter einem reichen Bauern Gareau zugedacht hat, dessen Pflug ihn blendet. Der Bramarbas gerät in heftigen Zorn und bedroht Granger und seinen Rivalen. Der Pedant, um ihn irre zu führen, spricht von einem dritten Prätendenten. Chasteaufort geht ab unter riesigen Drohungen auch gegen diesen. Granger erklärt nun seinem Diener seine Kriegslist, die beiden Renommisten und Hasenfüſse Chasteaufort und La Tremblaye aufeinander zu hetzen, um so das Feld für Gareau frei zu bekommen. Aber er hat noch einen anderen Kummer. Er selbst liebt Genevote, die Tochter von La Tramblaye, und sein Sohn Charlot ist sein Nebenbuhler. Er will ihn deswegen entfernen und läſst ihn durch Pasquier herbeirufen. In einem Monolog legt sich Granger die bekannte Frage vor: heiraten oder nicht heiraten? mit dem ebenfalls bekannten Schluſs: beides ist miſslich, und macht eine Vergleichung à la Tabarin zwischen den Frauen und den Bäumen. Pasquier bringt Charlot herbei, aber weder seine Scherze noch die Insinuation des Vaters, daſs er in Venedig bei einem kinderlosen Onkel sein Glück machen werde, vermögen etwas über den Sohn, der es vorzieht, als Stab des Alters für seinen Vater in Paris zu bleiben. Auch dem direkt ausgesprochenen Befehle widersetzt er sich im Abgehen. Seinem dazukommenden Cousin Fleury erklärt der Pedant, sein Sohn sei plötzlich verrückt geworden, und läſst den Zurückgekommenen durch seine Klassenaufseher 'exécuteurs de justice latine' fesseln, bis Charlot verspricht zu reisen. Sein spitzbübischer Bedienter Corbinelli verspricht ihm zu helfen.

II. Akt. Chasteaufort bespricht mit sich selbst die Chancen des imaginären Duells mit La Tremblaye. Er wird unterbrochen durch die Ankunft des Bauern, welcher im Dialog die Spitzfindigkeiten des Bramarbas durch seine Naivitäten übertrumpft und eine Lebensgeschichte und Reisebeschreibung zum besten gibt, die den Hörer ganz wirbelig macht. Seine Versuche, die grammatischen Schnitzer des Bauern zu verbessern, verwickeln ihn in einen Faustkampf, bei dem er als Edelmann groſsmütig alle Schläge einsteckt. Den dazukommenden Granger, Manon und Fleury setzt Gareau auf die Frage, ob seine Güter in Renten, Häusern oder Möbeln beständen, seine Ansprüche an eine Erbschaft auseinander, die so verworren ist, daſs der Pedant im Namen seiner Tochter auf den Kandidaten verzichtet. Er tut dies mit einer unflätigen Anspielung, die der Bauer entsprechend erwidert. Corbinelli kommt und erzählt, daſs Charlot,

im Begriff, etwas Wohlfeiles als Geschenk für den Onkel in Venedig zu kaufen, in die Hände der Türken gefallen sei, die ihn auf ihrer Galeere gefangen halten und ein Lösegeld von 100 Pistolen verlangen. Granger holt unter schweren Seufzern über die Galeere und die Türken das Geld, da er kein anderes Mittel weiſs. Corbinelli und Charlot bergen es im Koffer von M[lle] Genevote, damit es für die Kosten der Hochzeit diene. Granger und Pasquier treffen Maſsregeln, um Manon und den Rest des Vermögens von Granger in Sicherheit zu bringen und die Heirat von Granger mit Genevote zu beschleunigen. Pasquier verhandelt mit dieser, aber sie wird durch die Ankunft von Chasteaufort vertrieben, der auf der Suche nach seinem Wächter ist, den er sich durch die Obrigkeit hat geben lassen, um das Duell mit La Tremblaye zu verhindern. Er ist deswegen in tausend Angsten, die ihm Pasquier nicht auszureden vermag.

III. Akt. Pasquier gibt Granger Bericht von dem guten Erfolg seiner Mission, und der Pedant hält Rundschau über seine Garderobe und übt sich vor dem Spiegel in galanter Haltung und Reden. Genevote kommt und entdeckt ihm, man weiſs nicht recht warum, den Betrug, dem er zum Opfer gefallen ist, und er macht ihr pedantische Liebeserklärungen im Stil der Astrée, des Francion und der alten Ritterromane. Genevote macht dazu feine Bemerkungen, deren Ironie er übersieht, und gibt ihm ein Rendezvous für die kommende Nacht. Er soll auf einer Leiter ihr Fenster ersteigen. Die Schlaue teilt aber das nämliche an Charlot mit, mit der wörtlichen Mahnung *'à bon entendeur salut'*. Corbinelli, La Tremblaye und Manon beraten ebenfalls, wie sie die Situation für ihre eigenen Pläne ausnutzen wollen.

IV. Akt. Granger und Pasquier belagern das Haus Tremblayes. Corbinelli erschreckt sie im Dunkeln durch allerhand Späſse, schleicht sich vermittels eines Passepartout ins Haus und hält ihnen vom Fenster aus eine magische Beschwörung, die wir in einem der Briefe Cyranos wiederfinden werden. La Tremblaye kommt hinzu und bedroht die beiden als Diebe mit Daumenschraube und Galgen. Der Pedant ruft Chasteaufort zu Hilfe, der mit einem unwiderstehlichen *coup de revers* renommiert, aber von La Tremblaye im Namen der ganzen Welt verhaftet wird. Manon erscheint und bietet sich als Lösegeld für ihren Vater an, und nach einigem Widerstreben willigt Granger in den Handel. Chasteaufort wird mit Schlägen fortgejagt und Pasquier mit den Zurüstungen zur Hochzeit beauftragt. Vorher muſs dieser sich noch von Corbinelli wegen eines in der Nacht vorgekommenen Diebstahls aufziehen lassen. Corbinelli erhält von Granger Verzeihung unter der Bedingung, daſs er Charlot entferne. Corbinelli verabredet nun mit diesem, daſs er ihn als tot ausgeben werde. Dem zurückkehrenden Pedanten wird berichtet,

dafs sein Sohn in der Croix blanche mit zwei oder drei Zöglingen der Schule sich betrinke und vorderhand unschädlich sei. La Tremblaye wird von seinem künftigen Schwiegervater auf die Festlichkeiten aufmerksam gemacht, die bei der Hochzeit vorkommen sollen. Er wünscht die Mitwirkung Corbinellis, der als Italiener ein geborener Komödiant sei. Als Beweis dafür folgt ein komisches Intermezzo zwischen Corbinelli, Pasquier und Granger, das nur in der Handschrift steht (bei Brun p. 363 f.). Der (scheinbar) betrunkene Charlot spielt seine Rolle so gut, dafs der geprügelte Pasquier sich vornimmt, alles zu verraten.

V. Akt. Pasquier teilt seinem Herrn mit, dafs die verstellte Trunkenheit Charlots nur den Zweck gehabt habe, einen ebenfalls verstellten Tod desselben zu motivieren. Dann werde Genevote erklären, sie habe einen Eid geschworen, Charlot tot oder lebendig anzugehören; sie werde verlangen, diesen Schwur durch Kopulierung mit dem angeblichen Toten zu lösen, unter den Augen und mit der Zustimmung des Vaters. Sobald dies geschehen sei, werde der Tote wieder auferstehen und dem Vater für seine Einwilligung danken. In der Tat kündigt nun Corbinelli an, dafs Charlot in einem Wirtshausstreit erschlagen worden sei. Granger stellt sich, als ob er es glaube, und rät der herbeigerufenen Genevote, den Leichnam zu heiraten, es sei denn, sie bewirke ein Wunder und mache die Leute lebendig, die nicht gestorben seien. Zugleich wirft er Corbinelli seine erneute Schelmerei vor. Dieser entschuldigt sich mit Witz und Unverschämtheit und verspricht, zur Sühne das Fest mit einem *'divertissement'* zu verschönern, in dem jeder eine Rolle spielen soll. Der ihn wegen seiner mifsglückten List verspottenden Genevote erklärt Corbinelli, dafs er einen anderen Ausweg bereit habe. Der Pedant macht nun Corbinelli zum Arrangeur des Stückes, dessen Plan ihm angegeben wird, und setzt Pasquier als Cerberus an die Tür, damit kein Unberechtigter das Schauspiel mit geniefse. Dieser weist unter lächerlichen Reden auch wirklich Chasteaufort und Gareau ab, die vor dem Hause zusammentreffen, aber der hinzukommende Pedant ladet sie zum Eintritt ein. In der Schlufsszene, der mit Ausnahme von Fleury sämtliche Personen beiwohnen, geht nun der Pedant in der plumpesten Art in die Falle, indem er in der Meinung, es handle sich um eine Komödie, in der er die Rolle des durch die Liebe des jungen Paares versöhnten harten Vaters zu spielen habe, seinen Namen unter den Ehekontrakt von Charlot und Genevote setzt, worauf ihm die Sache erklärt wird. Er macht gute Miene zum bösen Spiel, da ihn La Tremblaye mit seinem Zorn bedroht, und unter einigen derben Späfsen schliefst die possenhafte Handlung.

Man sieht aus diesem Szenarium, dafs das Ganze sich nicht über den Durchschnitt der aus der italienischen commedia dell' arte

stammenden französischen Posse erhebt, wie sie auch Molière in seinen ersten Stücken noch pflegte. Auch die typischen Personen: der Doktor, der Eisenfresser, der Parasit, der Sohn als Rivale des Vaters, der spitzbübische Bediente sind alte Bekannte schon von Plautus und Terenz her. Auch die Intrige und die Bühnenmittel sind meist die herkömmlichen, aber die Führung des Dialogs, der sprühende, allerdings oft unsaubere Witz und die komische Kraft in der Ausgestaltung der Personen sind doch unseres Autors persönliches Verdienst. Neuhinzugefügt hat er, wie schon die frères Parfait[1] hervorgehoben haben, den Bauern, zu dem er in der Farce vom avocat Patelin Anregungen empfangen haben mag. Der allerdings grob motivierte Intrigenzug von der türkischen Galeere scheint seine Erfindung zu sein, vielleicht auch der komische Rechtsstreit zwischen Corbinelli und Pasquier, der freilich nur eine Variante älterer Dilemmas ist. Er lautet folgendermaſsen: Pasquier hat Corbinelli versprochen, ihm zehn Taler zu bezahlen, wenn dieser ihn so rechtskundig mache, daſs er seinen ersten Prozeſs gewinne. Corbinelli verlangt nun, daſs Pasquier entweder plädiere oder zahle, und zitiert ihn vor das Tribunal von Granger. Wenn Pasquier hier seine Sache gewinnt, so muſs er versprochene zehn Taler zahlen; wenn er sie verliert, so muſs er die eingeklagten zehn Taler bezahlen. Pasquier antwortet: entweder werde ich von der Zahlung freigesprochen, dann habe ich nichts zu bezahlen, oder ich werde dazu verurteilt, dann habe ich meinen ersten Prozeſs verloren, bin dir folglich nichts schuldig. Granger fällt den salomonischen Spruch: Pasquier ist nicht gebunden, seine Schuld zu bezahlen, weil ich befehle, daſs Corbinelli sich von ihm bezahlen lasse, und weil Corbinelli von Pasquier nichts verlangen kann, da dieser seinen Prozeſs gegen Corbinelli verloren hat. P. Brun hat pp. 164—198 genau nachgewiesen, was etwa Cyrano von früheren, wie namentlich von Sorel und Rabelais, haben kann, und was andere, wie Molière, Lafontaine und Racine, von ihm entlehnt zu haben scheinen. Die Entlehnungen Cyranos, Lafontaines und Racines sind unbedeutend. Molière hat neben Kleinigkeiten zwei Szenen des Pédant joué II, 4 und III, 2, in den Fourberies de Scapin II, 7 und III, 8 direkt kopiert, aber freilich die rohe Motivierung seines Vorbildes höchst geschickt verbessert. Eine einfache Vergleichung beider Stücke wird dies dem Leser sofort zeigen, weshalb wir hier darauf verzichten, nachdem wir die Priorität Cyranos konstatiert haben. Die Szenen betreffen die angebliche Gefangennahme Charlots durch die Türken und die Anzeige dieser List durch Genevote an Granger. Racine hat

[1] *Histoire du Théatre françois,* tome VIII p. 9, wo es heiſst, ein Jurist habe die Erbschaftsansprüche Gareaus nachgeprüft und richtig befunden

das sehr geschickt gemachte 'Stück im Stück', durch welches Granger betrogen wird (Pédant joué V, 10), in seinen Plaideurs A. III nachgeahmt, ohne es zu übertreffen. Dafs in Granger eine nach dem Leben kopierte Figur stecke, haben wir schon erwähnt. Auch die Namen Corbinelli, Chasteaufort und La Tremblaye kommen in der Zeitgeschichte vor, aber die historischen Träger dieser Namen sind hochgeachtete, zum Teil mit Cyrano befreundete Leute, so dafs es unwahrscheinlich ist, dafs unser Autor eine Persiflage beabsichtigt hätte. Wahrscheinlich kam ihm der blofse Wortklang passend für diese Rollen vor. Zum Schlufs dieses Abschnittes wollen wir noch einige Stellen zitieren, welche besonders charakteristisch für Cyrano und seine Komödie sind. Witze des Bauern: *'O quian, sçachez que les naissances ont de marveilleuses propretez; c'est un certain oignement dont les ancians s'oignient quand ils estient morts, dont ils vivient si longuement'*, II, 2. *'Stanpandant moy qui ne veux pas qu'on me fasse des Trogedies, si j'avoüas trouvé queuque Ribaut licher le Morviau à ma Femme, comme cet affront-là frape bian au cœur, peut-estre que dans le desespoir je m'emporteroüas à jeter son chapiau par les fenestres, pis ce seret du scandale'*, II, 3. Sprichwörter und Redensarten des Bauern: *'Qui terre a, guarre a.'* — *'C'est de la noblesse à Mathieu Furon: va te coucher, tu souperas demain.'* — *'Vous avez mangé de la soupe à neuf heures.'* — *'Monsieu de Marsilly m'appellet bian son bastar. Vieux-ça, ce me fit-il une fois, gros Fils de Putain, car j'étions tout comme deux frares'*, II, 3.

Anrede an die Zuschauer: *'Et vous autres, messieurs qui m'écoutez, allez m'en querir tout à l'heures des gardes'*, II, 2.

Gasconnade von Chasteaufort: *'Si je recule c'est pour mieux sauter'*, IV, 2.

Corbinelli und Pasquier: *'Nostre Domine, ne songe pas que ces Turcs me devoreront.'* — *'Vous estes à l'abry de ce costé-là, car les Mahometans ne mangent point de Porc,'* II, 5.

Wert der Frauen: *Genevote: 'Usez de moy aussi librement que le chat fait de la Souris. Rognez, tranchez, taillez, faites en comme des Choux de Vostre Jardin.' Pasquier: 'Je trouve pour tant bien du distinguo entre les Femmes et les Choux, car des Choux la teste en est bonne et les Femmes c'est ce qui n'en vaut rien.'*

II. La Mort d'Agrippine.

Dafs diese Römertragödie vor 1650 entstanden sein mufs, geht aus folgender Notiz des Abbé de Marolles hervor: *'Un jeune homme de Paris, appelé Cyrano ... me donna son livre du Voyage de la Lune qui est une pièce ingénieuse et sa tragèdie d'Agrippine'*, zusammengehalten mit der Bd. CXIII, S. 368 besprochenen Tatsache, dafs Royer de la Prade die Existenz eines Manuskripts von

L'autre Monde für 1650 bezeugt. Man darf aber nicht so weit gehen wie P. Lacroix und andere, denen Rostand gefolgt ist, die Entstehung der Tragödie zwischen 1638 und 1640 zu verlegen. Für ein so reifes Werk war Cyrano damals entschieden zu jung, und wie ließe sich die lange Zeit zwischen der Entstehung und der ersten Aufführung (1653) und Drucklegung (1654) erklären? Denn daß dem Abbé de Marolles nur ein Manuskript vorlag, ist soviel wie sicher. Auch die Vorrede Cyranos in der ersten Buchausgabe deutet keine so entlegene Entstehungszeit an, während er die fast gleichzeitig dem Duc d'Arpajon dedizierten Lettres ausdrücklich ein *'ramas confus des premiers caprices, ou, pour mieux dire, des premières folies de sa jeunesse'* nennt. Die *'dedicace'* der Tragödie ist insofern interessant, als sie in der Art der *'Examens'* von Corneille und der *'Préfaces'* von Racine über den Gegenstand des Stückes sich verbreitet. Es wird hier von Agrippina gesagt, daß diese Dame aus fürstlichem Blut die unglücklichste aller Frauen gewesen sei, der alles zum Nachteil ausschlug, und welcher die Ruhe des Todes besser wäre als Nachleben in einer Tragödie, wenn diese nicht von einem Helden protegiert wäre, größer als Germanicus. Man könnte dieser Prinzessin vorwerfen, fährt der Autor fort, daß sie gegen ihren Souverän intrigiert habe. Aber sie verfolgt den Tod des Tiberius nur, um den des Germanicus zu rächen, und wird eine ungetreue Untertanin, um eine treue Gattin zu bleiben. In dieser Apologie steht also kein Wort von Sejanus, der es nötiger gehabt hätte, erklärt oder entschuldigt zu werden. Hat Cyrano das für hoffnungslos gehalten, oder wollte er seine Herzensmeinung lieber erraten lassen als aussprechen? Eine Analyse des Stückes nach P. Brun, p. 211—215, und Zitate der interessantesten Stellen sollen dem Leser ein Urteil erlauben.

I. Akt. Agrippina erinnert ihre Vertraute Cornelia an den Tod des Germanicus und kündigt an, daß sie die Mörder ihres Gatten mit unversöhnlichem Hasse verfolgen werde. Zu diesem Zwecke will sie sich mit dem allmächtigen Sejanus verbünden, d. h. ihn für ihre Zwecke benutzen. Aber neben der ihrigen spielt eine zweite Intrige. Livilla, die Schwiegertochter des Kaisers, liebt Sejanus und verlangt aus Eifersucht vom Kaiser den Tod der Agrippina. Sejanus enthüllt seinem Vertrauten Terentius, daß er Livilla hasse und mit der Hand Agrippinas die höchste Gewalt zu erringen hoffe.

II. Akt. Tiberius bespricht mit seinem Vertrauten Galba die Sorgen und Gefahren der Herrschaft und fürchtet den toten Germanicus, der ihn in seiner Frau bekämpft. Er will diese mit List besiegen, da er nicht ihren Tod zu befehlen wagt. Er bietet also Agrippina, die ihm die Hilfe ihrer persönlichen Freunde gegen allfällige Volksaufläufe verspricht, die kaiserliche Gewalt

an, welche sie kalt zurückweist. Sejanus tadelt sie darüber und enthüllt vor Terentius seine gefährlichsten Geheimnisse. Die Warnungen des Getreuen erwidert er mit kühnem Trotz gegen Tod und Götter. Die ungünstigen Vorbedeutungen, von denen Livilla spricht, rühren ihn ebensowenig. Die Verschwörung wird ausgehen, wie das blinde Geschick sie sich zu verschwören zwingt.

III. Akt. Von der Vision des blutigen Schattens des Germanicus verfolgt, will Agrippina die Dinge beschleunigen. Sie kündigt Cornelia an, daſs sie von Tränen zur Tat übergehen werde und zwar schon in wenigen Tagen. Tiberius, der sie belauscht hat, läſst sich anscheinend durch die Lüge täuschen, Agrippina habe nur einen Traum erzählt. Sie denunziert hierauf Sejanus, den ein kindisches Wortspiel scheinbar rechtfertigt. Ihren Mitschuldigen stellt sie ihrerseits durch eine ebensowenig genügende Erklärung zufrieden und verabredet mit ihm, daſs sie, um loszuschlagen, abwarten wollen, bis Tiberius sich nach Capri zurückgezogen hat. Livilla bringt die Nachricht von einem Aufstande, der Agrippina den Thron eintragen soll. Diese erklärt ihrer Rivalin, daſs sie den Tod des Tiberius wie den des Sejanus wünsche. Ihr Schwur, daſs sie den Sejanus nicht liebe, entwaffnet die Eifersucht der Livilla nicht, welche blutige Rache verheiſst, wenn ihr Verdacht wahr sein sollte.

IV. Akt. Tiberius hat das empörte Rom niedergeschlagen und teilt dem Sejanus seine Absicht mit, sich der verdächtigen Agrippina zu entledigen. Zu diesem Zwecke läſst er sie kommen und hält ihr ihren Undank gegenüber seinen Wohltaten vor. Die Angeklagte verschmäht die Verteidigung, geht ihrerseits zu den heftigsten Anklagen über und schleudert dem Tyrannen einen Dolch, den sie gegen ihn gerüstet, zu Füſsen. Tiberius wagt nicht, sie zu verurteilen, und will nur ihren Sohn Caligula als Geisel mit nach Capri nehmen. Sejanus und Cornelia dringen in Agrippina, die Verschwörung durch Aufstiftung der Soldaten zum Ausbruch zu bringen. Sie zögert und will aus eigenen Mitteln den Tyrannen stürzen. In zweideutigen Worten verspricht sie Sejanus ihre Hand. Livilla, welche dessen Liebesschwüre belauscht hat, beschuldigt Sejanus der Verräterei. Er verteidigt sich matt und verspricht den Tod der Agrippina und des Tiberius.

V. Akt. Livilla entdeckt dem Kaiser die Verschwörung. Dieser trifft seine Maſsregeln. Livilla verlangt und erhält die Verurteilung der Agrippina. Nerva berichtet von der Verhaftung des Sejanus. Livilla verlangt, daſs sie ihn noch einmal sehen dürfe, und enthüllt dem Kaiser alle Verbrechen, die sie selbst gegen ihn begangen hat, aus Haſs gegen sein Geschlecht und aus Liebe zu Sejanus. Sie freut sich darauf, von den Händen

eines Tyrannen zu sterben. Dem herbeigerufenen Sejanus kündigt sie an, dafs sie ihn besiegt habe, dafs er Agrippina nicht heiraten werde, dafs beide sterben müssen und sie selbst sie bis in die Hölle verfolgen werde. Sejanus bleibt kalt. Selbst als nun Agrippina triumphierend seinen Tod mit allen schrecklichen Einzelheiten ihm ausmalt und als ihr Werk erklärt, verliert er seine geistige Überlegenheit nicht und ladet sie ein, seinen Tod mit anzusehen, was auf Agrippina einen gewissen Eindruck zu machen scheint. Sie provoziert den Tiberius, indem sie ihn mit Schmähungen überhäuft, so dafs er sie und alle ihrigen, mit Ausnahme von Caligula (zu seinem Verderben, wie Agrippina höhnt), zum Tode verurteilt. Er verzeiht dem Terentius und erfährt von Nerva, dafs alle Verurteilten mutig gestorben seien.

Man hat mit Recht hervorgehoben, dafs diese 'Römertragödie' den Vergleich mit ähnlichen von Tristan, Rotrou und anderen Zeitgenossen wohl aushalte und nur hinter den Meisterwerken von Corneille zurückstehe, mit dem Cyrano Vorzüge und Fehler dieser Gattung gemein hat. Aber auch hier wieder hat, wie schon Bd. CXIII, S. 359 gesagt worden ist, Cyrano ein Original auf die Bühne gebracht in dem *'soldat philosophe'* und auch den übrigen Hauptpersonen einen Hauch wirklichen Lebens gegeben, den wir selbst bei Corneille nicht immer finden. In der Durchführung der Intrige und der Charaktere ist ein Fortschritt gegenüber dem Pédant joué unverkennbar, und der Stil erhebt sich oft zu klassischer Reinheit. Hierfür ein paar Beispiele, die auch den Gedankenreichtum unseres Autors und sein 'prophetisches Gemüt' illustrieren sollen:

Sejanus: *Qu'il fut né d'un grand Roy, moy d'un simple pasteur,*
Son sang auprès du mien est-il d'autre couleur?
Terentius: *Mais le crime est affreux de massacrer son maître.*
Sejanus: *Mais on devient au moins un magnifique traistre* etc.
Sejanus: *Penses-tu qu'un vain nom de traistre, de voleur*
Aux hommes demi-Dieux doive abattre le cœur?
Terentius: *Respecte et crains des Dieux l'effroyable tonnerre.*
Sejanus: *Il ne tombe jamais en hyver sur la terre.*
J'ai six mois pour le moins de me moqueur des Dieux,
En suite je feroy ma paix avec les Cieux etc. II, 4.
Sejanus: *Madame, ce n'est pas connoistre mon génie*
Car j'aurois fort bien sçeu mourir sans compagnie.
Sejanus: *J'ay beau plonger mon ame et mes regards funebres*
Dans ce vaste néant, et ces longues tenebres,
J'y rencontre par tout un estat sans douleur
Qui n'élève à mon front ny trouble ny terreur;
Car puisque l'on ne reste après ce grand passage
Que le songe leger d'une legere image

Et que le coup fatal ne fait ny mal ny bien;
Vivant parce qu'on est; mort parce qu'on est rien;
Pourquoi perdre à regret la lumiere receüe,
Qu'en ne peut regretter apres qu'elle est perdue? V, 6.

Packend wie irgend etwas von Corneille sind die Repliken im groſsen Dialog zwischen Tiberius und Agrippina und besonders der Schluſs der Tragödie.

Nerva: *Sejanus a d'un cœur qui ne s'est point soumis*
Maintenu hautement ce qu'il avoit promis,
Et Livilla, de mesme, éclatante de gloire
N'a pas d'un seul soûpir offensé sa mémoire,
Enfin plus les Bourreaux qui les ont menassez ...
Tibère: *Sont-ils morts l'un et l'autre?*
Nerva: *Il sont morts.*
Tibère: *C'est assez.*

Wir können also dem Urteil des Abbé Guéret in dem Totengericht über Cyrano beistimmen, wo es heiſst, daſs die Agrippina ohne 30—40 Verse, welche die guten Sitten verletzen, das Publikum lange ergötzt haben und noch ihren Platz auf dem Theater behaupten würde. Wir müssen aber hinzufügen, daſs gerade diese 'gottlosen' Verse es sind, welche uns das Stück interessant und noch heute wertvoll machen. Es verschlägt nichts, daſs diese atheistische Philosophie stoisch ist und sich im Tragiker Seneca Belegstellen finden; denn Cyrano läſst uns fühlen, daſs diese Ideen bei ihm und den Libertins eine Wiedergeburt erfahren haben, und daſs er sie mit kühner Absichtlichkeit ausspricht.[1] Die Wiederaufführung der *Mort d'Agrippine* im Théâtre de la Gaîté, November 1872, hatte einen entschiedenen Erfolg, obschon Mlle Karoly, welche die Agrippina spielte, bei ihrer groſsen Szene mit Tiberius den Dolch in der Requisitenkammer vergessen hatte.

III. Les lettres.

Die Briefe Cyranos sind niemals alle publiziert worden, und einige haben schon bei seinen Lebzeiten in Doppelformen kursiert. So existieren über den Aqueduc von Arcueil zwei Briefe, denn der erste war verloren gegangen und durch eine Kopie aus dem Gedächtnis ersetzt worden, dann aber selber wieder

[1] Die von M. Baron, de Liège (Platow p. 16 macht daraus einen *baron de Liège!*) im *Athenaeum français* 1855, Juli 21, aufgebrachte und seitdem zum Überdruſs wiederholte 'Legende', Cyrano habe die 'Agrippina' Shakespeares, speziell *Hamlet, Kaufmann von Venedig* und *Cymbeline,* direkt oder indirekt, benutzt, hat J. J. Jusserand in der *Revue d'histoire littéraire* 1899 p. 343 hoffentlich definitiv begraben.

zum Vorschein gekommen. Auch die Widersprüche in den Überschriften einzelner Briefe zwischen dem Ms. Nr. 4557 und den verschiedenen Ausgaben seit 1654 scheinen darauf hinzudeuten. Von dem Manuskript, welches aufser den *Lettres* den *Pédant joué* enthält, habe ich oben S. 115 geredet. Die erste gedruckte Ausgabe ist die in den *'Oeuvres diverses'*, Paris, Ch. de Sercy, 2 part. en un in-4°, 1654, mit der Widmung an den Duc d'Arpajon; die neueste ist immer noch die von P. L. Jacob (Bibliophile) in *'Oeuvres diverses et facétieuses de Cyrano de Bergerac'*, Paris, Ad. Delahays, in-12°, 1858. Nach P. Brun p. 82 hatte Bergerac 53 publizierte Briefe hinterlassen, denen man nach seinem Tode 7 in seinen Papieren gefundene hinzugefügt habe (erstmals in den *'Nouvelles œuvres de Cyrano Bergerac'*, Paris, Ch. de Sercy, in-12°, 1662), die man zum Teil als brouillons zu betrachten habe. Diese Angabe stimmt auch mit meinen Beobachtungen, obschon Brun ein Versehen mit unterlaufen ist, von dem ich zu sprechen habe werde.

Das Manuskript enthält 41 Briefe. Ich habe sie in der Beilage A mit den entsprechenden in der Amsterdamer Ausgabe von 1710 zusammengestellt und füge hier nur folgende Notizen zur Erklärung hinzu. Den nicht ohne weiteres zu identifizierenden 6 lettres d'amour des Manuskripts stehen 8 in vol. I und 3 in vol. II der genannten Ausgabe gegenüber. Im Manuskript fehlen die 2e lettre sur l'Aqueduc d'Arcueil, die lettres pour et contre les sorciers, die lettres contre un ingrat, à Monsieur le Coq, contre les Médecins, contre un faux brave, le Songe, contre les Frondeurs, Thésée à Hercule, l'Enigme, cinq lettres d'Amour, sur le blocus d'une ville. Dagegen enthält es aufser den bis 1710 gedruckten: 1. Lettre contre un je. assassin et médisant (P. Brun p. 357); 2. A Monsr le chancelier Séguier sur les hommes illustres de la Gallerie du Palais Cardinal gravez par Mr Heince (P. Brun p. 361).

Einen dritten, angeblich unedierten Brief 'Regret d'un éloignement' (P. Brun p. 360) finde ich wörtlich gleich in der Amsterdamer Ausgabe von 1710, II p. 233.

Beilage A.

Vergleichende Übersicht der Briefe Cyranos.

Manuskript Nr. 4557.		Amsterdamer Ausgabe von 1710.
1. L'Hyver.	A Monsieur Lebret, advocat au Conseil	Contre l'Hyver Lettre I vol. I p. 107.
2. L'Eté.		Pour l'Eté Lettre III vol. I p. 114.
3. Le Printemps.		Pour le Printemps Lettre II vol. I p. 112.
4. L'Automne.		Contre l'Automne Lettre IV vol. I p. 118.

5. Contre un médisant.	Contre un Médisant Lettre II vol. I p. 173 (satyriques).
6. Lettre d'Amour à Mademoiselle de saint Dénis.	
7. Lettre d'amour.	
8. Lettre d'amour. Signée le Pauvre D. C.	? Lettre d'Amour. Signée vostre Serviteur D. C. vol. II p. 237.
9. Lettre d'amour.	
10. A Monsieur Chapelle pour consolation sur l'éternité de son beau-père.	Consolation à un ami sur l'éternité de son beau-père Lettre VII vol. I p. 185.
11. Contre La Mothe, brigand de Pensées. Signée De Bergerac.	Contre un pilleur de Pensées Lettre VIII vol. I p. 187.
12. Sur le même sujet, contre Chapelle.	Autre contre un pilleur de Pensées Lettre IX vol. I p. 189.
13. Contre le gras Monfleury, mauvais auteur et Comédien. Signée Serviteur à la Paillasse.	Contre un gros homme Lettre X vol. I p. 193.
14. Apotéose d'un ecclésiastique boufon.	à Messire Jean Lettre XII vol. I p. 201.
15. Sur le faux bruit qui courut de la mort de Monsieur le Prince.	à Monsieur ††† sur le faux bruit qui courut de la mort d'un grand guerrier vol. II p. 227.
16. Contre un je. assassin et médisant.	[Lettre inédite. P. Brun p. 357.]
17. Sur la guérison d'une maladie mortelle.	Sur un recouvrement de Santé Lettre XVI vol. I p. 165.
18. Description de l'aqueduc ou la fontaine d'Arcueil.	Description de l'aqueduc ou la fontaine d'Arcueil. Lettre V. à mes amis les buveurs d'eau vol. I p. 122 Lettre VI Sur le même sujet vol. I p. 124.
19. Regret d'un éloignement, lettre d'amour. Signée De Bergerac. NB. Bei P. Brun p. 357 als Lettre inédite.	Regret d'un éloignement, lettre d'amour vol. II p. 233.
20. Contre une femme interéssée.	Contre une demoiselle avare Lettre III vol. I p. 175.
21. Effet amoureux d'une absence lettre d'amour. Signée De B.	
22. Sur un hipocondre héroique de roman.	Contre un liseur de roman Lettre XVII vol. I p. 213.
23. Eloge d'une rousse.	Pour une dame rousse Lettre X vol. I p. 135.
24. Satire contre Soucidas.	Contre Soucidas Lettre V vol. I p. 178.
25. Satirique contre le sieur de Tage.	Contre Monsieur de V. Lettre VI vol. I p. 181.
26. Description d'une tempête.	Description d'une tempeste Lettre IX vol. I p. 133.
27. Le Campagnard.	Le Campagnard Lettre XI vol. I p. 140.
28. Sur des brasselets de cheveux lettre d'amour.	Lettre d'amour VI vol. I p. 264.
29. Des Miracles de rivière. Signée De B.	Sur l'ombre que faisoient des arbres dans l'eau. Lettre VII vol. I p. 128.

30. Pour Soucidas contre un partisan qui avait refusé de lui prêter de l'argent. Signée votre Médecin.	Pour Soucidas, contre un Partisan qui avoit refusé de luy prester de l'argent vol. II p. 232.
31. à Monsieur le Chancelier Seguier sur les hommes illustres de la Gallerie du Palais Cardinal, gravés de M. Heince.	[Lettre inédite. P. Brun p. 361.]
32. Le Poltron.	Contre un Poltron. Lettre satyrique I vol. I p. 169.
33. A Monsieur Jerssan sur son triomphe des femmes.	A Monsieur Gerzan sur son triomphe des Dames Lettre XIV vol. I p. 160.
34. Lettre d'amour.	
35. Contre Scarron, poète burlesque.	Contre Ronscar Lettre XI vol. I p. 196.
36. Le duelist. Signée De Bergerac.	Le dueliste Lettre XV vol. I p. 164.
37. D'un comte de bas aloy.	à un comte de bas-aloy Lettre XVI vol. I p. 212.
38. Au régent de la rétorique des Jes.	Contre un pédant Lettre XIII vol. I p. 204.
39. Contre le Carême.	Description du Caresme Lettre XIV vol. I p. 207.
40. Reproche à une Cruelle, lettre d'amour.	Lettre d'amour, reproche à une Cruelle vol. II p. 238.
41. Le Cipres.	Description d'un Cyprez Lettre VIII vol. I p. 131.

Schon die ersten Ausgaben der Werke Cyranos haben die *Lettres* nach Kategorien abgeteilt: *Satyriques, d'Amour, diverses* oder *sur divers sujets;* 1658 kam in London eine englische Übersetzung der Briefe heraus, betitelt: *Satirical characters and handsome descriptions in letters, written to Several persons of quality, by M. de Cyrano Bergerac, translated from the french by a Person of honour;*[1] die neueren, wie P. Lacroix und M. Fournel, teilen sie ein in *lettres galantes, diverses* oder *descriptives* und *satiriques.* Aber diese Einteilungen haben viel willkürliches, und wir folgen in unserer Analyse lieber P. Brun, der zwei Gruppen unterscheidet: die der konventionellen Briefe, die nur Witzspielereien oder rhetorische Übungen darstellen, und die der persönlichen Briefe, in denen ein Gegner angegriffen oder ein literarhistorisches, politisches oder soziales Thema behandelt wird.

1. Im Charakter und teilweise in Nachahmung von Ronsard, Théophile, Boisrobert, Scudéry und Saint-Amant schrieb

[1] Einen interessanten Beitrag zur literarischen Persönlichkeit Cyranos teilt Platow p. 16 aus der Vorrede zu dieser Übersetzung mit: *'You'l confesse he may with some allowance passe for a French Cleveland, and indeed if our author were not ignorant of this tongue I should think he endeavourd to imitate that great Satyrist.'* Die in *Le Songe* (s. unten S. 130, Anm. 1) vorkommende Anspielung auf den Tod des Herzogs von Clarence im Malvasierfaſs braucht Cyrano nicht aus Shakespeare zu haben, beweist also auch nicht seine Kenntnis der englischen Sprache.

Cyrano seine vier Briefe über die Jahreszeiten: L'Hyver, l'Esté, le Printemps, l'Automne, je zwei für und gegen eine Jahreszeit. Sie sind entstellt durch die Sucht nach Antithesen und Pointen, oft unnötig burlesk und zweideutig, aber hier und da bricht ein Schönheitsgefühl und Naturempfinden durch, namentlich in dem Lobe des Frühlings, wie wir es vorher nur etwa bei Charles d'Orléans, nachher bei Lafontaine und J. J. Rousseau finden. Individuelle Züge in diesem Naturbild: *'Le lys ... glorieux de voir ses images triompher au Louvre, s'élève sur ses compagnes — Matthieu Gareau saute de tout son cœur au broüet de sa Tante — Le Vigneron appuyé sur un échalas, rit dans sa barbe à mesure qu'il voit pleurer sa vigne.'* An ein aktuelles Ereignis, die Wiederherstellung des *Arcus Juliani* durch Marie de Médicis und Jean de Brosse 1624, beziehen sich die zwei Briefe: Description de l'Aqueduc ou la Fontaine d'Arcueil, welche Cyrano dediziert *à mes amis les buveurs d'eau.* Auch hier sind Extravaganzen, aber zum Teil sehr witzige, wie der Vergleich *'un serpent liquide, un os dont la moëlle chemine'* oder *'Enfin il n'est pas jusqu'à ceux qui font semblant de la baiser, qui ne luy montrent les dents. Pour moy je m'en lave les mains, car j'ay devant les yeux trop d'exemples de la punition des yvrognes qui la méprisent.'* Kindisch, wenn man will, aber von einem wahren Glücksgefühl eingegeben sind die Lettres: Des Miracles de rivière und Le Ciprès. Der erste, gezeichnet De B., enthält den Satz: *'Le ventre couché sur le gazon d'une Rivière et le dos étendu sous les branches d'un Saule qui se mire dedans je voy renouveller aux arbres l'Histoire de Narcisse'* und in der Beschreibung ein paar reizende Züge, die an Statius erinnern. Der zweite beginnt mit *'J'avois envie de vous envoyer la description d'un cyprez, mais je ne l'ay qu'ébauchée, à cause qu'il est si pointu que l'esprit mesme ne scauroit s'y asseoir'* und fährt leider in diesem Stil fort, wofür uns die unverständlichen Anspielungen auf *'les amours du jeune Cyparisse'* (sic!) nicht entschädigen. Noch geschmackloser sind in der Description d'une Tempeste Stellen wie: *'La mer vomit sur nous et nous vomissons sur elle'*, aber daneben stofsen wir auf einen Zug grandioser Phantasie: *'quand je preste un peu d'attention, je m'imagine discerner (comme s'ils partent de dessous l'Ocean) parmy les effroyables mugissemens de l'Onde, quelques versets de l'office des Morts.'* Ein hübsches Idyll, worin der Natursinn des Libertin das Preziöse überwunden hat, ist Le Campagnard, der auch für die Biographie des Autors Wert hat. Nur eine paradoxe Stilübung[1] ist Eloge d'une Rousse. Es wird hier der Satz verfochten, alle Dinge in der Natur seien mehr oder weniger vornehm, je nachdem sie mehr oder weniger rot sind. Beispiele:

[1] Dieses Thema war damals sehr beliebt. Vgl. P. Brun p. 91.

das Feuer, das Gold, die Sonne, die Kometen usw. Ein seltsames, wohl nur der Phantasie Cyranos entsprungenes Mythologem ist folgendes: '*Castor et Pollux ces petits feux qui font prédire aux matelots la fin de la Tempeste peuveut-ils estre autre chose que les cheveux roux de Junon qu'elle envoye à Neptune en signe d'amour?*' Ein aktuelles Thema streift Cyrano wiederum mit seiner Lettre à Monsieur Jerssan (sic!) sur son triomphe des femmes. Der Alchimist François de Soucy, sieur de Gerzau hatte in seinem Werke, 1643, auf die wachsende Vorliebe der Frauen für die okkulten Wissenschaften aufmerksam gemacht, und die Empfehlung dieses Werkes benutzt nun unser Autor, um einige zweideutige Witze loszuwerden. Eine dieser Anspielungen auf den Père Bernard (genannt *le pauvre prêtre,* gestorben 1641 im Geruch der Heiligkeit) ist so zynisch und zugleich so gottlos ('*cette précieuse momie*'), daſs diese Stelle in allen Ausgaben seit 1654 nur verkürzt wiedergegeben ist. Historisch interessant ist die unedierte Lettre à Monsieur le chancelier Seguier (s. oben S. 125). Es handelt sich um Bildnisse berühmter Zeitgenossen, die in einer Galerie des Palais Cardinal aufgehängt waren, welches der Kanzler der von Richelieu gestifteten Akademie eingeräumt hatte. An sich ist diese Vorrede zu einer Kupferstichsammlung ziemlich platt und der Ton der Verehrung zu geschraubt, um für aufrichtig gelten zu können. Eine bloſse Modekomposition in der Art von Trissotin ist der Brief Sur la Guérison d'une maladie mortelle. Die Scherze, die über den Tod gemacht werden, sind entsetzlich grotesk, z. B. vom Kirchhof: '*quoiqu'à la Flamande on ait de la biere jusque pardessus les yeux, on n'y boit que de l'Eau beniste.*' Bloſse Spielereien sind auch die Briefe: L'Enigme und Le Songe.[1] Bei dem ersteren wird das Auflösungswort, der Schlaf, vom Autor am Schlusse selbst mitgeteilt, wie wenn er daran zweifelte, daſs es sein Korrespondent aus der Fülle von Antithesen und Anspielungen herauslesen könnte; der zweite ist offenbar eine Nachahmung Ovids und ein auch in dem Roman Cyranos wiederholtes Thema. Die witzelnde Allegorie ist von ermüdender Länge, und verhältnismäſsig selten treffen wir auf originelle Einfälle des Dichters bei den grotesken Paarungen, die er in der Unterwelt gesehen zu haben träumt. So wird Echo mit den modernen Autoren zusammengetan, weil beide nur wiederholen, was andere vorher gesagt haben; Orpheus mit den *Chantres du Pont Neuf,* weil beide das Talent haben *d'attirer les bestes.* Nero gibt seiner Mutter, die sich über eine Schrift Senecas beklagt, wonach sie

[1] P. Brun hat diesen Brief wegen der literarischen Kenntnisse, die er verrät, unter die zweite Gruppe eingereiht; ich sehe die Notwendigkeit dafür nicht ein.

seit ihrer Verheiratung vier uneheliche Kinder gehabt habe, den seltsamen Trost, man dürfe einem Verleumder immer nur die Hälfte dessen glauben, was er sage. Lucan wird mit einem kleinen Kinde gepaart, das an den Würmern (vers) gestorben ist. Das Ganze schließt mit einer sprachlich lustigen Wendung: '*Après cette distribution par laquelle chacun fut mis dans sa chacunière*' etc.[1] Wie Rabelais und Beroalde de Verville greift Cyrano in komischer Weise das Caresme an. Seine Scherze sind nicht alle geschmackvoll, z. B.: '*je trouve que les Jours maigres ont tort de tuer tant de Veaux en une saison, où ils ne permettent pas qu'on en mange.*' Andere sind von gefährlicher Kühnheit für jene Zeit, wie: '*si j'étois asseuré d'abjurer l'hérésie tous les Samedys-Saints, je me ferois Huguenot tous les mercredys de Cendres*' u. ä. Kaum ernsthaft gemeint ist die Mahnung 'à Monsieur le Coq', zu seiner '*Coquette*', die ihm ein Hühnchen ohne Schale geschenkt habe, zurückzukehren. Auch die '*Lettres d'amour*' scheinen nur Kompositionen, nicht wirkliche Herzensergüsse zu sein. Immerhin verdienen einige Stellen aus denselben hervorgehoben zu werden, schon damit wir Vergleichspunkte dafür gewinnen, was Rostand aus dem Stoffe gemacht hat. Jedenfalls ist Cyrano auch hierin ein gewandter Schriftsteller, der in der Wahl seiner Genre und deren Mischung zu literarischen Effekten oft recht glücklich ist, wenngleich das Burleske und das Preziöse leider überwiegen. Einer Dame, die auf ihrem Schloß in der Provinz weilt, schreibt er über seine stille Liebe: '*Je pense que vous me refusez vostre veuë, pour ne pas communiquer plus d'une fois un miracle avec un profane; cependant vous sçavez que la conversion d'un incrédule comme moy (c'est une qualité que vous m'avez jadis reprochée), demanderoit que je visse un tel miracle plus d'une fois.*'[2] Ein andermal schreibt er seiner Korrespondentin, indem er ihre zufällige erste Begegnung in Verbindung bringt mit der harmonischen Ordnung im Weltall: '*ce fut à la pesche que je vous rencontray: les filets que vous dépliastes en me regardant, ne vous annoncaient-ils pas ma prise? et quand j'eusse évité vos filets, pouvois-je me sauver des hameçons pendus aux lignes de cette belle lettre, que vous me fistes l'honneur de m'envoyer quelques jours après. — Aussi je l'ay receuë avec des respects, dont je ferois l'expression, en disant que je l'adore, si j'étois*

---

[1] Der Brief ist literarisch interessant, weil er Lesefrüchte aus Quevedo, der Odyssee, der Äneis, der divina Commedia, Rabelais (Gargamelle) und Anspielungen auf Raimundus Lullus (l'or potable), Salomon de Caus (Les raisons des Forces mouvantes), Montmorency-Bouteville und die griechischen Grammatiker (inventeurs du duel) enthält.

[2] In dem nämlichen Brief kommt die 'brenzlige' Phrase vor: '*Cette chaleur céleste par qui tant de fois Saint Xavier pensa crever son pourpoint, n'était pas plus pure que la mienne, puisque je vous aime comme il aimait Dieu.*'

capable d'adorer quelque autre chose que vous. Je la baisay au moins avec beaucoup de tendresse, et je m'imaginois, en pressant mes levres sur vostre chere lettre, baiser vostre bel Esprit dont elle est l'ouvrage. — Vous fussiez-vous imaginée, Madame, que d'une feuille de papier j'eusse pu faire un si grand feu ..., que si mon ame et mon amour se partagent en deux soûpirs, quand je mourray, celui de mon amour partira le dernier' etc. Auch in den nachgelassenen Briefen Cyranos finden sich hübsche Stellen: *'Imaginez-vous un feu composé de glace embrasée qui brûle à force de trembler, que la douleur fait tressaillir de joye et qui craint autant que la mort la Guérison de ses blessures. Voilà ce que je suis lorsque je parle à vous.' — 'Je ne te vois qu'à demy, parceque je t'aime trop; et tu peux me voir trop, parceque tu ne m'aime qu'à demy. Viens chez moy tout à l'heure si tu veux convaincre de mensonge l'apprehension que j'ay de ne te voir jamais.'* Der Brief, betitelt *regret d'un éloignement,* von dem schon oben S. 125 die Rede gewesen ist, beginnt mit den Worten: *'Madame, dois-je pleurer, dois-je écrire, dois-je mourir. Il vaut vieux que j'écrive, mon cornet me pretera plus d'encre, que mes yeux ne me fourniront de larmes.'*

2. Unter den Briefen, die ein wirkliches Interesse des Autors an ihrem Thema beweisen, sind zunächst die vier auf Duell und Ehrenfragen befindlichen hervorzuheben. Le Dueliste ist ein merkwürdiges Dokument für Leben und Stil Cyranos, denn er spricht offenbar von seiner eigenen Person, wenn er erzählt: *'Vrayment vous auriez grand tort de m'appeller maintenant le premier des hommes, car je vous proteste qu'il y a plus d'un mois que je suis le second de tout le monde.'* Eine grausame Ironie ist die Lettre contre un poltron, der zur Rechtfertigung seiner Duellscheu nur zu sagen weiſs: *'quoyque je sois mary d'estre appellé sot, je serois bien plus fasché qu'on me reprochast d'estre defunt.'* Der Feigling verabscheut den Tod, der nur ein Bankerott für seine Gläubiger wäre, und hängt selbst an einem beschimpften Leben, denn 'der kleinste lebendige Floh ist mehr wert als der groſse Alexander tot.' Ähnlich denkt offenbar ein 'Comte de Bas aloy', der zögert, seine Brust dem Degen oder seinen Rücken dem Stocke darzubieten. Er würde den Brief Cyranos mit dem Rücken lesen, wenn Stockschläge sich schriftlich geben lieſsen.[1] Noch gröber sind die Beschimpfungen eines faux brave. Auch ihm wird sein junger Adel vorgehalten und ihm empfohlen, und das ist das einzige Witzige in diesem Schreiben, folgendes Wappen anzunehmen: *'Vous porterez de gueules, à deux fesses chargées de cloux sans nombre, à la vilenie en cœur et un baston brisé sur le chef.'* Der in der Art der Heroiden Ovids abgefaſste Brief Thésée

[1] Diese Phrase, an der offenbar Cyrano Geschmack fand, kommt noch in mehreren Briefen vor.

à Hercule wird von P. Brun in der zweiten Gruppe besprochen, weil der Bibliophile Jacob darin eine Anspielung auf Mazarins Verbannung erblickte. Das ist sicherlich ganz ungerechtfertigt, und der Brief gehört als Stilübung zu der ersten Gruppe. Er ist für uns fast ohne Interesse, wenn wir ihn nicht als Beleg für Cyranos Kenntnis des Altertums deuten wollen, an der so wie so nicht zu zweifeln ist. Getäuscht durch einen undeutlichen Titel in den Ausgaben, hat P. Lacroix auch den folgenden Brief mifsverstanden: *Sur le Faux Bruit qui courut de la Mort de M. Le Prince.* Er deutet den Grand Guerrier der Ausgaben auf Turenne 1654, während der prince unstreitig Condé ist und das Jahr, nach der mir einleuchtenden Deutung Bruns, 1649. Die Darstellung ist grandios und erinnert an die Oraison funèbre Bossuets über den gleichen Mann, wobei zu beachten ist, dafs der Libertin nie von Gott, sondern von der Schicksalsgöttin spricht, welcher die Gewaltigen dieser Erde mehr als alle anderen unterworfen sind. Aber dem Libertin gehört auch der unflätige Witz über die Verwundung des Prinzen an: *'car qu'il ait receu une playe entre les deux aînes, je ne puis croire que les Parques, qui sont filles vierges, ayent osé prendre un jeune homme aux parties honteuses.'* Und die Sucht nach der Pointe feiert Orgien in dem Schlufs des Briefes, worin er droht, wenn die Nachricht nicht sofort dementiert werde, *'je m'en vais prophaner un Temple, trahir mon Amy, violer ma Sœur, étrangler mon Père et mesme, ce qui ne tombera jamais en aucune Pensee, je m'en vais n'estre plus, monsieur, vostre affectionné Serviteur.'* In noch bestimmterem Sinn ist ein historisches Stück das Fragment sur le blocus d'une ville. Es ist dies wohl eine Erinnerung Cyranos an die von ihm mitgemachte Einschliefsung in Mouzon 1639. Von einem wahren Galgenhumor zeugt darin die Stelle: *'de peur que nous ne prenions mesme quelque nourriture par les oreilles on nous defend jusqu'aux paroles grasses. Les malavisez qu'ils sont ne prevoyant pas qu'en nous demeurant dans le corps, elles nous pourroient faire vivre.'* Wohl auch der Jugendzeit Cyranos gehört der Brief à une Demoiselle intéressée an. Die Vorwürfe über Habsucht, welche er diesem käuflichen Liebchen macht, interessieren uns nur aus dem Grunde, weil er am Schlusse bekennt, dafs er die Gunstbezeugungen der Dame mit seinem Gelde bezahlt hat. Auch das Sprichwort *point d'argent point de Suisse* finden wir hier und zwar in der ursprünglichen Bedeutung, Suisse = Kirchendiener, speziell Türöffner, gebraucht. Die Anspielungen auf kirchliche und religiöse Dinge sind auch hier recht gewagt. Auf das Verhältnis zu Dassoucy beziehen sich zwei Briefe. Wir haben Bd. CXIII, S. 362/3 und 366/7 von dieser Persönlichkeit, ihrer Freundschaft und ihrem Zerwürfnis mit Cyrano gesprochen. In die erste Periode gehört die Lettre Pour Soucidas, contre un parti-

san qui avoit refusé de luy prester de l'argent. Der Betreffende, offenbar ein Finanzier und Steuerpächter, wird mit den gröbsten Vorwürfen überschüttet, weil er diesen Dienst verweigerte, nachdem der Schreibende sich soweit prostituirt hatte, mit dem Finanzmann sich öffentlich sehen zu lassen und ihn einen ehrlichen Mann zu nennen. Cyrano unterschreibt sich *'Vostre medecin'*, und die zum Teil höchst unanständigen Witze sind der Arzneikunst entnommen. Die Anspielung auf die *fièvre de Saint-Mathurin* ist mir unverständlich geblieben. Desto klarer ist folgendes: *'la Republique est trop intéressée a vostre conservation, car on ne sçauroit vous entamer sans repandre le sang du Peuple, dont vous estes plein.'* Der Konfliktszeit gehört die grimmige Satire contre Soucidas an. Es werden nun dem undankbaren Freund [1] die schlimmsten Dinge vorgeworfen: Atheismus, schimpfliche Krankheit, Schulden, unnatürliche Liebschaften u. dgl. Er heifst jetzt *'un clou au fesses de la nature'*, und er werde vergeblich seinen jetzigen Feind durch die Dedikation einer langweiligen Posse zu rühren versuchen. In dem wüsten Geschimpf, welches die Grenzen der Satire entschieden überschreitet, sind zwei Andeutungen literarisch und historisch wichtig. Es ist von der Einschliefsung von St. Ménéhould die Rede mit der Wendung: *'l'autre jour au conseil de guerre on donna advis à Monsieur de Turenne'* etc. Ferner eine Anspielung auf den schlechten Verkauf des *Jugement de Pâris* von Dassoucy, wobei Cyrano Gelegenheit zu einem ziemlich guten Wortwitz findet. Ebenfalls sehr bissig ist die Lettre Satirique contre le Sieur de Tage. Diesen nicht weiter bekannten Namen eines adligen Gecks zeigt die Handschrift. P. Lacroix hat den Titel der Ausgaben *'contre Monsieur de V.'* ergänzt mit *Vaubert*, was nun leider nicht mehr angeht. Unter den schnöden Witzen über die Dummheit des Menschen, mit welcher seine Körpergröfse konkurriert, ist nur einer wirklich lustig: *'Vous avez la bouche si large que je crains quelque fois que vôtre teste ne tombe dedans.'* Auf das Verhältnis zu Chapelle beziehen sich drei Briefe, ein freundschaftlicher und zwei feindliche. Der erste à Monsieur Chapelle pour consolation sur l'éternité de son beau-père ist ein blofser und nicht einmal sehr geschmackvoller Witz, denn Chapelle war Junggeselle und hatte nur einmal die Absicht, eine Demoiselle Chouars zu heiraten. Auch um einen zweiten Mann seiner Mutter, Demoiselle Chanut, kann es sich nicht handeln. Später macht Cyrano den nämlichen Chapelle zum Gegenstand seiner Angriffe und mit ihm einen gewissen La Mothe, bri-

---

[1] Ist die trotz sehr kräftiger Schimpfreden ziemlich farblose Lettre contre un ingrat, die im Manuskript fehlt, auch auf Dassoucy gemünzt? P. Brun spricht sich über sie nirgends aus.

gand de pensées. Dieser Brief ist signiert de Bergerac. Die Vorwürfe des Plagiats werden nicht nur in Beziehung auf einen Brief Cyranos erhoben, sondern ganz im allgemeinen wird gesagt, daſs vor den beiden weder Alte noch Moderne, weder Bücher noch Gespräche in Gesellschaft sicher seien. Wir wissen nicht, wer dieser La Mothe ist. Es kann unmöglich der Philosoph La Mothe le Vayer sein (s. Bd. CXIII, S. 368), der Vater eines Freundes, mit dem sich Bergerac nie entzweite. Die in den Ausgaben vorkommende Änderung des Namens in Beaulieu, welcher noch P. Lacroix folgte, ist unhaltbar. An den Briefen ist für uns nur der ausgesprochene Haſs unseres Dichters gegen Plagiat und sein Respekt vor geistigem Eigentum merkwürdig. Aber ist er ganz frei von eigenem Fehl? Das werden wir später zu untersuchen haben. Von sich sagt er freimütig: *'Vous sçavez que j'ay un esprit vangeur de torts et fort enclin à la justice distributive,'* und angesichts dieser und der folgenden Briefe kann man daran nicht zweifeln. Der Streit mit Antoine, alias Zacharie Jacob de Montfleury, von dem Bd. CXIII, S. 367 die Rede gewesen ist, hat ein 'Meisterwerk burlesken Humors' gezeitigt, in dem freilich gewisse Roheiten nur aus dem Charakter der Zeit verzeihlich erscheinen. Auch gegen Montfleury wird der Vorwurf des Plagiats erhoben. In bezug auf sein *Ambigu comique ou les amours de Didon et d'Enée* wird ihm vorgeworfen, daſs von Tasso bis auf Corneille alle Dichter mit seinem Kinde niedergekommen seien. Noch strenger geht Cyrano ins Gericht mit dem 'Homer der Fronde'. In seiner Lettre contre Scarron, poète burlesque verurteilt Cyrano die ganze Dichtungsgattung,[1] welche Scarron mit dem Virgile travesti in Frankreich eingeführt hatte. Er beschuldigt ihn, die heilige Kunst Apollos profaniert zu haben. Niemals hat Cyrano Lächerliches ernsthafter und Ernsthaftes lächerlicher behandelt gesehen. Es komme ihm vor, er höre einen erbosten Frosch am Fuſse des Parnaſs quaken. Wenn in diesem Vorwurf etwas Wahres ist, so ist dagegen die Polemik gegen Scarron in anderen Punkten recht schwach, so namentlich in bezug auf die Abneigung Scarrons gegen die Pointe und auf den Stil des komischen Dichters. Und wenn Cyrano meint, das Werk Scarrons werde nicht länger leben als die *'Peaux d'Anes'* und die *'Contes de ma Mère l'oye'*, so ist das, nach unserer heutigen Erfahrung, eine kleine Ewigkeit. Höchst ungerecht und roh ist Cyrano, wenn er das Äuſsere des Krüppels Scarron, dieser 'lebenden Mumie', verspottet und in giftiger Weise als Folge des *'mal de Naples'*

[1] Hatte Cyrano seine Meinung geändert? Noch 1649 gefiel ihm, wie Ch. Perrault in seinen Memoiren erzählt, die Eneide burlesque der Brüder Perrault und namentlich zwei burleske Verse darin ausnehmend wohl. Siehe P. Brun, *Revue d'Histoire littéraire* 1901, p. 128.

bezeichnet. Auf festerem Boden steht Cyrano und ein ehrlicher Fechter ist er, wenn er gegen die Mazarinade von Scarron loszieht. Über dieses Sujet werden wir später noch zu sprechen haben. Dagegen können wir hier nicht unerwähnt lassen, dafs die Kritik Cyranos einen pikanten Beigeschmack hat. Er erzählt: *'j'ay appris que quelqu'un luy* (d. i. Scarron) *dépliant un Sonnet, qu'il disoit-estre de moy, il tourna sur luy des yeux qui l'obligerent de le replier sans le lire'* und erklärt dies so: *'c'auroit esté un petit miracle, si mon Sonnet, qui passe pour assez doux, n'avoit pas semblé fade à un homme poivré.'* Hinc illae lacrimae! Wenn wir in dieser Polemik einige Vorbehalte gegen Cyrano machen mufsten, so hat er dagegen unsere volle Sympathie in seinem Kampfe gegen die Jesuiten. Nicht weniger als vier Briefe handeln von denselben, und sie sind alle voll Interesse. Der erste ist im Ms. betitelt: 'Apotéose d'un ecclésiastique boufon'. Es werden hierin im heftigsten Tone dem *Messire Jean* (ein Name, dem wir im Roman Cyranos wieder begegnen werden) die für einen Priester ärgsten Dinge vorgeworfen. Scharlatanerie, unzüchtige Reden auf der Kanzel, Unglaube, ausschweifendes Leben, und es wird ihm empfohlen, seine Predigten auf einem Prellstein an einem öffentlichen Platze fortzusetzen, wo sie besser angebracht seien als in der Kirche. Aber ebensowenig wie als Prediger taugen die Jesuiten als Lehrer. Ein Régent de la Rhétorique des Jés... ist nicht nur ein Pedant wie Sidias, ein unwissender Barbar, der noch lernen sollte, statt zu lehren, ein Henker von hundert Schülern, eine Schande für die Universität, diese 'glorreiche Mutter der Wissenschaften'. Er ist auch ein Verleumder und hat den Namen Bergerac in eine seiner Perioden verflochten. Aber obwohl er das Recht hat, *'empereurs'* ein- und abzusetzen, so hat er doch selbst seinen Brutus gefunden. P. Brun hebt hervor 'gleich zwei', denn auch Le Bret habe in seinen Lettres diverses eine *Lettre à M. de B. qui traite ce 'maître Picard d'Estelon et de Hippocampelephantocamelos'.* In dem Briefe Cyranos ist eine hübsche Wendung. Er nennt den Professor den Gröfsten in seinem Kollegium, wie St. Christof der gröfste Heilige in der Kirche von Notre Dame ist.[1] Wertvoll ist uns auch die Notiz, dafs jeden Tag zwei Klassen von je zwei Stunden gehalten werden mufsten. Wenn Cyrano hier heftig auftritt, so war er aber auch mit Feder und Dolch angegriffen worden. Er antwortet in zwei Briefen. Den 'Médisant', den wir uns als Professor der Philosophie in einer Jesuitenschule zu denken haben, überschüttet er mit den boshaftesten

[1] Der nämliche Witz, sowie eine unflätige Anspielung auf die Abkunft des Pfaffen findet sich auch in dem vierten (unedierten) Brief, der überhaupt wie eine Dublette des zweiten aussieht, obschon die Namen verschieden sind.

Schulwitzen (*'sorti de l'humanité, échoué au bancs de la Rhétorique, porté en philosophie sans tête'*) und droht ihn zu züchtigen, kaltblütig und höflich, den Hut in der einen und den Stock in der anderen Hand. Fulminant ist der unedierte Brief: Contre un je. assasin et médisant (s. P. Brun p. 357). Der Jesuit sieht mich, sagt Cyrano, offenbar für einen König an, daſs er die Châtel und die Ravaillac gegen mich zu erwecken sucht. Hätte er den gedungenen Mörder besser bezahlt, so hätte unser Dichter sicherlich das Pflaster mit seinem Blute gerötet. Und der Anstifter gehört der Gesellschaft Jesu an! Eine saubere Gesellschaft, ähnlich der, welche Jesus am Kreuze hatte in den beiden Schächern. Nein, Maitre Nicolas B... deckt nur seine Verworfenheit mit dem Hute und dem Ansehen dieser h. Gesellschaft, welche Cyrano nicht dafür verantwortlich machen will, *'car on scait bien, que si de ce corps vous composez quelque chose, vous en étes les parties honteuses.'* Der Grund des Hasses bei dem Priester ist Neid auf Cyranos geistige Überlegenheit, wie auch dem Streit mit dem 'Pedanten' literarische Fehde beigemischt ist. Die nämliche Krankheit (*quinte*) habe auch Geist und Körper des P. Garasse ins Spital geführt; eine äuſserst kühne Anspielung, wenn man den unheilvollen Einfluſs bedenkt, den dieser Fanatiker selbst nach seinem Tode noch ausübte. Den Vorwurf des Atheismus, den Mre Nicolas B. vor seinen 800 von ihm geknechteten Schülern gegen unseren Dichter erhoben hat, wird von diesem energisch und in ausnahmsweise würdigen Worten zurückgewiesen. *'Me croyez-vous si stupide de me figurer que le monde soit nay comme un champignon, que les Astres aient pris feu et se soient arangez par hazard; qu'une Matière morte, de telle ou telle façon disposée, ait pu faire raisonner un homme, sentir une beste, végéter un arbre.'* Es folgt noch ein Schluſs aus dem Leben des Bösewichts für die Langmut Gottes, den wir aber hier lieber durch das ungleich flottere Argument aus dem Brief gegen den Pedanten ersetzen wollen: *'sçachez que je connois une chose que vous ne connoissez point, que cette chose est Dieu, et que l'un des plus forts argumens, après ceux de la Foy, qui m'ont convaincu de sa veritable existence c'est d'avoir consideré que sans une première et souveraine bonté qui regne dans l'Univers, foible et méchant comme vous estes, vous n'auriez pas vescu si longtemps impuny.'* Wenn wir in diesen Briefen das Glaubensbekenntnis eines freisinnigen, aber nicht ungläubigen Mannes lesen, so finden wir in dem Briefe Sur un hipocondre héroïque de roman eine interessante ästhetische Theorie, eine Art Poetik vor Boileau. Energisch und mit geistreicher Ironie spottet Bergerac über die faden Romane wie Polexandre und Alcidiane, welche bei den Autoren wie beim Publikum den guten Geschmack verderben und die Köpfe mit Hirngespinsten füllen. Der Briefschreiber nimmt sich vor, für die Genesung des tollen Romanlesers Saint Mathurin eine Kerze

zu weihen, eine Redewendung, deren Sinn mir unklar geblieben ist. Von ebenso gesunden Lebensansichten zeugt die Lettre contre les médecins, welche die veralteten Moden und barbarischen Mittel der damaligen Arzneiwissenschaft in meisterhafter Weise geifselt; ebenso wie die Unwissenheit, Habsucht und das scharlatanmäfsige Auftreten der Ärzte. Sehr lustig ist, wie der persiflierte Arzt alle Krankheitssymptome, über welche der Patient sich beklagt, mit einem *'fort bien, tant mieux'* u. ä. Ausdrücken begutachtet. Wir können auf den sehr langen Brief nicht im einzelnen eintreten, aber neben den vielen Stellen bei Molière, Scarron u. a. ist er ein wertvolles Dokument auch für die Kulturgeschichte. Die Witze, die Cyrano über den ärztlichen Stand macht, sind beifsend, manchmal auch recht unanständig oder in anderer Weise riskiert. So die Zusammenstellung von je drei Geifseln der Menschheit: Pest, Krieg und Hunger, Aderlafs, Medizin, Klistier etc. mit drei Henkern: der Advokat quält den Geldbeutel, der Arzt den Körper und der Theologe die Seele. Wir kommen nun zu zwei, respektive drei Briefen, die alle Vorzüge des Menschen und Schriftstellers Cyrano enthalten und nur einen Bruchteil seiner Fehler, Schriftstücke, die genügen sollten, um seinen Namen in dieser Dichtungsgattung unsterblich zu machen. Der erste dieser Briefe, die im Ms. fehlen, ist in den Ausgaben betitelt: Contre les Frondeurs und adressiert à Monsieur D. L. L. V. In einer Vorbemerkung, die sich wohl auf die Ausgabe der Briefe von 1654 bezieht, wird das Publikum davon verständigt, dafs dieser Brief zur Zeit der Belagerung von Paris und des gröfsten Hasses der Bevölkerung gegen den Kardinal geschrieben worden sei, und dafs sich Stimmung und Zustände seitdem sehr geändert hätten. Das führt uns also auf das Jahr 1649, in eine Zeit, wo es keinen geringen Mut brauchte, um öffentlich zu erklären, wie es unser Autor gleich im Eingang seines Briefes tut: Ja, ich bin ein 'Mazarin' und zwar aus der Überzeugung, dafs diese Sache die gerechte ist, weil ich nur *eine* Sprache für mein Herz und meine Karriere habe, weil wir unserem legitimen Souverän Gehorsam schulden und ich von dem Toben des Pöbels und den verleumderischen Schriften der Feinde des Kardinals mich nicht zu einem falschen Urteil bekehren lasse. Cyrano ist also Legitimist und Monarchist, ein Aristokrat, aber kein Höfling und ein guter Patriot, der in seinem originellen Fühlen ohne weiteres den rechten Weg und zur Rechtfertigung seiner Grundsätze auch das rechte Wort findet. Die Logik, mit welcher Punkt für Punkt die Vorwürfe der Frondeurs gegen den Kardinal, besonders in der sogenannten Mazarinade *ou le Ministre d'Estat flambé* (von Scarron?), widerlegt werden, ist von schneidender Schärfe und Konsequenz. Alles macht so sehr den Eindruck der Aufrichtigkeit, dafs man nicht begreift, wie P. Lacroix und noch Platow, trotzdem er Bruns

Widerspruch zitiert, dazu kommen konnten, diesen Brief in die zweite Fronde 1652 zu verlegen und als eine Art freiwillige Bufse (*amende honorable*) Cyranos für die Mazarinade anzusehen, welche er 1649 gegen den Kardinal geschrieben habe.[1] Das ist nicht nur chronologisch (die *Lettre contre les Frondeurs* ist sicher zu datieren), sondern vor allem psychologisch unmöglich bei einem Manne wie Cyrano, der in Liebe und Hafs launisch, aber nicht käuflich und kein Streber war. Der Stil des Briefes erhebt sich bisweilen zu pathetischem Schwung, und die Gedanken sind, obschon manchmal einseitig, doch stets originell und verraten bisweilen eine ihrer Zeit weit vorauseilende Geistesgröfse. Ein paar Beispiele mögen dies zeigen, da eine Analyse des ziemlich langen Schriftstückes nicht angeht. Auf den Einwand der Frondeurs gegen Mazarin, dafs er ein Fremdling sei, antwortet Cyrano: ein Ehrenmann ist weder Franzose, noch Deutscher, noch Spanier, er ist ein Bürger der Welt, und sein Vaterland ist überall. Die Kritik, welche die Bürger von Paris an dem Finanzsystem des Kardinals üben, wird verspottet mit den Worten: *'Monsieur le drapier se figure qu'il en va du Gouvernement d'une Monarchie, comme des gages d'une chambriere, ou de la pension de son fils Pierrot.'* Überhaupt ist Cyrano kein Freund der Demokratie, welche er rundweg für die schlimmste Geifsel erklärt, womit Gott ein Volk für seine Sünden straft. Ein ganz moderner Ausdruck begegnet uns in dem Satz, dafs der Bau des Palais Mazarin in Rom das *'prestige'* der französischen Nation erhöhe und schon darum Beifall verdiene. Am Schlufs des Briefes ergeht eine strenge Strafpredigt über die grofsen Herren, welche gegen den von Gott selbst gesetzten König und seine Regierung sich empören, und in der leidenschaftlichen Sprache eines alttestamentlichen Propheten wird an dem Beispiel des unseligen Scarron gezeigt, wie der Himmel die züchtigt, welche sich gegen ihn vergehen. 'Darum fallt ab von dieser ungerechten Sache, damit das Strafgericht euch nicht wie ihn verschlinge.' Wenn wir um dieses Briefes willen Cyrano als Politiker achten können, so müssen wir ihn als Denker und Menschenfreund lieben für seine Lettres pour et contre les Sorciers. Die beiden Briefe gehören zusammen, nicht so, wie in den rhetorischen Schulen über das gleiche Thema für und wider disputiert wurde, ohne Herzensanteil und blofs zur Übung, sondern so, dafs im ersten Briefe in pikanter Weise der Stoff gesammelt und in einer phantasie- und geisterfüllenden Weise zum Bewufstsein gebracht wird, um dann im zweiten Briefe als Folie kritischer Erörterung praktischer Fälle zu dienen. Der erste Brief ist

[1] Hätten die beiden die Stelle im Manuskript 1558 gekannt, wo sich Cyrano schon vor 1650 als Verehrer von *'Louis le juste'* und damit auch des Kardinals zu erkennen gibt, so hätten sie diese Behauptung gewifs nicht aufrechterhalten.

eine Gespenstergeschichte, wie sie grausiger auch E. T. A. Hoffmann oder Edgar Poë nicht fertig gebracht haben, und doch spüren wir an geschickt gesäeten Einzelheiten, dafs der Erzähler ein Schalk ist. Müde von der Lektüre eines Buches über Hexerei ist unser Autor ausgegangen. Er gerät in einen Wald, wird von einem Hexenbesen emporgehoben und durch die Luft entführt. An einem geheimnisvollen und schaurigen Orte naht sich ihm ein ehrwürdiger greiser Hexenmeister, der mit einer Zauberrute seine Kreise zieht, umgeben von seltsamen Tieren, und seine Beschwörungen murmelt. Auch die Hexenküche fehlt nicht. Ein helles Licht durchbricht den Zauberdunst, und ein junger Mann erscheint, den rechten Fufs auf einem Adler, den linken auf einem Luchs. Er tauscht mit dem Magier Fläschchen gegen Haare aus. Dann verschwindet er. Die Sonne geht auf, aber Cyrano wird von dem Zauberer in eine Ruine geschleppt, wo die Jahrhunderte daran arbeiten, die Zimmer in die Keller zu verlegen. Dort nennt sich der Führer. Es ist Agrippa von Nettesheim, voreinst Zoroaster, der durch die Kraft des 'flüssigen Goldes' lebt. Der junge Mann ist der 'König der Feuergeister'. Nun erscheinen, wie in der (abgekürzten) Nomenklatur des vierten Aktes des *Pédant joué,* alle Mysterien der Magie: die Irrlichter, die Feen, die Larven, die Inkubus usw., das vierblätterige Kleeblatt, das Armensünderschmalz, die Mandragora usw., der kettenschleppende Mönch, der Kobold, der Paladin Hugo von Tours, der Teufel Vauvert, der Ewige Jude, der in Frankreich zuletzt 1604 zu Beauvais gesehen worden war, der wilde Jäger aus dem Wald von Fontainebleau, zuletzt unter Henri IV. erschienen, u. ä. Nach dieser fürchterlichen Prozession erwacht Cyrano in seinem Bette, in Schweifs gebadet und mit Herzklopfen. Schon die Erwähnung des Cornelius Agrippa, der in seinem Buche: *De Incertitudine et Vanitate Scientiarum* sich über den Glauben an Magie lustig gemacht hatte, würde genügen, um zu beweisen, dafs auch unser Autor ein Spötter ist. Aber die Maske der Ironie wirft er ab, und in bitterem Ernst redet er im zweiten Briefe. Sein Verdienst hierin ist um so gröfser, als er mit seiner Ansicht ziemlich vereinzelt dasteht und die Magie zu jener Zeit offiziell anerkannt war. Selbst Gelehrte wie La Mothe le Vayer und Guy Patin gaben die Existenz der Magie ausdrücklich zu und empfahlen nur gewisse Vorsichten in der Beurteilung der einzelnen vorkommenden Fälle. Man betrachte nun diesem gegenüber die stolze Art, mit der Cyrano einer ganzen Zeitanschauung, die von Staat und Kirche gleich geschützt war, im Namen der Vernunft den Fehdehandschuh hinwirft. Nein, er glaubt nicht an Hexerei und fügt sich der Autorität weder eines Philosophen, noch des Parlaments, wenn sie nicht durch Vernunftgründe gestützt ist oder von Gott kommt. *'La raison seule est ma Reine à qui je donne volontiers les mains et*

puis je sçay par experience que les esprits les plus sublimes ont choppé le plus lourdement; comme ils tombent de plus haut ils font de plus grandes chutes.' Mit aufserordentlicher Geschicklichkeit und Schärfe bespricht er verschiedene einzelne Fälle, nachdem er im allgemeinen das Törichte des Glaubens an Geschichten gegeifselt hat, die von unwissenden und halb verrückten Leuten niedersten Standes oder gar von Unglücklichen auf der Tortur ausgehen. Nicht minder treffend ist seine Kritik der Argumente für die Magie. *'Les sorciers (disent-ils) n'ont aucune puissance, dès qu'ils sont entre les mains de la justice. O par ma foy cela est bien trouvé, donc Maistre Jean Guillot, de qui le père a volé les biens de son Pupille, s'est acquis par le moyen de vingt mille écus dérobez que luy cousta son office de Juge le pouvoir de commander aux Diables, vrayment les Diables portent grand respect aux Larrons.'* Einige Fälle, die Cyrano bespricht, bieten auch kulturgeschichtliches Interesse. Ein Hirte soll am Hexensabbat teilgenommen haben. Das sind durch die eigenen Mittel hervorgerufene Traumvorstellungen, antwortet Cyrano und scheint damit auf ein merkwürdiges Experiment anzuspielen, das sein Lehrer Gassendi in einem Alpendorfe angestellt hatte.[1] Man sieht, dafs diese beiden hervorragenden Geister das Wesen der Autosuggestion und des Hypnotismus erkannt hatten, wenn sie es auch noch nicht wissenschaftlich zu begründen vermochten. Auch der Einflufs der Hysterie scheint Cyrano nicht verborgen geblieben zu sein, wenn er zur Erklärung der Tatsache, dafs es viel mehr angeblich besessene Frauen als Männer giebt, sagt: *'une femme à l'esprit plus leger qu'un homme et plus hardy par consequent à resoudre des Comedies de cette nature: et enfin elle pense estre si forte de sa foiblesse, que l'imposture estant decouverte, on attribuera ses extravagances à quelques suffocations de matrice ou q'au pis aller on pardonnera à l'infirmité de son sexe.'* Dabei spricht unser Autor nicht aus Unglauben, oder weil er die Religion verachtet; denn er anerkennt ausdrücklich die in der Heiligen Schrift zitierten Fälle: Geist Samuels, der Dämon in Saul und in den Schweinen der Gargasener, aber, sagt er, wir müssen annehmen, dafs die Herrschaft des Teufels zu Ende ging, als Gott leibhaftig zur Erde kam. Die gleiche Geschicklichkeit, einer misleiteten Theologie ihre Waffen zu entwinden, beweist er in der Diskussion des Exorzismus, wenn er darauf aufmerksam macht, dafs die Kreuzesform, vor welcher die Teufel einen solchen Respekt haben sollen, ja überall in der Natur vorkomme, wo eine Längslinie von einer kürzeren Querlinie senkrecht geschnitten werde. Wenn die Kirche es ihm befiehlt, will er an die grofsen Wirkungen der Magie glauben; bis dahin hält er diese Erzählungen für die *'gazette des Sots'* oder das Credo

[1] Alfr. Rambaud, *Histoire de la Civilisation française,* tom. II p. 154, und P. Brun p. 152 n. 2.

derer, welche zuviel Glauben haben. Seiner Meinung nach sind alle diese Besessenen, wie *'cette Penitente de Goffredy,*[1] *cette religieuse de Loudun,*[2] *cette fille d'Evreux',*[3] abgeschmackte Komödiantinnen, und er empfiehlt sehr energische Mittel, um ihnen diese Possen auszutreiben. Und er spricht als Kenner, denn er hat einer solchen Verhandlung, in der Richter und Angeklagte eine gleich unwürdige Rolle spielten, beigewohnt. Sicherlich ist Cyrano in seinem Urteil den Zeitgenossen weit voraus, und wenn Charles Nodier und P. Brun diesen Brief mit den Lettres provinciales Pascals vergleichen, so erweisen sie ihm damit nur genau soviel Ehre, als ihm zukommt.

Auf die Gefahr hin, den guten Eindruck, den die vorhergehenden Briefe auf den Leser gemacht haben mögen, wieder zu verwischen, wollen wir aus chronologischen und sachlichen Gründen hier die Entretiens pointus besprechen, deren Aufzeichnung und Herausgabe von V. Fournel und P. Lacroix unserem Cyrano zugeschrieben wird, und welche mit dem Stoff des ersten Teils der Lettres eine gewisse Ähnlichkeit haben. An sich tragen sie zum Ruhm unseres Schriftstellers nicht gerade bei, und wir hätten an den Pointen, die er in seinen übrigen Schriften verstreut hat, gerade genug für dies Genre. Nach den genannten Kritikern soll Cyrano aus den Gesprächen mit seinen witzigen und freigeistigen Freunden das Beste oder vielleicht nur das Passabelste herausgesucht und mit einer Vorrede aus seiner Feder bekannt gemacht haben. Ähnlich und mit ähnlichen Einschränkungen hatten dies vor ihm schon Beroalde de Verville und Sorel getan. Die Vorrede enthält eine Verteidigung der Pointe. Sie ist nicht in Übereinstimmung mit der Vernunft und nur ein angenehmes Spiel des Geistes, wunderbar nur in dem Sinne, daſs sie alles auf den Standpunkt des Vergnügens bezieht ohne Rücksicht auf den Stoff. Wenn sie aus einer schönen Sache eine häſsliche macht, so kann das ohne Bedenken geschehen, denn man hat immer recht getan, wenn man gut geredet hat. Man wägt die Dinge nicht, wenn sie nur glänzen. Übrigens haben es die erleuchteten Geister, welche sich in solchen Gesprächen ergingen, nur auf Unterhaltung abgesehen. Der Leser soll ihnen also die offenbaren Widersprüche und Unrichtigkeiten nicht anrechnen, mit denen sie sich untereinander und über alle Welt lustig machen wollten. Auch hat der Herausgeber Sorge getragen, ihre Namen zu maskieren, damit sie sich unerkannt unter die Menge mischen könnten und sicher wären

---

[1] Madeleine de Mandols, wegen welcher der Priester Gauffredy 1611 lebendig verbrannt wurde.

[2] Die Ursulinerinnen von Loudun, deren Verfolgungen 1634 Urbain Grandier auf den Scheiterhaufen brachten.

[3] Vielleicht Madeleine Baveut, die mit zwei angeblichen Komplizen 1647 ebenfalls durch Feuer hingerichtet wurde.

vor dem brutalen Zorn allfällig Angegriffener. Die 'Xenien' dieser Tafelrunde, soweit sie publiziert wurden, sind nun herzlich schwach, so daſs es sich nicht der Mühe verlohnt, nachzuforschen, wer unter den Namen Sokrates, Phocion, Timander, Plato, Simarander, Epaminondas, Philogias verborgen sein könnte. Platte Wortwitze wechseln ab mit unsauberen Späſsen, und die paar Spöttereien über kirchliche Dinge haben wenig Salz. Es ist anzunehmen, daſs das, was die Freunde von ihren Gesprächen zu unterdrücken vorzogen, gescheiter war als diese *'bêtises de gens d'esprit'*, die ich aus den Werken Cyranos hinwegwünschte. Die zwei Bonmots, welche die Menagiana II, p. 144, als vom Hofe bewunderte Produkte von Cyranos Witz zitieren, sind um kein Haar besser.

IV. Le Fragment de Physique ou la Science des choses naturelles.

Die kleine Abhandlung, welche den Zweck hatte, die Physik, oder was man zu jenen Zeiten unter diesem Namen verstand, zu popularisieren, ist erst 1662 in den *Nouvelles Oeuvres* mit einer Vorrede von Jacques Rohault herausgekommen, im Anschluſs an die Histoire comique des Estats et Empires du Soleil, um zu beweisen, daſs der Sieur de Bergerac ein Philosoph, d. h. ein gelehrter Physiker, gewesen sei und nicht nur ein Poet und Romanschreiber. Wann die Abhandlung entstanden und warum sie Fragment geblieben ist, ist nicht klar.[1] Ich bin geneigt, sie in das vorletzte Lebensjahr Cyranos zu verlegen, und denke, daſs sie aus der gleichen Ursache ein Torso wurde wie der Roman. Daſs der Autor einen ausführlichen Traktat im Auge hatte, beweist schon der Umstand, daſs demselben eine sehr ausführliche Übersicht über den zu behandelnden Stoff vorangeht, betitelt: Idée générale de la Physique, und eingeteilt in drei Partien: eigentliche Physik, Kosmographie und Mineralien. Nur die erste Partie ist zur Ausführung gelangt in folgenden Kapiteln: I. Von der Physik und ihrem Ursprung. II. Vom Fortschritt in der Physik und Anweisung für denjenigen, der sie studieren will. III. Vom Prinzip der sinnlichen Wesenheiten (*êtres sensibles*) und der Materie. IV. Vom Fortschritt der Materie im allgemeinen. V. Von der Bewegung und der Ruhe. VI. Von den Ursachen der Bewegung und der Ruhe. VII. Von der Verlangsamung der Bewegung. Das letzte Kapitel ist nicht vollständig. Das ganze Unternehmen hatte zum Zweck, die Lehren von Des-

[1] P. Brun p. 323 bezieht die Phrase Rohaults in der Vorrede: 'Lecteur, comme en étoit encore après les Estats du Soleil' auf die Entstehung des Fragments, das er demgemäſs frühestens 1650 ansetzt; aber diese Phrase selbst und die Angabe, daſs Rohault dies Fragment nicht gekannt habe, als er seine Vorrede zum *Voyage au Soleil* schrieb (1662), zeigt, daſs dies unrichtig ist.

cartes unter die Menge zu bringen und die wissenschaftlichen Theorien zu erklären, die in den Dioptérique und den Météores 1638, den Méditations 1641 und den Principes 1644 vorlagen. Ebenso hatte unser Autor wohl die *Physique du Prince* von La Mothe le Vayer gelesen, obschon sie erst 1657 von dessen Sohn publiziert worden ist; denn in den acht ersten Kapiteln dieses Buches finden sich viele Analogien mit den sieben des unserigen. Umgekehrt hat Jacques Rohault für seinen *traité de Physique,* 1691, sich oft eng an Cyranos Darstellung angeschlossen. Wir wollen nun diese, soweit sie in Ausarbeitung erhalten ist, kurz besprechen.

I. In der Frage der Vorurteile ergreift Cyrano Partei für Descartes gegen Gassendi und widerholt die *'Eclaircissements'* des ersteren gegen die *'objections'* des letzteren. Wir werden sehen, dafs er in seinem Roman teilweise einen anderen Standpunkt einnimmt. Als Beweis, dafs unsere Sinne uns täuschen, zitiert Cyrano aufser der Nadel, die uns sticht, das heifse Feuer, das schmackhafte Rebhuhn, den duftenden Moschus, die tönende Trommel, entsprechend den Cartesianischen Stellen über den Tastsinn, den Geschmack, den Geruch und das Gehör. Cyrano unterscheidet und bespricht aparte das Gesicht, denn, sagt er, *'il n'en est pas de même de l'impression des objets sur l'œuil et du sentiment qui en résulte, lequel est ce qu'on nomme lumière ou chaleur.'* Er zitiert für diese Lehre verschiedene Beispiele sowohl aus dem wachenden Zustande als aus dem Traume. Eines dieser Experimente scheint von ihm selbst hinzugefügt: 'Wenn wir einen Feuerbrand im Kreise herumschwingen, so verlegen wir den Feuerreif, den wir so hervorbringen, ebenso hartnäckig aufserhalb unser selbst wie den Feuerbrand selbst.' Auch aus den wechselnden Erscheinungen des gleichen Gegenstandes in Konvex- und Konkavspiegeln zieht er Konsequenzen und kommt zu dem Schlusse: Wir erkennen ohne Räsonnement nur die blofsen Sinneseindrücke und nicht, was sie erzeugt, woraus folgt, dafs die Physik wenig zur absoluten Sicherheit (in der Erkenntnis der Dinge) beiträgt, und dafs wir von den äufseren Dingen, welche die Physik studiert, nur durch Konjektur und Räsonnement etwas wissen.

II. Mit Berufung auf das so festgestellte Prinzip preist Cyrano die cartesianische Methode der Erfahrung, um die Ursachen der uns bekannten Wirkungen zu erkennen, nämlich vorausgehende logische Ableitung (*deduction*), nachträglich kontrolliert durch die Beobachtung, wie in der rationellen Mechanik, aber immerhin mit der Vorsicht, welche einem nicht voreingenommenen Geiste geziemt. Die Fehlerquellen der Beobachtung werden beachtet und der Satz aufgestellt, dafs jede Theorie mit der Erfahrung stehe und falle, und dafs wir keine als unumstöfslich annehmen dürfen, auch wenn noch kein Gegenbeweis vorliegt.

Wie bei Descartes wird übrigens auch hier der Vorbehalt des religiösen Glaubens gemacht. Anderseits ist Cyrano weit davon entfernt, auf die Worte des Meisters zu schwören. Er stellt zwei methodische Grundsätze auf: 1) es ist viel besser, zu sagen, ich weiſs es nicht, als in dunkle Erklärungen zu verfallen; 2) die Erklärungen müssen in kurze und klare Sätze gefaſst sein. Das zweite Prinzip ist offenbar cartesianisch (*Discours de la Méthode*), das erste aber gehört der Schule von Montaigne, Charron und der Gassendisten an.

III. Über das Wesen des Stoffes äuſsert Cyrano hier die gleichen Gedanken wie Descartes. Stoff ist Ausdehnung, *'corpus est res extensa'*. Auch die Beweise, mit denen er diesen Satz stützt, sind die cartesianischen. Er betrachtet hier das Vakuum als eine Schimäre, während er im Roman anderer Ansicht ist. Auch in bezug auf die unendliche Teilbarkeit der Materie, die unbeschränkte Ausdehnung des Stoffes und der Welt ist Cyrano hier Cartesianer. Für beide Philosophen ist also die Welt unbegrenzt, es sei denn, daſs die göttliche Offenbarung uns belehre, daſs die Welt begrenzt ist. Auch der Satz, daſs von zwei Körpern gleicher Ausdehnung der eine nicht mehr Stoff enthält als der andere, auch bei ungleicher Schwere, ist cartesianisch.

IV. Zu den Eigenschaften des Stoffes: unendliche Teilbarkeit und Beweglichkeit der Teile, rechnen Descartes und Cyrano noch die Gestalt (*figure*). Die unendliche Teilbarkeit war von Gassendi mit guten Gründen bekämpft worden, und wir werden diese Einwände im Roman wiederfinden. Hier, wo Cyrano nicht seine Überzeugung zu vertreten, sondern eine Schulmeinung zu popularisieren hat, geht er nicht darauf ein.

V. Cyrano gibt für den Satz, daſs ein Körper sich nicht von einem anderen loslösen könne, ohne daſs dieser andere sich gleichzeitig von ihm loslöst, folgenden Beweis: wenn ich mich in einer Pirouette um meine Achse drehe, so kommt das für die mich umgebenden Teile der Welt ganz aufs gleiche hinaus, als wenn ich mich unbeweglich verhielte und die Welt sich um mich drehte. Für die Reziprozität von Bewegung und Ruhe führt er zwei Beispiele an. Der Schiffer, der in seinem Schiffe von Wind und Wellen entführt wird, ist unbeweglich, insofern er sich nicht von den Teilen des ihn umgebenden Körpers, die mit ihm gehen, ablöst, und beweglich, insofern er sich von einem bestimmten Punkte des Ufers entfernt. Ferner: ein Schwimmer, der in einem Flusse ebensoviel Kraft verwenden würde, um gegen den Strom aufzukommen, wie der Strom verwendet, um ihn abwärts zu treiben, würde unbeweglich sein in Beziehung auf die beiden Uferpunkte, denen er immer parallel bliebe, und beweglich in Beziehung auf die Wasserteilchen, von denen er sich abwechselnd ablöst und mit ihnen verbindet. Daſs diese Beispiele weniger stringent seien als das bekannte Cartesianische

von dem Mann auf dem Hinterteil eines Schiffes, der zu fahren glaubt, wenn er nach dem Ufer zurückblickt, und zu ruhen, wenn er nur auf sein Schiff sieht, kann ich P. Brun p. 238 nicht glauben, der außerdem die zwei Beispiele Cyranos in leichtfertiger Weise kombiniert, indem er von einem *'nageur dans son bateau'* spricht.

VI. Unser Autor resümiert die Ursachen der Bewegung in folgender Weise: Gott hat gewissen Teilen der Welt eine Bewegung verliehen, welche er anderen versagt hat. Diese partielle Bewegung wird beständig unterhalten durch den nämlichen Gott, dessen Wille die primäre Ursache von allem ist, was wir in dem Mechanismus des Weltalls wahrnehmen. Aus diesem Prinzip entspringen folgende Konsequenzen: 1) ebenso wie Gott ist die Welt ewig; 2) da die Welt keinen Anfang gehabt hat, so ist kein bestimmender Grund vorhanden, warum sie aufhören sollte; 3) die Unbeweglichkeit braucht nicht aufzuhören; 4) das Quadrat sich nicht in eine andere Form zu verwandeln; 5) die Dinge müssen in dem Zustande verharren, in welchem sie sich befanden, eben weil sie sich darin befanden. An der Bewegung ist also nichts Erstaunliches. Die Nachforschung der Wissenschaft muß sich einzig auf den Punkt richten, warum hört die Bewegung eines Körpers auf? In Descartes' und Cyranos System ist ein Grund für das Aufhören der Bewegung a priori nicht vorhanden.

VII. Immerhin verlangsamt sich diese Bewegung in Anbetracht dessen, daß verschiedene Grade der Geschwindigkeit denkbar sind. Die durch Bewegung ausgelöste Kraft (*effort*) heißt Schwere, wenn die Bewegung von oben nach unten geht. Man kann dieses System auf jede Ortsveränderung anwenden. Der Ort ist nämlich die Oberfläche des umgebenden Körpers. Der in Bewegung befindliche Körper teilt diese Bewegung einem anderen Körper mit, aber mit gradueller Abnahme der eigenen Kraft bis auf Null. Zum Beweise dieser graduellen Verlangsamung, welche das System des vorhergehenden Kapitels umstößt, will Cyrano zwei Beispiele bringen und beginnt die Beschreibung eines (von ihm erdachten?) besonders konstruierten Rades.

Hier bricht leider das Fragment ab. Es ist nicht genügend, um uns von Cyranos wissenschaftlichen Kenntnissen ein fertiges Bild zu geben. Von Rohault wurden diese sehr hoch eingeschätzt, und wir glauben, daß bei weiterer Fortsetzung unser Autor sich noch mehr von Descartes Autorität freigemacht haben würde; denn daß er die Schwächen in dessen System in der Schule Gassendis zu erkennen gelernt hatte, werden wir in dem Roman sehen, zu dessen Besprechung wir nun übergehen.

Bern. H. Dübi.

(Fortsetzung folgt.)

Ungedruckte Meister-Foscolo-Briefe.

1815—1817.

Hugo Foscolo (1778—1827), der Verfasser des *Ortis* und der *Sepolcri,* hatte sich, um dem von ihm als Offizier von der neuen österreichischen Regierung geforderten Eide zu entgehen, Ende März 1815 aus Italien nach der Schweiz geflüchtet, wo er im Mai unter dem Namen Lorenzo Alderani in Zürich eine Zufluchtsstätte fand, die er im Sommer 1816 mit England vertauschte. Obschon mit einem einzigen Empfehlungsschreiben an das Bankierhaus Pestalozzi im Steinbock versehen, wufste er sich doch mit Zürchern zu befreunden, besonders mit den Gelehrten Joh. Heinrich Füfsli und Jacob Heinrich Meister. Im geselligen Hause des ersteren, wo Witz und Heiterkeit herrschten, spielte er gern Whist. Mit letzterem, der von 1773 an während vierzig Jahren die Grimmsche *Correspondance littéraire* fortführte, trat er in regen Briefwechsel, ihn seinen Wohltäter, seinen guten Nestor, seinen väterlichen Freund nennend.

Seine Briefe an denselben wurden von Adolf Tobler in der Reinhartschen Sammlung in Winterthur aufgefunden und in Eberts *Jahrbuch für romanische und englische Literatur* 1871 veröffentlicht.[1] Derselbe Romanist hatte schon vorher in seinem *Ugo Foscolos Aufenthalt in Zürich*[2] viel Interessantes über diesen berühmten Dichter und Gelehrten mitgeteilt.

Obwohl man Meisters Antworten an Foscolo in der Labronica (Livorno) aufbewahrt wufste,[3] blieben sie in Ermangelung einer getreuen Abschrift ungedruckt; nachdem aber ihr Wortlaut festgestellt worden ist, steht einer Veröffentlichung nichts mehr im Wege.

Die in diesen Briefen oft genannte ‘bella donna’ ist Mathilde Viscontini. Als Siebzehnjährige mit dem Napoleonischen General Jean-Baptiste Dembowsky vermählt (1807), lebte sie mit ihrem gewalttätigen und brutalen Manne in unglücklicher Ehe, die schliefslich zur gerichtlichen Trennung führte. Während der

---

[1] Die Originale sind seitdem leider abhanden gekommen.

[2] Separatabdruck aus der *Schweiz, Zeitschrift für Literatur und Kunst,* Bern 1862.

[3] *Epistolario di Ugo Foscolo* II, 326.

Dauer des Prozesses hielt sie sich in Bern auf und besuchte in Zürich Foscolo, mit dem sie seit vielen Jahren befreundet war (*Epist.* II, 245).[1]

Stendhal, der sie in Mailand sah und für sie mit unerwiderter Leidenschaft schwärmte, schreibt: '*Elle ressemble en bien à la charmante Hérodiade de Léonard de Vinci*' und anderswo: '*J'ai découvert chez elle un tact parfait pour les beaux-arts.*' Sie scheint sich gern mit ernsten Dingen beschäftigt zu haben. Meisters *Dialogues sur l'immortalité* und sein *Livre de Prières*[2] werden ihr, schreibt Foscolo, willkommen sein, '*elle a assez d'élévation d'esprit pour apprécier ce genre d'ouvrages, et trop d'amertume pour ne pas en sentir le besoin.*'

Neben ihrer Anmut und Lieblichkeit besafs sie einen energischen Charakter; sie war eine jener italienischen Frauen, die im Kampf mit der österreichischen Regierung für ein unabhängiges Italien Gefahren und Opfer nicht scheuten. Sie starb im Jahre 1825, 35 Jahre alt. S. Barbiera, *Figure e figurine del Secolo che muore,* Milano, Treves, 1899. Ihre (8) Briefe an Meister befinden sich in der Reinhartschen Sammlung.

Die soeben erwähnte Schrift über die Unsterblichkeit trägt den Titel: *Euthanasie ou mes derniers entretiens avec elle sur l'immortalité de l'âme,* Paris, Renouard, 1809, und da sie in den folgenden Briefen oft erwähnt, aber wohl unbekannt ist, so dürfte darüber folgendes der *Correspondance littéraire*[3] entnommen werden.

... Le cadre de ces entretiens est fort simple ... L'ami d'une femme intéressante,[4] attaquée depuis longtemps d'une maladie de langueur, se voit menacé du malheur de la perdre, et sent plus vivement que jamais le besoin de s'attacher aux seules espérances qui puissent adoucir nos plus profondes douleurs. Il trouve dans ces mêmes espérances le charme le plus propre à répandre quelque douceur sur les tristes moments qui doivent précéder une séparation si cruelle, et recueille tous les efforts de sa pensée pour faire partager à son amie un espoir dont son esprit, prévenu malheureusement par d'autres systèmes, avait paru jusqu'alors peu susceptible.

Dans le premier entretien, on prouve par différentes analogies que la vie peut exister encore, même lorsque tous les phénomènes qui l'annoncent, ont disparu. On montre la nécessité de chercher dans un principe invisible le premier moteur de nos sentiments et de nos idées.

---

[1] S. Chiarini, *Gli amori di Ugo Foscolo,* Bologna 1892.

[2] *Heures ou méditations religieuses à l'usage de toutes les communions de l'Eglise,* Zurich, Orell, Füfsli & Comp., 3 parties 1816, 1817 u. 1819. Sie sind dem Kaiser Alexander gewidmet, der dafür dem Verfasser durch Capo d'Istria einen mit Diamanten besetzten Ring einhändigen liefs.

[3] Aus einem in Winterthur befindlichen Manuskript.

[4] Madame Germaine de Vermenoux in Paris, deren Sohn von Meister erzogen wurde. S. *Henri Meister, Revue des deux mondes,* 1er novembre 1902, und *Lettres inédites de Mme de Staël à Henri Meister,* par MM. Paul Usteri et Eugène Ritter, Paris, Hachette, 1903.

Dans le second, on tâche d'établir plus positivement l'existence de ce principe, l'unité du pouvoir auquel sont subordonnées les différentes facultés de notre être, quelque différentes en effet, quelque opposées même que ces facultés semblent être souvent l'une à l'autre.

Dans le troisième entretien, après un coup d'œil rapide sur les bornes de notre savoir, on découvre dans les espérances que l'on rencontre aux dernières limites de ce faible savoir, la preuve d'une faculté bien supérieure à toutes celles dont notre organisation purement physique peut nous laisser entrevoir le mystère. On s'arrête à la contemplation du contraste étonnant de nos vœux et de nos moyens, de la hardiesse de nos aperçus, de nos intérêts et des pesantes chaînes de notre ignorance, du merveilleux pouvoir de nos passions et des limites étroites de notre activité. On fait sentir que tout ce qu'il y a de plus admirable dans les dispositions de la nature de l'homme, n'offrirait aucun résultat digne de la pensée qui les a conçues, si la fin de cette vie devait être le dernier terme de nos destinées.

Dans le quatrième entretien, on présente surtout la tendance morale du système de l'immortalité de l'âme comme une des plus fortes preuves de la vérité de ce système.

Le cinquième expose d'une manière peut-être aussi sensible que nouvelle l'heureuse conviction dont jouit le vrai chrétien, en trouvant dans le fait le plus remarquable de sa croyance le gage de cette révélation si vivement désirée par Socrate.

Le sixième développe les raisons par lesquelles la sagesse divine n'a pas permis sans doute que nous pussions obtenir de plus vives lumières sur la certitude d'une vie à venir.

Le septième offre le tableau des impressions qu'éprouve une âme remplie de ces sublimes espérances, à la vue des ravissantes merveilles d'une belle soirée.

Le huitième présente dans une espèce de vision quelques aperçus des félicités d'une autre vie.

Malgré tout ce que laisse à désirer l'exécution d'un pareil plan, ou plutôt le simple récit de ces différents entretiens, j'aime à croire que des âmes sensibles y trouveront un intérêt assez doux, et les philosophes de bonne foi l'indication du moins des preuves et des probabilités les plus frappantes en faveur de la plus sainte et de la plus consolante de nos opinions religieuses.

Pour prouver que ces entretiens ne sont pas une simple fiction, peut-être nous pardonnera-t-on de rapporter ici le témoignage, quoique trop flatteur sans doute, de deux amies qui connurent particulièrement la personne désignée sous le nom d'*Euthanasie:*

Lettre de Mme de St[aël]-H[olstein].

'C'est avec un véritable entraînement que j'ai commencé et fini la lecture le même jour. Il y a tant de pureté, de douceur et d'élégance dans le style, qu'on se laisse séduire par des pensées justes et profondes, comme par un roman. Je voyais aussi dans ces *Entretiens* l'image d'une personne qui a protégé mon enfance ...[1] Vous portez une grande clarté dans les abîmes, et cela fait du bien, au moins pour un moment: car les ténèbres y reviennent bien vite.'

Extrait d'une lettre de Mme R[illiet] H[uber].[2]

'La forme que vous avez donnée à l'ouvrage captive et soutient l'attention tout à la fois; et cette Elle [Mme de Vermenoux] que vous avez

[1] Mme Germaine de Vermenoux war Patin der Mme de Staël.

[2] Jugendfreundin der Frau v. Staël. S. Mme Necker de Saussure, *Notice sur le caractère et les écrits de Mme de Staël.*

montrée sous un jour si touchant, et dans laquelle je me plais à retrouver tous les traits d'une personne que j'ai regardée dès ma plus tendre jeunesse comme le type de la grâce et le véritable modèle à suivre pour une femme, cette Elle, combien, combien vous faites envier son sort par l'ami qui la console et la soutient.'

1. Meister an Foscolo.

Berne, 23 décembre 1815.

Monsieur,

C'est peu de jours après mon arrivée à Berne que je devais recevoir, vous me l'avez fait espérer, l'intéressante lettre dont j'ai vu le commencement, il y a quelques mois, dans votre scartafaccio. Très bêtement j'ai la faiblesse de l'attendre encore. Mais il y aurait plus que de la bêtise, il y aurait de l'ingratitude à différer plus longtemps de vous remercier de la lettre dont vous aviez eu la bonté de me charger à mon premier départ de Z[urich] pour Mme la g[énérale] Dembowsky.[1] Je lui dois sans doute l'accueil favorable dont elle a daigné m'honorer, et par conséquent les plus agréables soirées que j'ai passées ici. J'ai vu véritablement peu de personnes douées d'une âme plus forte, plus douce, plus sensible. Aux charmes touchants de sa figure, de son esprit, de son caractère, elle joint encore un talent dont vous ne m'aviez point parlé, un talent très distingué pour la musique.

Tout ce qui m'entoure ici n'en est pas moins enchanté que moi, surtout ma belle-fille,[2] sa bonne mère [Frau Meister], et l'une de nos nièces,[3] à qui Mme D. a été particulièrement recommandée par une maison de Genève. Ainsi j'ai le bonheur de me trouver dans la seule société avec qui les circonstances et son extrême réserve lui ont permis de se lier.

Ma vieillesse m'a fait obtenir la faveur de la voir même assez souvent chez elle, et je ne jouis jamais d'un si doux privilège de mon âge, sans me consoler, encore un peu plus sérieusement que dans mon catéchisme De senectute,[4] de n'être plus jeune. Nous nous entretenons souvent de vous, de vos ouvrages, de vos projets, car elle aime mieux s'occuper des autres que d'elle-même. Que l'on serait heureux de mériter sa confiance! et mille fois plus heureux encore de pouvoir contribuer à lui faire oublier ses peines, à lui rendre ce bonheur, ce repos qu'il est si difficile de trouver dans ce monde avec une sensibilité comme la sienne!

Quelles sont en ce moment les dispositions de la vôtre? Il est permis à l'intérêt le plus sincère de vous adresser cette question. Vos projets, l'irrésistible ascendant de votre génie et de vos destinées, ne vous entraîneront-ils pas bientôt loin de nous? Aurai-je du moins le bonheur de vous retrouver encore à mon retour à Zurich?

En attendant, j'ose vous féliciter, je crois, de la nouvelle aurore d'indépendance qui vient de luire sur votre ancienne patrie. Ah! puisse-t-elle être suivie d'un jour plus long, plus tranquille qu'elle ne le fut au commencement de ce siècle![5] Sera-t-on plus libre en effet sous la protection

---

[1] S. Foscolos Brief, datiert Baden, 22. Sept. 1815.

[2] Meisters Stieftochter Charlotte Bürkli. Sie war mit einem Sohne der durch Mme de Staëls *Delphine* bekannten Frau Zeerleder (Mme de Cerlèbe) verheiratet.

[3] Frau Beuther, Tochter des bekannten Historikers Gottlieb Emanuel Haller, Sohnes des grofsen Haller und der Margaretha Schulthefs, der ältesten Schwester der Frau Meister.

[4] *Lettres sur la vieillesse* par J. H. Meister. Paris, Renouard, 1810 und 1817.

[5] Foscolo war von Zante, einer der ionischen Inseln, gebürtig. Nachdem dieselben unter venezianischer Herrschaft gestanden, wurde 1800 der Freistaat der

de la nation la plus éclairée que sous celle du peuple le plus ignorant et le plus esclave? Le progrès des lumières et de l'industrie, plus favorisé pour l'intérêt même des protecteurs, ne finira-t-il pas par être une meilleure garantie de votre indépendance que toute protection étrangère, même la plus puissante de l'univers? Je veux l'espérer, car enfin, à force de vouloir surveiller et protéger la liberté dans toutes les quatre parties du globe, ne risque-t-on pas d'user enfin tous les ressorts de sa propre puissance, tous les bienfaits de sa propre liberté? Dii meliora.

Sur ce, permettez-moi, Monsieur, de vous renouveler ici tous les hommages de ma plus tendre reconnaissance, de me plus vive admiration.

Yours for ever

J. H. M.

Maison de M. Zeerleder-Burkli.

2. Foscolo an Meister.

16 juin 1816.

A Monsieur Meister.[1]

Si vous avez l'occasion de parler à Mme et à M. Finsler, ayez la bonté de les prier (sans trop d'empressement) qu'ils tâchent à Berne de découvrir, s'il est possible, les raisons de ce M. Ettori. A présent je suis sûr qu'il est en correspondance avec quelques ministres des cours étrangères à Berne, et je ne puis plus presque douter qu'il ne soit envoyé par les Autrichiens, mais à quel objet? et avec quelles intentions? J'aperçois aussi qu'il commence à m'assiéger dans les formes. Il n'a pas cependant la volonté de me faire du mal, mais peut-être il en aura l'intérêt. Je ne crains rien au reste, mais je voudrais être à l'abri fin anche dalle molestie ...

Je recommande le paquet à la protection de Mme Finsler.

Adieu. Hugues.

3. Meister an Foscolo.

A Monsieur Monsieur Ugo Foscolo.

Tout ce que j'ai pu apprendre de M. Ettori[2] ne justifie que trop vos appréhensions. Il a dit ici qu'il avait été chargé de dépêches pour le ministre de Prusse qui vient d'acheter une petite campagne aux environs de Berne. D'après l'idée que vous m'avez donnée vous-même de l'homme, et que d'autres rapports ont encore confirmée, je pense que vous n'avez point à le craindre, mais qu'il ne vous convient nullement d'entretenir aucune liaison avec un pareil être. Hic niger est, hunc tu fugito, Romane.[3]

Addio.

4. Meister an Foscolo.

[Baden en Argovie], ce dimanche matin 30 juin 1816.

Caro car^{mo}, N'étais-je pas assez disappointed déjà de passer un jour après l'autre ici sans vous y voir arriver? Faut-il encore apprendre hélas!

---

sieben vereinigten Inseln unter Hoheit der Pforte gegründet. 1807 kamen sie an Frankreich und 1809 an England. Am 15. November 1815 wurden sie unter englischem Protektorate unabhängig, 1863 aus demselben entlassen und mit Griechenland vereinigt.

[1] Dieses der Reinhartschen Sammlung entnommene Billet Foscolos trägt auf dem zerrissenen Siegel die fünf ersten Buchstaben seines Mottos: *Accingar zona fortitudinis* ('Mannhaftigkeit mein Gürtel').

[2] Sehr wahrscheinlich ein österreichischer Spion.

[3] Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto. (Horaz, Sat. I, 4, 85.)

que ce sont de trop bonnes ou de trop fâcheuses raisons qui vous ont fait renoncer au projet dont je m'étais promis tant d'agréables moments! Si j'en avais eu la possibilité, ce n'est pas par écrit que je vous répondrais; mais demain au soir je compte être de retour d'assez bonne heure pour aller m'assurer moi-même que votre indisposition physique et morale n'aura pas eu de suite, et que vous aurez pu vous dispenser même de recourir au temuto salasso.[1] En attendant, permettez-moi de vous le dire, mon très cher, il me semble que vous voyez et que vous prenez en général les choses de la vie beaucoup trop poétiquement. N'oubliez-vous pas trop souvent que les trois quarts et demi de notre existence actuelle sont de la prose très positive et très commune, qu'il faut malheureusement la considérer et la traiter dans ce sens pour s'épargner toute sorte de contrariétés. J'espère qu'il n'y a rien de personnel dans l'avis aussi mystérieux que désobligeant dont vous a gratifié votre albergatore.[2] Il ne serait pas impossible à la vérité que notre haute police ait cru devoir faire réserver les meilleurs appartements de toutes les grandes auberges aux députés de la Diète et aux membres du corps diplomatique qu'on ne sait où loger. Mais il est très possible aussi que tout simplement le signor albergatore ait calculé qu'il pourrait les louer avec plus de profit à l'un de ces messieurs qu'à tout autre étranger, et surtout à un poète qui ne boit point de vin.

Quoi qu'il en soit, je n'en suis pas moins désolé de tous ces contretemps, et surtout de l'odieuse impression qu'ils paraissent vous avoir donnée contre un pays où j'aurais tant désiré que vous eussiez pu trouver un asile assez tranquille, assez confortable pour vous consoler de la belle patrie dont les circonstances vous tiennent si péniblement éloigné.

Addio, domani vi rivedrò, e poi domani ancora, lo spero almeno; mais le silence della gentile e più cara donna commence à me donner quelque inquiétude. *Χαιρε* et vale.

5. Meister an Foscolo.

Zurich, 9 août 1816.

A Monsieur Monsieur Ugo Foscolo.

Sig. mio, caro carissimo, Votre lettre[3] et les nouvelles que vous me donnez de l'amabile Beltà m'ont fait un extrême plaisir, mais comme nought is pure in this bad world, j'ai eu beaucoup de chagrin de l'impertinente tracasserie que vous venez d'éprouver à B[erne]. Au reste, j'en suis peu surpris. Hélas! ce qui doit garantir le plus essentiellement votre repos, vos talents, votre réputation et le nom de l'illustre ami,[4] voilà justement ce qui donne de l'ombrage à certaines gens. Dans toute cette ridicule affaire, l'effrontamente (sic) me console un peu.[5] Si ces messieurs étaient plus accoutumés au vilain métier dont ils veulent bien se charger, ils s'en acquitteraient avec moins de gaucherie.

---

[1] '*Temo,*' schreibt Foscolo an Meister am 28. Juni, '*che a levare i semi di queste noie ricorrenti* [rheumatische Schmerzen] *ci vorrà il temuto salasso.*'

[2] Nachdem Foscolo bis zum 19. Juni in Hottingen bei Zürich (*Epist.* II, p. 239) zur Miete gewesen, war er in den Gasthof zum Raben, Zürich, Hechtplatz 1, gezogen.

[3] Datiert [Berna], martedì 6 agosto. Foscolo hatte Zürich im Juli verlassen, und nach kurzer Kur in Baden weilte er in Bern vor seiner Abreise nach England.

[4] Capo d'Istria, 1814 russischer Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft und nachher russischer Minister des Auswärtigen. Er besuchte Foscolo in Zürich. *Epist.* II, 162.

[5] Foscolo beklagte sich (6. Aug.), dafs seine Briefe von der Polizei 'sfrontatamente' mit Beschlag belegt worden seien.

Au reste, soyons justes, même avec ceux qui le sont le moins. N'oublions pas, mon excellent ami, que, si d'une part, dans presque toutes les classes, il y a non seulement plus de mécontentement réel, mais encore plus d'inquiétude et d'intérêt et d'opinion qu'il n'y en a jamais eu, l'on ne doit pas être surpris que de l'autre il y ait aussi plus de soupçon, plus de défiance, et par conséquent toutes les mesures illibérales qu'inspire un pareil état de choses. J'en conclus qu'avec la conscience la plus pure, la poésie la plus sublime dans l'esprit et dans le cœur, il faut bien se résigner au triste soin d'éviter jusqu'à l'ombre des dispositions si redoutées aujourd'hui des plus grandes comme des plus minces puissances de la terre; elles n'en restent pas moins responsables au tribunal de la postérité, plus sûrement encore à celui de l'éternel arbitre de l'univers. Quelque effort qu'on fasse en ce moment pour établir la sainte Alliance et la paix universelle, elle est bien loin d'être encore finie, la grande lutte entre Jupiter stator et *Ζευς νεφεληγερετης.*[1]

Vous voulez, sig. mio caro, que je vous dise sans ménagement mon jugement sur ce que vous appelez fort mal à propos vos lunghissime filastrocche.[2]

Eh bien! je vous dirai sans aucune espèce d'indulgence que je les ai relues avec infiniment d'intérêt et sans aucun égard à la corde dont je vous sais tant de gré.[3] On cherchera toujours dans l'examen le plus sévère et le plus impartial que puisse faire un auteur de son ouvrage quelque finesse d'amour-propre cachée, mais c'est une remarque si commune que je rougis presque de l'avoir répétée ici. Il n'en est pas moins sûr qu'un pareil examen, fait aussi consciencieusement que le vôtre, et comparé encore avec les opinions de tant de critiques étrangers, est peut-être une des choses les plus instructives et le plus moralement utiles qu'on puisse lire.

Je vous remercie beaucoup de l'indulgence que vous avez eue pour mes *Etudes.*[4] Plus j'en suis touché, plus j'ai de regret de ne pouvoir causer avec vous très particulièrement sur celles de mes opinions qui diffèrent le plus des vôtres. S'il est des sentiments auxquels je tiens avec assez de constance, il n'est aucune de mes opinions que je n'abandonne encore facilement, comme dans ma jeunesse, pour une autre, n'eût elle même d'autre attrait pour moi que d'être plus ancienne ou plus nouvelle.

A présent, addio, caro carissimo. L'excellent Acate,[5] qui vous remettra ces lignes, se charge de vous porter mes vœux et ceux de ma jeune vieille amie.[6]

S'il était encore permis de me livrer à quelque espérance, comme j'embrasserais vivement celle de vous revoir encore dans ce monde, et plus volontiers encore qu'ailleurs dans ce pays, quelque sombre que soit

[1] Der Streit zwischen dem erhaltenden und dem wolkensammelnden Gotte, den konservativen und den revolutionären Mächten.

[2] Die lange *Notizia bibliografica* der 1816 in Zürich gedruckten, den Titel Londra 1814 tragenden Ausgabe der *Ultime lettere di Jacopo Ortis.*

[3] *La corde sensible.* Diese empfindsame Saite hatte Foscolo in folgender Stelle seiner *Notizia bibliografica* des *Ortis* p. XCVIII angestimmt: '*Euthanasie, operetta sull'immortalità dell' anima, è forse il più bello de molti lavori letterari del Sr. Meister. Uno scrittore italiano la sta traducendo.*' Nichts konnte Meister mehr freuen, als in Foscolo einen berühmten Übersetzer seiner *Euthanasie* zu finden. Auch war sie nicht, wie die Mehrzahl seiner Schriften, in eine andere Sprache übertragen worden.

[4] *Etudes sur l'homme dans le monde et dans la retraite,* Paris, Renouard, 1804.

[5] So nennt Foscolo seinen Sekretär Andrea Calbo, mit dem er in England bald leidige Erfahrungen machen sollte. Calbo war für den Druck des *Ortis* in Zürich zurückgeblieben und traf nachher mit seinem Herrn in Basel zusammen.

[6] Im Alter von 62 Jahren hatte sich Meister mit der Witwe Ursula Bürkli, einer Jugendliebe, verheiratet.

l'horizon sous lequel vous étiez disposé à le voir en m'écrivant votre dernière lettre. Je suis désolé qu'au moment de quitter ma patrie, elle vous laisse une impression par trop sinistre. Croyez que nous ne sommes pas aussi méchants que nous sommes faibles et gauches,[1] que ces formes qui vous blessent cachent seulement un grand fond de prudence et de bonhomie. Oubliez tout le reste et souvenez-vous seulement de nos beaux sites, de l'amabile donna, de quelques amis parmi lesquels je me flatte d'être au moins le plus reconnaissant et le plus dévoué. *Χαιρε και φιλει.*

Yours for ever.

Je félicite notre bonne nièce Mme Beuther d'avoir eu le plaisir de faire votre connaissance. Tant mieux si elle ne vous a pas trouvé trop amabile. M. Addington[2] me charge de vous faire ses remercîments les plus empressés. Il n'a pas encore lu le nouveau volume [Ortis], mais il a été transporté des Sepolcri que je lui avais prêtés il y a quelques jours. Notre cher André [Calbo] doit être chargé des souvenirs reconnaissants de Mmes Mousson[3] et Finsler.[4]

6. Meister an Foscolo.

Zurich, 16 novembre 1816.

Sig. ed amico caro carissimo,

Je vous aurais déjà remercié de l'intéressante et douce lettre que vous m'avez écrite de Francfort,[5] si je n'avais pas cru devoir attendre celle que vous m'y promettiez d'abord après votre arrivée à Londres. Je ne l'ai point reçue, mais je n'en ai pas eu moins de joie des bonnes nouvelles que vous avez données à la famille Füssli. Et je ne puis différer plus longtemps de vous dire combien, malgré tous les regrets que m'a laissés votre départ, je suis heureux de vous savoir dans un pays où votre génie et vos talents peuvent se déployer en liberté, où votre renommée et l'intérêt des amis dont vous êtes entouré, vous assurent tout le repos et toute l'indépendance dont vous avez besoin, où vous serez enfin plus à même que partout ailleurs de rendre à votre ancienne patrie les services les plus éminents. J'aurais bien préféré sans doute que vous eussiez trouvé dans la mienne un asile digne de vous; mais on ne mérite pas d'avoir des amis, quand on ne sait les aimer que pour soi. Il faut donc se résigner à ne les aimer que de loin. Serait-il vrai que cette espèce de désintéressement doit paraître un peu moins difficile à mon âge qu'à tout autre?[6] Mon cœur a plus d'une raison d'en douter.

Notre cara, celeste e misera donna vient de repartir pour Milan, mais avec des pressentiments bien pénibles, bien sombres, quoique accompagnée de très puissantes et très aimables recommandations. En est-il, hélas! qui puissent surmonter tous les obstacles, tous les intérêts et toutes les inimitiés qui s'opposent au bonheur de cette âme si noble et si sensible? Ah! je suis bien sûr que, si vos relations en Angleterre vous pouvaient offrir quelque moyen aussi favorable qu'imprévu jusqu'ici

---

[1] Die Plackereien der kantonalen Polizeibehörden hatten Foscolo erbittert. '*V'è pur della gran putredine politica in questa arcimoralissima Svizzera,*' schreibt er am 6. August an Meister.

[2] Sekretär Cannings, britischen Gesandten in der Schweiz.

[3] Gattin des Kanzlers der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

[4] Wahrscheinlich die schon genannte Frau General Finsler-Escher, der Meister seine *Promenade au-delà des Alpes* widmete.

[5] Dat. 30. August 1816.

[6] Meister war geboren am 6. August 1744, er starb am 10. November 1826.

de la tirer de l'affreux labyrinthe où le sort l'a jetée, elle-même n'en serait pas plus heureuse que son digne ami.

Le ciel du pays que vous habitez en ce moment, n'est pas à mon gré plus nébuleux, plus στυγναζων[1] que tout l'horizon politique de notre pauvre vieille Europe. Je m'en afflige comme si j'avais eu l'espoir d'être encore longtemps témoin des prospérités où semblaient l'appeler et le progrès général des lumières et l'expérience de ces dernières années, ou plutôt de ces derniers siècles de bouleversement et de malheur. J'ose regretter quelquefois de n'avoir pas eu le courage ou l'indiscrétion de vous remettre à votre départ le manuscrit de mes Esquisses européennes, commencées en 1798 et finies en 1815.[2] Ce ne sont que des fragments, mais je me persuade, ou je me flatte d'y avoir consigné quelques vérités utiles, avec une manière très franche et très indépendante de toute autre opinion du moment que de la mienne. Quoique j'y dise assez de mal de votre fière Albion,[3] c'est toujours avec le sentiment du propre respect que doivent inspirer et sa constitution politique et l'esprit public qu'a fait naître cette admirable constitution, et qui sans doute lui survivra longtemps, de quelques dangers que la menacent aujourd'hui les abus et les illusions de la plus énorme puissance et de la plus énorme richesse.

En attendant, grondez-moi, caro amico, grondez-moi comme je le mérite. Faible et vieux comme je le suis, ne devrais-je pas être guéri de la manie de barbouiller, et surtout d'importuner le public de mes jeunes et vieilles rêveries ... Eh! bien, je tâcherai d'y renoncer ... La seule jouissance de ce genre que vous me pardonnerez d'espérer avant de mourir, c'est de voir encore mon Euthanasie ressuscitée, embellie par vous, et d'en faire l'hommage à la donna gentile dont le seul intérêt a pu vous engager à l'honorer de tant de faveur. Si vous avez eu véritablement l'extrême bonté d'achever cette traduction, toute réflexion faite, ne conviendrait-il pas mieux de la faire imprimer à Londres, et n'en tirerait-on là plus de parti qu'en France ou bien ici? Je ne doute pas cependant que mon ami, M. Renouard, ne se chargeât très volontiers d'en être l'éditeur, et vous savez qu'il imprime assez bien. Il m'annonce une nouvelle édition de mes Lettres sur la vieillesse.

Addio, caro, carissimo amico, je vous embrasse de toute mon âme, et je désire ardemment que tous les charmes de l'amitié, des talents et des arts, avec tous ceux de cette liberté si chère au génie, se réunissent sans cesse autour de vous, et puissent vous consoler de tout ce que vous avez quitté, à commencer par le beau soleil de votre patrie ... Le comte de Capo d'Istria est-il encore à Corfou?[4] Mme M[eister] vous dit toutes les tendresses qu'il est permis de dire à son âge. Ne me laissez point oublier de votre bon et fidèle Acate.

Comment les grands yeux noirs trouvent-ils les beauties of England?

Yours for ever.

---

[1] Trübe.

[2] *Esquisses européennes, commencées en 1798, et finies en 1815, pour servir de suite à la Correspondance du baron de Grimm et de Diderot.* Paris et Genève, Paschoud, 1818.

[3] '... Le beau siècle de la gloire littéraire de l'Angleterre, celui qui avait produit Shakespeare et Milton, Dryden et Pope, Bacon et Newton, Locke et Shaftesbury, n'a-t-il pas fini depuis l'époque où sa puissance commerciale et maritime ont achevé d'envahir, pour ainsi dire, toute l'activité, toute l'ambition nationale? ... Au milieu de tous ses succès, si l'Angleterre ne met aucune borne aux orgueilleux projets de son ambition, ne doit-elle pas redouter enfin le jugement annoncé dans l'Apocalypse sur le sort de cette Babylone la grande, qui est assise sur les grosses eaux, qui disait dans son cœur: je siège comme une reine, *rule on the waves*, je ne suis point veuve et ne verrai point de deuil ...' p. 251 ff.

[4] Korfu war die Heimat des Grafen.

7. Foscolo an Orell, Füſsli & Cie.

London, 4 mars 1817.

Foscolo an Messrs Orell, Füssli & Comp., Zurich Suisse,

Mon cher ami,[1] Je viens de recevoir par M. Colnaghi une de vos lettres; il m'a trouvé malade et au lit, comme je le suis presque toujours pour mon malheur; en perdant l'usage de mon corps, je sens que je perdrai l'usage aussi de mon esprit, je n'ai que de l'amertume dedans moi, et autour de moi des ténèbres. Je souhaite de toute mon âme les ténèbres de la nuit éternelle, car en vérité je n'en puis plus; mon courage n'est pas tout à fait usé, mais mes forces le sont tout à fait.

M. Colnaghi m'a promis qu'il vous aurait écrit au sujet de M. Le Vasseur, car ni le portrait, ni les Didymes,[2] ni les Ortis[3] ne sont point arrivés; même d'après votre lettre, qui m'annonçait l'expédition depuis le mois de novembre, je n'en ai jamais entendu de nouvelles.

Quant à votre papier,[4] je vous ai souvent écrit, mais pour épargner les énormes frais de l'affranchissage, j'ai donné mes lettres pour le continent à une personne qui apparemment m'a desservi, ou elle-même a été desservie, car ni vous ni M. Meister, à qui j'ai répondu deux très longues lettres, ni ma mère, ni personne en Italie n'ont reçu ces malheureuses lettres. Ainsi soit-il. J'écrirai donc directement par la poste et je retrancherai sur mon dîner; car je n'ai pas honte de vous l'avouer, ma maladie et la détresse horrible du pays où je me trouve m'ont obligé à vivre à mes dépenses uniquement, et pour mal vivre il me faut une trentaine de livres sterling par mois, car je dois aussi payer les médecins, et chaque lettre que je dois mettre à la poste ou recevoir, me coûte précisément l'argent nécessaire à mon dîner de malade. Celle que vous avez envoyée dernièrement a Monsr Colnaghi a coûté près de six schillings, ce qui fait à peu près huit francs de France: ne m'envoyez plus, je vous en conjure, aucune lettre sous enveloppe, écrivez-moi dans une seule feuille de papier comme celle-ci, et ramassez-y tout ce que vous voudrez, comme je ferai aujourd'hui.

D'abord à Mr Gianni, banquier de Turin, qui est parti de Londres pour sa patrie, et qui dans le temps passé a demeuré chez le Dr Römer, j'ai consigné une lettre pour vous, mon ami, et j'y ai joint toutes les pièces justificatives relativement à l'achat, au payement et à l'expédition du papier. M. Gianni m'a promis sur son honneur que, aussitôt qu'il aurait touché Paris, il aurait affranchi la lettre pour Zurich; aussi j'espère que vous l'aurez à cette heure. Je vous répète ma prière de con-

---

[1] Dieser an Joh. Hagenbuch, Gerant et Associé der Buchhandlung Orell, Füſsli, gerichtete Brief, auf den Foscolo am 28. März 1817 verweist (*Epist.* II, 296), hat sich, weil auch für Meister geschrieben, im Nachlaſs des letzteren gefunden.

[2] *Didymi clerici prophetae minimi hypercalypseos liber singularis*, Pisis M.D.CCC.XV (oder vielmehr Turici MDCCCXVI), eine von Foscolo gegen Monti und andere italienische Schriftsteller gerichtete Schmähschrift. Dazu erschien in zwölf Exemplaren ein Schlüssel. Das elfte ist der Stadtbibliothek Zürich gewidmet, das siebente Joh. Heinrich Füſsli mit folgender Aufschrift:

Sitis felices et tu simul et tua nata
Et domus ipsa, in qua lusimus, et domina.

[3] Am 26. Mai 1818 schreibt Hagenbuch an Foscolo: '... *L'édition d'Ortis va peu à peu. Si l'entrée en Italie n'était pas interdite, elle serait déjà épuisée; par contre la très bonne traduction de M. Orell n'a pas encore de succès, quoiqu'elle soit bien préférable à celle de M. Luden. On a ajouté, outre les notices littéraires, votre discours tenu à Lyon ...*'

[4] '*Papier velin anglais*', das Foscolo in London für Orell, Füſsli gekauft hatte.

server soigneusement les papiers justificatifs; je vous écrirai en temps et lieu le moyen de me les renvoyer: de ces papiers seuls dépend la possibilité de rattraper mon argent qui, d'après votre commission, m'a été extorqué par un escroc et par la faute du malheureux Calbo. Je tiens pour certain que le papier ne vous a été jamais envoyé; mais en tout cas vous verrez par les pièces que les prix de commission, emballage, &c. en sont exorbitants, et comme le courtier s'était engagé de vous faire arriver le papier pour février, vous avez le droit de le renvoyer; mais il me faut une protestation en forme de votre part, qui déclare que le papier n'étant arrivé dans le temps promis faute de prompte expédition, vous réclamez votre argent, et vous avez laissé la marchandise à la douane; vous verrez que j'ai donné le 14 novembre une lettre de change à trois mois sur moi-même, et il m'a fallu payer les 64 livres sterling, sans quoi j'aurais été mis en prison par le même escroc qui, selon toute apparence, n'a jamais acheté ni envoyé le papier.[1] Au reste, ma lettre précédente vous aura instruit plus en détail de cette triste affaire qui m'a troublé plus que vous ne croyez, et plus que la chose même ne mérite pas; mais, mon cher ami, je suis très malade et très pauvre, et dans mon état l'imagination s'exalte facilement.

A présent, pour mon très cher M. Meister: il m'est doux comme ami, comme maître et comme père. Souvent, en désirant la mort, je m'afflige de ne pouvoir pas expirer dans ses bras; c'est à lui seul que je voudrois confier mes dernières volontés et mes manuscrits. J'avais l'intention de lui faire une surprise en lui envoyant un bel exemplaire de son Euthanasie que j'ai tourné de mon mieux en italien. Au commencement d'octobre j'en avais entrepris l'édition en très joli caractère; j'avais alors plus d'argent, plus de forces et surtout plus d'espérances; maintenant, à chaque pas que je fais avec mon imagination dans l'avenir de ma vie, je n'y trouve que de l'obscurité et de la glace, ma lanterne magique est désormais sans lumière et sans feu. J'ai chez moi la première feuille de la traduction de l'Euthanasie imprimée,[2] mais mon infirmité, la pauvreté qui en est la suite, et l'abandon du malheureux Calbo m'a empêché de continuer l'édition. Je vous ai déjà écrit avec quelle ingratitude froide Calbo m'a abandonné lorsque j'étais presque à l'extrémité: Tant que j'étais riche et que je le traitais en padrone, il me craignait et il craignait de me perdre; mais lorsque j'étais son ami et son frère, et qu'il a eu peur que ma mort le laisserait sans appui, il a perdu tout égard, et même toute compassion; il m'a obligé de lui dire de songer à ses intérêts; il m'a répondu qu'il y avait déjà songé, et qu'il avait cherché même un autre logis pour lui seul, plus à portée de donner des leçons d'italien; il m'a cependant assuré, comme d'une grande générosité de sa part, qu'il m'aurait tenu compagnie jusqu'au moment que je me serais trouvé mieux, mais je n'ai point voulu attendre ce moment, je lui ai donné même de mon peu d'argent pour payement entier de ses gages, et malgré ma triste situation il a eu la bassesse de l'accepter. Je ne le vois plus, que le ciel ne le punisse jamais! Mais c'est une des blessures les plus profondes que la main d'un homme a ouverte dans mon cœur. Vous savez, mon cher Monsieur Meister, que je m'abandonne facilement aux remords, mais, quant à Calbo, je vous assure devant Dieu que je n'ai aucun remords. Personne n'a reçu plus de bienfaits de moi que Calbo, et je n'ai témoigné plus d'égards à personne, et je peux jurer que c'est le seul homme avec

---

[1] 'La caisse est arrivée; c'est une grande satisfaction pour moi ...' schreibt Hagenbuch an Foscolo am 26. Mai 1818.

[2] Was der Dichter als Tatsache hinstellt, war vielleicht bloſse Absicht. Ähnlich äuſsert er sich später über einen von ihm geplanten Roman, als ob derselbe schon niedergeschrieben wäre. S. Chiarini, a. a. O. p. 525.

lequel je ne me sois jamais mis en colère. J'ai souffert tout de lui; je croyais que sa froideur était l'effet de mauvaise honte; je l'ai mal connu, et c'est ma faute. Que Dieu lui pardonne! et qu'il soit heureux: L'on m'a dit qu'il fait très bien ses affaires en donnant des leçons.

En attendant, mon cher Monsieur Meister, faites-moi savoir si vous avez reçu par le moyen de M. Canning, mes deux lettres, et quando no, je vous enverrai un'altra lunghissima chiacchiera, tanto da spassionarmi con lei, caro, carissimo, dolcissimo signor mio, et aussitôt que je serai en état de santé et de bourse à pouvoir continuer l'impression della nostra Euthanasie, je vous enverrai la plus jolie petite édition italienne qui soit sortie des presses anglaises. Or fate ch'io sappia alcuna novella sicura della bella donna; mi scrisse mentr'era in viaggio, le scrissi benchè malatissimo, e col cuore affannato. Mandai le mie lettere per la via economica de' diplomatici, ma veggo pur troppo che non c'è da fidarsi. Fate anche la mia corte a mia intenzione ed a mio merito à Madame Meister, mais assez pour vous.

Vous direz, mon cher H., au Dr Ebel[1] qu'il est bien certain que tout homme qui l'a connu autant que moi doit l'aimer et l'estimer autant que moi; mais il est presque impossible qu'aucun autre au monde l'estime et l'aime davantage.

A. M. Füssli[2] vous répéterez que j'aurais désiré de vivre toujours parmi ses concitoyens, si ses concitoyens étaient moins Suisses,[3] et plus Suisses que lui.[4] Priez-le de dire à Mlle Susette[5] que je lui écrirai avec le courrier prochain.

Embrassez, mon cher H., vos petites-filles pour moi, présentez mes compliments à votre épouse, et soyez sûr que, quand même je finirais mes jours ici et dans cette année même, je prendrais soin pour que vous ne soyez nullement endommagé. Adieu. Hugues Foscolo.

8. Meister an Foscolo.

Zurich, 4 avril 1817.

To Hugh Foscolo Esqre, N 11, Soho Square, London.

Caro, carissimo sig. mio, la seule de vos lettres qui me soit parvenue, celle du 4 mars adressée à M. Hagenbuch, m'a fait une peine inexprimable: Je vous croyais plus tranquille et plus heureux que jamais, et je vois que votre existence est tourmentée de nouvelles incertitudes et de

---

[1] Joh. Gottfr. Ebel (1764—1830) aus Zülichau (Schlesien), Übersetzer von Sieyès, Verfasser des ersten schweizerischen Reisehandbuchs. Seit 1810 lebte er in Zürich, wo ihm das Bürgerrecht geschenkt wurde. Sein Biograph, Prof. Heinrich Escher, nennt ihn eine edle, sittlich grofse Natur.

[2] Der Obmann (Verwalter von eingezogenen Kirchengütern) und gelehrte Schriftsteller Joh. Heinrich Füfsli (1745—1832) wird im Anhang des *Ortis* p. XXXVI erwähnt. Er war Teilhaber der Buchhandlung Orell, Füfsli & Comp. Seine *Historische Beschreibung der vom Maler Heinrich Füfsli illustrierten Merkwürdigen Gegenden der Schweiz* wurde von Meister ins Französische übertragen.

[3] Foscolo warf den Schweizern, vielleicht weil er nicht immer mit denen, die ihm in Hottingen Quartier gaben, zufrieden war, Kälte und Habsucht vor; anderseits, als politischer Flüchtling, fand er sie dem Ausland gegenüber willfährig und schwach.

[4] Füfsli widmete sich in seinen späteren Jahren ausschliefslich kunstgeschichtlichen Studien. Dafs er früher seinen vaterländischen Sinn vielfach betätigt hatte, wufste der Dichter vielleicht nicht. S. Joh. Heinrich Füfsli, *Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich 1900.*

[5] S. die *Memoria* am Schlufs dieser Briefe.

trop sensibles chagrins. Je comprends trop bien les pénibles mécomptes qu'ont éprouvés vos plus doux projets, vos plus justes espérances par le dérangement de votre santé. J'avais toujours un peu redouté pour vous l'influence d'un climat et d'un régime qui ne me paraissent guère convenir à votre tempérament. Mais permettez-moi de vous le dire, mon excellent ami, je crains aussi que la trop grande susceptibilité de votre imagination et la trop grande délicatesse de votre caractère n'ajoutent beaucoup en ce moment aux embarras de votre situation. Pourquoi ne pas les confier à des amis absents ou présents qui sûrement ne manquent ni de moyens ni de volonté de vous obliger, en attendant que vos ressources personnelles puissent vous suffire, et vous mettre à même d'acquitter les services qu'ils auront eu le bonheur de vous rendre.

Vous savez, caro amico, que mes facultés ne sont pas fort étendues et mon économie assez sévère, mais faute de mieux, si vous en avez besoin, tirez sur moi cinquante louis; c'est avec la plus sensible reconnaissance que je recevrai cette marque de votre amitié.

Le procédé du sgr. Calbo, pour lequel je m'étais pris d'un véritable attachement, m'afflige de toute manière. Cependant, ne serait-il pas possible qu'il y eût dans ce mauvais procédé plus de gaucherie et de pusillanimité que d'ingratitude et de noirceur? Peut-être, vous dirait Mr. Harmony,[1] peut-être a-t-il cru qu'en s'occupant avec si peu de ménagement de ses propres intérêts, il vous engagerait enfin à songer plus sérieusement aux vôtres.

Quoi qu'il en soit, je me désole de vous voir privé d'un aide qui, sous tant de rapports, semblait vous être si commode et même si nécessaire. Et l'eût-il été moins, il est toujours cruel de perdre une illusion de plus sur notre pauvre espèce humaine.

Votre santé rétablie, caro carissimo, vous retrouverez bientôt dans votre lanterne magique la lumière et le feu que votre noble insouciance avait trop négligés. Pour jouir de tout le peu de bien qu'elle peut nous offrir dans ce monde, il faut encore se résigner aux soins qu'exige impérieusement l'entretien habituel de cette lumière et de ce feu. Mais ces soins pris et supportés sans trop d'impatience, *ουδεν κωλυει,*[2] comme dit Aristote, qu'avec un génie et des talents comme les vôtres on ne puisse encore se créer une plus grande, une plus belle lanterne magique pour se consoler de ce qui manque à l'autre. C'est ce que j'ai tenté d'entreprendre tant bien que mal, du moins à mon usage, dans cette Euthanasie à qui votre amitié destinait une si glorieuse résurrection. Comment prendre mon parti de tout ce qui est venu troubler l'intention d'un si doux miracle!

J'ai différé quelques jours de vous répondre dans l'espérance de pouvoir vous donner d'heureuses nouvelles de la bella donna. Mais elles tardent trop longtemps. Les dernières m'annonçaient que son procès[3] devait être jugé par l'auditoriat militaire, et qu'elle avait pour avocat un ami digne de toute sa confiance. Ah! puisse-t-il justifier cette confiance, et lui faire rendre plus de bonheur et de repos que je n'en ai jamais désiré pour moi-même. Quel est l'être au monde qui le mérite davantage!

Addio, caro carissimo. Yours for ever. J. H. M.

Folgende Zeilen Joh. Heinrich Füſslis in Beantwortung eines langersehnten Briefes Foscolos entnehmen wir der Bibliothek in Livorno.

---

[1] Vielleicht ein allegorischer Personenname eines Romans.
[2] Nichts hindert.
[3] Wegen gerichtlicher Trennung von ihrem Manne.

26 mai 1818.

Je vous embrasse de tout mon cœur, mon cher Hugues! Chrétien, et comme tel persuadé de la résurrection des morts, je ne doutais jamais de la vôtre. Mais ce qui est vraiment drôle, de ceux qui ne vous ont jamais connu, les uns vous donnaient une chaire de professeur de littérature italienne à Oxford, les autres vous transportaient dans les isles Joniennes, tandis que vos vrais amis, il est vrai bien attristés de votre silence permanent, recevaient de temps en temps, par maints détours, des indices de votre existence à Londres et dans ses environs, ils ne doutaient ni de votre existence ni de vos souvenirs, se plaisaient à vous supposer dans la solitude, méditant quelque grand ouvrage digne de vos talents, et se flattent qu'un jour il pourrait vous prendre la fantaisie de venir jouir d'une partie de vos travaux dans nos contrées autrefois si chéries de vous.

Quant à nous autres, nous nous portons tant bien que mal. Madame Füssli souffre toujours de sa toux et de ses rhumatismes, la Susi de sa migraine, moi de mes 73 ans; mais, en attendant, chacun de nous jouit de la vie à sa façon, Susi surtout en cultivant avec une ardeur presque outrée ses talents pour le dessin et son amour de l'étude de vos classiques.

Nous vous saluons bien cordialement. Vale e ama.

J. H. Füssli.

Es kann den Lesern des *Archivs* nicht allgemein bekannt sein, daſs im *Fanfulla della domenica* (15. Mai 1892) Giuseppe Taormina eine 'Memoria' von Susanna (Süsi) Füſsli über die Beziehungen ihrer Familie mit dem italienischen Dichter veröffentlicht hat. Aus dieser 'Memoria'[1] teilen wir hier in Übersetzung das Wichtigste mit.

'Es liegt Foscolos erster Besuch in unserem Hause meinem Gedächtnis so fern, daſs ich nur oberflächlich davon sprechen kann. Auch war ich damals in einem Alter,[2] wo seine tollen Abenteuer viel tieferen Eindruck auf mich machten als seine Gespräche über Politik und Literatur. Vous voyez devant vous un pauvre exilé qui va demander l'aumône de porte en porte. Das sind die ersten Worte, die ich von ihm hörte, und die nicht verfehlten, mir inniges Mitleiden für diesen edlen, unterdrückten Mann einzuflöſsen, obwohl ich nicht leugne, daſs mich beim Anblick seiner hageren Gestalt, seines finsteren, unruhigen Blicks, seiner Menge wirrer Haare und seines Bartes ein gewisser Schauer überlief.

Bald wurde Foscolo heimisch in unserem Hause. Wenn mein Vater nicht dawar, unterhielt er sich gerne mit uns Damen über seine Erlebnisse, seine Jugend und seine Mutter. Diese sei schön gewesen wie eine aus dem Geschlecht der Niobe, hochherzigen und männlichen Sinnes; er selbst ein stolzer, wilder, eigensinniger Junge, der sich beim geringsten Widerstand auf den

[1] Taormina hatte die 'Memoria' vom Florentiner Verleger P. Barbèra erhalten; die italienische Redaktion der wohl ursprünglich deutsch geschriebenen Aufzeichnung mag von dem Foscolo-Herausgeber Enrico Mayer herrühren.

[2] Geb. 27. Juni 1795, gest. 23. Oktober 1863.

Boden warf, vor Wut mit den Zähnen knirschend, und den niemand als die Stimme der trefflichen Mutter zur Vernunft bringen konnte ... Oft sagte er uns Verse von Petrarca her und Stücke aus Dante und zwar mit einer Stimme, die mich eigentlich schaudern machte ... Nie war er so umgänglich, als wenn er sich am Abend mit Mr. Finch[1] und meinem Vater, Männern, die er liebte und schätzte, unterhielt und zwar ohne jede Künstelei. Artig und liebenswürdig zeigte er sich auch beim Whist, das am späteren Abend gespielt wurde; nie Ungeduld zeigend, obwohl alle anderen schlechter spielten als er. Nur wenn etwa junge Damen bei der Partie waren, schlug er bei der geringsten Zerstreutheit, beim kleinsten Fehler mit der Faust auf den Tisch, ein Verfahren, das ihm sehr behagte ... Seine Sucht, Lärm zu machen, nahm so überhand, dafs wir, ob wir auch seine glänzenden Eigenschaften liebten und schätzten, doch Freunde, mit denen er in unserem Hause zusammenkam, gegen seine Unschicklichkeiten schützen mufsten.

Ihm fehlte jene edle Humanität, die die Bräuche und Ansichten anderer ehrt und lieber das Schöne und Gute der nach höherer Bildung Strebenden hervorhebt, als ihre Unwissenheit und Schalheit aufzudecken.

Gewöhnlich schien er von bösen Geistern besessen, häufiger noch konnte man glauben, dieses Dämonenheer sei in seiner Gewalt.

Er liebte nicht immer die Wahrheit.

Die heilige Flamme der tiefen und wahren Gefühle, des Schönen und Guten war fast ganz durch seine ungestümen Leidenschaften verzehrt.

So war Foscolo, für den wir trotz seiner Fehler grofse Freundschaft hegten; seine Abreise war für uns ein wahrer Verlust, und tief betrübte uns sein unglückliches Ende ...'

---

[1] Diesen Engländer erwähnt auch Hagenbuch am angeführten Orte: *'J'ai des nouvelles indirectes de notre honorable chevalier Finch; il est de retour de la Grèce en Italie, et je pense qu'il nous rend bientôt visite.'*

Zürich. **Paul Usteri.**

Kleine Mitteilungen.

Rex non potest peccare.

Faust II, V. 11115 (Weim. Ausg. 15, 1, S. 293):

> Kann der Kaiser sich versünd'gen,
> Der das Ufer ihm verliehn?
> Tät's ein Herold nicht verkünd'gen
> Schmetternd im Vorüberzieh'n?

Weder Loeper noch Düntzer, weder Calvin Thomas noch Otto Harnack finden an diesen Versen etwas zu erinnern. Und mit Philemons sanft ergebener Art ist ja der politische Köhlerglaube auch wohl in Einklang zu bringen, der meint: was der Kaiser tut, müsse auch mit rechten Dingen zugegangen sein. Aber die Formulierung bleibt auffallend: daſs auch der Fürst sündigen kann, weiſs jeder fromme Christ, der zu dem alten Gott betet. Doch dem Dichter klang vielleicht von fern ein berühmtes Wort ins Ohr: die Formel des englischen Staatsrechts, auf der das Wesen des Konstitutionalismus beruht. 'Rex non potest peccare,' heiſst es da; wozu freilich ein juristischer Humorist in den witzigen *'Scintillae iuris'* (London 1877, S. 101) verständnisvoll bloſs bemerkt: 'Ahem!' — Gerade als Goethe den *Faust* vollendete, stand die Frage im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, wie weit ein Herrscher selbst verantwortlich sei. Thiers hatte im Februar 1830 die alte Formel der französischen Doktrinäre in die neue Wendung gefaſst: *'Le roi règne, et ne gouverne pas'*, der König herrscht, regiert aber nicht (Büchmann, *Geflügelte Worte,* 21. Aufl., S. 544).

So drängten sich vielleicht die Worte der Formel in die Stelle hinein. Philemon meint eigentlich nur: was der Kaiser öffentlich als seinen Willen verkünden läſst, muſs doch in Ordnung sein — aber von der juristischen Rechtskraft gleitet der Ausdruck zu der moralischen Verantwortlichkeit über. Ob der Kaiser sich versündigt hat oder nicht, das hat ja eigentlich mit der Frage gar nichts zu tun, ob sein Lehnsmann Menschenopfer bluten lasse oder sonst schwarze Magie treibe. Der Erzbischof mag in der Belehnung des sehr verrufenen Mannes, in der Begnadigung des verfluchten Hauptes einen schweren Fehl sehen — der arme Alte im Hüttchen weiſs davon nichts. Eine politische Reminiszenz aus den Tageskämpfen hat sich in dem durchsichtigen Bernstein der Dichtung eingeschlossen erhalten, wie bei dem Spruch von den 'Kreaturen, die uns machten' (vgl. Chronik des Wiener Goethe-Vereins 15. Oktober 1902).

Berlin. Richard M. Meyer.

'Den Originalen.'

Ein Quidam sagt: 'Ich bin von keiner Schule!
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daſs ich von Toten was gelernt.'
Das heiſst, wenn ich ihn recht verstand:
Ich bin ein Narr auf eigne Hand.

Merkwürdigerweise hat man den höchst persönlichen und aktuellen Anlaſs dieses Epigramms (Hempel 2, 259) meines Wissens noch gar nicht beachtet. (Jetzt allerdings hat Steigs Buch gleichzeitig mit mir Morris zu diesem Fund geführt, wie ich aus persönlicher Mitteilung weiſs.) Denn es stimmt gewiſs nicht zufällig mit Achim v. Arnims Zueignung seiner vier Novellen an die Brüder Grimm:

Ihr Freunde wiſst, daſs ich von keiner Schule,
Daſs ich um keines Menschen Beifall buhle —

und da jede Wahrscheinlichkeit, Arnim habe mit diesen Versen (*Werke* I, XVI) auf ein nicht veröffentlichtes Sprüchlein Goethes anspielen wollen, fehlt, wird man umgekehrt eben annehmen müssen, Goethe habe Arnim gemeint.

Dafür spricht denn auch alles. Um 1810, 1811 bis 1815 sind die umgebenden Sprüche verfaſst (vgl. Strehlke bei Hempel). Die Verse der Zueignung treten (schon durch Arnims Unterstreichungen) so stark hervor, daſs auch R. Steig (*Arnim und die Brüder Grimm,* S. 187) sie heraushebt; und Goethe war damals gleichzeitig mit Arnim in Teplitz, hielt sich aber geflissentlich von ihm fern (ebd. S. 212).

Einwenden könnte man nur: auf Achim v. Arnim passe wenig, daſs er 'von Toten nichts gelernt habe.' Wohl; aber auf die Zueignung in Versen folgt eine 'Anrede an meine Zuhörer' in Prosa, die mindestens recht leicht miſsverstanden werden konnte. 'Als ich heranwuchs an das Maſs, das uns Gott unwandelbar gestellt hat, da stand ich früher auf, und skandierte Horaz, und sah mich weiter um.' Und was sieht er? 'viele liebe und gute Leutchen mit Lorbeerkränzen geschmückt', die sich Dichter nannten und den Pegasus, statt ihn zu reiten, erst zureiten wollten ... Gewiſs, Arnim meinte eine bestimmte Art von Poeten; aber er stellt sich doch in recht gefährlicher Weise zu den Dichtern überhaupt in Gegensatz und geht in die Verse über:

Denn wiſst, wo euch der Atem schon vergangen,
Da fühlte ich das Herz sich fort beflügeln,
Da hat es recht zu leben angefangen.

Spricht doch Arnim noch später (bei Steig S. 544) unbedenklich von der 'falschen Richtung' Lessings, Herders, Goethes, Schillers! Dürfen wir diesem selbstsicheren Ton gegenüber, der sicherlich seinen mündlichen Äuſserungen erst recht nicht fehlte, wirklich mit Steig (*Neue Heidelberger Jahrbücher* X, S. 168, vgl. a. a. O. S. 478)

aus der berüchtigten Briefstelle vom 5. August 1812 (Weim. Ausg. 23, 51) das Gegenteil ihres Tenors heraushören? 'Von Arnim nehme ich nicht die mindeste Notiz; ich bin sehr froh, dafs ich die Tollhäusler los bin.' Er vertrug eben damals, mehr als je auf dem festen Boden der 'Überlieferung' ruhend, ein stürmisches Negieren und Verkleinern der Meister, eine leidenschaftliche Originalitätssucht schlechterdings nicht, am wenigsten bei Dichtern, die unter seinem eigenen persönlichen Einflufs hätten stehen können, was Kleist oder Hoffmann versagt blieb.

Ich glaube also, man mufs das Epigramm in die vielbewegte Geschichte 'Goethe und die Romantik' als ein wichtiges Dokument von Goethes Zorn über die romantische 'Rücktendenz' (vgl. Walzel, Goetheschriften 14, S. 11) aufnehmen.

Berlin. **Richard M. Meyer.**

Das Angelsächsische Rätsel 56: 'Galgen' als Waffenständer.

'Ich sah in die Halle, wo Helden tranken, in die Hausflur, viererlei tragen: wundersamen Waldbaum und gewunden Gold (kunstvoll gebundenen Schatz) und eine Menge Silbers und [viertens] Kreuzeszeichen ([Christi], dessen, der für uns zu den Himmeln empor den Aufstieg errichtete, bevor er der Hölle Feste erbrach). Ich vermag leicht vor den Menschen anzugeben jenes Baums Edelnatur [= Bestandteile]: da war **hlin** (Ahorn?) und **ac** (Eiche) und der harte **iw** (Eibenbaum) und der braungelbe **holin** (Stechpalme). Dem Herrn sind alle zusammen nützlich [= ihrem Besitzer dient der viergliedrige Begriff als Eine Sache]; Namen haben sie Einen: "Verbrecherbaum", welcher oft von seinem Mannenherrn in der Halle abforderte (= erlangte, bekam) die Waffe, das Kleinod, das Schwert mit goldnem Griff [= Heft]. Dieses Rätselspruchs Antwort [= Lösung] lege mir nun dar, wer sich unterfängt mit Worten zu sagen, wie das Holz heifst.'

Gemeint ist ein hölzerner Gegenstand. Er ist tragbar. Er erscheint beim Bankett. Er dient dem reichen Krieger. Er empfängt dessen Schwert. Er verbindet sich mit Edelmetallen. Er trägt die Form des Kreuzes (im alten, weiteren Sinne, für den nur ein senkrechter und ein wagerechter Schenkel nötig ist). Sein Name dient zugleich für den Galgen. Das Wort besteht aus vier Buchstaben, mit denen die Bezeichnungen von vier Baumarten beginnen: (h)l, a, i, h.

Nun heifst das Ags. ***ialh**[1] (laut der Wörterbücher unter *geagl*) zwar nur 'Schlund, Rachen, Gaumen'. Allein es ähnelte **galga**

---

[1] *Dafs* i *für* ge *geschrieben werden konnte, s.* Sweet, *Hist. of Engl. sounds* 145, *und* iac *für* geac (*Gauch*) *bei* Toller; hiniong[a]e *in Bedas Sterbegesang* Z. 3 *ed. Kluge* (1897) S. 91.

'Galgen', dessen Kompositum *gealgtreow* überliefert ist, so sehr, daſs der Dichter die Wörter als Eines im Wortspiel behandeln mochte. Eine Form des Wortes ohne das *-a* der Endung fehlt; und ob der Dichter, vielleicht im Hinblick auf jenes Kompositum, nur die Wurzel im Auge hatte, scheint zweifelhaft.

Daſs ein Schwertständer den Namen 'Galgen' geführt habe, ist leicht denkbar. Denn dieser dient noch heute für vielerlei technische Vorrichtungen und bezeichnete z. B. mhd. das Gestell über dem Brunnen zum Heraufziehen des Eimers. Auch ist die Bedeutung des Gestells zum Henken nur später verengt aus der ursprünglichen: 'Stange'.

Berlin. F. Liebermann.

Ae. *weȝ-lā, weȝ-la-weȝ,* Me. *wei-la-wei* etc.

In meinen *Scand. Loanwords,* S. 51 habe ich bemerkt, daſs diese Wörter zu früh belegt sind, als daſs man an nordische Entlehnung denken dürfte. Ich vermutete, daſs der Diphthong mit der Funktion der Wörter als Interjektion in Zusammenhang zu bringen sei. Diese Vermutung hat sich jetzt bestätigt. In dem neuerdings von Roeder veröffentlichten Regius-Psalter (Morsbach, *Studien,* XVIII, S. 126) findet sich ein *eȝ-lā-eȝ* 'euge'. Das auch sonst belegte *eȝ* 'alas' ist sicher nichts als eine 'natural ejaculation' (vgl. *N. E. D.*). *weȝ* ist wohl eine Kontaminationsform aus *wā* und dem gleichbedeutenden *eȝ*. So entstanden aus *wā-lā-wā* und *eȝ* als neuere Produkte *eȝ-la-eȝ* und *weȝ-lā-weȝ*.

Lund. Erik Björkman.

Zu Laȝamon (Calig.) 13857.

vmbe fiftene ȝer
þat folc is isomned,
al ure *iledene* folc,
and heore loten werpeđ.

Was bedeutet *iledene*? Mätzner liest *ledene*, und Schipper scheint die Änderung gutzuheiſsen, denn im Glossar zum *Alt- und me. Lesebuch*[7] wird nicht *iledene,* sondern *ledene* verzeichnet und dabei auf *lēod* verwiesen. Bradley scheint die Stelle nicht in sein Wörterbuch aufgenommen zu haben.

Ist es sehr gewagt, *ileuede* (aus ae. ȝelyfed 'advanced in age') zu lesen? Das Wort, das schon im Ae. nicht sehr geläufig war, wurde wohl vom Schreiber nicht mehr verstanden; das erklärt auch die Lücke in der Handschr. Otho.

Die entsprechenden Verse des französischen Brut sind wohl geeignet, die Lesung *ileuede* zu stützen.

Quant nostre gent est tant créue
Que li tère en est trop vestue,

Li prince qui les tères ont
Tos les jenes asamblé font
Qui de quinze ans sunt et de plus;
Tot li millor et li plus fort
Sont mis fors del païs, par sort.
Le Roman de Brut 6907—6914.

Statt *tot li millor* liest eine Handschrift (MS. du Roi, 7515, Colb.) *tout li viellart.*

Czernowitz. L. Kellner.

Zur Etymologie von schottisch *orra*.

Das schottische Adjektiv *orra,* das dem englischen *odd* in verschiedenen seiner Bedeutungen entspricht, hat man früher als Entlehnung aus dän. *ovrig* gedeutet (so Grieb-Schröer, *Wörterbuch,* und Skeat, *Notes on English etymology,* 1901). Diese Erklärung ist unmöglich, da das dän. *ovrig* (vgl. schwed. *öfrig*) seinerseits aus dem Deutschen entlehnt ist (Herrigs *Archiv* CIX, 167). Das *New English dictionary* bemerkt zu *orra* kurz: 'Of unascertained origin.'

Ich möchte in dem rätselhaften *orra* einfach eine Dublette zu dem gleichbedeutenden *odd* sehen. Neben das (aus dem Nordischen entlehnte) me. *odde* hat sich dialektisch eine zunächst wohl vulgäre Nebenform *orre* gestellt; das *-a* von *orra* läſst verschiedene Deutungen zu — vielleicht war später analogisch das Suffix *-y* angetreten, das im Dialekt die Form *-a* annahm (vgl. *vera, countra* usw.).

Der hier für *orra* angenommene Übergang von *d* > *r* ist ja auch sonst (namentlich in der Vulgärsprache und den Dialekten) mehrfach zu belegen. Ich erinnere an Fälle wie: (*pottage* >) *poddige* > *porridge*;[1] *catechize,* frz. *catéchèse* > schott. *carritches* (Zwischenstufe **cade-*); vulgärengl. *experetion* < *expedition, imperence* < *impudence, moral* < *model* (s. Flügel s. v.); dial. *perricot* < *petticoat.*[2] Nicht ganz geklärt ist das Verhältnis von me. *charlock, chadlock, kedlock* usw. zu ae. *cerlic* und *cedelc.*

Der umgekehrte Lautwandel von *r* > *d* liegt vor z. B. in ae. *pearruc* > me. *parrok* > ne. *paddock* ('the railway-station now called *Paddock Wood* is in the old manor of *Parrocks*', Skeat, *Princ. Engl. Etym.* I, 376). Auch die Koseformen von Namen wie *Dick* (*Richard*), *Dob* (*Robert*), *Dodge* (*Roger*) wären hier anzuführen. In der Sprache ungebildeter Kinder tritt sogar *r* für *th* ein: *there* (> **dere*) > *rere, they* > *rey, this* > *ris* (Beispiele hierfür bei Hesba Stretton, *Alone in London*).

Halle a. S. Otto Ritter.

[1] 'just as the Southern E. *errish* is corrupted from *eddish* (A. S. *edisc*), stubble' (Skeat, *Conc. Etym. Dict.*). Doch vgl. Pogatscher, *Engl. Studien* 27, 222.

[2] Einige weitere Beispiele erinnere ich mich in Bardsleys *Dictionary of surnames* getroffen zu haben.

Zachariae in England.

Rudolf Erich Raspe (1737—1794) darf, wenn auch in zweiter Reihe, als einer der ersten Vermittler der deutschen Literatur in England gelten.[1] Er hatte wegen einer Veruntreuung im Jahre 1775 die Heimat verlassen und sich nach England geflüchtet, wo er durch Schriftstellerei seinen Lebensunterhalt erwarb. Am bekanntesten ist sein *Münchhausen* geworden, der nachher Bürger als Vorlage diente; daneben kommt noch seine Übersetzung des *Nathan* (1781) in Betracht. Im gleichen Jahre übertrug Raspe unter dem Titel *Tabby in Elysium* ein 'scherzhaftes Heldengedicht' von Zachariae: *Murner in der Hölle* (zuerst Rostock 1757 erschienen). Dies Gedicht steht an Bedeutung weit hinter dem *Renommisten* zurück: es ist 'eine Travestie auf den Tod Elpenors im elften Buche der Odyssee, eine recht witzlose Geschichte vom Tode eines Katers, der im ganzen Hause spukt, bis sein Kadaver feierlich bestattet wird' (Schüddekopf, *A. D. B.* 44, 638). *Tabby in Elysium* (der Titel ist gewifs mit Rücksicht auf das englische Publikum ungenau wiedergegeben) würde daher kaum mehr als eine vorübergehende Erwähnung verdienen, wenn nicht ein Umstand formeller Natur in Betracht käme. Die Übersetzung ist nämlich wie die des *Nathan* in Prosa abgefafst, das Original dagegen in Hexametern. Bei der Lektüre der Übersetzung fallen nun eine Reihe von Stellen durch ihren hexametrischen Rhythmus auf, z. B.:

the lamentable fate
of an immortal Tabby: he passed the black banks of Cocytus (p. 1).
Now saucy he bids thee defiance
in his golden cage; whenever he pleases he calls thee,
names, nay often he dares to utter foul language and curses (p. 4).
When he had breathed and recovered his voice, he directed it thundering
to the lady in tears (p. 6).
As when winter comes on and Boreas wars through the forest (p. 11).
With grief and with sorrow
he remained on the banks and hoped for a passage in vain. He
ventured into the water and tried to cross it by swimming (p. 11).
when he heard the groans and the flogging, the jarring of iron
and the rattling of heavy chains, dragged along by those wretches (p. 18).
and which
punish the ravenous beasts that are guilty of murder or prey on
animals harmless and useful! This judgment does not concern thee.
As the herd of the gossiping geese, pursued by a playful
spaniel, wing their vociferous flght. — (p. 23.)
Where the elastic ball was driven into the air with
Shouting and jubilee. But the schoolmaster laid down his fasces (p. 23).

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dafs Raspe zunächst versucht hat das Metrum des Originals im Englischen nachzubilden, dafs er aber damit aus Mangel an Gewandtheit nicht zustande kam; die Bruchstücke hat er dann, soweit sie ihm gelungen schienen, seiner Arbeit einverleibt. Wir hätten hiermit aus neuerer Zeit den ersten

[1] Vgl. über ihn u. a. *Archiv* LXXXIV, 380.

Versuch, englische Hexameter zu bilden, anderthalb Jahrzehnte bevor Coleridge und Southey einerseits und William Taylor anderseits mit ähnlichen Versuchen hervortraten. So zeigt es sich wieder, wie die Anwendung dieser Versform, die sich ja in der englischen Poesie immer noch nicht recht eingebürgert hat, ausschliefslich auf deutschen Einflufs zurückgeht.

Berlin. Georg Herzfeld.

Zu Archiv CXIII, 63 (Lewis' *Monk*).

Infolge der Unzulänglichkeit der mir zu Gebote stehenden bibliographischen Hilfsmittel habe ich die Erscheinungszeit des Romans *Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe* zu spät angesetzt.[1] Wie ich aus einer Mitteilung von Dr. Egon von Komorzynski ersehe, wird die *Blutende Gestalt* in der *Wiener Zeitung* vom 23. März 1799 als eben erschienen angekündigt.

An meiner Beweisführung a. a. O. ändert diese kleine Verschiebung natürlich nichts; ich freue mich vielmehr, feststellen zu können, dafs die Prioritätsfrage *Monk*[2]-*Blutende Gestalt* durch diese Zeitungsnotiz definitiv in meinem Sinne, d. h. zugunsten des *Monk*, entschieden wird.

Halle a. S. Otto Ritter.

Zu M. Gr. Lewis' *Tales of wonder*.

Seine Ballade *The gay gold ring* in den *Tales of wonder* (ed. Morley, p. 175 ff.) begleitet Lewis mit der folgenden Notiz: 'I once read in some Grecian author, whose name I have forgotten, the story which suggested to me the outline of the foregoing ballad.' Da auch der letzte Biograph von Lewis, M. Rentsch (M. Gr. Lewis, Lpz. Diss. 1902), nur von der 'Geschichte eines griechischen Schriftstellers', die die Grundlage der Ballade gebildet habe, spricht (S. 62),[3] so möchte ich kurz bemerken, dafs Lewis nur die Geschichte von Machates und Philinnion aus dem Werke des Phlegon *Περὶ θαυμασίων* (Kap. I) gemeint haben kann, jene selbe Erzählung also, die als die Urquelle der Goethischen *Braut von Corinth* nachgewiesen worden ist.

Halle a. S. Otto Ritter.

Ein englisches Urteil für Byron.

John Morley hielt am 17. Dezember 1904 bei der Eröffnung einer neuen Volksbibliothek in Plumstead High-Street, Manchester, eine Rede (gedr. im *Manchester Guardian*, 19. Dez.), worin er, ausgehend von der überwiegenden Nachfrage nach Romanen in den englischen Volkslesehallen, z. B. in Woolwich, eine Lanze für Byron brach. Er sagte: There was something to be said for fiction. Their prosaic lives needed all the stir and imagination that could be given

[1] Der Roman ist buchhändlerisch erst seit 1816 nachzuweisen.

[2] Erschienen 1795.

[3] Weder Dunlop noch St. Hock, *Vampyrsagen*, nehmen auf Lewis' Ballade Bezug.

them by Walter Scott, Dumas, Dickens, Thackeray, George Eliot, Jane Austen, Mrs. Gaskell, and all the other admirable story-tellers. Some of the characters of Scott and of the poets were as real to us as any of the great actors in history. Of course comparisons between men of action and men of letters were idle. They were not always very fair, and were rather meaningless. He was reading the other day that the world of books was a world of shadows. In a sense it was true. We were all shadows. But great ideas launched into the world were not shadows — they were the substance. Would any man say that Napoleon Bonaparte was a substance and Goethe and Byron but transient shadows? That Pitt and Fox and Canning and Castlereagh were the substance and Scott and Shelley and Wordsworth mere phantoms? — (Cheers.) It would be very wrong if any man said any such thing. He who was not stimulated and afreshed by poetry led but a mutilated existence. Shakspere was the poet of poets, but in looking out for poets let the rule be for preferences, not exclusions. And here he would like to say something which might bring a storm of criticism upon him. If he were librarian at Plumstead or Woolwich and were asked what poet he would recommend he thought he would say Byron. — (Hear, hear.) Byron was not the greatest of poets, but he had got daring and energy and historic sense and a loathing — which he hoped they all felt — for cant in all its aspects. There were two cants — the cant of the upper ten thousand and the cant of the million, and Byron loathed them both. Byron was at the beginning of last century the great central inspiriting force of democracy on the Continent of Europe, and he thought that, when the democracy extended its reading and applied itself for inspiration to poetry apart from the inspiration of facts and the needs and demands of the time, Byron would once more have his day. (Cheers.) A. B.

Ne. pane, panel; nfrz. panneau; nhd. paneel; lat. panis.

Ne. *pane* bedeutet nach Grieb-Schröer: '1. (veraltet) Tuchstück, Tuchstreifen zum Einsetzen in ein Kleid; 2. (veraltet) Schlitz (an Kleidern); 3. Fläche, Fach, Feld; Füllung (eines Täfelwerks); 4. Scheibe (von Glas usw.); kleines Viereck (viereckiges Stück)', vgl. *window-pane* 'Fensterscheibe', *pane* vb. 'mit Scheiben, Feldern usw. versehen'. In den beiden ersten Bedeutungen ist das Wort wohl unzweifelhaft frz. *pan,* lat. *pannus.* Auch in den Bedeutungen 3, 4 ('Füllung, Scheibe usw.') wird es von Schröer, sowie auch von Klatt (Muret-Sanders, Hand- und Schulausgabe, Berlin 1901) und Skeat (*A concise etym. dict.,* Oxford 1901) noch nicht von 1, 2 getrennt. Diese Trennung scheint mir jedoch notwendig.

A. Ludwig hat bereits 1895 (Sitzungsber. der böhm. Gesellsch. d. Wiss., Phil.-Hist. Kl., 1895, Stück XVIII, S. 4) darauf hingewiesen, dafs lat. *panis* auch die in den Wörterbüchern nicht aufgeführte Be-

deutung 'Türspiegel, Türfüllung' hat, wofür er zwei schlagende Belege (Poenulus III, 4, 19 und Bacchides No. 1, 8) anführt. Er ist nun der Ansicht, dafs lat. *panis* 'Brot' mit diesem *panis* 'Türfüllung, Tafel' identisch ist. Dann würde also *panis* nicht von seinem Zweck, sondern von seiner Form den Namen haben, was sehr einleuchtet, da für eine solche Bedeutungsentwickelung namentlich in Gebäcknamen sich zahlreiche Beispiele anführen lassen.[1] Wir würden dann nicht mehr (wie Vaniček 1, 449, Prellwitz 240, Persson, *Wurzelerweiterung* 33 u. a.) von einer Wurzel *pā-* 'zu sich nehmen, essen, nähren' in gr. *πατέομαι*, got. *fôdjan* usw. bei lat. *panis* ausgehen dürfen. Doch das interessiert uns hier nicht; wir haben es nur mit der Frage zu tun, die Ludwig a. a. O. zum Schlufs aufwirft: 'Wie verhält sich nun zu diesem *panis* ("[Tür]füllung") engl. *pane* (*glass-pane*, *door-pane*)?'

Ich glaube, wir dürfen die Vermutung, die in dieser Frage liegt, für zutreffend halten. Die Bedeutung 'Tafel' zeigt das roman. Wort noch heute: span. *pan* bedeutet aufser 'Brot, Laib' auch 'Tafel (Wachs, Seife usw.)' sowie 'Gold-, Silber-, Metallblättchen', auch ital. *pane* 'Tafel (von Schokolade, Wachs, Metall usw.)'. Diese Bedeutungen stimmen sehr gut zu *panis* 'Türfüllung', die ja auch ein dünneres, in den stärkeren Rahmen eingefügtes Täfelchen ist; jedenfalls lassen sie sich so besser erklären als aus der Bedeutung 'Brot, Laib'. Wir dürfen daher wohl das aus dem Romanischen stammende Wort, ne. me. *pane,* das auch im me. die Bedeutung *pane of glass* hat, in letzter Linie auf lat. *panis* 'Füllung' zurückführen.

Für diese Etymologie spricht auch ne. *panel* '(in der Baukunst usw.) Feld, Fach, Füllung, Tafel, Täfelung, Tafelwerk; hölzerne Tafel (für ein Gemälde); Verzeichnis der Geschworenen usw.' = me. *panel, panell* auch in der Bedeutung 'jury list', eig. '(umrahmte) Tafel (mit den Namen der Geschworenen)'. Das me. Wort stammt entweder aus dem afrz. *panel* oder wie dieses direkt aus mlat. *panellus* von *panis* 'Tafel, Türfüllung', neben dem *pannellus* (afrz. *pannel*) aus *pannus* bestand, das mit dem ersten vermengt wurde. Vgl. nfrz. *panneau* (afrz. *panel*) 'Füllung (Fläche innerhalb einer meist erhöhten Einfassung)'. Aus derselben Quelle ist auch nl. *paneel* 'Täfelwerk, Getäfel' geflossen, das durch Vermittelung des Nd. ins Hochd. eingedrungen ist.

Kiel. Heinrich Schröder.

[1] Auch Geräte usw. haben oft nicht von ihrer Bestimmung, sondern von ihrer Gestalt den Namen erhalten. Diese Tatsache wird in der etymologischen Forschung viel zu wenig beachtet. So hat man für die Sichelnamen gr. *ἅρπη*, aksl. *srŭpŭ,* russ. *serpu* usw. eine eigene Wurzel *serp-* 'schneiden' aufgestellt, neben der Wurzel *serp-* '(sich) krümmen, winden', wozu u. a. lat. *serpo, serpens,* alban. *ǵarpεr* 'Schlange'. Und doch liegt es näher, die Sichelnamen von *serp-* 'krümmen' als 'gekrümmtes Schneidewerkzeug' zu erklären denn als 'Schneidewerkseug' schlechthin, so dafs die Aufstellung einer indog. Wurzel *serp-* 'schneiden' vollkommen überflüssig ist. Vgl. Verf. *Indogerm. Forsch.* nächstes Heft.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 8. Dezember 1903.

Herr Cornicelius sprach über *Ein Pamphlet gegen den letzten duc de Nivernais.* Die Persönlichkeit, Leben und Leistungen des letzten Herzogs von Nevers hat Lucien Perey in den Büchern *Un petit-neveu de Mazarin* und *La fin du XVIII*[e] *siècle* sehr anziehend geschildert. Nur gerade die Beziehungen zu seinem *duché-pairie* sind dürftig behandelt. Diese Lücke wird indessen gutenteils ausgefüllt durch eine kleine Schrift des Rechtsanwalts Paul Meunier in Nevers: *Duc et duché de Nivernais,* Nevers 1891. Wir sehen hier an einem in mancher Besonderheit einzig dastehenden Beispiel die letzten, vor der vorschreitenden Zentralisation Frankreichs immer mehr zusammenschrumpfenden Reste der alten Feudaladministration. — Als die Rivalität der beiden Verwaltungen, verkörpert einerseits in dem *bailliage ducal* in Nevers und anderseits in in dem *bailliage royal et siège présidial* in Saint-Pierre-le-Moûtier, bei Gelegenheit der Wahlen zu den *États-généraux* 1789 besonders scharf zum Ausdruck kam, verfaſste ein Jurist Étienne-Guyot Sainte-Hélène (in Nevers 1740 geb. und in Paris als Richter am Tribunal de la Seine 1815 gest.) ein überaus drastisch und lebendig gehaltenes Pamphlet gegen den Herzog und seine gerade in dem damaligen Zwist von Paris her unterstützte Herrschaft. Veröffentlicht aber hat er seine *Patatras!* betitelte Streitschrift nicht. Sie ist nach seinem Manuskript erst im *Almanach de la Nièvre* für 1845, leider nicht recht sorgfältig, gedruckt worden. Er fingiert in dem Pamphlet eine Versammlung der armen Bewohner der Vorstadt Mouesse-les-Nevers auf dem Saint-Lazare-Kirchhof am 3. Mai 1789 und liest ihnen in der Maske eines Schweinezungenbeschauers Fleurimond Bondon die lange, in 22 Paragraphen zusammengefaſste Liste ihrer Beschwerden vor, so wie er sie dem König selber in ihrem Auftrage hätte vorlegen mögen, die jetzt aber laut einstimmigem Beschluſs der Versammlung gedruckt zur Kenntnis der Generalstände kommen soll. — Der *Patatras* ist ein Dokument des schon vor der Revolution im Nivernais lebendigen demokratischen Geistes, literarisch und philologisch bemerkenswert durch seinen echten Pamphletstil, durch die mit Bildern, sprichwörtlich-volkstümlichen Wendungen fast zu sehr belebte Darstellung und durch seine vielfach provinziell-altertümliche Sprache.

Herr Le Tournau spricht über Brizeux' Gedicht *Les Bretons.* Er gibt eine eingehende Analyse des Werkes und liest einige besonders bemerkenswerte Stücke daraus vor.

Herr Oberlehrer Felix Wilke wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 12. Januar 1904.

Herr Adolf Tobler macht einige Bemerkungen über die doppelte Möglichkeit, einen Wunschsatz der dritten Person auszudrücken: *Qu'il s'en aille! Puisse-t-il vivre longtemps!* Mit dem letzteren muſs man ur-

sprünglich gemeint haben: Er möge können, es sei ihm möglich, es sei ihm vergönnt. Dann aber verschwand dieser Sinn und *puisse-t-il vivre* wurde gleich *qu'il vive* gebraucht. In der Schweiz hat das Verbum 'mögen' noch heute den Sinn von 'überwältigen, überwinden'; 'es mag ihn niemand' heifst 'es kann ihn niemand überwinden'. — Nach kurzer Erörterung berichtet Herr Brandl über literarische Eindrücke von einer englischen Reise. Er hat die Heimatstätten mehrerer englischen Dichter besucht: 1. Die Heimat Walter Scotts, Edinburgh, Melrose, Abbotsford, an dessen Ausbau der Dichter finanziell zugrunde gegangen ist; 2. Stratford-on-Avon, das im Geburtshause und Geburtszimmer Shakespeares vieles Unechte und Moderne zeigt. Schön ist nur die alte Trinity Church, scheufslich dagegen das Memorial Theatre und dürftig die dazugehörige Bibliothek. 3. Wordsworth's Wohnsitze in Cumberland, Grasmere und Ridal Mount, wo man alle Erinnerungen an den Dichter aufs sorgfältigste aufbewahrt und ihn 'unsern' Wordsworth nennt. Die Überschätzung des Dichters, der man so vielfach in England begegnet, erklärt sich daraus, dafs er dem religiös Sanften, Volkstümlichen, der Sehnsucht nach dem Landleben, nach allem was man *sweet* nennt, entgegengekommen ist. 4. Burns' Wohnstätten in Mauchlin und Dumfries, wo man schlechte Denkmäler von ihm besitzt, wo aber der schlichte Bauersmann Hunderte von seinen Versen herzusagen vermag. 5. Newstead Abbey, das unter der Aufsicht von Mifs Webb steht, an deren Vater einst der Byronsche Besitz verkauft wurde. Die alte Abtei wird vor jedem Fremden sorgfältig gehütet, und nur dem Zusammentreffen verschiedener glücklicher Umstände verdankte es der Vortragende, dafs er eingelassen und in der Abtei und im Park herumgeführt wurde. Die wundervolle Abtei mit ihren geheimen Treppen und geheimen Türen, die nicht weit von Nottingham und seinen Robin-Hood-Erinnerungen liegt, erklärt Byrons Neigung zur Romantik, das Hundedenkmal im Park genau über dem ehemaligen Hochaltar der Kirche mit der bekannten verletzend pessimistischen Inschrift erklärt Byrons Isoliertheit in England und die Abneigung der Besitzerin gegen fremden Besuch. — Sodann berichtet der Vortragende über die neueren literarischen Bestrebungen unter den jungirischen Dichtern. George Moore und Yeats kämpfen für Wiederbelebung der irischen Poesie und Restauration der irischen Sprache. Der sehr fruchtbare Yeats verlangt überdies Vorherrschaft der Phantasie in der Dichtkunst und Entwickelung der musikalischen Wirkung in ihr. Von seinen Gedichten *'Der junge Ossian'* und *'The Earth's Breath'* in der Sammlung *'The Nuts of Knowledge'* gibt der Vortragende Inhaltsangaben und Proben.

Sitzung vom 26. Januar 1904.

Herr Mangold spricht über Voltaires Prozefs mit dem Juden Hirschel. Der Vortrag zusammen mit dem Aktenmaterial wird demnächst als Sonderpublikation erscheinen (*Voltaires Rechtsstreit* etc., Berlin 1905).

Herr Le Tournau setzt seinen Vortrag über Brizeux, *poète épique* und *Les Bretons* fort. Wieder gelangen einzelne besonders interessante und schöne Stellen zum Vortrag, so besonders diejenigen, wo die Gebräuche der Bretagne bei Leichenfeiern, am Allerheiligentag, bei Verlobungen und Hochzeiten geschildert werden. Der Vortragende gibt sodann eine eingehende Analyse des Brizeuxschen Werkes, das ihm wegen seiner Mängel in der Komposition und Form unter dem Gedicht 'Marie' zu stehen scheint. Brizeux wird mit den Lakists verglichen, und es wird auf Renans *'Essai sur la poésie des races celtiques'* hingewiesen, in welchem Brizeux als keltischer Dichter gewürdigt wird.

Die Herren Oberlehrer Dr. Carl Philipp und Direktor Prof. Dr. Wolter haben sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 9. Februar 1904.

Der Vorsitzende Herr Adolf Tobler macht Mitteilung von dem Tode des stellvertretenden Vorsitzenden Prof. Dr. Bieling, eines der ältesten Mitglieder der Gesellschaft, und widmet ihm einen warmen Nachruf. Die anwesenden Mitglieder ehren das Andenken des Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Herr Mangold beendigt seinen Vortrag über Voltaires Prozefs mit dem Juden Hirschel; der Vortrag wird, wie schon erwähnt, als Sonderpublikation erscheinen.

Herr Adolf Tobler spricht über die Bedeutung von *par exemple,* das in den Wörterbüchern mit verschiedener Übersetzung angeführt wird, wobei aber nicht ersichtlich ist, wie die Entwickelung der Bedeutung vor sich gegangen ist. Der Vortrag ist inzwischen in *Archiv* CXIII, 136 ff. erschienen.

Die Herren Prof. Dr. Wolter, Direktor der 12. Realschule, und Oberlehrer Dr. Philipp werden in die Gesellschaft aufgenommen. Die Herren Oberlehrer Dr. Borbein, Hilfsarbeiter im Provinzial-Schulkollegium, und Oberlehrer Dr. Luft haben sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 23. Februar 1904.

Herr Herzfeld spricht über das Thema: *Zur Geschichte der Faustsage in Frankreich und in England.* — Der Vortragende weist auf zwei Stellen in Goethes 'Faust' hin, die eine im 1. Teil, wo Faust Helena im Zauberspiegel sieht, die andere im 2. Teil (Akt I), wo er ein Schattenbild ihrer Gestalt erblickt. Die Quelle zu dieser zweiten Szene bietet eine Erzählung des Hans Sachs; daneben kommt aber eine Novelle des Grafen Antoine Hamilton (*L'enchanteur Faustus*) in Betracht. Der Inhalt dieser Novelle (Faust erscheint als Magier am Hofe der Elisabeth und führt hier verschiedene Erscheinungen, unter anderen Helena, vor) wird mitgeteilt. Als Anlafs, die Handlung in England vor sich gehen zu lassen, vermutet der Vortragende das Verhältnis der Königin Elisabeth zu dem bekannten Alchimisten John Dee (1527—1608). Sein Lebensgang wird dann etwas ausführlicher besprochen. Er ist um deswillen besonders interessant, weil er mehrfach direkte Parallelen zu Fausts Schicksalen in Sage und Dichtung darbietet, wodurch es sich zeigt, dafs am Ende des 16. Jahrhunderts in England der Boden für die Rezeption der Faustsage besonders gut vorbereitet war.

Herr Ludwig spricht über Friedrich den Grofsen im spanischen Drama. — Ausgehend von Stümckes Buch 'Hohenzollernfürsten im Drama' bespricht der Vortragende mehrere Stümcke unbekannt gebliebene spanische Dramen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Nach einer Skizze der literarischen Stellung ihres Verfassers, des 'spanischen Kotzebue' Comella, behandelt er die Schauspiele nach Inhalt, Quellen, Technik und literarischem Wert. Sodann gibt er zusammenfassend eine Charakteristik Friedrichs nach den Comellaschen Dramen: der König ist in ihnen, seiner nationalen Eigenschaften entkleidet, zum kosmopolitischen Ideal des aufgeklärten Despoten geworden (seither gedruckt in *Ztf. f. vgl. Litgesch.* N. F. XV, 431).

Oberlehrer Dr. Borbein und Oberlehrer Dr. Luft werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Zum stellvertretenden Vorsitzenden an Stelle des verstorbenen Herrn Bieling wird Herr Mangold gewählt.

Herr Dr. Otto Söhring hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 8. März 1904.

Herr Willert sprach über den von der Académie Goncourt preisgekrönten Roman *Force ennemie* von John-Antoine Nau. Nach einigen Notizen über den Verfasser teilte er den Inhalt des Romans mit und gab

Proben der sich darin findenden verschiedenen Stilarten. Er war der Ansicht, dafs dieses Werk trotz mancher Schwächen Beachtung verdiene und nicht ohne Interesse sei, während Herr Mangold erklärte, nicht zu verstehen, wie man ein solches Buch durch einen Preis habe auszeichnen können.

Herr Lamprecht besprach Hanotaux, *Histoire de la France contemporaine.* Band I, 632 Seiten. Die Vorrede des Werkes ist Ende April 1903 geschrieben und in derselben Zeit der Druck vollendet worden. Es umfafst in zehn Kapiteln: *La guerre, L'assemblée nationale à Bordeaux, La commune, Première crise constitutionelle, Le traité de Francfort, Vers la libération, Le travail parlementaire, L'apogée, La libération du territoire, Le 24 mai 1873.* Als Quellen führt H. etwa siebzig Werke an, davon verschiedene, die noch nicht gedruckt sind. Was den Standpunkt und die Auffassung des Verf. betrifft, so ist er, wie er in der Vorrede sagt, ausgesprochener Republikaner, sucht aber doch und weifs dem Legitimisten, dem Orleanisten und dem Bonapartisten in Gutem wie in Bösem gerecht zu werden. Treffliche Charakteristiken sind gegeben worden von Thiers an vier Stellen, Grévy, Henri V., Dupanloup, Gontaud-Biron, Pius IX., Challemel-Lacour und dem Herzog von Broglie, während man denen von Manteuffel, Graf von Arnim und Bismarck weniger Vertrauen schenken wird. Die Darstellung fliefst in schöner und edler Sprache über die inneren und äufseren Angelegenheiten dahin. Der Verf., auf der École des Chartes gebildet, war allerdings in der in diesem ersten Bande behandelten Zeit noch ein Jüngling, trat aber dann bald in die *République française* als Mitarbeiter, hernach in das Ministerium des Auswärtigen ein, dessen Leitung er mehrere Jahre gehabt hat. Diese Laufbahn und die Kenntnis der handelnden Personen befähigt ihn, von einem hohen und freien Gesichtspunkt zu schreiben; er erinnert in dieser Beziehung an Thiers, *Histoire du consulat et de l'empire.* Daher sind die Kapitel über finanzielle und Verwaltungsangelegenheiten sehr genau gearbeitet, ebenso die Neugestaltung des Heerwesens nach dem Kriege. Es mufs uns Achtung einflöfsen, zu sehen, wie Thiers es verstanden hat, das Land aus der schweren Schuldenlast, in die es der Krieg und der Aufstand der Kommune gestürzt hatten, herauszuziehen und es aus der Zerrissenheit der drei genannten Parteien in die republikanische Verfassung hinüberzuführen. Und wenn auch in der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten sich einige Irrtümer, Mängel und allzu chauvinistische Stellen finden, so verdient das Werk doch die wärmste Empfehlung, und wir dürfen mit Spannung dem zweiten Bande, der im Mai dieses Jahres erscheinen soll, entgegensehen.

Herr Spies regt zu allgemeiner Mitarbeit an Mätzners Altenglischem Wörterbuch an, dessen Weiterführung er, der Redner, nach Bielings Tode übernommen habe, und beantragt eine pekuniäre laufende Unterstützung von seiten der Gesellschaft. — Herr Brandl unterstützt diesen Antrag aufs nachdrücklichste; schon wenn die Gesellschaft als Protektorin des Unternehmens aufträte, würde das eine kräftige Unterstützung bedeuten. — Der Antrag soll in der nächsten Sitzung verhandelt werden.

Herr Dr. Söhring wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 22. März 1904.

Herr Spies sprach über *Neue Shakespeare-Übersetzungen aus dem Nachlafs Otto Gildemeisters.* Es sind das die bisher noch unveröffentlichten Stücke Romeo und Julie, Othello, Lear, Macbeth, die im Mai in einer vom Vortragenden besorgten Ausgabe bei Georg Reimer erscheinen werden. Der Vortragende gibt zunächst im Anschlufs an seinen am 13. Januar 1903 in der Gesellschaft gehaltenen Vortrag einen Überblick über die Tätigkeit Gildemeisters als Übersetzer und bespricht dann die neuen Übertragungen. Nach einigen Mitteilungen über Zeit und Art der Entstehung

erläutert er die Übersetzungskunst Gildemeisters im Vergleich zu den früheren Übersetzern an der Hand zahlreicher Beispiele in bezug auf die Wiedergabe der Reime, Wortspiele, Alliterationen usw. und teilt schliefslich einige gröfsere Stellen im Zusammenhang mit. — Die Ausführungen werden teils in der Ausgabe, teils an anderer Stelle veröffentlicht werden.

Herr Pariselle sprach, gestützt auf neuere Untersuchungen, besonders auf das Werk von Paul Gautier, *Madame de Staël et Napoléon* (Paris, Librairie Plon, 1903), über die Entstehung der Feindschaft zwischen Bonaparte und Frau von Staël. Der Vortrag wird in der Sonntagsbeilage der 'Vossischen Zeitung' gedruckt erscheinen.

In bezug auf das Mätznersche Wörterbuch wurde folgender Beschlufs gefafst: 'Die Gesellschaft empfiehlt ihren Mitgliedern, sich an der Vollendung des Mätznerschen Wörterbuches durch freiwillige Mitarbeit mit allen Kräften zu beteiligen.' Von einer pekuniären Beihilfe wurde Abstand genommen, da die Weidmannsche Buchhandlung sich bereit erklärt hat, alle Herstellungskosten selbst zu tragen.

Sitzung vom 12. April 1904.

Herr Emil Penner sprach über Viereck, *Geschichte des deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.* Der Verfasser bietet mit seinem vorzüglichen Buch eine Neubearbeitung eines umfänglichen Berichts, der ihm vor einigen Jahren vom United States Bureau of Education übertragen wurde. Der Verfasser steckt sein Ziel nicht niedrig; er will nicht nur vom rein technisch-pädagogischen Standpunkt aus die Frage erörtern, sondern vor allem vom kulturellen Standpunkt. Der deutsche Unterricht ist für die Amerikaner nicht nur das Mittel, mit der deutschen Sprache bekannt zu werden, sondern er trägt auch dazu bei, die Studenten in die deutsche Denkweise einzuführen und sie für die deutschen Kulturideale zu gewinnen. Deutschland ist für die Amerikaner ungefähr das, was das klassische Griechenland für die alten Römer war, und Berlin ist für sie der 'Weltmittelpunkt der humanen Bildung'. Deshalb verdient die Entwickelung des deutschen Unterrichts eingehendste Beachtung. Zunächst gibt der Verfasser einen historischen Überblick über die drei grofsen Perioden: 1) vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis 1825; 2) von 1825 bis 1876; 3) von 1876 bis zur Jahrhundertwende. Darauf wird der gegenwärtige Stand des deutschen Unterrichts eingehend besprochen, und zwar so, wie er sich in den Elementarschulen, in den Secondary Schools und endlich in den Colleges und Universities darstellt. Von besonderer Wichtigkeit ist, dafs sich Bestrebungen mit grofser Wucht geltend machen, welche auf gröfsere Einheitlichkeit im amerikanischen Schulwesen hinarbeiten. Es folgen Kapitel über das Teachers' College in Neuyork, in dem ein deutscher Schulmann, Prof. Dr. Bahlsen-Berlin, praktische und theoretische Vorlesungen über deutsche Pädagogik und deutsche Schulmethoden gehalten hat, sowie Kapitel über die Zukunft des deutschen Unterrichts, über deutsche Gesellschaften zur Hebung des deutschen Unterrichts, über Bibliotheken, über das Germanische Museum, sowie reichhaltiges statistisches und biographisches Material, so dafs man sagen kann, Viereck habe seinen Stoff erschöpfend behandelt.

Herr Schultz-Gora sprach über seine in Vorbereitung befindliche Ausgabe des afr. Epos *Folcon de Candie.* Die bisherige von Tarbé gelieferte sei unvollständig und fehlerhaft; der im Mittelalter überaus verbreitete und oft zitierte Roman verdiene wohl eine sorgfältige Neubearbeitung.

Sitzung vom 26. April 1904.

Herr Förster sprach über Ernst Schäfer, *Beiträge zur Geschichte des spanischen Protestantismus und der Inquisition im 16. Jahrhundert.*

Das Buch soll keine abschliefsende Geschichte jener Zeit sein, sondern es will nur den aktenmäfsigen Quellenstoff als Bausteine für spätere Arbeiten beibringen. Trotzdem die spanischen Archive schon lange den Forschern freigegeben sind, hat hier doch der Rostocker Forscher zum ersten Male Gebrauch von der Zulassung zu den Archiven gemacht und wichtige Urkunden veröffentlicht. Die bisherigen Arbeiten über die Inquisition sind durchweg von begeisterten Anhängern oder fanatischen Gegnern verfafst; auf Grund gewissenhafter Quellenforschungen hat noch kein Historiker über das seltsame Gericht geschrieben, so dafs sich meist falsche und übertriebene Vorstellungen in den Köpfen festgesetzt haben. Schäfers Buch, das diese Übertreibungen beider Seiten auf das richtige Mafs zurückführt, ist deshalb mit Freude zu begrüfsen. Insbesondere machen es die von Sch. geöffneten Quellen möglich, zweierlei festzustellen: 1) Die Stellung der Inquisition gegenüber den protestantischen Ketzern; 2) Die Ausbreitung des Protestantismus in Spanien; 3) Einzelheiten aus ber Geschichte der zwei Gemeinden von Valladolid und Sevilla. Nicht zu vermischen sind die alte Inquisition der Dominikaner und die neue, ein Bollwerk gegen geistliche und zugleich staatliche Häresie, das zeitweise ein Staat im Staate zu werden drohte, sich dann aber auf sein Amt der 'Reinhaltung' des Glaubens zurückziehen mufste. Der Redner schilderte endlich die Art und Weise des Gerichtsverfahrens und der Folterung und den Hergang bei den Autodafés, denen dann an einem anderen Orte die Verbrennung der 'Relaxados' folgte.

Herr R. Tobler berichtet über *Le Romancéro populaire de la France, choix de chansons populaires françaises, textes critiques par George Doncieux. Avec un avant-propos et un index musical par Julien Tiersot* (Paris, Bouillon, 1904). Das vortreffliche Buch ist leider nicht ganz vollendet, da der Verfasser über der Arbeit gestorben ist. Statt der beabsichtigten fünfzig sind nur vierundvierzig Lieder bearbeitet worden. Der Vortragende rühmt die geschickte und gründliche Verwertung des gewaltigen Materials und glaubt, dafs der Versuch, den ursprünglichen Text, den Ort und die Zeit der Entstehung der einzelnen Lieder zu bestimmen, als recht gelungen bezeichnet werden darf. Er gibt kurz den Inhalt der Einleitung (Metrik des Volksliedes, seine Stoffe, seine Sprache und Verbreitung) an und gibt einige Proben aus der inhaltreichen Sammlung.

Herr Dr. Sachrow hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 10. Mai 1904.

Herr Pochhammmer spricht über *Goethe als Dante-Erklärer.* Goethe hat sich für Dante nie erwärmt, hat ihn aber bewundert und auch ('Lethe' der Ariel-Szene) benutzt. Seine Aufserungen über ihn sind lehrreich. Ein wirklicher Dante-Erklärer aber ist Goethe durch sein dichterisches Schaffen geworden, so fern von Dante dies auch sich vollzogen hat. Im 'Faust' hat Goethe an die Schöpfungen der Volksseele ebenso angeknüpft, wie Dante in der *Commedia* getan, was diese uns wesentlich näherbringt. Aufserdem hat Goethe mit der scharfen Unterscheidung zwischen allegorischer und symbolischer Dichtung (Sprüche IV) ein Grundgesetz für die Sinnbildverwertung gefunden, was das Dante-Verständnis sehr erleichtert.

Herr Mangold spricht über J. Bédier, *Études critiques* (Paris 1903). Er empfiehlt diese interessanten Studien, die sich durch Klarheit, Schärfe und Feinsinnigkeit auszeichnen, als eine genufsreiche, anregende Lektüre. Bédiers Kritik ist immer schlagend und überzeugend, mag er beweisen, dafs eine kritische Ausgabe der *Tragiques* das Ms. Tronchin zugrunde legen mufs oder dafs Naigeon nur der Kopist, nicht der Verfasser des *Paradoxe sur le comédien* von Diderot (?) ist, mag er den authentischen Text des *Entretien de Pascal avec M. de Saci* konstruieren oder das Niemcewicz

zugeschriebene Gedicht an Miſs Cosway seinem wahren Verfasser *André Chénier* wieder zurückgeben. Länger verweilt der Vortragende bei der mehr als die Hälfte des Buches ausfüllenden Studie *Chateaubriand en Amérique, Vérité et Fiction,* in der Bédier schlagend nachweist, daſs der gröſste Teil von dem, was Chateaubriand in verschiedenen Werken über seine Reise in Amerika geschrieben hat, erdichtet ist, und auch die Quellen aufdeckt, aus denen Chateaubriand geschöpft hat. *La poétique légende du voyage en Amérique offre en effet un exemple achevé d'auto-suggestion.*

Herr Ad. Tobler spricht sich ebenfalls überaus anerkennend über das Bédiersche Buch aus. Es ist eine geradezu meisterhafte Arbeit, und sie wirkt um so mehr, als Bédier sich jedes doch so naheliegenden Spottes enthält und Chateaubriands Verfahren psychologisch zu erklären sich begnügt. An einigen Stellen früherer Schriften hat Ch. seine Behauptungen mit Beispielen zu belegen gesucht und dabei gewisse Reisebeschreibungen benutzt. In den *Mémoires d'outre-tombe* hat er dann geglaubt sagen zu müssen, daſs er die Kenntnis jener Tatsachen auf eigenen Reisen gewonnen habe, und ist so von Schritt zu Schritt weitergetrieben worden mit seinen Erfindungen und Flunkereien.

Herr R. Tobler berichtet im Anschluſs an seinen Vortrag über Doncieux, *Le Romancéro populaire de la France* über den dem Werke beigefügten *Index musical* von Julien Tiersot. Der Herausgeber hat versucht, bei jedem der vierundvierzig Lieder des Romancéro festzustellen, nach welcher Melodie es ursprünglich gesungen worden ist. Er erreicht das, indem er — immer unter Berücksichtigung des Ergebnisses der textkritischen Untersuchung — aus den zahlreichen und oft stark abweichenden Melodien, mit denen ein Lied an verschiedenen Stellen überliefert ist, das allen oder den meisten gemeinsame typische Motiv heraussucht. Der Vortragende gibt noch einige Proben aus Doncieux' Sammlung und zeigt an Beispielen, wie der Herausgeber die Verbreitung des Stoffes der Lieder untersucht hat. — Herr Splettstöſser, Herr Kuttner und Herr Adolf Tobler erinnern daran, daſs eins dieser Beispiele, die Geschichte des heimkehrenden Verlobten, auch von Maupassant, Theuriet, Richepin und Hebel behandelt worden sei.

Herr Dr. Sachrow ist in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 27. September 1904.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Ableben zweier Mitglieder, des Oberlehrers Dr. Dressel und des Geheimerats Wätzoldt, und gedenkt ihrer in ehrenden Worten. Die Gesellschaft ehrt das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Herr Ad. Müller entwirft ein Charakterbild des Geheimerats Wätzoldt, dessen Mitarbeiter er lange Jahre gewesen ist.

Herr Werner sprach über zwei Schriften von Franz Meder: *Erläuterungen zur französischen Syntax* und *Wie kann der französische Unterricht an den höheren Schulen eine Vertiefung erfahren?* Durch beide Schriften will der Verf. dazu beitragen, den franz. Unterricht auf eine höhere Stufe als bloſses Abrichten zu heben. Ausgerüstet mit gründlicher Kenntnis der historischen franz. Grammatik und feinem Sprachgefühl, erörtert er eine Reihe sprachlicher Erscheinungen, bei denen dem Schüler nicht bloſs das Was?, sondern auch das Warum? ohne Schwierigkeit erklärt werden kann. Er bringt zwar nicht viel Neues, aber das gute Alte in vortrefflicher Auswahl. Namentlich dem französischen Lehrer in kleineren Orten, der in der Benutzung wissenschaftlicher Hilfsmittel beschränkt ist, werden beide Schriften treffliche Dienste leisten können. — An zahlreichen Beispielen wurde dies im einzelnen dargelegt. — In der sich anschlieſsenden Erörterung traten die Herren Mangold, Engwer,

Penner und Mackel mehr oder minder eingeschränkt der Ansicht des Vortragenden bei, während Herr Selge glaubt, dafs bei all den philologischen Erörterungen, die der Herr Vortragende schon von der Tertia ab vornehmen will, keine guten praktischen Resultate erreicht werden können. Die Grundlagen der Grammatik, Sicherheit in der Lektüre, ein wenig Sprechen und Verstehen seien schon schwer genug zu erreichende Ziele. Daran allerdings, dafs wir bei der so gering bemessenen Zeit unsere Schüler zu fliefsendem Sprechen führen können, glaube wohl heute niemand mehr recht.

Herr Dr. Otto Driesen hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 11. Oktober 1904.

Herr Engwer berichtete über den Neuphilologentag in Köln. Nach einem Überblick über die gehaltenen Vorträge verweilte er länger bei dem Vortrage Morfs *Die Tempora historica im Französischen* und bei dem Walters über den *Gebrauch der Fremdsprache bei der Lektüre in den Oberklassen.* Herr Engwer bezweifelt, ob alles das, was Walter in der Stunde mit den Schülern durcharbeiten zu müssen erklärte, unter normalen Verhältnissen zu leisten sei; besonders für die Oberklassen mit ihren abstrakten Lektürestoffen eigne sich der vorgeschlagene Weg nicht. Ein Ausgleich zwischen Walter und dem Oberschulrat Waag-Karlsruhe, der einen anderen Standpunkt in seinem Vortrage eingenommen habe, sei leider nicht erfolgt. — In der Erörterung hebt Herr Selge hervor, dafs ihm doch eine gewisse Versöhnlichkeit zwischen den entgegengesetzten Standpunkten und die Neigung zu Zugeständnissen aufgefallen sei.

Herr Cornicelius gab Anmerkungen zu Goethes *Symbolum.* Schon das äufsere Verständnis des Gedichtes ist schwierig in der zweiten und der dritten Strophe; zudem weicht hier die Interpunktion der Ausgabe letzter Hand stark ab von der des ersten Druckes 1816 in der Sammlung: 'Gesänge für Freimaurer zum Gebrauche aller Teutschen Logen'. Anhang. Der Vortragende spricht gegen andere Deutungsversuche für die Erklärung v. Loepers (Goethes Gedichte. Mit Einleitung und Anmerkungen. 2 T. Berlin 1883). — Die fruchtbarste Wirkung hat Goethes Gedicht auf Carlyle gehabt, der es — wie auch Froude wiederholt ausdrücklich bezeugt — zu seinem eigenen Glaubensbekenntnis gemacht hat. Am 17. Januar 1837 zitiert C. in diesem Sinne das ganze Gedicht deutsch in einem Brief an John Sterling; die Rektoratsrede in Edinburg 1866 schlofs er mit denselben Goetheschen Versen in eigener Übersetzung; ganz erfüllt davon ist sein Buch *Past and Present,* 1843. Aus dieser Zeit wohl stammt auch seine Übertragung in englische Verse, deren Änderungen besonders in den beiden letzten Strophen sehr charakteristisch für Carlyle sind. Der Einflufs des Gedichtes auf die Ausführungen in *P. and P.,* wo es wiederholt ganz oder in einzelnen Strophen und Versen zitiert ist, zeigt sich an vielen Stellen; am tiefsten in Carlyles eigenes Wesen aufgenommen im 12. Kapitel des 3. Buches. — Eine rein literarhistorisch vergleichende Umschau von Goethes 'Symbolum' aus müfste vor allem Foscolos Gedicht *Dei Sepolcri* betrachten, dessen epochemachende Bedeutung für die moderne Gräberpoesie Zumbini dargelegt hat in seiner Abhandlung *La poesia sepolcrale straniera e italiana e il carme del Foscolo* (in *Studi di letter. ital.,* Firenze 1894).

Herr Dr. Driesen wird in die Gesellschaft aufgenommen. Herr Oberlehrer Seibt hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 25. Oktober 1904.

Herr Ludwig berichtet über neuere spanische Veröffentlichungen zur Lebensgeschichte des Cervantes. Er gibt, besonders nach Pastor,

Documentos cervantinos, eine Darstellung von dem Lebenslaufe des Dichters, wie er sich in diesen Dokumenten widerspiegelt. Dabei fällt neues Licht auf die Jugendgeschichte des Cervantes, seine Geschwister, die Verhältnisse seiner Eltern während seiner Gefangenschaft, sowie auf die näheren Umstände seines Loskaufes. Seine Teilname am Feldzug gegen die Azoren erweist sich als sehr unwahrscheinlich, für die Zeit seiner amtlichen Tätigkeit ergeben sich eine Reihe charakteristischer Einzelheiten. Charakter und Lebensschicksale seiner Frau und seiner Tochter sowie das Ende seines Bruders können jetzt mit Hilfe ihrer Testamente und anderer Urkunden in grofsen Zügen authentisch geschildert werden. Auch in literarischer Hinsicht ergibt sich einiges Neue über die Beziehungen zu den Verlegern seiner Bücher und ein ihm zugeschriebenes Erzeugnis höfischer Gelegenheitspoesie (s. jetzt *Zts. f. vgl. Literaturgesch.* N. F. XVI, 1).

Herr Kabisch leitet lexikalische Aphorismen, die er zu bringen beabsichtigt, mit einer Darlegung von vier Punkten ein, in denen die in Deutschland erschienenen Wörterbücher des Französischen der Verbesserung bedürfen: 1. Die Beseitigung von Falschem, namentlich auf dem Gebiete der sog. Realien; 2. Die Beseitigung von Überflüssigem, wobei ganz auffallend ein Übermafs medizinischer Fachausdrücke hervortritt; 3. Die Aufnahme von neuen Wörtern und namentlich von Realien; hier hat die Sprache der Familie, aber auch die populäre und fachliche, Berücksichtigung zu finden, da ein Wörterbuch 'für Schule und Haus' dem Besitzer auch beim Lesen eines französischen Journals behilflich sein soll; und da fehlt zur Zeit noch viel auf dem Gebiete der Technik, des internationalen Verkehrs, des Sports, ja sogar des Argot, Gebiete, aus denen Wörter auf jeder Seite der Journale wie in der modernen Literatur überhaupt vorkommen. Endlich 4. Die planmäfsige Anordnung. Die bis jetzt in allen (deutschen) Wörterbüchern des Französischen befolgte Anordnung ist auf dem Boden des Schulunterrichts entstanden und bringt daher nicht nur diejenigen Bedeutungen zuerst, die die häufigsten, gewöhnlichsten, geläufigsten sind, sondern oft die, die im Schulunterricht zufällig zuerst zu begegnen pflegten, so *accent* = 'das Akzentzeichen' (*aigu, grave, circonflexe*). Ersteres tun die in Frankreich erschienenen *Dictionnaires* auch, vor allen die *Académie;* letzteres mufs beseitigt werden. Eine Anordnung, die in etymologisch-historischer Folge das, was Littré *l'enchaînement des dérivations* und *la filiation des sens* nennt, gäbe und doch auch das heute Gebräuchliche scharf und übersichtlich hervortreten liefse, wäre zweifellos die beste, da sie wissenschaftliche Gründlichkeit, besonders des Schulunterrichts, wesentlich unterstützte, ohne darum einer kursorischen Beschäftigung mit der französischen Literatur unnötige Schwierigkeiten zu bereiten. Dafs das nicht so leicht ist, zeigt z. B. das Wort *avaler*, als dessen Hauptbedeutung heute jeder Franzose 'hinunterschlucken' fühlt. Die Etymologie, *à val, ad vallem,* gibt nur 'hinunterbringen'; und Wendungen und Worte der französischen Sprache weisen zahlreich auf diese Etymologie zurück. Wenn nun die Grundbedeutung von *avaler* 'hinunterbringen' ist, und wenn dieselbe sich im heutigen Französisch in zahlreichen Fällen noch findet, so läge es nahe, eine Reihe von Wendungen, alle mit der Bedeutung 'sterben', darauf zurückzuführen, nämlich *avaler sa cuiller, ~ sa fourchette, ~ ses baguettes, ~ sa gaffe* (irrtümlich gibt Schuster-Régnier auch ~ *le goujon,* was nur bedeutet 'in die Falle gehen', da *le goujon,* der Gründling, der Köderfisch am Angelhaken für Raubfische ist). In allen diesen Wendungen könnte man *avaler* = 'senken', 'ablegen' erklären und die Bedeutung 'sterben' entstände auf die leichtest erklärliche Weise aus der Wendung 'seinen Löffel, seine Gabel, seine Trommelstöcke (vom Trommler), seinen Bootshaken (vom Schiffer) ablegen, weil man sie nach dem Tode nicht mehr braucht. Diese so einleuchtend schei-

nende Erklärung gibt nun aber kein Franzose, sondern jeder versucht, wenn man ihn fragt, irgendeine Erklärung mit 'verschlucken'. Und freilich sind die Wendungen, die auf *ad vallem* hinweisen, fast alle nur in Fachausdrücken vorhanden (in denen sich bekanntlich etymologische Grundbedeutungen immer am längsten erhalten), oder sie sind veraltet: selbst zu *avaler son chaperon* glaubt Littré ein erläuterndes *abaisser* hinzusetzen zu müssen. Und so mag der deutsche Lexikograph, wenn er sich nicht den Franzosen anschliefsen will, diese Wendungen bringen, ohne sie einer der beiden Bedeutungen unterzuordnen. Jedenfalls aber kann er die Grundbedeutung 'herunterbringen' als 'nur in Fachausdrücken und veraltet' zur Belehrung und Freude der heutzutage nicht seltenen Laien, die gern an die Etymologie der Wörter denken, voranstellen.

Herr Oberlehrer Seibt ist in die Gesellschaft aufgenommen. Herr Oberlehrer Dr. Böhm hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 8. November 1904.

Herr Krueger sprach über die in Stratford befindliche Büste Shakespeares und vertrat ihre Glaubwürdigkeit einer Anfechtung durch Mrs. Stopes in *The Monthly Review* (Nr. 43, April 1904) gegenüber.

Auf eine Frage des Herrn Förster gibt Herr Brandl Auskunft über die Shakespearestatue in Weimar. Der Bildhauer Lessing habe sich von Herkomer sieben kleine Nachbildungen von den bekannten Shakespearebildnissen kommen lassen; nachdem er schon hiernach einen Entwurf gemacht habe, sei ihm noch die angebliche Totenmaske Shakespeares zur Verfügung gestellt worden, die die Jahreszahl 1616 trage, noch Spuren von Haut- und Wimperhaaren zeige und nach Haar- und Barttracht mit dem Bilde von Droeshout übereinstimme. Diese Totenmaske sei gewifs die eines Schauspielers, wie die Mundpartie zeige, habe aber eine etwas mehr gebogene Nase als die sonstigen Shakespearebilder. Lessing habe danach seine Büste geändert und ihr die jugendlichen Züge eines Schauspielers aus den Königsdramen gegeben.

Herr Mackel bespricht Erscheinungen aus der französischen Stilistik. Im Anschlufs an den Hauptsatz mit dreigliedrigem Prädikat (vgl. *Archiv* CV, 48 ff.) erörtert er zunächst eine typische Satzform des Französischen für den deutschen Nebensatz mit zweigliedrigem Prädikat. Sodann weist der Vortragende mit Bezugnahme auf *Archiv* CV, 55 ff. nach, dafs *tout ce qui, tout ce que* nicht nur 'alles, was', sondern auch 'was alles' bedeute. Schliefslich erörtert er die Entsprechung '*tous les yeux*' und 'aller Augen' und mehrere andere Besonderheiten im Gebrauche von *tous, toutes*.

Der alte Vorstand wird für das Jahr 1905 wiedergewählt. — Herr Dr. Joh. Böhm wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 22. November 1904.

Herr Cornicelius bemerkt nachträglich zu dem Vortrage von Herrn G. Krueger, dafs schon 1867 Herman Grimm die besprochene Totenmaske für Shakespeare in Anspruch genommen habe, und zwar in dem Buche *Über Künstler und Kunstwerke.*

Herr Kabisch spricht über einige französische Wörter, deren Bedeutung durch bessere Kenntnis der Realien, unter strenger Berücksichtigung der Etymologie, in den Wörterbüchern richtig zu stellen ist:

1. *accouer* kommt her von *ad caudam,* und es bezeichnet ~ *des chevaux* 'Pferde zum Transport (mit möglichst wenig Knechten) so aneinander befestigen, dafs das folgende immer mit seinem Halfterstrick am Schwanze des vorhergehenden festgebunden ist'. ~ *un cerf* heifst 'von hinten

an den von den Hunden gedeckten Hirsch herantreten und ihn am Weiterziehen verhindern, bis der zum Abfangen berechtigte Reiter heran ist, also 'ausheben'.

2. *amble* ist nichts Fehlerhaftes am Gange des Pferdes, sondern der 'Pafsgang', den man Damenreitpferden zu geben sich bemüht. Die damit verwechselte fehlerhafte Gangart heifst *traquenard* oder *aubin* oder *trot décousu* oder *amble rompu.*

3. In *ventre de son* kann sich das tadelnde 'Kleibauch' nicht auf Puppenbälge beziehen, sondern auf schlechte Ernährung, wie bei Pferden durch Kleie.

4. *banvin* braucht nicht zwei Bedeutungen zu haben (Verkündigung 1. des Verbots und 2. der Freigabe des freien Weinverkaufs), sondern heifst 'Weinbann', d. h. Bekanntmachung des Lehnsherrn, dafs von einem bestimmten Tage an bis zu einem anderen niemand aufser ihm Wein verkaufen darf.

5. *Je suis rentré par le manche* heifst in Paris: 'Ich bin mit dem vorletzten Wagen einer Omnibuslinie nach Hause gekommen'. *Le balai* heifst nämlich der letzte Wagen (Lumpensammler), und danach hat man den vorletzten den 'Stiel am Besen' genannt.

6. *Chef d'attaque* heifst der in jeder Stimme eines Sängerchors dazu angestellte Sänger, die Einsätze seiner Stimme rechtzeitig und sicher zu bringen (*attaquer les sons, les notes*); daher ist die Beschränkung des Gebrauches auf *attaquer bien* in den Lexiken falsch.

Herr Block berichtete über den vom 17. bis 29. Oktober 1904 zu Frankfurt a. M. abgehaltenen englischen Fortbildungskursus. Dieser zerfiel 1) in wissenschaftliche Vorträge über Phonetik und Grammatik in englischer Sprache, 2) in Vorträge über Literatur und in Rezitationen, 3) in praktische Übungszirkel, 4) Hospitieren in höheren Schulen, 5) 'social meetings'. Der Kursus wurde geleitet von Prof. Dr. Curtis, welchen Direktor Dörr und die Engländer Messrs. Chesterton, Gill und Cliff unterstützten. In einer einleitenden Vorlesung sprach Prof. Curtis über *standard English,* als welches er für eine frühere Zeit das Westsächsische, für die Gegenwart die Sprache des gebildeten Londoners oder des gebildeten Südengländers bezeichnete. Die Vorträge über Phonetik schlossen sich in elementarer Weise an Vietors Lauttafeln an. Die Bildung der einzelnen Konsonanten und Vokale wurde der Reihe nach erklärt und besonders vor dem bei Deutschen häufigen Fehler gewarnt, die stimmhaften Konsonanten am Ende des Wortes mit allzu deutlicher Vibration zu sprechen und den vokalischen Anlaut mit festem Einsatz (*glottal catch*) zu artikulieren.

Der englischen Grammatik waren nur die letzten Tage gewidmet, so dafs nur wenige Punkte berührt werden konnten, wie z. B. der Unterschied zwischen *shall* und *will.*

In ihren Rezitationen trugen Mr. Chesterton und Mr. Gill Stücke aus *Sweet* und *Lloyd* vor und dann eine Reihe anderer Gedichte und Prosastücke, bei deren Vortrag es interessant und lehrreich war, die dialektischen Eigentümlichkeiten der beiden Vortragenden zu studieren, von denen der erstere der Typus eines echten Londoners war, der letztere dagegen die Besonderheiten der nordenglischen Aussprache zur Geltung zu bringen suchte.

Direktor Dörr zeigte, wie man Byrons Gedicht *Good night, good night, my native shore* (aus dem *Childe Harold*) in der Schule in englischer Sprache durchnehmen kann.

Mr. Gill sprach über *East London* sowie über das Leben in einer englischen *public school,* die er selbst besucht hatte. In dem ganzen System geifselte er scharf die so häufig mit dem Internatsleben verbundene Unsittlichkeit der Schüler und die Roheit ihres Betragens, die doch keine

richtige *manliness* erzeuge. — Mr. Chesterton hielt eine Reihe von sehr anregenden und geistvollen Vorträgen über *English Poetry of To-day* (Tennyson, Browning, Swinburne und Kipling) sowie über *Journalist Life in Fleet Street,* und an zwei Nachmittagen sprachen Prof. Curtis und Direktor Dörr über *English Literature in the School.* An der Hand einer fast unübersehbaren Fülle von deutschen, englischen und amerikanischen Büchern und Anschauungsbildern, welche die Verleger in höchst dankenswerter Weise für den Kursus zur Verfügung gestellt hatten, wurden Proben dieser neuen Erscheinungen herumgezeigt und kurz charakterisiert.

In den vier Übungszirkeln, von denen jeder aus vier bis fünf Mitgliedern sich zusammensetzte und von je einem Engländer der Reihe nach geleitet wurde, wurde Sweets *Elementarbuch des gesprochenen Englisch,* Lloyds *Northern English,* das Buch von Wells *The Making of Mankind* und die wöchentliche Ausgabe der *Times* zugrunde gelegt.

Das gemeinsame Hospitieren beschränkte sich auf die Klinger-Oberrealschule und auf die von Direktor Walter geleitete Musterschule. Viele Kollegen hospitierten aber aufserdem noch in anderen Schulen, so dafs sie dadurch ein anschauliches Bild des Frankfurter Reformsystems sowie der von mehreren Neuphilologen gepflegten Reformmethode im Unterricht der neueren Sprachen erhielten. Der Vortragende gab eine Kritik der von ihm gehörten Unterrichtsstunden in der Klinger-Oberrealschule, der Musterschule, dem Wöhler-Realgymnasium und dem Goethe-Gymnasium, wobei besonders die eigenartige Persönlichkeit und Methode Walters die ihr gebührende Beachtung fand.

Nachdem der Vortragende noch kurz die an mehreren Abenden abgehaltenen 'social meetings' erwähnt hatte, falste er seine Wünsche für einen späteren Kursus in folgenden Punkten zusammen: 1) Statt der etwas elementaren phonetischen und grammatischen Vorträge wären mehr Vorträge literarischen oder allgemeinen Inhalts vorzuziehen, wodurch die stark besetzten Nachmittage entlastet würden und die Teilnehmer etwas mehr freie Zeit gewönnen. 2) Für ebenso wichtig wie die englischen Vorträge hält der Vortragende gerade in Frankfurt das Hospitieren in den höheren Lehranstalten, für das etwas mehr Zeit frei bleiben müfste. 3) Anstatt Sweet und Lloyd wäre vielleicht ein inhaltlich bedeutenderes Buch als Grundlage der Lektüre zu wählen. 4) Jeder Teilnehmer müfste schon vorher zu Hause imstande sein, sich auf diese Übungszirkel mehr vorzubereiten, damit es diesen nie an Stoff mangele und eine Zersplitterung in Kleinigkeiten vermieden werde.

In der sich anschliefsenden Erörterung weist Herr Mangold auf die Klagen hochstehender Engländer über die Mängel ihres Schulwesens hin. Herr Spies vermifst bei dem Ferienkursus in Frankfurt a. M. die historische Grundlage und Vertiefung. Man müsse verlangen, dafs die neuenglische Ausprachelehre, vor einer wissenschaftlich gebildeten Zuhörerschaft vorgetragen, in jedem schwierigen Falle geschichtlich begründet werde. Die verschiedene Aussprache von *either* und die Doppelformen *fifth* und *fift* z. B. könnten nur dann richtig gewürdigt werden. Auch das Fehlen des sogenannten 'festen Einsatzes' dürfe nicht als eine blofse Tatsache hingestellt werden, sondern verlange eine historische Würdigung, und anderes mehr. Herr Sp. verweist zum Schlufs auf die jährlich von Prof. Morsbach in Göttingen abgehaltenen Ferienkurse.

Herr Dr. Gustav Thurau, Privatdozent an der Universität Königsberg, hat sich zum Eintritt gemeldet.

Verzeichnis der Mitglieder

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1905.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Tobler.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ W. Mangold.
Schriftführer:	„ E. Penner.
Stellvertretender Schriftführer:	„ G. Krueger.
Erster Kassenführer:	„ E. Pariselle.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Tanger.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J., 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Gröber, Gustav, o. ö. Professor an der Universität. Strafsburg, Universitätsplatz 8.

„ Dr. Mussafia, Adolf, Hofrat, o. ö. Professor an der Universität. Wien XIII, Trauttmannsdorfferstrafse 50.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Bahlsen, Leo, Professor, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Wielandstrafse 38 part.

„ Dr. Block, John, Oberlehrer am Reform-Realgymnasium. Deutsch-Wilmersdorf, Preufsische Strafse 7.

„ Boek, Paul, Professor, Oberlehrer am Königstädtischen Realgymnasium. Grofs-Lichterfelde, Marthastrafse 2.

„ Dr. Böhm, Joh. F., Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin N. 4, Gartenstrafse 25.

„ Dr. Borbein, J., Professor, schultechnischer Mitarbeiter im Kgl. Provinzial-Schulkollegium zu Berlin. Friedenau, Beckerstrafse 3 I l.

Herr Dr. Born, Max. Berlin NW. 52, Thomasiusstraſse 26.
„ Dr. Brandl, Alois, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Straſse 73 III.
„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule, Charlottenburg, Schloſsstraſse 25.
„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.
„ Cohn, Alb., Buchhändler. Berlin W., Kurfürstendamm 259.
„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W., Linkstraſse 29 III.
„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde, Berliner Straſse 19.
„ Dr. Cornicelius, Max. Berlin W., Luitpoldstraſse 4.
„ Dr. Dibelius, W., Professor an der Kgl. Akademie. Posen, Nollendorfstraſse 23.
„ Dr. Dieter, Ferd., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin O., Frankfurter Allee 80.
„ Dr. Driesen, Otto. Charlottenburg, Friedbergstraſse 28.
„ Dr. Ebeling, Georg, Privatdozent an der Universität. Charlottenburg, Leonhardstraſse 19.
„ Engel, Hermann, Oberlehrer. Charlottenburg, Leibnizstraſse 79 a.
„ Dr. Engelmann, Hermann, Oberlehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin C., Niederwallstraſse 12.
„ Dr. Engwer, Theodor, Oberlehrer an dem Kgl. Lehrerinnenseminar und der Augustaschule. Berlin SW. 47, Hagelsberger Straſse 44.
„ Falck, Karl, Oberlehrer an der XI. städtischen Realschule. Berlin SW., Solmsstraſse 7 III.
„ Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW. 12, Kochstraſse 66.
„ Dr. Fuchs, Max, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Stubenrauchstraſse 6.
„ Dr. Gade, Heinrich, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO. 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Dr. Goldstaub, Max. Berlin W. 30, Pallasstraſse 1.
„ Dr. Greif, Wilhelm, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin SO. 16, Köpenickerstraſse 162 II.
„ Dr. Gropp, Ernst, Professor, Direktor der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 27.
„ Grosset, Ernest, Lehrer an der Kriegsakademie und am Viktorialyzeum. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 146 IV.
„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C., An der Schleuse 5 a.
„ Dr. Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Viktoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstraſse 31 II.

Herr Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin W. 30, Gleditschstraſse 48.

„ Dr. Hausknecht, Emil, Professor, Direktor der Oberrealschule. Kiel, Jahnstraſse 11.

„ Dr. Hecker, Oscar, Professor, Lektor der italienischen Sprache an der Universität. Berlin W. 30, Traunsteiner Straſse 10.

„ Dr. Heinze, Alfred, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin W. 35, Wichmannstraſse 12b.

„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Berlinerstraſse 40.

„ Dr. Hendreich, Otto, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SO. 16, Köpenicker Straſse 39.

„ Dr. Herrmann, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Elbingerstraſse 98 I.

„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W. 10, Kaiserin-Augustastraſse 77 part.

„ Dr. Hosch, Siegfried, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Oranienstr. 144 II.

„ Jaegel, Emil, Oberlehrer am Kgl. Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W. 30, Gleditschstraſse 49.

„ Dr. Johannesson, Fritz, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin SO., Köpenickerstraſse 133.

„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Johannistal, Waldstraſse 6.

„ Dr. Kastan, Albert. Berlin W. 64, Behrenstraſse 9.

„ Dr. Keesebiter, Oscar, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Grunewald, Gillstraſse 5.

„ Keil, Georg, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 48, Friedrichstraſse 32 III.

„ Dr. Keller, Wolfgang, auſserord. Professor an der Universität. Jena, Inselplatz 7.

„ Dr. Kolsen, Adolf, Dozent an der Kgl. Technischen Hochschule. Aachen, Theresienstraſse 14.

„ Dr. Krueger, Gustav, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin W. 10, Bendlerstraſse 17.

„ Dr. Kuttner, Max, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W. 50, Neue Ansbacherstraſse 11 IV.

„ Lach, Handelsschuldirektor. Berlin SO. 16, Dresdner Straſse 90 I.

„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C. 2, Klosterstraſse 73 II.

„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Hallesche Straſse 17 part.

„ Dr. Lindner, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SO., Köpenicker Straſse 88.

Herr Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnenseminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthiner Straſse 41 III.
„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W., Steglitzer Straſse 8 a.
„ Dr. Ludwig, Albert, Oberlehrer an der Hohenzollernschule. Schöneberg, Grunewaldstraſse 98 a.
„ Luft, F., Oberlehrer an der IX. städtischen Realschule. Berlin N. 58, Gneiststraſse 19 II.
„ Dr. Lummert, August, ordentlicher Lehrer an der Viktoriaschule. Berlin S. 59, Camphausenstraſse 3.
„ Dr. Mackel, Emil, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Friedenau, Dürerplatz 3.
„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 47, Groſsbeerenstraſse 71.
„ Dr. Mann, Paul, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW., Neuenburgerstraſse 28.
„ v. Mauntz, A., Oberstleutnant a. D. Charlottenburg, Knesebeckstraſse 2.
„ Dr. Mertens, Paul, wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Oberrealschule in Charlottenburg. Berlin W., Lutherstraſse 44.
„ Michael, Wilhelm, Oberlehrer an der Oberrealschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 92.
„ Dr. Michaëlis, C. Th., Stadt-Schulrat. Berlin W., Kurfürstenstraſse 149.
„ Mugica, Pedro de, Lizentiat, Lehrer der spanischen Sprache am Orientalischen Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnacker Straſse 3.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin W., Geisbergstraſse 15.
„ Dr. Müller, August, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW., Groſsbeerenstraſse 55 part.
„ Dr. Münch, Wilhelm, Geh. Regierungsrat, ord. Honorar-Professor an der Universität. Berlin W. 30, Luitpoldstraſse 22 II.
„ Dr. Münster, Karl, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule in Berlin. Köpenick, Kurfürstenallee 1.
„ Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Universitäts-Bibliothek. Groſs-Lichterfelde, Moltkestraſse 22 A.
„ Dr. Noack, Fritz, Oberlehrer am Gymnasium. Groſs-Lichterfelde, Lorenzstraſse 62.
„ Dr. Nobiling, Franz, Oberlehrer an der Realschule zu Pankow. Berlin N. 54, Lothringerstraſse 82.
„ Dr. Nuck, Richard, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SW., Gneisenaustraſse 88.

Herr Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Goethestraſse 81 III.

„ Dr. Palm, Rudolf, Professor, Oberlehrer an der I. städtischen Realschule, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin SW., Yorkstraſse 76 II.

„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 30, Landshuterstraſse 36 II.

„ Dr. Penner, Emil, Professor, Direktor der XIII. städtischen Realschule. Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 9.

„ Dr. Philipp, Carl, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin NW. 23, Lessingstraſse 15, Gartenhaus.

„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer an der II. städtischen Realschule. Berlin SW. 16, Groſsbeerenstraſse 61 III.

„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraſse 12.

„ Dr. Roediger, Max, auſserord. Professor an der Universität. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 140 III.

„ Roettgers, Benno, Professor, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Fasanenstraſse 83.

„ Dr. Rosenberg, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstraſse 75.

„ Rossi, Giuseppe, Kgl. italienischer Vizekonsul. Berlin NW. 40, In den Zelten 5 a.

„ Dr. Rust, Ernst, Oberlehrer an der VIII. städtischen Realschule. Berlin N., Dunckerstraſse 5 I.

„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W. 35, Genthiner Straſse 28 I.

„ Dr. Sachrow, Karl, Kandidat des höheren Lehramtes. Berlin SW. 61, Teltowerstraſse 16, 8. Aufg. II r.

„ Dr. Schayer, Siegbert, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 43, Georgenkirchplatz 11 II l.

„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin NW., Albrechtstraſse 26 I.

„ Dr. Schlenner, R., Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Urbanstraſse 29.

„ Dr. Schmidt, August, Oberlehrer an der Realschule. Steglitz, Düppelstraſse 22.

„ Dr. Schmidt, Karl, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW., Yorkstraſse 68.

„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W., Rankestraſse 29 III.

„ Schreiber, Wilhelm, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Tegel, Hauptstraſse 33 a.

„ Dr. Schulze, Georg, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums. Charlottenburg, Marchstraſse 11.

Herr Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin NW. 23, Lessingstraße 30.

„ Seibt, Robert, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule zu Berlin. Schöneberg, Siegfriedstraße 7.

„ Dr. Seifert, Adolf, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Straße 12 B, Nr. 31.

„ Sohier, Albert, Lehrer an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule. Berlin W., Köthenerstraße 41.

„ Dr. Söhring, Otto, Oberlehrer an der Hohenzollernschule in Schöneberg. Berlin W. 30, Viktoria-Louisenplatz 9.

„ Dr. Spatz, Willy, Oberlehrer an der Hohenzollernschule. Schöneberg, Hauptstraße 146.

„ Dr. Speranza, Giovanni. Berlin W. 62, Bayreutherstr. 17 II.

„ Dr. Spies, Heinrich, Privatdozent an der Universität. Berlin, W. 57, Kurfürstenstraße 164 II l.

„ Dr. Splettstößer, Willy, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin NW., Oldenburgerstraße 5 B III.

„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin. Charlottenburg, Kantstraße 104 a.

„ Stumpff, Emil, Oberlehrer an der Hohenzollernschule zu Schöneberg. Friedenau, Sponholzstraße 26.

„ Dr. Tanger, Gustav, Professor, Direktor der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Distelmeyerstraße

„ Dr. Thum, Otto, Lehrer an der Berliner Handelsschule. Charlottenburg, Rönnestraße 25 II.

„ Dr. Thurau, Gustav, Privatdozent an der Universität Königsberg i. P., Königstraße 5.

„ Dr. Tobler, Adolf, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 25.

„ Dr. Tobler, Rudolf, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin W. 15, Kaiserallee 1.

„ Truelsen, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Real-Progymnasium in Luckenwalde.

„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums. Berlin NW. 7, Georgenstraße 30/31.

„ Dr. Vollmer, Erich, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Deutsch-Wilmersdorf, Güntzelstraße 28.

„ Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller. Berlin W., Lennéstraße 4.

„ Dr. Werner, R., Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Tempelhof, Albrechtstraße 12.

„ Dr. Wespy, Oberlehrer an der Hohenzollernschule in Schöneberg. Berlin W. 30, Eisenacherstraße 65.

„ Wilke, Felix, Oberlehrer am Reformgymnasium. Charlottenburg, Carmerstraße 7.

Herr Dr. Willert, H., Oberlehrer an der Margaretenschule. Berlin W. 9, Köthenerstrafse 39 II.
„ Dr. Wolter, Eugen, Professor, Direktor der XII. städtischen Realschule. Berlin O. 34, Rigaerstrafse 8.
„ Dr. Wychgram, Jakob, Professor, Direktor des Kgl. Lehrerinnenseminars und der Augustaschule. Berlin SW. 46, Kleinbeerenstrafse 16 I.
„ Zack, Julius, Oberlehrer an der XIII. Realschule. Berlin SW. 46, Luckenwalderstrafse 10.

*C. Korrespondierende Mitglieder.**

Herr Dr. Begemann, W., Direktor einer höheren Privat-Töchterschule. Charlottenburg, Wilmersdorferstrafse 14.
„ Dr. Claufs, Professor. Stettin.
„ Humbert, C., Oberlehrer. Bielefeld.
„ Dr. Jarník, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
„ Dr. Kelle, Professor an der deutschen Universität. Prag.
„ Dr. Krefsner, Adolf. Kassel.
„ Dr. Meifsner, Professor. Belfast (Irland).
„ Nagele, Anton, Professor. Marburg (Steiermark).
„ Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

* Berichtigungen und Ergänzungen dieser Liste erbittet der Vorsitzende.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Eggert, Oberl. Dr. B., Der psychologische Zusammenhang in der Didaktik des neusprachlichen Reformunterrichts (Sammlung von Abhandlungen a. d. Gebiete der pädag. Psychologie und Physiologie, hg. v. Prof. Th. Ziegler und Prof. Th. Ziehen, VII, 4). Berlin, Reuther & Reichard, 1904. IV, 74 S. M. 1,80.

Schon oft ist wiederholt worden, dafs der methodologischen Worte nun genug gewechselt seien. Man hat 'Schlufs!' gerufen. Und eine erquickliche Wendung hatte ja die Debatte wirklich nicht genommen, so dafs bei denen, die dem grofsen Streiten lernbegierig zuhörten, die Unlustgefühle längst überwogen.

Die vorliegende Schrift hat diese Stimmung indessen nicht zu fürchten. Sie ist sachlich, wissenschaftlich und wahrlich nicht überflüssig. Sie wiederholt und vermengt nicht; sie fördert und klärt. Auch wer sich in Pauls *Prinzipien* und in Wundts *Völkerpsychologie* selbständig umgesehen hat, wird durch Eggerts zusammenfassende und ergänzende Darstellung der psychischen Grundlagen der Sprachvorstellung angezogen und belehrt werden und sich in der Einsicht dessen, was im Sprachunterricht not tut, gefördert sehen.

Die Schrift bietet nach einer trefflichen Einleitung zwei Teile: I. *Entwickelung der Sprachvorstellung*, II. *Analyse der Sprachvorstellung*. Jeder Teil zerfällt wieder in A. *Psychologische Erörterungen* und B. *Didaktische Folgerungen*.

Eggert legt dar, wie sich die Sprachvorstellung am Satze entwickelt; wie der Satz die primäre und das Wort die sekundäre Vorstellung ist, oder, mit Meumanns Ausdruck, wie die Wortfunktion des Wortes sich aus seiner Satzfunktion entwickelt. Er insistirt namentlich auf den Gefühlselementen der Sprachvorstellung, insbesondere dem Gefühlswert der Wortvorstellung. Das 'Denken in der Sprache' ist vielmehr ein 'Fühlen in der Sprache'. Daran knüpft sich die didaktische Forderung, dafs der Sprachunterricht vom Satz auszugehen und dafs er Gefühlswerte mitzuteilen hat. Dabei wird mit Umsicht und Lehrerfahrung erörtert, welches die Rolle des Übersetzens (als Kontrollmittel) sein mag, in welchem Mafse die muttersprachlichen Vorstellungen ausgeschaltet werden, wie grammatische Reihen induktiv gewonnen werden können etc.

Im zweiten Teile kommen die Sprachstörungen (die verschiedenen Formen der Aphasie u. s. f.) auf Grund der Untersuchungen von Broca, Kufsmaul, Lichtheim u. a. zur Erörterung, die Sprachvorstellungen werden nach Wundt schematisch dargestellt, die Formen der Sprachtätigkeit (Hören, Verstehen, Nachsprechen, willkürliches Sprechen, Lesen, Schreiben) mit der vorherrschenden Bedeutung des Klangbildes analysiert und damit die alte Forderung neu beleuchtet, dafs die gesprochene Sprache Ausgang und Grundlage des Unterrichts bilden mufs. H. M.

Karl Luick, Deutsche Lautlehre. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1904. XII, 103 S. 8. M. 2,50.

Diese deutsche Lautlehre befafst sich ausschliefslich mit den Lauten des heute gesprochenen Deutsch unter Zugrundelegung jener Aussprache,

in welcher unsere Schrift- und gebildete Umgangssprache im südöstlichen deutschen Sprachgebiet gesprochen wird. Der erste Teil handelt in gedrängter, aber klarer und glücklich auswählender Darstellung über die Grundbegriffe, welche zur Erkenntnis der Lautbildungen wichtig sind, über das Wesen der Einzellaute und deren Gruppierung nach phonetischen Gesichtspunkten, über ihr Verhältnis bei Lautverbindungen, endlich über die Silben und Sprechtakte sowie die Betonung. Im zweiten Teile werden die Grundlagen der Umgangssprache in Deutsch-Österreich und ihr Verhältnis zur Schriftsprache erörtert, wie sie sich zur Bühnensprache stellt, inwieweit sie mit ihr in Einklang zu bringen ist oder aber ihre Besonderheiten beibehält. Auch hier zeigt sich wie im ersten Teile die sorgfältige, klare Darstellung, wegen welcher das Buch zumal Lernenden die besten Dienste leisten wird.

In den allgemeinen Erörterungen ist der Standpunkt vertreten, daſs eine einheitliche Musteraussprache des Deutschen, die im gesamten deutschen Sprachgebiete Geltung hätte, in Wirklichkeit sich nicht erreichen lasse. Die Bühnensprache, welche seit langem schon als Muster gilt und auch den Gesangsvortrag beherrscht, wird immer nur auf einen kleinen Teil der Gebildeten übergehen, weil die besonderen Artikulationsbedingungen, welche man sich von jung auf in den einzelnen Teilen des deutschen Sprachgebietes verschieden angewöhnt hat, nicht mehr abgestreift werden können, wenigstens vom gröſsten Teile der Gebildeten nicht; auf solche, welche zeitlebens sich in derselben Gegend aufhalten, wirkt die Mundart und die Umgangssprache immer wieder ein, auch wenn sie sich, wie Redner und Lehrer, eines guten Deutsch befleiſsigen, und zwar so sehr, daſs die landschaftlichen Besonderheiten immer in der Übung bleiben und zum Vorschein kommen. Mit Recht wird daher in dem Buche betont, daſs die Frage, wie wir sprechen sollen, nicht für das ganze deutsche Sprachgebiet einheitlich, sondern nur für jede einzelne Sprachgegend auf Grund einer genauen Einsicht in ihren Sprachzustand zu lösen sei.

Mit der Lösung dieses Problems, mit der Darstellung und Begründung, wie im bairisch-österreichischen Sprachgebiet das gute Schriftdeutsch mit Rücksicht auf die Sprachgewohnheiten der Gebildeten lautet, kann man sich durchaus einverstanden erklären; das Buch ist eine entschiedene Förderung dieser Bestrebungen und wird von allen, welche sich mit derartigen Fragen beschäftigen, mit Nutzen herangezogen werden. Im besonderen aber werden gerade die österreichischen und bayrischen Lehrerkreise an Volks- und Mittelschulen die Darlegungen für sich und die Schule anwenden können, denn die Schule ist ja für ihre meisten Besucher die erste und wichtigste Stätte, an der sie das Schriftdeutsche nicht nur hören, sondern auch sprechen müssen. Aber auch für solche, welche die deutsche Sprache erst erlernen und sich zunächst im genannten Gebiete aufhalten wollen, dünkt mir dies Buch von groſsem Vorteil zu sein, denn sie werden hier auf speziell süddeutsche Lautbildungen aufmerksam gemacht, die unseren romanischen und slawischen Nachbarn fremd sind.

Sollte sich die Anregung des Verfassers, es möchte für jede deutsche Landschaft mit sprachlicher Eigenart eine den besonderen Sprechgewohnheiten angepaſste 'Deutsche Lautlehre' zusammengestellt werden, erfüllen, so wären die Bestrebungen um die Vereinheitlichung der deutschen Schriftsprache in bester Weise gefördert, es wäre vor allem Erreichbares in Angriff genommen, von dem der deutschsprachliche Betrieb allseitigen Vorteil hätte; die Vereinheitlichung der Aussprache des Schriftdeutschen bleibt immer ein erstrebenswertes Ziel, das freilich nie vollkommen erreicht werden kann; das Aufgeben dieses Strebens würde auch ihren Zerfall bedeuten.

Im einzelnen sei hervorgehoben, daſs für *b, d, g, s* stimmlose Lenis gefordert wird; für Süddeutsche ist die stimmhafte Lenis des Bühnen-

deutschen völlig ausgeschlossen. Auslautendes *g* wird im ganzen Südbairischen bei schriftdeutschem Sprechen als Verschlufslaut festgehalten, die Aussprache als Reibelaut -*χ* hätte hier keine Aussicht durchzudringen. Dafs *b, d, g* im Anlaut als Lenes gesprochen werden, wird sich in Gegenden, welche die Anlautverstärkung kennen, nicht allgemeiner durchführen lassen; in Nordtirol wird man auch bei sorgfältigster Aussprache *d* und *t* in *dieser tag* als Satzbeginn nicht auseinanderhalten, sondern sprechen *tīsər tāg*. Bei *ck* ist im Südbairischen die Vorstellung, es sei als Affrikata oder Apirata zu sprechen, allgemein, gleichviel ob *ck* sprachgeschichtlich einem *kk* oder *gg* entspricht; wir empfinden die vom Verfasser angeregte Aussprache als nicht aspirierten Verschlufslaut als affektiert oder stark mundartlich. Schwierigkeiten dürfte es in Nordtirol z. B. begegnen, im Inlaut die Fortes *ff* nach Längen mit der Lenis *f* zusammenzuwerfen (vgl. *šlāffn* 'schlafen' gegen *hāfn* 'Hafen'), wie es Südtiroler und Kärntner tun, denen anderseits die Scheidung zwischen *ss* und *s* in gleicher Stellung, trotzdem sie durch die Orthographie sehr gefördert wird, nicht leicht werden dürfte. Wegen der *l*-Artikulationen scheint mir die dem Mittelbairischen eigene *l*-Bildung zu wenig hervorgehoben. Einfach zerebrale *l* mit Aufstülpung der Zunge, die mit ihrer unteren Fläche an der inneren Seite der Kante des Zahnfleisches den Mittelverschlufs bildet, und welche im Buche (§ 41) als Eigenheiten des Mittelbairischen hervorgehoben werden, können wir auch in Tirol nach Lippenlauten und *o, u* bilden und zwar neben den dorsalen und koronalen Arten, ohne dafs die Verschiedenheit des Gehörseindruckes zu merklich hervorträte; ich war immer der Meinung, dafs die dem Mittelbair. eigene *l*-Bildung ähnlich dem slaw. *ł* durch Artikulation eines breiteren Teiles des Zungenrückens mit oder ohne Mittelverschlufs hervorgerufen werde (über derartige Artikulationen z. B. Sievers, Phonetik[5] § 315; Jespersen, Lehrbuch der Phonetik § 133. 136), man vergleiche die Ausführungen von Nagl, Roanad S. 19 § 29 f., und Schwäbl, Die altbair. Mundart § 25. Daher stammen denn auch die Übergänge des *l* in *i* oder *u,* welche Laute dann allem Anschein nach enger und energischer gebildet werden als die *i* und *u* in diphthongischer Verbindung, man beachte z. B. franz. *kavaje* = *cavalier* (Jespersen a. a. O. S. 130) und armen. ɟ^{2} in *pavɟos* für *Παῦλος* (Sievers a. a. O. S. 124); die damit auffällig verbundene Lippenartikulation ist ein Faktor für sich. Mir erscheint es fruchtbar, wenn dem Lernenden bei den Sonorkonsonanten aufser den Nasalen, den *r*-Lauten neben den *l*-Lauten noch Sonorlaute mit engster Ausflufsöffnung klargemacht werden, welche ohne Geräuschbildung artikuliert werden und so eng, dafs wir sie von den Vokalen entschieden trennen; ihnen fehlt der die *l*-Laute kennzeichnende Mittelverschlufs. Derartige Laute sind die oben angeführten Vertreter des *l,* ferner oft die Laute, welche für sonores *j* und *w* in Süddeutschland gesprochen werden (nicht überall natürlich), ja das *w* unserer Gegend, das bilabial, ohne Geräusch und mit Mittelverschlufs der Lippen zustande kommt, stellt sich zu den *l*-Lauten; der Klang ist freilich ein anderer. Got. *waúrstw* spreche ich mit diesem *w,* das hier an zweiter Stelle in gleicher Art Silbenträger ist wie *l* im got. Akk. *tweifl,* in nhd. *Zweifel.* Auch unsere ungerollten Zungen- und Zäpfchen-*r* sind diesen Sonorlauten mit engster Ausflufsöffnung anzureihen, wenn sie ohne Geräuschbildung erzeugt werden. Der Stimmton kann bei einigen dieser Lautbildungen fehlen.[1]

Die Aussprache der Vokale deckt sich in Tirol mit der vom Verfasser ermittelten im wesentlichen. *i* und *u* sind wie *o* als Kürzen und Längen

---

[1] Über derartige Bildungen im allgemeinen z. B. Sievers, Phonetik § 195 ff. und 496 ff.

annähernd von gleicher Klangfarbe, ebenso die *a*, die hier unbefangen mit der Klangfärbung des mundartlichen Umlauts-*a* gesprochen werden; aber auch *e* und *ē* unterscheiden sich in unserem Schriftdeutsch nicht merklich, nur der Buchstabenzwang bringt öfters in Schulen für *ä* in *hätte, Käfer, Gläser* einen sehr offenen *e*-Laut zutage. Der im Buche festgelegte, in Niederösterreich vorhandene Unterschied zwischen offenem *e*, das altes *ē*, *ë* vor *l, r, h* und *e* in Fremdwörtern vertritt, wird hier nicht gemacht, trotzdem die Mundart es begünstigen würde, also gleiches *e* in *Reh, Mehl, säen, Bett, Parkett, Epos* usw. Wir haben hier also die deutliche Tendenz, das Vokalsystem bei gut schriftdeutscher Aussprache zu vereinheitlichen.

Der Verfasser hat mit dieser Arbeit einen neuen Weg betreten, um unserer Schriftsprache als gesprochenes Gebilde zum Durchbruch zu verhelfen; die Vereinheitlichung der donau- und alpenländischen Aussprache des Deutschen wird sich im wesentlichen in den Bahnen bewegen, welche im Buche nachgewiesen und angegeben sind. Es ist zu wünschen, dafs nicht nur andere Länder derartige Lautlehren erhalten, sondern dafs auch Luicks Buch in den Ländern, für welche es berechnet ist, von allen jenen beachtet wird, welche sich mit dem Schriftdeutschen abzugeben haben; es wird nicht in letzter Linie unseren Germanisten gute Dienste leisten. Es wäre für den Verfasser ein schöner Lohn, wenn seine Aufstellungen in der Weise illustriert würden, dafs für verschiedene Gebiete die übliche Handhabung des Schriftdeutschen nachgewiesen würde.

Innsbruck. J. Schatz.

Wilh. Bruckner, Der Helianddichter ein Laie. Wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Gymnasium in Basel, Schuljahr 1903/04. Basel, Friedrich Reinhardt (Universitätsbuchdruckerei), 1904. 36 S. 4.

Wo und wie wir uns den Heliand entstanden zu denken haben, wer der Verfasser gewesen, ob er als germanischer Volkssänger die Taten seines göttlichen Herrn besungen, ob er in der Mönchszelle mit Fleifs theologische Autoren studiert, und welche besonderen Quellen er für seine Dichtung ausgeschöpft habe — diese Fragen haben seit langer Zeit die Gemüter beschäftigt und, trotz erfreulicher Klärung nach mancher Richtung hin, noch immer keine definitiven, allgemein als richtig anerkannten Beantwortungen gefunden. In dem vorliegenden wertvollen Beitrage zur Quellenkunde des Heliand und zur Würdigung der Arbeitsweise des Dichters knüpft Bruckner an den bekannten Versuch Jostes' an, den Verfasser des Heliand, im Widerspruch mit der vorherrschenden Ansicht, als Laien zu erweisen (*Z. f. d. A.* 40, 341 ff.). An der Hand von sorgfältig gesammeltem Material beleuchtet er das Verhältnis der altsächsischen Dichtung zu den Quellen und gelangt zu Resultaten, durch welche die Ansicht des westfälischen Gelehrten gestützt, weitergeführt und teilweise modifiziert wird.

Im ersten Teile seiner Arbeit behandelt Bruckner die Stellung des Dichters zur Hauptquelle, dem Tatian. Er deckt allerhand Mifsverständnisse auf, Mangel an Übersicht über den Stoff, auffallende Abweichungen von der Erzählung der Evangelien, Auslassungen, Zusätze, kurz derartige absichtliche und unabsichtliche Veränderungen, die bei einem geistlichen Verfasser undenkbar seien. Der Dichter habe offenbar nicht selbst den Tatian in der Hand gehabt, sondern den ihm mündlich übermittelten heiligen Stoff einfach aus dem Gedächtnis bearbeitet. Im zweiten Teile, welcher des Plausibeln am meisten enthält, wird die Benutzung der Kommentare erörtert. Windisch hatte in seiner trefflichen Schrift *'Der Heliand und seine Quellen'* dargelegt, dafs neben dem Tatian auch Kommentare Hrabans, Bedas und Alcuins herangezogen worden sind, während Grein

bald danach, die Benutzung Alcuins und Hrabans ablehnend, auf Beda sowie auch Augustin, Hieronymus und Gregor hinwies. Andere entdeckten andere Quellen zweiten Grades (z. B. Juvencus, Haimo von Halberstadt, Paschasius Radbertus). Und wer weifs, was die Quellenjagd noch alles zutage fördern wird. Mit Recht wendet sich nun Bruckner gegen die übliche Auffassung, speziell die Ansichten Schönbachs, Jellineks und Sievers', betreffend den Einflufs der Kommentare und betont, dafs viele angeblich auf gelehrte Quellen zurückgehende Bemerkungen doch so einfach und naheliegend seien, dafs der Dichter sehr wohl von selbst darauf gekommen sein könne, während man in vielen Fällen über unsichere Vermutungen nicht hinauskomme. Fast die Hälfte der in Sievers' Ausgabe angeführten Verweise auf Hraban, Beda, Alcuin könnten gestrichen werden. Allerdings sei nicht zu leugnen, dafs manche Ausführung (namentlich erläuternder Art) auf gelehrten Quellen fufse, jedoch sei mit den letzteren in der Regel in sehr freier Weise geschaltet worden, so dafs sich nicht nur kleinere Abweichungen, sondern sogar öfter Widersprüche herausstellten. Beiläufig äufsert Bruckner Zweifel über die Benutzung Alcuins, hält aber den Einflufs Haimos in der 44. Fitte für sicher, in der 42. für nicht unwahrscheinlich.

Als Resultat ergibt sich dem Verfasser, dafs der Dichter des Heliand ein der lateinischen Sprache unkundiger Laie gewesen sei, dem ein tüchtiger Geistlicher als Berater zur Seite gestanden habe. Es sei anzunehmen, dafs 'eine eigentliche Unterweisung des Dichters in der biblischen Geschichte durch einen Geistlichen stattgefunden hat; partienweise wird dieser den Stoff vorgetragen haben, manche Erzählung mag er seinem Zuhörer schon gekürzt, manches weniger Wichtige oder schwer Verständliche überhaupt nicht mitgeteilt haben. In Rede und Gegenrede mochten dabei diejenigen Stellen, die einer weiteren Erläuterung bedürftig erschienen, erörtert werden' (S. 34 f.). Dafs dem freien künstlerischen Schaffen des Laiendichters eine nicht unerhebliche Rolle zuzuerkennen und demnach der Wert des Heliand als Quelle deutscher Altertumskunde höher zu bemessen sei, als gegenwärtig im allgemeinen angenommen werde, ist eine willkommene Schlufsfolgerung, über die sich Vilmar gefreut haben würde.

Die Untersuchung ist mit lobenswerter Gründlichkeit geführt worden und wirft interessantes Licht auf gar manche Stellen der Dichtung. Und doch ist es dem Verfasser meines Erachtens nicht gelungen, seine These zu beweisen. Die Schlüsse sind oft nicht zwingend, die Erklärungen nicht über jeden Zweifel erhaben. Z. B. wenn im Heliand öfter Tatsachen, die in den Evangelien getrennt sind, vereinigt und dadurch wenigstens in mehreren Fällen wirkliche Verbesserungen geschaffen worden sind, warum soll man dem Dichter nicht zutrauen, dafs dies mit bewufster Absicht geschehen sei? (Genau dasselbe wird in der ae. Genesis beobachtet, s. Heinzes Dissertation S. 11 ff.) Dies dürfte überhaupt von manchem gelten, was von mangelndem Verständnis oder ungenauer Erinnerung zeugen soll. Sicher lag ja dem Dichter weniger an theologisch-philologischer Genauigkeit als daran, von seinen Sachsen verstanden zu werden — Laien sowohl wie Geistlichen, vgl. Kauffmann, *Z. f. d. P.* 32, 517 —, und dies erreichte er in wirksamster Weise durch Anpassung an die Vorstellungskreise seiner Landsleute. Wenn also an Stelle des Namens 'Pharisäer' allgemein gehaltene Ausdrücke wie *ođra Judeon, nithfolc Judeono* gesetzt werden, wenn die Ratsversammlung der Priester und Pharisäer in eine grofse Volksversammlung, *meginthiodo gimang*, verwandelt wird, so läfst sich dies als eine wohlerwogene, im Interesse der Zuhörer vorgenommene Vereinfachung erklären. Auch mag hier an die schon von Jostes angezogene (wenn auch für seine eigene Theorie verwertete) Rede des Hauptmanns von Kapernaum, V. 2104 ff., erinnert werden, deren vom Bibeltext

abweichender Gedankengang offenbar durch Rücksichtnahme auf die den Geistlichen (nach Jostes auch den 'gescheiteren' Laien) vertrauten Worte der Liturgie: Domine, non sum dignus, ut intres sub tectum meum, sed tantum dic verbo, *et sanabitur anima mea* veranlafst wurde. Und warum sollten gelegentliche Abweichungen von der Evangelienharmonie bei einem Geistlichen undenkbar sein? Dafs der sogenannte geistliche Berater vielleicht zu den Kommentaren 'kleine Zusätze machte oder sich kleine Änderungen erlaubte, wenn er dadurch den biblischen Vorgang dem Laien deutlicher zu machen glaubte', wird ja von Bruckner selbst zugestanden. Und was unvollkommene Auffassung des Schrifttextes und regelrechte Schnitzer betrifft, wer steht uns denn dafür, dafs ein geistlicher Autor jener Tage darüber erhaben war? Gibt es doch wohl im 20. Jahrhundert manche Geistliche, die nicht ganz taktfest im Kirchenlatein sind, vom Griechischen und Hebräischen ganz zu schweigen.

Nichts ist ferner zugunsten der Laientheorie daraus zu folgern, dafs der Dichter 'die Verstechnik und den Stil des altgermanischen Epos in hohem Grade beherrscht'. Sollen wir etwa annehmen, dafs die altenglischen geistlichen Dichtungen, die den alten epischen Ton und Stil zum Teil ganz vortrefflich bewahrt haben, sämtlich von Laien, von 'Volkssängern' herrühren? Es ist a priori ganz und gar unwahrscheinlich, dafs ein Laie solch ein Evangeliengedicht verfafst hätte. Wie wäre er überhaupt darauf gekommen?

Freilich die Praefatio! Nun wohl, die Praefatio ist nicht einfach aus der Luft gegriffen, aber die (mündlicher Tradition entnommenen [Windisch]) Angaben derselben sind in der Tat zu unbestimmt und zu wenig verläfslich, um in der Frage nach dem Stande des Verfassers erheblich ins Gewicht zu fallen. Eine vorurteilslose Betrachtung des Gedichtes selbst aber kann, wie mir scheint, zu keiner anderen Ansicht führen als der, welche Sievers in seiner Ausgabe (S. XLIII) klar und präzis ausgesprochen hat. Mit Kompromifsversuchen wie denen Jostes' und Bruckners ist uns nicht geholfen. Wozu, so fragt man sich vergeblich, diese Dualität von Dichter und theologischem Beirat? Ein Geistlicher mit poetischem Talent, der dem Laienvolke nicht entfremdet war und sich ein warmes menschliches Herz 'unter der Kutte' bewahrte (vgl. z. B. V. 378 ff., 736 ff., 2183 ff., 2205 ff.) — eine solche Persönlichkeit gehört doch nicht zu den Unmöglichkeiten. Und genau diese Vorstellung müssen wir uns von dem Dichter des Heliand machen.

Am Schlufs der Abhandlung wird noch ein schüchterner Versuch gemacht, den sprachlichen Mischcharakter des Gedichtes wenigstens zum Teil zu erklären. Wahrscheinlich würden die betreffenden Bemerkungen etwas anders ausgefallen sein, wenn der Verfasser den Aufsatz von Collitz 'The Home of the Heliand' (*Publ. Mod. Lang. Assoc.* 16, 123 ff.) beachtet hätte.

University of Minnesota. Fr. Klaeber.

Woerner, Fausts Ende. Akademische Antrittsrede. 2. Auflage. Freiburg i. B., Troemers Universitätsbuchhdlg., 1904. 28 S. 8.

Woerners gedankenreiches Schriftchen ist in seiner ersten Auflage (1901) an dieser Stelle nicht besprochen worden, und so sei jetzt darauf hingewiesen. Wie in meiner ausführlicheren Besprechung (*Literaturbl. f. german. u. roman. Philol.* 1902, Sp. 281 ff.) stehe ich zu Woerner in der Bekämpfung jener 'neuen Fausterklärung' Türcks, wonach Faust, von der Sorge geblendet, als Philister enden soll. Die Bedeutung von 'Furcht und Hoffnung', insbesondere in der Elefantengruppe des II. Teils, hat mir, wie ich hier (gegenüber *Lit. Zentralbl.* 1904, 1789 f.) nur versichern kann, von jeher festgestanden, doch danke ich Türck, wie ich ausdrücklich an-

erkenne, die genauere Begründung dieser Deutung, insonderheit durch den Hinweis auf Spinoza. Die Leser meiner *'Vorträge über Goethes Faust'* (1903) ausdrücklich auf Türcks Schriften zu verweisen, hatte ich nach der Anlage meines Buches (s. Vorwort) um so weniger zwingenden Anlafs, als ich mich eben in der Hauptsache, in der Auslegung der die Entwickelung krönenden Todesszene, nicht mit ihm einverstanden fühle. Woerner gegenüber mufs ich daran festhalten, dafs ich in Fausts Verhalten gegenüber Philemon und Baucis keine Heuchelei, sondern ein letztes Aufflackern egoistischer Leidenschaftlichkeit sehe, deren Folgen ihm, dem Geblendeten, den inneren Blick für die Verkettung von Handlung und Schicksal schärfen.

Heidelberg. Robert Petsch.

M. Schian, Der deutsche Roman seit Goethe. Skizzen und Streiflichter. Görlitz, R. Dülfer, 1904. 236 S. M. 4.

Zu Vorträgen für ein gemischtes Publikum sind diese ruhig gehaltenen Skizzen wohl geeignet; eine Notwendigkeit, sie in Buchform herauszugeben, lag nicht vor. Neues bieten sie nirgends; denn den Satz, dafs 'das Gesetz der Wirklichkeit überall im deutschen Roman des 19. Jahrhunderts regiert', wenn auch in vielen Formen (S. 230), wird der Verfasser selbst kaum dafür halten. Will man das Buch, das sich übrigens von seinen Autoritäten Koch und Bartels recht selbständig hält, nicht umsonst gelesen haben, so mufs man ihm symptomatische Züge abzugewinnen suchen. Dahin gehört denn, dafs der geistliche Autor sich ziemlich entschieden von der Romantik abwendet; dafs ihm Gustav Freytag der eigentliche Heros des deutschen Romans und 'Ekkehard' ihm wertvoller ist als der 'Grüne Heinrich'; endlich allgemein: dafs auch heute noch der Satz besonders verfochten werden mufs, nicht Wieland habe den deutschen Roman geschaffen, sondern Goethe.

Berlin. R. M. M.

B. Litzmann, Goethes Faust. Eine Einführung. Berlin, Fleischel & Co., 1904. 400 S.

Nachdem Litzmann eine 'künstlerische Auslegung' von Goethes Lyrik gegeben, meint er nun auch den 'Faust' dem deutschen Volke wieder erobern zu sollen. Seit rund dreifsig Jahren (S. 1 f.) schwebte ihm als ein Lieblingsgedanke ein grofses, tief angelegtes Werk über ihn vor. Doch verstand er, der Versuchung Widerstand zu leisten. Keine Zeile hat in diesem Menschenalter für Litzmanns Beschäftigung mit dem 'Faust' Zeugnis abgelegt; und was jetzt erscheint, läfst die Frage nur erneuern: warum er denn eigentlich trotz jener frühen Liebe sich nur so obenhin mit dem tiefsinnigsten unserer Meisterwerke befafst habe? Weshalb hat er schliefslich die Intimität dieser Gymnasiastenliebe der schnöden Welt geopfert? Er gesteht es: Jetzt ist die Gefahr vorhanden, der 'Faust' könne durch die Gleichgültigkeit der Lebenden für die künftige Generation verloren gehen (S. 4). Da springt Litzmann kühn in die Lücke, und er rettet den 'Faust' für die deutsche Nation. Nicht durch einen Kommentar 'nach berüchtigten Mustern' (S. 2); er hat für die 'neuere Faustforschung' (S. 34) und gar die 'Faustphilologie' (S. 67 Anm.) nur Hohn. Von der Unfähigkeit der früheren Ausleger und Herausgeber (S. 202) spricht er mit demselben Hochmut und fast mit denselben Worten (S. 304) wie in der 'Lyrik'. Er gibt offenbar etwas durchaus anderes. Aber was? Eine exegetische Paraphrase (S. 2). Nun, das hat auch v. Kupffer schon getan. Ja; aber L. tut es mit seitenlangen Zitaten (S. 281. 294 f. 302. 307. 312. 315 f. 319 f. 324 f. 374 f. usw.), die namentlich gegen Schlufs eigene Gedanken

immer entbehrlicher erscheinen lassen. Ferner druckt er Hauptstellen (z. B. S. 130. 363 f.) in Sperrdruck ab. Hierin mufs wohl das wirksame Element gesucht werden. Denn im Inhalt steckt es nicht.

Kein tiefes Problem wird ernstlich angerührt; nur über die Erdgeistfrage werden (S. 134. 149 f.) wenigstens Hypothesen mitgeteilt. Denn natürlich macht es hier L. gerade wie es H. Grimm, nur etwas geistvoller in seinem 'Homer' machte: alle Philologie wehrt er ab, aber wo es bequem ist, arbeitet er selbst mit Interpolationen, Verschiebungen und Datierungen (S. 169. 185. 200. 239. 248 f. 348 f.). Freilich schwimmen diese Datierungsversuche (S. 213. 223) und Erörterungen der Paralipomena u. dgl. recht seltsam in dem breiten Gewoge gefühlvoller Textumschreibungen. Das Publikum, dem diese Mädchenschulvorträge Neues bieten, würde vermutlich lieber etwas über das Spalten von weichem Holz (S. 115), eine Auslegung der Hexenküche (S. 221; der Raum fehlt, weil so viel sonst nicht zu erlangende Verse aus dem 'Faust' abgedruckt werden mufsten) oder über die Lautmalerei mitgeteilter Verse (S. 335) hören. Doch der ernstere Leser, den es befremdet, was alles L. von der vielgescholtenen 'Faustphilologie' nicht gelernt hat — er wiederholt sogar noch das alte Mifsverständnis der Worte 'Geniefsen macht gemein' (S. 379) —, freut sich, einige solche Ansätze zu eigener Gedankenarbeit zu bemerken. Er verzeichnet sie sorgfältig: eine viel zu ausführliche, aber geschickte Charakteristik der Faustbücher (S. 23 f.), Gedanken über die Anordnung in den Schriften (S. 106), eine gewandte Einführung des Teufels (S. 123 f.); schliefslich zwei Punkte, auf die L. grofses Gewicht legt: mit der 'Helena' trete an die Stelle des Einzelschicksals ein Menschheitserlebnis (S. 358. 363. 398), und Philemons Ende wirke umgekehrt auf Faust als ein 'einzelnes Menschenschicksal' (S. 391). Beides scheint mir grundfalsch, vor allem das zweite; aber es sind doch Anregungen. Sonst aber — welche Leere! welches Ausstopfen mit Deklamation!

Wenn Minor in seinem Kommentar fortwährend auf die Philologen des 19. Jahrhunderts stichelte, hat das mit Recht geärgert; immerhin, sagte man sich, er bringt doch allerlei, worauf er sich was zugute tun mag. Hier mufs man, wieder wie bei der 'Lyrik', fragen: was hat L. geleistet, um auf die 'berüchtigten Muster' so herabblicken zu dürfen? Aus Loeper und Düntzer, aus Minor und Kuno Fischer, aus Bayard Taylor und Calvin Thomas hat der Verfasser dieser Einführung noch recht viel zu lernen. Für ihn aber existiert nur Erich Schmidt, den er (S. 67. 78. 82. 87. 95 u. ö.) mit auffallender Absichtlichkeit nennt, während von neueren Faustforschern nur noch J. Collin (S. 141. 145) und G. Witkowski (S. 229) für ihn geschrieben haben. Und Erich Schmidt sucht er nun (S. 67 Anm.) zu seinem Schutzpatron im Kampf gegen die Vertiefung zu machen! einen Forscher, dessen Faustkommentare so viel neue Probleme aufgeschlossen und abgeschlossen haben! einen Mann, dessen berechtigte Abwehr gewisser Übertreibungen der philologischen Manier gerade deren Oberflächlichkeit blofslegten!

Hiergegen vor allem mufs denn doch Protest eingelegt werden. Ist der 'Faust' in Gefahr, verloren zu gehen, so gibt es zwei Wege, ihn zu retten. Man schaffe ihn, von dem Fertigen ausgehend, künstlerisch nach, auf der Bühne, im Bildwerk, in der literarhistorischen Darstellung; oder, vom Keim ausgehend, wissenschaftlich, in philologischer Einzelforschung. Beides ist längst im Werke und das zweite vor allem. Oberflächlichkeit aber als Rettungsmittel zu preisen und die besten Namen zum Deckmittel solcher Art zu verwenden — dafür müssen wir danken; da ballen wir zornig die 'Auslegerfäuste'. In Frankreich war früher solches Aufweichen ernster Probleme in gefühlvollen Phrasen beliebt; man hat es dort verlernt — soll es jetzt uns als Heilmittel für die Jugend gepredigt werden? Mit seinem überheblichen Ton; mit der Darstellungs-

art, die Ältestes (wie etwa die Benutzung des Buches Hiob S. 121) so hinstellt, dafs der Unkundige den Verfasser für den Entdecker halten mufs; mit seinem Ausweichen vor jeder Schwierigkeit mufs dies Buch geradezu verderblich wirken. Redeblüten vom vorigen fin de siècle (S. 52) und die Vorstellung, jahrhundertelang habe vor Rousseau die demokratische Gleichmacherei und der Rationalismus regiert (S. 9), kommen dagegen gar nicht einmal in Betracht.

Wir glauben nicht an die Gefahr für den 'Faust'. Besteht sie aber, so eigne ich wenigstens mir Thodes kräftiges Wort über die 'Wiederherstellung' der Heidelberger Schlofsruinen an: Wenn sie nur so zu retten sind, sollen sie lieber untergehen.

Berlin. Richard M. Meyer.

L. Herrig: British classical authors with biographical notices. On the basis of a selection by L. Herrig edited by Max Förster. 86[th] edition. Braunschweig, George Westermann, 1905. XX, 760 u. 48 S. gr. 8.

Vierundfünfzig Jahre sich in der Gunst des Publikums zu erhalten, ist viel für ein Buch, das zur Klasse der belehrenden gehört; und in diesen 54 Jahren 85 Auflagen zu erleben, das wiegt noch viel schwerer. Unberechenbar ist, wieviel der alte Herrig zur Einführung deutscher Leser in englische Sprache und Literatur geleistet hat; keine Konkurrenz würde an ihn heranreichen. Übrigens hat er sich in dieser langen Zeit nicht starr gezeigt, hat sich einigermafsen entwicklungsfähig erwiesen; es ist nach und nach mancherlei daran gebessert oder geändert worden. Aber nun wurde doch das Bedürfnis einer tiefergreifenden Veränderung gefühlt, die Verlagshandlung hat sich nicht ablehnend verhalten, und sie hat das Glück gehabt, Professor Max Förster von der Würzburger Universität für die Aufgabe dieser Erneuerung zu gewinnen. Vor allem bedurfte es einer Weiterführung bis auf die Gegenwart, einer Vertretung der bedeutendsten literarischen Namen aus den letzten fünfzig Jahren. Und dafs, um für sie Raum zu gewinnen, eine Anzahl der früheren Stücke sich ausmustern und ausscheiden liefse, war leicht anzunehmen; verhältnismäfsig Minderwertiges oder minder Wichtiges kann doch in einer solchen Sammlung nicht fehlen. Eine besonders grofse Arbeit brauchte die ganze Neugestaltung nicht zu bedeuten. Aber M. Förster hat sich nicht mit dem in diesem Sinne Nötigen begnügt. Wenn man näher zusieht, was mit der neuen Bearbeitung wirklich gegeben wird, und berechnet, wieviel Mühe dazu hat aufgewandt werden müssen, so kommt ein höchst respektables Etwas heraus, ja ein schwerwiegendes Vielerlei. In Wahrheit ist schon, was die Auswahl der Textstücke betrifft, geradezu ein neues Buch entstanden. Nur ein kleiner Bruchteil der alten Stücke ist geblieben; gegen ein halbes Hundert neuer Autornamen sind vertreten, und die verbliebene Gruppe hat sich eine Art von Kleiderwechsel gefallen lassen müssen: es sind auch für sie fast überall neue Textstücke gewählt worden. Fast ist nur der Name Herrig geblieben, und auch dieser scheint im Titel nur noch mit durch.

Man wird über die Notwendigkeit einer so weit gehenden Erneuerung, eines so strengen Gerichts verschiedener Meinung sein; man könnte vielleicht wegen jeder einzelnen Aus- und Einschaltung mit dem Herausgeber diskutieren, und oft wird man sich wohl alsbald überzeugen lassen, wahrscheinlich aber nicht ganz selten auch keineswegs. Doch viel Zweck hätte das ja nicht, die neue Auswahl ist getroffen, und sie darf an sich, so wie sie da ist, Wohlgefallen erwecken. Hat doch auch der Herausgeber seine Grundsätze für Wahl, Abgrenzung und Zusammenstellung in der Vorrede klar entwickelt. Bedeutende literarische Erzeugnisse sollten es sein, wert

in den Mittelpunkt des Sprachunterrichts gerückt zu werden, tauglich zur Bildung von Geist und Gemüt; dabei sollten auch die erhöhten Anforderungen der modernen Literaturbetrachtung nicht unerfüllt bleiben, und es sollte die im Laufe der Zeit veränderte Bewertung mancher literarischen Erscheinungen berücksichtigt werden. Zur Anschauung kommen sollten die Hauptströmungen der englischen Literatur, in ihren charakteristischen Vertretern und in ihren vollendetsten Schöpfungen. Auch zur Gesamtkultur des modernen England sollte Bezug genommen werden, und ebenso sollten die Beziehungen zur heimischen Literatur mitsprechen. Dem 19. Jahrhundert mufste der breiteste Raum (mehr als die Hälfte des Gesamtumfangs) zugestanden werden. Die biographischen Vorbemerkungen zu den Textstücken der einzelnen Autoren wurden nicht etwa blofs ergänzt oder sonst im einzelnen abgeändert, sondern vollständig neu entworfen und ausführlicher gestaltet als ehedem. Die von Herrig in einigen Fällen (bei Shakespeare, Sheridan, Marryat, Dickens) aufgenommenen vollständigen Einzelwerke wurden ausgeschlossen, offenbar auch in dem Gedanken, dafs Lektüre ganzer Werke ohnehin neben derjenigen der Chrestomathie hergehen müsse. Vor schwierigen Texten ist nicht zurückgeschreckt, weil energische geistige Bemühung nicht erspart werden soll, namentlich nicht, wenn es sich um Schüler oberer Realklassen handelt, denen die neusprachliche Lektüre Ersatz für altklassische und besonders für griechische werden soll. Um das Buch recht brauchbar zu machen, ist dann zunächst ein Glossar beigefügt: hier werden alle die in den Texten vorkommenden Wörter erklärt, welche in den gebräuchlichsten grofsen Wörterbüchern entweder überhaupt nicht verzeichnet sind oder dem Herausgeber doch nicht genügend erklärt erschienen; und es ist deren, da Mundartliches und Älteres neben sonst Seltenem berücksichtigt werden mufste, eine sehr erhebliche Zahl zusammengekommen; die Deutungen sind kurz und treffend, Aussprachebezeichnung fehlt nicht. Sehr willkommen mufs auch das ferner angefügte *Pronouncing glossary of proper names* heifsen: bleibt man hier doch leicht an vielen Punkten in einer unangenehmen Unsicherheit. Von kleineren weiteren Beigaben seien noch die Karten von England, Schottland und Irland erwähnt, gewissermafsen literarhistorische Karten. Dazu nun kommt eine vortreffliche Druckausstattung, wie sie eben Vernunft und Hygiene erfordern und wie sie dem alten Buche gänzlich fehlte. Ebenso wird das im ganzen freilich sehr starke Buch handlich, da es ebensowohl wie in einem Gesamtband auch in zwei Sonderbänden zu haben ist, und man mufs es dankbar anerkennen, dafs alsdann die vorerwähnten Beigaben jedem der zwei Sonderbände mitgegeben werden. Der Preis ist entschieden nicht hoch zu nennen.

Somit sei das Werk beim Antritt dieser neuen Lebenswanderung aufrichtig bewillkommt. Ist es in Wirklichkeit ganz und gar nicht mehr der alte Herrig, wir sehen es doch ungefähr so an wie das Kind die restaurierte Puppe, an der nun Kopf, Bekleidung, Hände und Füfse neu sind, die aber doch den Namen der vertrauten alten Puppe weiterführt und als die alte empfunden und behandelt wird. Ganz so neu, wie die Vorrede ausführt, ist der jetzige Bestand aber doch nicht. Sir Philip Sidney z. B. oder Thomas Chatterton, ebenso Thackeray, fehlten auch früher nicht, wenigstens nicht in der mir vorliegenden Ausgabe (sie scheinen also erst allmählich ausgemerzt worden zu sein). Manches neu Aufgenommene mufs man besonders begrüfsen: so Ben Jonsons Gedicht auf Shakespeare, von Shakespeare selbst die kleine Reihe von Sonetten und aus seinen Dramen die planvoll gewählten Proben seiner verschiedenen Schaffensart, von den alten Balladen die *Chevy Chase,* die von Robin Hood, von den schottischen die Ballade *Edward, Edward,* ebenso *Thomas Rymer,* auch die Faustballade. Von Milton ist nun auch *Comus* und *Lycidas* vertreten und das Sonett auf seine Blindheit; aus *Paradise Lost* ist eigentümlicher-

weise das zweifellos Grofsartigste, nämlich die Schilderung Satans und der Hölle in den ersten Gesängen, kaum herbeigezogen, und das unvergleichlich Liebliche, die Schilderung des paradiesischen Zusammenlebens des Menschenpaares, noch weniger: statt dessen wesentlich nur der Verlauf der Versuchung und Verführung in Buch IX, was poetisch durchaus nicht zum Höchsten gehört. Neu sind Walton und Butler, ebenso Richardson mit einem Stück aus *Clarissa.* Bei Thomson sind nun Proben aus allen vier Jahreszeiten gegeben, bei Walter Scott auch Bruchstücke aus seinen Romanen; bei Byron sind auch *Manfred* und *Don Juan* herbeigezogen, und gewisse beliebte Bruchstücke aus *Childe Harold* haben leider weichen müssen; von seinen gröfseren erzählenden Gedichten findet sich nichts mehr, aber auch von kleineren Sachen nicht das bekannte *Fare thee well, and if for ever* etc. Shelley ist reichlicher vertreten als früher, Keats in ansehnlicher Breite, Carlyle mit Stücken aus *Sartor Resartus* und aus *Frederick the Great* und mit dem berühmten Brief über den deutsch-französischen Krieg, Dickens mit Bruchstücken aus *Pickwick* und *David Copperfield,* Thackeray mit solchen aus *Vanity Fair* und *The Newcomes,* Thomas Hoods *Song of the shirt* wird nicht länger vermifst und ebensowenig E. A. Poes *Raven;* Tennyson erscheint nun mit Abschnitten aus den *Idylls* und mit Gedichten aus *In Memoriam.* Ganz verändert ist die Auswahl auch bei Macaulay, und seine virtuose Kunst der Schilderung politischer Zustände ebenso wie diejenige eigentümlicher Persönlichkeiten dürfte jetzt weniger zur Anschauung kommen als früher. Einer strengen Kontrolle hat sich ferner Thomas Moore unterziehen müssen, und die vertrauten *evening bells* erklingen nicht mehr.

Unter den zahlreichen ganz ausgemusterten Autoren vermifst wahrscheinlich nicht jeder, aber doch wohl mancher oder manche (und m. E. nicht mit Unrecht) die zarte Dichterin Felicia Hemans. Aufserdem gehören zu diesen *refusés* u. a. Sir Walter Raleigh, die Lady Montague, Junius, Sheridan und Bulwer, und von den grofsen Rednern, die für den Ruhm englischer Geisteskultur so viel bedeuten, ist eigentlich nichts geblieben: die prachtvolle kurze Rede des älteren Pitt *On American affairs* aus 1778 fehlt, und ebenso weiterhin der jüngere Pitt, Fox, Canning, Sir Robert Peel! Hier scheint doch der spezifisch literarhistorische Gesichtspunkt über den pädagogischen den Sieg davongetragen zu haben: denn von 'pädagogisch' darf man doch wohl sprechen, da der Herausgeber sich ausdrücklich Schüler höherer Schulen als die normalen Leser denkt. Denen gegenüber ist nun die Vermittelung zwischen literarhistorischem, kulturhistorischem und ethischem Gesichtspunkt gar nicht so einfach. Zur Charakterbildung vermögen manche Geistesprodukte vorzügliche Anregung zu geben, die unter dem rein literarischen Gesichtspunkt etwas zurückstehen. Die besten Redner mit ihren besten Reden gehören sicher hierher. Oder hätte man anzunehmen, dafs diese Reden eine besondere Schullektüre aufserdem bildeten? Das ist nicht ganz ausgeschlossen, aber doch sehr schwer einzurichten: denn in ihrer Vollständigkeit sind sie meist doch dem Schülergeist nicht recht zugänglich, da zu viel politische Erläuterung nötig würde. Ich würde auch den schlichten, aber doch in seiner Einfachheit grofsartigen Benjamin Franklin auszuschliefsen nicht das Herz gehabt haben. Ganz erwünscht kann es wohl nicht heifsen, dafs die vor kaum zwei Jahren erschienene Neubearbeitung des französischen Herrig (eigentlich Herrig-Burguy, *La France littéraire*) durch Fr. Tendering, also einen Schulmann, sich von dem Original gerade in entgegengesetzter Linie entfernt wie die vorliegende englische: dort nämlich findet man ausdrücklich mehrere vollständige Dichtungen eingefügt an Stelle vieler kürzerer Proben, dazu ganz knappe biographische Notizen, und im übrigen bei der Auswahl mehrfach unverkennbar pädagogische Rücksichten — die nicht etwa gleichbedeutend sind mit pedantisch-moralischer Tendenz!

So dürfte denn immerhin der Leserkreis der beiden Sammlungen einigermafsen auseinandergehen. Auf Schüler mufs derselbe ja überhaupt keineswegs beschränkt sein. Viele Schulen bedienen sich überhaupt keiner Chrestomathie, und die Gesichtspunkte für die Ablehnung sind bekannt. Anderseits versäumen die Studenten der neueren Philologie viel zu sehr, sich mit einem solchen Buche allmählich und in Nebenstunden des strengeren Studiums vertraut zu machen. In Wirklichkeit dürfte ein Buch wie der neue Herrig-Förster auf dem Tische keines Studierenden dieses Faches fehlen. Dadurch, dafs nun eine ganze Reihe von hochstehenden oder wenigstens allbekannten Schriftstellern der Neuzeit und Gegenwart hinzugekommen ist (es seien nur Ch. Kingsley und George Eliot, Robert und Elizabeth Browning, Matthew Arnold, John Stuart Mill und Darwin und Huxley, Ruskin und Emerson, Rossetti, Morris, Swinburne, Meredith, Stevenson genannt), ist die Chrestomathie für uns alle aufserordentlich viel schätzbarer geworden, und den überschätzten Kipling wie den krassen Bret Harte lassen wir uns durchaus mit gefallen, ebenso wie Mark Twain und Walt Whitman mit zum Bilde gehören, um von anderen zu schweigen — und um hiermit überhaupt endlich zu schweigen! Ist unsere Besprechung schon zu gesprächig ausgefallen, so sei hiermit um Entschuldigung gebeten. Jedenfalls sollte damit, wenn auch eine Anzahl Fragen oder Zweifel auftauchten, im ganzen der höchst sorgfältigen und umfassenden Bemühung Försters Dank abgestattet werden, und bei diesem Danke sei auch seiner stillen (übrigens in der Vorrede genannten) Helfer oder Mitberater gedacht.

Berlin. W. Münch.

C. H. Firth, A plea for the historical training of history. Inaugural lecture delivered on November 9, 1904. Oxford, Clarendon Press, 1904. 30 p. 1 sh. net.

Was im historischen Studium zu Oxford vorgeht, wo die gröfsten englischen Geschichtsforscher der letzten Generation gewirkt haben, ist auch für den Anglisten von Interesse. Der Regius Professor of Modern History entwirft hier ein kurzes, aber lebendiges Bild. Jeder Gedanke an Lob oder Tadel einer Persönlichkeit ist ausgeschlossen; nur die sachlichen Richtungen werden geschildert. Wir sehen, welche Hoffnungen sich an die Berufung eines Professors knüpfen, der neuenglische Literaturgeschichte betreibt, und an Baits Angebot einer Professur für Kolonialgeschichte. Wir erfahren, dafs 450—500 Studierende der Geschichte dasind, aber vor lauter Arbeit für die allgemeinen Prüfungen fast zu keiner wissenschaftlichen Forschung, speziell auf neuerem Gebiete, kommen. Ein *degree of Bachelor of Letters* ist eingerichtet worden, dem Kandidaten wird *a course of special study in research* geboten samt einem Diplom, wenn er solche Spezialarbeit getan hat; die Masse der Studentenschaft jedoch bereitet sich nach wie vor zu den Prüfungsessays vor, durch die zwar nützliche Journalisten, Politiker und Beamte herangezogen werden, aber keine Historiker. Indem Firth die Vorteile dieses Betriebes mit konservativem Sinne vollauf würdigt, ist doch seine Rede ein starker Ruf nach wissenschaftlicher Spezialisierung, nach gründlicher Einzelforschung, nach Monographien über begrenzte Perioden und Begebenheiten. Das ist zu fordern im Interesse der Wahrheit; *'the time has gone by when one man could sit down in his study and undertake to write a continuous history of England or France; we must first make the foundations sure'*; beim gegenwärtigen System wächst uns allen das ungesichtete Material über den Kopf. *In England the publication of materials has outstepped the capacity of our historical workmen to utilize them.* Es ist aber auch zu fordern im Interesse der höherstrebenden Studierenden. Das jetzige utilitarische System

does extremely little for the exceptional man who wishes to study history for its own sake. Firth beklagt es mit den Worten von William Stubbs, '*Oxford, greatest historian*', daſs *the historical teaching of history has been partially left out, in favour of the class-getting system of training* (1883). Um eine Wendung zum Besseren herbeizuführen, bietet er einer Auslese seiner Hörer ein Seminar an oder, wie er es umschreibt, '*a small class for the critical study of one particular authority*'. Er hofft, daſs einige der Seminaristen es zu einer '*dissertation for the degree of Bachelor of Letters*' bringen werden. Er empfiehlt ihnen, solche Konzentrierung nicht für Engherzigkeit zu halten: '*the unity of history is not only in its continuity, but in its integrity.*' Endlich mahnt er sie, das Studium der Hilfswissenschaften, der schönen Literatur, der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte innerhalb der selbstgewählten Arbeitsperiode mit zu betreiben. Nicht jeder könne zu solchem Zwecke nach Paris oder Deutschland gehen; Oxford müsse gleiches ermöglichen. — Wir wünschen diesen erleuchteten Bemühungen des Prof. Firth kräftigen und dauernden Erfolg!

Berlin. A. Brandl.

Color-names and their congeners. A semasiological investigation by Francis A. Wood. Halle a. S., Max Niemeyer, 1902. 141 S.

Seit einer Reihe von Jahren hat sich Dr. Wood auf dem Gebiete der indogermanischen, speziell der germanischen Wortforschung hervorgetan und eine erstaunliche Fruchtbarkeit im Etymologisieren entfaltet. Zahlreiche Arbeiten, welche in amerikanischen und deutschen Zeitschriften (*Am. Jour. Phil., Mod. Lang. Notes, Publ. Mod. Lang. Ass., Jour. Ger. Phil., Am. Germ., P. B. Beitr., Indog. Forsch.*) veröffentlicht wurden, haben sein durch gediegene Kenntnisse unterstütztes Talent nach dieser Richtung hin bewiesen. Insbesondere hat Wood mit Eifer und Geschick die semasiologische Seite der Untersuchung betont. Das Studium der lautlichen Verhältnisse ist selbstverständlich die unerläſsliche Grundlage für die Wortforschung. Aber eine ebenso unabweisliche Forderung ist die bedeutungsgeschichtliche Behandlung. 'The fact is, it is the common idea not the common form that is the important element of a group of words. For it is only where we can trace a group of words to their primary meaning that we really know anything about those words. To study the outward form, the phonetic changes, is necessary in all word-study. But after all the main thing is to know the real life-history of the idea in the word' (S. 7 f). Wie man also nach bekannter Methode die Urform der Worte erschlieſst, so soll man danach streben, durch vergleichende Betrachtung der historisch erwiesenen Bedeutungen zu der Urbedeutung vorzudringen. Und zwar wird sich dieselbe in der Regel als ein Begriff der Bewegung herausstellen. Von diesem Gesichtspunkte aus untersuchte Wood schon früher (die Arbeit Bechtels wieder aufnehmend) 'The Semasiology of words for "smell" and "see"' (*Publ. Mod. Lang. Ass.* 14, 299—346),[1] sowie 'The Semasiology of understand, verstehen, ἐπίσταμαι; guess, think, mean' (*Mod. Lang. Notes* 14, 257 ff., 15, 27 ff.) und 'Some derived meanings' (*Mod. Lang. Notes* 16, 16 ff., 19, 1 ff.). Ein etwas ausgedehnteres Gebiet, das der Farbennamen, hat nunmehr eine eingehende Behandlung in gleichem Sinne erfahren. Über die Bedeutungsentwickelung dieser Wortklasse im allgemeinen äuſsert sich der Verfasser (S. 9) wie folgt: 'Now in discussing color-names we must bear in mind that they are necessarily secondary. For, being descriptive terms, there was a time when there

[1] In demselben Jahre erschien A. Rittershaus, *Die Ausdrücke für Gesichtsempfindungen in den altgermanischen Dialekten.* I. Teil. Dissertation, Zürich 1899.

were no color-names as such. That is, there was a time, and that not very remote, when the present color-names were terms that could be used in describing quite different qualities. This earliest stage can be seen at all periods, for color-words are continually arising. It is represented in English by such terms as "gay, lively, smart, dashy, loud, gaudy; dull, dead, dreary; tarnished, stained, spotted, dirty, smeared; faint, faded, feeble", etc. From such and similar terms come color-names as such. This happens because a community describes a certain color by a certain term and by association the term comes to denote that color. Different communities, however, may use the same term differently. Thus by association "smeared" may mean to one "dirty, dark-colored", to another "oily, shiny, bright".'

Eine ganze Reihe von Gruppen wird behandelt: Words for 'burn, blaze, glitter, shine'; 'grow' : 'glow' ('green' : 'bright'); 'separate, distinct' : 'clear, bright'; 'dip' : 'dye'; 'covering' : 'color', 'covered' : 'dark'; 'marked' : 'colored' ('A large class of color-names is composed of words meaning primarily "cut, scratched, marked, rubbed, smeared, dotted", and the like. Here may be found a large variety of colors from "bright" to "dark". For the same word may mean "white" or "black" according to the basis of comparison'); 'changing' : 'variegated'; 'dripping, misty' : 'dark'; 'disappear' : 'clear up' : 'fade, get dark' ('The starting point of a large number of color-words is "flow, flow out; vanish, disappear; fall away, dwindle" and the like. This gives 1. "clear up" or 2. "fade". From 1. develops "clear, serene, bright"; from 2. "pale, sallow, livid, dark-colored"'); 'move rapidly' : 'rattle, resound', usw.

Die Zusammenstellungen sind natürlich äufserst interessant und bieten sehr reiches semasiologisches Material. Vieles muſs man freilich dahingestellt sein lassen. Über manche der vielverzweigten Wurzeln (deren Erschliefsung nach den von Wood im *Jour. Ger. Phil.* 1, 280 ff., 442 ff. dargelegten Prinzipien erfolgt ist) werden weniger kühn veranlagte Leser den Kopf schütteln. U. a. dürfte spontane Wortschöpfung ('root-creation') doch wohl eine gröſsere Rolle spielen als ihr vom Verfasser zugewiesen wird (vgl. Henry Bradleys treffliche Bemerkungen in *'The Making of English'* S. 154 ff.).

Dafs ae. *sengan* (engl. *singe*) nicht als Faktitivum zu *singan* zu fassen sei, sondern eine in anderer Richtung verlaufene Bedeutungsentwickelung derselben Wurzel darstelle (*sengan* : 'strike, touch' > 'strike fire, kindle', cf. gr. *ἅπτω*; *ἄνθρακες ἡμμένοι*; *singan*: 'strike, touch' > 'ring, resound, sing', cf. gr. *ὀμφή*) (S. 62) ist eine bestechende Vermutung, bedürfte aber erst noch beweiskräftigerer Stützen. Die Berechtigung der gänzlichen Trennung von ae. *sprecan* und *specan* (S. 17) ist immer noch anzuzweifeln. Zu ae. *culfre* (S. 87) ist anzumerken, dafs Pogatscher vor einigen Jahren einen beachtenswerten Versuch gemacht hat, die alte Etymologie (*cul(u)fre* von lat. *columba*) zu retten mit Rücksicht auf ähnliche Fälle des Lautüberganges *mr* > *ƀr* (wie *camera* > *cafor[tun]*), s. *Anglia-Beiblatt* 10, 144. Der Zurückführung von *giddy*, ae. *gydig* sowohl als *girl* auf eine Wurzel *ǵheu̯o-* 'move rapidly, whirl, turn' (S. 52) mag semasiologisch nichts im Wege stehen; indessen was wäre gegen die Ableitung von ae. *gidig*, **gydig* von *god* ('possessed by a god', *ἔνθεος*, Bradley) einzuwenden? S. *NED.* Ebenda äufsert sich Bradley auch sehr viel vorsichtiger über *girl.* Ae. *hryþig* 'in ruins' (S. 59, 116) ist wahrscheinlich ein falsch erschlossener Ansatz; l. vielmehr *hrȳđig* = *hrīđig* 'snow-covered' (Strunk, *Mod. Lang. Notes* 18, 72 f.). Statt ae. *wlanca* (S. 12) ist *wlanc* zu lesen, statt *swǣþ* (S. 32) *swæþ*, statt as. *adro* (S. 57) *ādro*, statt got. *sunna* (S. 28, 30) *sunnō*. Vor *rūnēn* 'whisper' (S. 48) fehlt: ahd. — *dūst* (ae.) ist besser als *dust* (S. 87).

Zu der Beobachtung, dafs die Bedeutungen 'Spitze, Tropfen, Teilchen

Stückchen' zu 'glänzender Punkt, Funke' spezialisiert werden können, z. B. skt. *drapsá* 'Tropfen : Funke, Mond'; lat. *spīna, spīca,* gr. σπινός, ahd. *spiz,* ae. *spitu* 'Spiefs', ahd. *spizzi* 'spitz' (Base *spī-*) : gr. σπινθήρ 'Funke' könnte übrigens an den Gebrauch bewufster poetischer Metaphern erinnert werden, wie z. B. in Lowell, *Above and Below*: ''T is from these heights alone your eyes The advancing spears of day can see'; Longfellow, *Hyperion,* b. III, ch. 2: 'year by year the Sun strives in vain to lift it [the gauntlet of ice] from the ground on the point of his glittering spear'; ae. *Genesis* 2874: oð þat wuldortorht | dæges þriddan up ofer deop wæter ord aræmde; Felix Dahn, *Die Bataver* S. 59: 'Jetzt schofs der erste Lichtstrahl, einem leuchtenden Speere vergleichbar, durch das duftige Gelbrot'; usw.

Für den Etymologen ist Woods Schrift natürlich von speziellem Interesse. Durch umfängliche Indices ist dafür gesorgt, dafs dieselbe auch als Nachschlagebuch in bequemer Weise benutzt werden kann.

University of Minnesota. Fr. Klaeber.

Die altenglischen Säugetiernamen zusammengestellt und erläutert von Richard Jordan. (Anglistische Forschungen, herausgeg. von Dr. Johannes Hoops, Prof. an der Universität Heidelberg. Heft 12.) Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg., 1903. XII, 212 S.

Die systematische Erforschung des altwestgermanischen Wortschatzes, die lange Zeit hindurch ungebührlich vernachlässigt worden war, macht neuerdings erfreuliche Fortschritte. Den Arbeiten von Hoops, Whitman, Palander, Björkman folgt die von Jordan auf dem Fufse, gewissermafsen eine Übertragung der Palanderschen Studie auf das Altenglische. Der Verfasser hat sein Material mit grofser Sorgfalt zusammengetragen und gründlichst verarbeitet, er hat die einschlägige Fachliteratur mit Fleifs und Sachkenntnis benutzt, ohne dabei auf ein eigenes Urteil zu verzichten, und hat uns so eine wirklich erschöpfende, durchaus gediegene Behandlung seines bestimmt umgrenzten Themas geboten.

In der Einleitung werden die altenglischen Tiernamen in chronologisch geordneten Gruppen aufgeführt, als indogermanisch, europäisch, nordeuropäisch, westgermanisch usw.; daran schliefsen sich die Lehnwörter, zumeist aus dem Lateinischen stammend, doch einige auch aus dem Keltischen (*brocc, assa,* wahrscheinlich *apa, mearh,* vielleicht das mask. *catt*), dem Altnordischen (*hrān* und *horshwæl* in Ohtheres Reisebericht), dem Französischen (*dā* und vermutlich das ursprünglich spanisch-arabische *ealfara*), und möglicherweise dem Deutschen (*stān-bucca,* vgl. ahd. *steinbock*). Sodann werden die Mittel der Geschlechtsunterscheidung und der Bezeichnung von Tierjungen erörtert und einige Bemerkungen über Verschiebung der Bedeutung vom Indogermanischen zum Germanischen und über die ursprüngliche Bedeutung der Tiernamen gemacht.

Der Hauptteil der Arbeit, sozusagen ein philologisches Bestiary, behandelt die in zoologische Klassen eingeteilten einzelnen Namen, welche genau durchgenommen werden mit Rücksicht auf Form, Belege, Ableitungen, Bedeutung, Etymologie. Namentlich die Bedeutung und Etymologie geben öfter zu längeren Erörterungen Anlafs, wobei auch die spätere Entwickelung im Englischen herangezogen wird. U. a. stellt sich die (auch auf anderen Gebieten beobachtete) interessante Erscheinung heraus, dafs verschiedene ae. Namen in der me. Periode durch die etymologisch entsprechende französische Form ersetzt werden, wie ae. [lat.] *leo, mūl,* me. [afr.] *lion, mule*; ae. *mearð, hearma,* me. [afr. < deutsch] *martre* (> *martern* > *marten*), *ermine.* So tritt auch an Stelle des alten *lox* im Me. das stammverwandte lat.-gr. *lynx.* Von ähnlichen Vertauschungen sei erwähnt, dafs das anglisierte altnord. *hran* später in der echt nord.

Form *rein(deer)* erscheint, und dafs schon im ae. Zeitraum des germ. [lat.] *esol* allmählich vor dem kelt. [lat.] *assa* zurückweicht. Auch die Bedeutungsabgrenzung von Synonymen, wie *eoh, hors, stēda, hengest, mearh, wicg, blanca, scēam*; *hund, dogga, ryđđa, ræcc* kommt zur Sprache.

Zu den Pferdenamen könnte *eafor* hinzugefügt werden (*āferian* 'Pferdespanndienst leisten'), dessen Vorkommen im Ae. Liebermann wahrscheinlich gemacht hat (*Archiv* CIX, 73—82). Bei *hwelp* wäre auf **hwelpend* hinzuweisen auf Grund von Brights Konjektur *hwelpendra* (MS. *helpendra*) *pađ* 'the path of sea-dogs, sea-monsters', *Exod.* 487 (*Mod. Lang. Notes* 17, 426). Die mit Fragezeichen zu *eoh* gestellte Form *orcnēas, Beow.* 112, ist schwerlich mit Kluge aus *orcen-ēos* (**eohas*) zu erklären; plausibler ist die Ableitung aus *orcus* und **nēo* (Grein; Bugge, *Beitr.* 12, 81; ten Brink, *Beowulf* S. 10 Anm.). Zu dem Gebrauch von *hwæl* im Sinne von Walrofs, *Oros.* 18, 3. 17, ist zu bemerken, dafs die Verwendung des gewissermafsen als Kurzform anzusehenden Gattungsnamens in diesem Zusammenhange nicht mifsverständlich war, geht doch die Bezeichnung *hors(c)hwæl* unmittelbar voraus; vgl. *Hl. u. Eadr. Ges.* 16: *in Lundenwic ... to wic*, s. *Anglia* 27, 261. Dafs der Wolf mit dem Raben und Habicht auf der Walstatt erscheint (S. 63), ist eine unrichtige Folgerung aus Brunnanb. 64; mit dem *grǣdig gūđhafoc* ist der Adler (*earn*) gemeint.

'In den Komposita' (S. 139) ist wohl Druckfehler, ebenso 'Old Englisch Litterature' (S. 136). Auf S. 133 steht Hahn für Hehn.

Vielleicht ist der Verfasser in seinem Streben nach Vollständigkeit öfter etwas zu weit gegangen. Z. B. eine ganze Seite Belege für Formen von *hund* und *swīn* war nicht geradezu nötig. Auch hätte die Liste der Abkürzungen für ae. Texte bedeutend gesichtet werden können. Und dafs die Grammatiken von Sievers, Bülbring, Morsbach oder die Wörterbücher von Skeat, Murray, Kluge usw. benutzt worden sind, darüber brauchte man doch eigentlich kein Wort zu verlieren. Indessen dies sind Äufserlichkeiten, die mit dem Wert der Arbeit nichts zu tun haben.

Es ist sehr zu wünschen, dafs die streng wissenschaftliche Wortforschung in der begonnenen Weise fröhlich weitergeführt werde. Für Doktorarbeiten sind solche Themata vortrefflich geeignet.

University of Minnesota. Fr. Klaeber.

W. E. Purser, Palmerin of England, some remarks on this romance and on the controversy concerning its authorship. Dublin, Browne and Nolan; London, D. Nutt, 1904. X, 466 p.

Im wesentlichen beschränkt sich Purser auf die Verfasserfrage. Er stellt fest, wie aus dem ursprünglich portugiesischen *PE* (1544?) durch Übersetzung, den Ehrgeiz des toledanischen Verlegers Miguel Ferrer, dessen Änderungen und Schwindelei ein spanischer *PE* entstand (1547—8), und wie dieser Roman Fortsetzungen erhielt: zuerst eine italienische durch Mambrino Rosco, gedruckt nicht vor 1558; dann eine portugiesische 1587, die über P.s Sohn, Dom Duardos II., handelt; eine von 1602 über dessen Sohn Dom Clarisol de Bretanha u. a. Über die innere Entstehungsgeschichte erhalten wir nur vereinzelte Andeutungen. Der ursprüngliche portugiesische Verfasser zeigt sich mit einem Teile von Irland so vertraut, dafs er wenigstens Seefahrer von dort in Lissabon gesehen haben mufs; der spanische Bearbeiter Ferrer dagegen verwischt diese Lokalkenntnis und macht z. B. aus dem echt irischen St. Brandun einen St. Cyprian. Jener borgte ferner von älteren Ritterromanen, besonders *Amadis de Gaul, Las Sergas, Clarimundo,* kannte den Arthurzyklus gut (S. 422) und richtete sich vielfach nach den fünf Romanbüchern von Palmerin de Oliva, dessen zwei Söhnen und zwei Enkeln, wovon sein Werk eigentlich nur eine Fortsetzung ist. Dafs die ganze, weitverzweigte Geschichte des Konstanti-

nopolitaner Kaisers Palmerin de Oliva und seines Geschlechts dem 'griechisch-asiatischen Roman' angehört, ist das einzige, was uns über die tieferen Wurzeln angedeutet wird (S. 4). Systematischer sind die Angaben Pursers über die Aufnahme des *PE* in England, wo derlei Ritterromane für die romantische Komödie, die 'Feenkönigin' und Sidneys Romanschule wichtig wurden. Hierüber einiges Nähere.

Wartons Notiz über die Drucklizenz eines *PE*, erteilt an John Charlewood im Jahre 1580—1, bestätigt sich durch Arbers *'Transcript of the registers'*. Das Buch soll 1587 erschienen sein, wie Watts, *Don Quixote*, 1895, I 84, bezeugt; aber das ist wohl eine Verwechselung mit *Palmerin d'Oliva*, wovon J. P. Collier, *Bibliogr. account of the rarest books in the Engl. language*, London 1865, I 550, *'the earliest impression by Charlewood in 1588, 4to'* nennt. Das eigentliche Erscheinungsjahr war 1596, der Übersetzer A. Munday, die Vorlage nicht etwa der portugiesische Text oder die spanische Überarbeitung, sondern eine französische Übersetzung von 1574 (S. 25 f.). Was Underhill, *Spanish literature in the England of the Tudors*, Neuyork 1899, S. 297 ff., darüber sagt, hätte zitiert werden dürfen. Meres in *'Palladis tamia'* 1598 hat andere Palmerinbücher, nicht *PE*, als verderblich für die Jugend bezeichnet; merkwürdigerweise sind ihm *Gargantua*, *Owlglass* und heimische Volksbücher wie *Guy of Warwick* und *Bewis of Hampton*, an denen Capt. Cox und sein Kreis 1575 viel Freude hatten, ebenso verhafst; sein Geschmack bedarf noch der Aufhellung. Im Jahre 1602 folgte Mundays Übertragung der italienischen Fortsetzung, wieder unter französischer Vermittelung. Die Ausgabe dieses 'third part' ist von Collier (das. I 550 ff.) eingehend beschrieben, wobei das Einleitungsgedicht von J. Webster (1580? — 1625?) Hervorhebung verdient, weil es die eingehendste und freundlichste Kritik dieses Romans aus romantischer Zeit enthält:

To my kinde friend Ma. An. Mundy.

The sighes of Ladies, and the spleene of Knights,
The force of Magicke, and the map of Fate;
Strange pigmey-singlenes in giant-fights,
Thy true translation sweetly doth relate.
Nor for the fiction is the worke lesse fine:
Fables have pith and morall discipline.

Now Palmerin in his own language singes,
That (till thy studie) maskt in unknowne fashion,
Like a fantastick Brittaine, and hence springs
The mappe of his faire life to his own Nation.
Translation is a traffique of high price:
It brings all learning in one Paradise.]

Die weiteren Ausgaben des 17. Jahrhunderts verzeichnet Purser summarisch auf S. 392; sie reichen bis 1691, also in die Jugendzeit des Pamela-Dichters. Dann taucht *PE* nur einmal noch in der englischen Literatur auf: im Jahre 1807, als Southey die Übersetzung Mundays — leider mit einer grofsen Lücke — neu druckte, angeblich *corrected from the original Portuguese*, tatsächlich mit Benützung der spanischen Fassung.

Purser hat das Verdienst, durch fleifsige Vergleichung manches Detail klargestellt zu haben. Allerdings mufs man auch immerfort verschiedene Stellen seines Buches zusammensuchen und vergleichen, wenn man seine Ergebnisse realisieren will; denn seine Kompositionsweise ist nicht übersichtlich: 10 Kapitel und 13 Anhänge — da gibt es viele Hin- und Herbeziehungen, bald halbe Andeutungen und bald Wiederholungen. Man

mufs beim Lesen scharf die Hauptfragen festhalten, um nicht ganz zerstreut zu werden. Ein Register wäre unter solchen Umständen besonders dankenswert gewesen.

Berlin. A. Brandl.

E. Wolbe, Quellenstudien zu John Homes 'Douglas'. Diss. Berlin, Mayer u. Müller, 1901. 48 S.

Eine anspruchslose Schrift, die sich mit dem Douglasdrama des schottischen Pfarrers John Home (1722—1808) befafst, das, 1754 entstanden, 1756 in umgearbeiteter Fassung zum erstenmal mit grofsem Erfolge über die Bretter des Edinburger Theaters ging. — Kapitel I (S. 1—11) gibt eine Zusammenstellung der über die Entstehung und die Aufführungen bekannten Tatsachen. — Kapitel II (S. 11—38) handelt von den Quellen. Den dort angeführten Parallelen vermag ich nicht sämtlich überzeugende Beweiskraft für literarische Beziehungen, auf die sie deuten sollen, beizumessen, wenn es sich nur um entfernte Anklänge oder um allgemeine menschliche Gedanken handelt, denen eine charakteristische Besonderheit nicht innewohnt. Gedanken wie '*He seldom errs, Who thinks the worst he can of womankind*' und '*Who trusts his heart with woman's surely lost*', die miteinander in Parallele gestellt werden, werden sich überall als selbständig entstanden nachweisen lassen. Solche Gedanken liegen in der Luft. — Kapitel III (S. 38—45) erörtert Komposition und Stil, und der Schlufs (S. 45—48) enthält eine zusammenfassende Übersicht.

Berlin. Heinrich Spies.

Dr. Bernhard Neuendorff, Entstehungsgeschichte von Goldsmiths 'Vicar of Wakefield'. Berlin 1903. IV, 107 S.

Wer die vorliegende Arbeit zu beurteilen unternimmt, kann nicht umhin, eine zweite über denselben Gegenstand mit heranzuziehen: den Aufsatz von W. Fischer in der *Anglia*, Bd. 25, p. 129 ff., der ein Jahr früher erschienen ist. Dazu kommt von dem gleichen Verfasser ein in den letzten Wochen gedruckter weiterer Aufsatz (*Anglia* 27, 516), der sich mit Neuendorffs Arbeit kritisch beschäftigt und die eigenen Aufstellungen teils rechtfertigt, teils modifiziert. Beide Arbeiten unterscheiden sich in ihrer Schreibweise wie auch im Ziel und Umfang der Untersuchung. F. schreibt frisch und energisch, so dafs seine Ausführungen viel Bestechendes haben, N. etwas ruhiger und farbloser. F. richtet sein Augenmerk fast ausschliefslich auf die literarischen Quellen, aus denen Goldsmith geschöpft hat; N. zieht auch manches andere in Betracht, das auf den Gegenstand neues Licht wirft.

Fischer hat in ganz überraschender Weise einmal Goldsmiths weitgehende Abhängigkeit von seinen Vorbildern, zweitens aber die geradezu haarsträubenden Widersprüche und Unwahrscheinlichkeit in der Erzählung aufgedeckt. Ganz unbekannt waren diese Dinge ja nicht. Schon Laun hatte in seiner Biographie des Dichters (1876, p. 150) davon gesprochen, und auch Austin Dobson waren die 'structural inconsistencies and its naive neglect of probability' nicht entgangen (vgl. die Vorrede zu seiner Ausgabe des *V. of W.*). Aber so ausführlich und überzeugend war dies noch nicht dargelegt worden, wie es jetzt von Fischer geschehen ist.

Nach F. sind vor allem Fielding und Richardson als Vorbilder für die Charaktere, für das Milieu sowie für allerhand Kleinigkeiten benutzt. So ist der Vikar im wesentlichen gleich dem Pfarrer Adams (p. 130), Deborah gleich Mrs. Adams, Moses eine Verjüngung von Adams (was nicht ganz richtig ist); Sophia ist Mifs Byron (aus dem *Grandison*); Georg — Tom Jones usw.

Für die eigentliche Handlung im *Vicar of Wakefield* ist jetzt eine Entlehnung aus drei verschiedenen Romanen nachgewiesen. Es sind dies: a) die Handlung zwischen Lovelace und Klarissa, b) die zwischen Grandison und Mifs Byron, c) die zwischen Tom Jones und Sophia Western. Dadurch wurde wieder die Verschmelzung mehrerer Charaktere bedingt: so ist Thornhill ein Gemisch aus Lovelace und Blifil, Burchell eine Verschmelzung von Grandison und Allworthy. Hierbei ging indessen nicht alles glatt ab, sondern es entstanden eine Reihe von Widersprüchen und Unebenheiten. Ein solcher Widerspruch der schlimmsten Art, um nur ein Beispiel zu nennen, ist der, dafs Burchell und Thornhill, also Onkel und Neffe, obwohl sie in derselben Gegend wohnen und in derselben Familie aus- und eingehen, sich niemals treffen, ja nicht einmal voneinander wissen dürfen. Deshalb ist der Dichter darauf gekommen, Burchell verkleidet auftreten zu lassen. Aber trotz dieser Verkleidung weifs Thornhill, dafs sein Onkel in der Nähe ist, denn auf dessen anonymen Brief hin unterläfst er es, Olivia und Sophia nach London zu bringen; anderseits weifs Burchell, wie verworfen Thornhill ist, denn er warnt ja Olivia vor ihm (c. 21). Trotzdem weifs Burchell nun wieder am Schlufs des Romans nichts von den Schandtaten seines Neffen und mufs erst durch die Pfarrersfamilie über diesen aufgeklärt werden. Man sieht also, wie Fischer recht hat, wenn er (l. p. 177) sagt: die gesamte Handlung des *V. of W.* ist auf etwas Unmöglichem aufgebaut. Der Dichter ist aber ebenso ungeschickt als unklar; wenn er Motive entlehnt und sie seiner Erzählung einverleiben will, entsteht fast immer eine heillose Verwirrung. Das kommt daher: die Erfindungsgabe ist bei ihm nur schwach entwickelt. Als er einige Jahre nach dem grofsen Erfolge des *V. of W.* seinem Verleger eine neue Erzählung lieferte, kam sie als unbrauchbar zurück: er hatte nämlich einfach sein Lustspiel *The good-natured man* in Prosa aufgelöst! Wie ist nun nach alledem der Erfolg des Werkes zu erklären? Fischer weist mit Recht darauf hin: es lag daran, dafs Goldsmith keinerlei Tendenz hatte, dafs er allen gerecht wurde, während Richardson moralisierte und Fielding wie Smollett scharfe Satiren schrieben. Dazu kam noch eins: gerade dadurch, dafs Goldsmith seine Vorgänger so ausgiebig benutzt hatte, war in seinem Roman das Gesamtergebnis einer ganzen Epoche vereinigt. Nimmt man dazu noch den glänzenden Stil, die liebenswürdige Grazie der Darstellung, so versteht man, wie der *V. of W.* bis auf den heutigen Tag einen so hohen Rang behauptet hat. Für Deutschland speziell ist bekanntlich das Urteil Goethes in *Wahrheit und Dichtung* (Buch II, Kap. 10) mafsgebend gewesen.

Sind wir so weit den Ausführungen Fischers mit Anerkennung gefolgt, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, dafs er in einigen Punkten in seinem Eifer über das Ziel hinausgeschossen ist, folglich der Ergänzung und Berichtigung bedarf. Hier setzt nun Neuendorff ein, wenigstens mit dem Hauptabschnitt seiner Arbeit, den er 'innere Entstehungsgeschichte' nennt. Sechs verschiedene Unglücksfälle sind es, die den wackeren Pfarrer Primrose treffen, sie bilden das eigentliche Gerüst der Handlung im Roman. Dann kommen zwei angebliche Hauptquellen des *V. of W.* zur Sprache: 1. *The history of Miss Stanton* (im *British magazine* Juli 1760 erschienen), 2. *The journal of a Wiltshire curate* (ebd. Dezember 1766). Die letztere kann schon deshalb nicht in Betracht kommen, weil sie später als Goldsmiths Roman erschienen ist, aber auch die erstere möchte ich weder als Quelle noch, wie N. will, als von unserem Dichter geschrieben gelten lassen. Die Schilderung des guten Pfarrers findet sich, wie N. selbst zugibt, ganz ähnlich schon in Fieldings *Joseph Andrews,* die stilistischen Kriterien sind trügerisch, und wenn die Erzählung der Zelis in Goldsmiths *Citizen of de world* (etwa einen Monat nach *The history of Miss Stanton* gedruckt) auffallende Ähnlichkeit mit dieser Geschichte auf-

weist, so scheint mir im Gegensatz zu N. dies gegen Goldsmiths Verfasserschaft zu sprechen, denn in so kurzer Zeit würde auch er sich selbst schwerlich wiederholt oder kopiert haben. Ob die Erzählung ihm aber als Quelle gedient hat, kann man, da ihr Inhalt nicht mitgeteilt wird, hier nicht entscheiden. In etwas losem Zusammenhang mit dem Thema, wenn es uns auch über des Dichters ethische und politisch soziale Ansichten gut unterrichtet, steht das dritte Kapitel. Um so wichtiger ist das vierte, das die Vorbilder füs die einzelnen Gestalten des Romans behandelt; zugleich berührt es sich aufs engste mit der Arbeit von Fischer. Ich kann hier nur auf einzelne Punkte eingehen. Was den Pfarrer betrifft, so hat N. gewifs recht, wenn er (p. 51) zwar zugibt, dafs Primrose und Adams im Kerne ihres Wesens gleich sind, wenn er aber anderseits betont, wie Primrose durch seine Weisheit und seine Weltanschauung, die ihn alle Unglücksschläge mit Fassung ertragen läfst, über sein Vorbild (trotz F.s Widerspruch: *Anglia* 27, 520) sich erhebt. Ebenso steht es mit der Pfarrerin, die der Mrs. Adams gegenüber auf einen etwas höheren Standpunkt gehoben ist (p. 53). Wenn dann N. (p. 56) die Kontrastierung der Charaktere der beiden Schwestern aus einem Essay im Tatler herleiten will, so kann man das nur billigen. (Für weitere Einflüsse des Tatler und Spectator vgl. p. 37: Richtung aufs Lehrhafte: Bekämpfung des Duells.) Sicher richtig ist es auch bei N., dafs Moses als Abbild von Goldsmiths eigener Person als Knabe — allerdings auch mit Zügen von Adams — anzusehen ist (p. 58). Was Burchell betrifft (p. 62), so scheint mir die Einmischung Goldsmiths eigener Gestalt hier nicht bewiesen: annehmbar dagegen, dafs aufser Grandison die Charakterzüge in Betracht kommen, die dieser von seinem Vater berichtet (so F. in seinem zweiten Aufsatz). Entschieden falsch ist es, wenn N. (p. 67) behauptet, Jenkinson sei eine nebensächliche Figur. Das ist er ganz und gar nicht; spielt er doch am Schlusse die Hauptrolle bei der Entlarvung Thornhills.

Im fünften Kapitel von N.s Arbeit werden einzelne Episoden auf ihre Vorbilder untersucht. Es wird gezeigt, dafs z. B. der Pferdekauf im zwölften Kapitel des Romans auf eine Szene im *Gil Blas* zurückweist, wie es auch früher (p. 41) wahrscheinlich gemacht wird, dafs bei der Schilderung des Landlebens Lesages Roman von Einflufs gewesen ist. Freilich spielen hier auch wie sonst häufig Goldsmiths Jugenderinnerungen mit. Fischer erwähnt dies alles nicht, und so rächt es sich, dafs er in seiner Arbeit wesentlich auf die traditionellen Züge sich beschränkt, die Individualität des Dichters und dessen Erlebnisse aber beiseite gelassen hat.

Zum sechsten Kapitel (die Umgebung) möchte ich meinen Zweifel darüber äufsern, ob Goldsmith wirklich bei dem Titel seines Romans an Wakefield in Yorkshire gedacht hat. Ist es nicht wahrscheinlicher, dafs auch hier ihm wieder die Eindrücke aus seiner irischen Heimat vorschweben? Übrigens ist ja das Landschaftliche bei ihm ziemlich nebensächlich behandelt, so dafs man gültige Schlüsse hier kaum ziehen kann.

Dankenswert ist die eingehende Untersuchung der Ballade *Edwin and Angelina*, die den gröfsten Teil des siebenten Abschnitts ausfüllt. Wenn auch zum Teil an eine Volksballade angelehnt, ist das Gedicht doch die durchaus kunstmäfsige Nachahmung einer solchen. Wichtig ist es aber als ein Glied in der Entwickelungsreihe, die im 15. Jahrhundert anhebt und bis ins 19. Jahrhundert verläuft. Als der Gipfelpunkt dieser Entwickelung würden wohl die noch nicht genügend gewürdigten Balladen von Southey und die von Coleridge anzusehen sein. Der Gegenstand verdient jedenfalls noch eine ausführlichere Behandlung, als sie in diesem Zusammenhange gegeben werden konnte.

Nach alledem ist anzuerkennen, dafs auch N. eine tüchtige, unsere Kenntnisse wesentlich fördernde Arbeit geliefert hat.

Berlin. Georg Herzfeld.

Songs from David Herd's manuscripts, edited with introduction and notes by Hans Hecht. Edinburgh, W. Hay, 1904. XV, 438 p. 12 s. net.

Für die Geschichte der Volksballade hat Child vorgesorgt; für die der Volkslyrik ist auf angloschottischem Boden — in England herrscht hierin Armut — noch furchtbar viel zu tun, bis das Material gesammelt und gesichtet sein wird. Dafs eine Menge bisher unbeachteter Liederbücher, gedruckte und handschriftliche, aus der Zeit vor Burns vorhanden ist, wurde 1896 durch Henleys und Hendersons centenary edition von Burns offenkundig. Ein reichliches Verzeichnis erhielten wir kürzlich durch J. C. Dick, *The songs of R. Burns now first printed, with the melodies for which they were written,* London, Frowde, 1903, S. XXVIII—XLIII, und Hecht zeigt uns jetzt, dafs diese Liste noch mehrfach zu ergänzen ist. Als nächste und dringendste Arbeit ergibt sich danach die Veröffentlichung eines Liederbuches nach dem anderen, jedes vollständig reproduziert und als Individuum behandelt, damit man sieht, wie es zustande kam, ob durch Aufzeichnung nach mündlichem Vortrag oder durch Auslese aus älteren, mehr oder minder kunstmäfsigen Publikationen. Es ist verdienstlich von Hecht, mit solch methodischer Ausbeutung zu beginnen und uns zunächst den handschriftlichen Nachlafs von Herd zu bieten, der nicht blofs ein früher und glücklicher Finder, sondern auch ein sehr treuer Aufzeichner von Volkslyrik war. Das wertvolle Gut, das Herd selbst 1769 und 1776 in seinen '*Collections of songs and ballads*' drucken liefs (nachgedruckt Glasgow 1869 und Edinburgh 1870), erfährt dadurch eine Ergänzung, und zugleich bestätigt sich das günstige Urteil, das sich bereits über Herds Verläfslichkeit gebildet hatte.

Hecht hat seine Ausgabe so eingerichtet, dafs er ein Lebensbild von Herd und dessen Freund Paton vorausschickt, aus dessen Korrespondenz mit Percy — hier zum erstenmal vollständig mitgeteilt — das Verhältnis von Herds Sammlung zu den '*Reliques of ancient English poetry*' genau erhellt. Percy ging auf Romantik aus, Herd lediglich auf Volkspoesie; Percy verwechselte und vermischte immerfort die mittelalterliche und Volksdichtung, Herd ist für Stileinheit; Percy will die Texte verschönern und ergänzen, Herd nicht; Percy kommt darüber zu dem lange geplanten vierten Bande der '*Reliques*' niemals, Herd druckt eine Auswahl und läfst viele kleinere Fragmente liegen. Die Ausgabe der letzteren schliefst sich bei Hecht daran. Mit wenigen mythologisierenden Ausnahmen sind es Perlen der Volkslyrik, in denen sich alles wiederfindet, was von der Eigenart dieser Gattung anderweitig bekannt ist: dipodische Rhythmik mit losem Bau der Senkungen, syntaktische Geschlossenheit der Zeile, einfachste Strophenformen zwei- oder dreiteiliger Art, Abwesenheit von Tropen und gelehrten Wörtern, Vorliebe für Wiederholung von Sinn, Satz und Wort, Zersungenheit. Mehrfach begegnen Doppelfassungen, wie sie bei mündlicher Überlieferung gern entstehen; besonders ist dies der Fall bei der dialogischen Ekloge '*Pate's and Maggie's courtship*' (S. 224 ff.). Die meiste Gelehrsamkeit entfaltet Hecht in den Anmerkungen am Schlufs (S. 279—335): da geht er den Parallelen in anderen Liederbüchern nach, was eine grofse Vertrautheit mit der einschlägigen, meist nur auf schottischen Bibliotheken vorhandenen Literatur voraussetzt; er verfolgt die Einwirkungen auf Burns, wobei er Henley mehrmals zu ergänzen vermag, und er beleuchtet das Verfahren von Walter Scott, dessen '*Minstrelsy*' zwar den Höhepunkt des Sammelns bezeichnet, aber durchaus nicht den der ungeschminkten Wiedergabe.

Nachdem ich den sachlichen und den Arbeitswert von Hechts Buch hervorgehoben, mufs ich auch eine Ausstellung machen, die freilich mehr die äufsere und geschäftliche Seite berührt. Die Ausstattung ist fast

luxuriös, und ihr entspricht der Preis; wäre es bei einfacherer Ausstattung nicht möglich gewesen, uns um ungefähr denselben Preis den ganzen Herd, Neudruck seiner '*Collection*' und Erstausgabe des Nachlasses, zusammen zu bieten? Ich glaube für viele zu sprechen, wenn ich die Seltenheit seiner '*Collection*' und ihrer Neudrucke als ein grofses Hindernis für den Fortschritt der Forschung auf diesem Gebiete bezeichne; ein Hindernis, das für uns Deutsche noch empfindlicher ist als für Engländer und Schotten. Selbst der Vertrieb der Ausgabe wird darunter leiden; denn wer das Hauptwerk nicht erlangen kann, kauft nicht gern die Ergänzung. Was wir brauchen, ist ein umfassendes Corpus der Volkslyrik, ähnlich wie es Child für die Volksballaden geliefert hat. Inzwischen sind wir schon dankbar für jede Einzelausgabe der noch ungedruckten Sammlungen, wenn sie mit solcher Verarbeitung gemacht ist, wie sie hier vorliegt.

Berlin. A. Brandl.

Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Unter Mitwirkung von **Mr. William Wright** bearbeitet von **Dr. Gustav Krueger**, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelms-Realgymnasium und Lektor an der Technischen Hochschule in Berlin. I. Teil. Elementarbuch. Leipzig, G. Freytag, 1905. Geb. M. 1,60.

Diese neue englische Schulgrammatik ist hervorgegangen aus der Beobachtung, dafs die Schüler im Anfangsunterricht nach einiger Zeit eine gewisse Unsicherheit der Aussprache zeigen, die darauf zurückgeht, dafs sie die Aussprache der in der Schule geübten Musterwörter vergessen, zu Hause das Lehrbuch um Rat gefragt und sich eine falsche Aussprache eingeprägt haben. Diesem Übelstand will das neue Lehrbuch in der Weise begegnen, dafs es jedes englische Wort und Lesestück nicht nur in seiner gewöhnlichen Orthographie, sondern — auf einer späteren Reihe von Seiten — auch in phonetischer Umschrift wiedergibt, damit der Schüler ein Bild erhalte von der Aussprache des Wortes für sich allein und im Zusammenhange mit anderen Wörtern. Die Absicht ist dankenswert. Aber sie stützt sich auf einen Fehlschlufs und verliert darum an Bedeutung. Der Schüler soll darum falsch oder unsicher lesen, weil in seinem Lehrbuch die Wörter nur für sich transskribiert sind. In Wirklichkeit erklärt sich jene Erscheinung so. Der Schüler hat nach einiger Zeit eine Fülle von Kenntnissen in seinem Kopf angesammelt, die sich noch nicht geklärt haben. Dabei geht eins durch das andere, und das Elementarste verzerrt und verflüchtigt sich zuerst. Das Elementarste ist die Aussprache der Musterbeispiele, an denen der Schüler den Klang der einzelnen Laute kennen lernen und üben soll; doppelt leicht vergifst er sie in einer Sprache wie das Englische, wo ihre Aussprache ungemein kompliziert ist. Ihr gedächtnismäfsiges Behalten ist aber die Vorbedingung zu jeder Weiterbildung durch eigene Kraft. So mufs der Schüler auch alle die Zeichen kennen, die Herr Krueger angewandt hat, und die Laute, die sie vertreten, sonst steht er s e i n e r Transskription so hilflos gegenüber wie jeder anderen. Und eben weil seine Schüler jene Stütze in ihrem Gedächtnis verloren hatten, darum wurden ihnen die phonetischen Zeichen ihres Lehrbuches zu böhmischen Dörfern, deren Sprache sie nicht verstanden. Man überschätze in der Schule doch ja nicht den praktischen Wert der Phonetik, besonders nicht für eine Sprache wie das Englische. Seine Aussprache sich ohne tüchtigen Lehrer anzueignen, ist meiner Meinung nach ein Ding der Unmöglichkeit. Das hat man früher gewufst und danach gehandelt. Der Lehrer, wenn er verständig war, hat Wörter und Sätze unermüdlich vorgesprochen und seine Schüler wiederholen lassen. So hat es m e i n Lehrer im englischen Anfangsunterricht, Herr Prof. Tanger, gehalten; und, wenn meine Aussprache leidlich ist, so dank'

ich es ihm und dieser unersetzlichen Methode. Sie ist 'natürlich' in gutem Sinne, darum spricht sie den Schüler am freundlichsten an; und für den Lehrer hat sie den Vorzug, dafs sie ihm Gelegenheit gibt, sich in Geduld zu üben; und die braucht er bekanntlich allerwegen. Der Erfolg aber, der früher möglich war, mufs auch heute zu erreichen sein, wo, dank der 'Neuen Methode', viel gröfsere Anforderung als damals an die Sprechfähigkeit des Lehrers gestellt wird. Das ist ihr Verdienst, und das soll man ihr danken. Aber es mufs auch gesagt werden, dafs ihre Betonung der Phonetik für den Schulunterricht vom Übel ist. Die bleibe dem Privatstudium des Lehrers überlassen und mag der Schule auf indirektem Wege zugute kommen. Und wenn es wahr ist, wie ich gehört habe, dafs den Schülern sogar phonetische Extemporalien gegeben werden, so würde ich das für einen Unfug halten, gegen den die vorgesetzte Behörde ihr strengstes Veto einzulegen hätte. Der Schüler müht sich genug mit der englischen Orthographie. Der Lehrer suche ihm das Ohr zu üben und lasse das Überflüssige; denn er hat keine Zeit dazu. Herr Krueger als bekehrter Gegner der Phonetik — welcher Renegat stürbe nicht zwiefach für seinen neuen Glauben! — meint mit Hilfe der Phonetik schneller und gedeihlicher vorwärts zu kommen und spricht die tönenden Worte: 'Wer das nicht selbst ausprobiert hat, hat kein Urteil darüber' (Vorrede S. 5). Das ist so bequem gedacht, wie es nichtssagend ist.

Die Beobachtungen über englische Aussprache sind aufserordentlich fleifsig und das Beste des ganzen Buches. Nur sind sie häufig für den Schüler sicherlich von übertriebener Genauigkeit. Was fängt dieser z. B. mit dem Hinweis an, er müsse 'die Zungenwurzel so weit als möglich nach rückwärts unten, gegen den Schlund zu, sinken' lassen (S. 8), oder er müsse den *n*-Laut durch 'Verschlufs zwischen Hinterzunge und weichem Gaumen' hervorbringen (S. 13). Was nützt selbst vielen Lehrern die Angabe (S. 11), eine gewisse Nuance des englischen *a* entspreche dem hannöverischen a in dem Satze: 'Mein Vater ist Theatermaler'. Ist es nicht übertrieben, den Schüler von vornherein eine doppelte Aussprache für *shall* und *was* zu lehren, je nachdem diese Wörter betont sind oder nicht? Er lerne und übe ihren vollen Klang; mit der wachsenden Fähigkeit des geläufigen Lesens wird er ihn von selbst abschwächen. — Übertrieben genau ist auch die Akzentangabe in den Ordnungszahlen (S. 26). Hier wird sogar der Nebenakzent[1] bezeichnet: ßikß'-tīnþ', ße'-wn-tīnþ' etc., ein Verfahren, das den sich zu Hause selbst überlassenen Schüler, der obendrein vom Französischen herkommt, geradeswegs zur Einprägung des falschen Akzentes führen kann, zumal bei der Besprechung des Akzentes (S. 15) der Hinweis vergessen ist, dafs im Englischen wie im Deutschen der Hauptakzent die erste Silbe des Wortes zu treffen pflegt. Es will mir ein geringeres Übel scheinen, wenn der Schüler *archbishop* (S. 15) nach deutscher Art wie 'Erzbischof' betont, als wenn er, durch den Doppelakzent (ätsch'-bi'-schəp) irregeleitet, den Hauptton auf die zweite Silbe legt.

Eine gute Absicht liegt zweifellos dem Gedanken zugrunde, den Schüler aus ad hoc gebildeten Sätzen grammatische Regeln allein finden zu lassen. Herr Krueger hat daher im Anschlufs an jene Sätze Fragen gestellt, die ihm den Weg weisen sollen. Sie sind nicht immer geschickt. Als ganz müfsig ist mir die 3. Frage im 17. Abschnitt (S. 37) aufgefallen. Es sind die Substantiva mit unregelmäfsigem Plural aufgeführt worden. Dann heifst es: 'Wie viele davon bezeichnen lebende Wesen? Wie viele Tiere?' Bemängeln mufs ich die Form der 5. Frage im 31. Abschnitt (S. 53), wo von der *to do*-Umschreibung in Fragesätzen die Rede ist: 'In welchen bejahenden, kein *'not'* enthaltenden Fragesätzen wird also *to do* nicht angewendet?' Ein bejahender Fragesatz könnte eine sogenannte 'Rhetorische

[1] Es sind, wenn das Wort frei steht, zwei gleiche Akzente. D. R.

Frage' bedeuten; hier handelt es sich um 'positive' Fragesätze. Schief und ungeschickt ist der Wortlaut der 4. Frage in Abschnitt 6, II (S. 21). Es handelt sich um den Plural. Frage 3: 'Mit welchem Buchstaben wird er bezeichnet?' Dann 4: 'Ist die Bildung der Mehrzahl der auf stimmhaften Konsonanten endigenden Wörter lautlich dieselbe wie derer, welche mit stimmlosem schliefsen?' Warum nicht einfach: Hat dieser Buchstabe nach stimmhaften Konsonanten denselben Laut wie nach stimmlosen?

Auch die Fassung der Regeln läfst bisweilen die zum Verständnis notwendige Sauberkeit vermissen, so dafs ein Schüler schwerlich mit ihnen zu Rande kommen wird. Die Erklärung des Modalzeitwortes (Abschnitt 34, 1; S. 54), dafs es ein Verhältnis des Subjekts zum eigenen oder zu einem fremden Willen ausdrücke, kann nicht befriedigen. — Seltsam ist es, wenn Herr Krueger in dem Satze: 'Können Sie Deutsch?' das Verbum 'können' für ein Modalverb hält. — Abschnitt 24, 3 (S. 45) heifst es unverständlich: 'Vom Begriffszeitwort (?) gibt es als äufserlich erkennbare Form eines Konjunktivs nur die 3te Person der Einzahl der Gegenwart, z. B. *God save the King!*' Ein Mann, der selbst das Wesen der Regeln so wenig zu fassen und zu formulieren weifs, wie Herr Krueger, sollte diese Aufgabe nicht einem Schüler zumuten. Den 30. Abschnitt (S. 50) hätte ich nicht überschrieben: 'Verschiedene Fürwörter', sondern 'Unbestimmte Fürwörter', wenn nicht 'Indefinitpronomen'. Herr Krueger hat eine gewisse Abneigung gegen Fremdwörter. Ich lobe sie, aber ich hätte doch nicht geschrieben: 'Wie zählt man zu, ab; wie nimmt man Mal; wie teilt man?' (10. Abschnitt, 1; S. 27). — Auch die Überschrift der 'Deutschen Übungen' (S. 81): 'Stelle die englischen Wörter nach den vor den deutschen befindlichen Ziffern' ist nicht glücklich. Der Verfasser will sagen: Die Ziffer bezeichnet die Stelle des englischen Wortes im Satze. — S. 27, 10. Abschnitt ist mir ein Druckfehler aufgefallen: '8 *into* 80 *goes* **6** *times*'.

Wenn mir die deutschen Partien des Buches wenig gefallen haben — man vergleiche unter den häufig sehr trivialen deutschen Übersetzungsbeispielen das folgende (S. 85, Nr. 32): 'Gestern waren alle (die) Bäume noch unbeschädigt, und heute sind sie jämmerlich abgeschnitten; wer mag diesen Unfug begangen haben?' —, so habe ich um so gröfsere Freude an den englischen Sätzen gehabt. Ihre Zusammenstellung im Hinblick auf die Aussprache ist recht geschickt (vgl. z. B. S. 22 Leseübung); das Englische ist entschieden eleganter als das Deutsche. Und doch ist auch das eine gute Forderung der Neuzeit, dafs neben der fremden die Muttersprache nicht zu kurz kommen soll, auch beim Übersetzen nicht.

Hoffentlich ist der Gesamtgehalt der folgenden Teile dieser Grammatik wertvoller als der des ersten. Von diesem mufs ich sagen, dafs nach dem vortrefflichen '*Elementarbuch der engl. Sprache* von Dubislav-Boek' für sein Erscheinen keine Notwendigkeit bestand.

Berlin. Willi Splettstöfser.

Franz Settegast, Quellenstudien zur galloromanischen Epik. Leipzig, Harrassowitz, 1904.

Unter diesem Titel veröffentlicht Settegast vier Aufsätze nebst einer Reihe von Nachträgen, die ein gemeinsames historisches Band verknüpft: Dichtungen des Mittelalters werden mit historischen Vorgängen aus der Zeit der Völkerwanderung in Beziehung gebracht.

Als Hauptkriterien erscheinen hierbei neben den stofflichen Parallelen: Eigennamen und geographische Bezeichnungen der besprochenen Dichtungen. Um diese auf historische Namen zurückzuführen, hält sich der Verfasser nicht in den Grenzen einer lautlichen Entwickelung, mit dem Argument, dafs selten solche Namen sich regelrecht verschieben, und ge-

winnt dadurch eine Bewegungsfreiheit im Aufsuchen etymologischer Beziehungen, bei denen es nicht möglich ist, mit ihm zu gehen.

Denn wenn es auch unbestreitbar ist, dafs oftmals von fremden Völkern übernommene Namen seltsame Verstümmelungen zeigen, so kann diese Beobachtung auf keinen Fall zum Gesetze erhoben werden, und wenn sie dies könnte, so wären wir eben einmal wieder an den Grenzen unseres Könnens angelangt und müfsten ein Weiterschreiten aus Methode ablehnen.

Anderseits ist in volkstümlicher Dichtung nichts so sehr der Veränderung ausgesetzt, als gerade die Namen: Modernisierung dieser, Anpassung der geographischen Verhältnisse, das sind Mauserungen, die die Sage stets durchzumachen hat, so lange sie vorliterarisch ist. Was dabei aus älteren und ältesten Schichten gerettet wird, ist durchaus in der Minderzahl.

Im Gegensatz zu dieser Erfahrung sucht der Verfasser in dem Roman von *Eledus und Serena* sämtliche Namen und Bezeichnungen mit solchen des 4. und 5. Jahrhunderts in Beziehung zu bringen. Nehmen wir vorab die stofflichen Parallelen, welche die ziemlich blassen Vorgänge dieses Spätlings mit der Geschichte der Völkerwanderung verbinden sollen:

Wie Eledus und der Intrigant Maugrer um Serena streiten, so stritten einst Athaulf, der Schwager und Nachfolger Alarichs des Westgoten, und Konstantius, des Honorius Feldherr, um Placidia, des Kaisers Schwester. Wie Maugrer Serena aus Tubie stiehlt, so entführte Alarich bei Einnahme Roms die Placidia. Wie der Fall Roms durch den Tod der Lieblingshenne des Kaisers vorausgesagt wurde, so entführt im *Eledus* ein Falke eine Henne, was auch im Gedicht als Prophezeiung der Eroberung von Tubie aufgefafst wird. Die Hochzeit der entsprechenden Paare fand beiderseits im Januar statt.

Die Namen: *Serena* = Serena (Schwester der Placidia durch Adoption); *Eledus* = Attalus (ein Freund des Athaulf über Alatus unter dem Einflufs eines Alatheus); *Sapin* (ein Knappe) = Saphrax (ein bei Ammian dem Alatheus beigesellter Gote); *Potantas* = Potentius (römischer Offizier, der nach Ammian bei Adrianopel fiel); *Cuizel* = Lupicinus (Ammian, Jordanes: Nach λύκος: *Lucicinus > *Cuzilinus); vermischt mit Stilico (Vandale: *Costilo (?) > Cossilo); *Manimus* = Volk der Manimi (Tacitus); *Alan* = Volk der Alanen usw.

Die Ortsnamen: *Tubie* = Theben in Griechenland, und zwar unter Einwirkung von Boiotía (*Butía > Tubia): *Bonneilh* = Peloponnes; *Valmoray* = Morea (vgl. S. 114[1]); *Gelcridar* = Gibraltar; *Boreil* = Baliares; *Tours* = Turris (Sardinien) usw.

Es wäre nun des Verfassers Aufgabe gewesen, uns zu sagen, wie es möglich war, dafs die Sage Namen und Geschehnisse aus allen Winkeln des 4. und 5. Jahrhunderts hat sammeln können, um dann, ein Jahrtausend gleichsam kristallisiert, nach lebhaftestem Wachstum erstarrt, sich unverändert zu erhalten.

Die eigene Methode verlassend, erhebt der Verfasser (S. 24 ff.), gegen Voretzschs einsichtige und weitsichtige Behandlung der Endpartien des *Ogier*, die Frage, ob wir es hier wirklich auch mit einem Sachseneinfall zu tun hätten. Weil nämlich Brehier neben *Saisne* auch König von *Babiloine* und *Aufrike* genannt würde. — Der Verfasser tut dies, um bei seiner späteren Deutung (die ja der meinigen entspricht, dafs nämlich an dieser Stelle die *Belisarsage* eingemischt worden sei) für Brehier als Etymon den Hunnen *Zabergan* beibringen zu können (S. 228). Nun finden sich an dieser Stelle augenscheinlich Motive der byzantinischen Sage, und die Art, wie die einfallenden Sachsen beschrieben werden, hat ohne Zweifel etwas von einem mongolischen Reitervolke. Alles aber, was mit der Brehiertötung zusammenhängt, gehört organisch zur *Sachsensage*, der Nationalsage der Merowingerzeit, wie aus zwei Anspielungen des *Sachsenliedes* zu ersehen ist, in welchen die Brehiertötung auf den Arnulfing Anseïs in

volkstümlicher Weise übertragen erscheint und von byzantinischen Motiven absolut frei ist.

Auf die Gefahr hin pedantisch zu erscheinen, mufs ich weiterhin die häufige Verwendung offenbarer Gemeinplätze in der Diskussion erwähnen.

Schon bei den Namen wird ohne Unterschied auch Typisches zur Deutung herangezogen. Zwei Beispiele: Auf S. 18 erscheint ein Heide, ein Vandale aus den *Lothringern,* namens Golias, König der bekannten *Pinconnie.* Ebenso heifst ein gegnerischer König im *Trubert* und im *Anseis de C.* (2485 etc.), vgl. ähnliche Namen, wie das häufige Macabré, Lucifer (*Fier.* 68). Der Verfasser aber deutet Golias auf Goar, einen Alanen, den Gregor von Tours nennt.

Der Intrigant des *Eledus* heifst Maugrer, offenbar nach *maugré* gebildet, wie Malcuidant, Malcut und ähnliche. Der Name wird (S. 123) auf den Vandalen Gelimer zurückgeführt (*Galimer > *Maliger).

Ebenso bei der sachlichen Vergleichung: Hier wird beispielsweise beim *Eledus* eine Spur der *Heraklessage* wiedergefunden, weil beide Eber und Hirsch jagen, einen Löwen töten, Kentauren besiegen und mit Amazonen zu tun haben. Bei der Jagd erscheint dem Verfasser die Erlegung eines Löwen als das Bemerkenswerteste, 'weil sonst durchgängig der Löwe, wo er in der mittelalterlichen Epik auftritt, als das edle, dem Helden befreundete Tier dargestellt wird'. Löwenkämpfe sind aber zahlreich: Auf den Löwenkampf Pipins, *Pepin qui ocist le lion,* wird ja oft genug angespielt; in *Berthe as grans piés* (43 ff.) wird er erzählt. Ein anderer, den der Verfasser als 'Ausnahme' (172²) nennt, findet sich im *Boeve de H.* 1700; weitere ausführlich beschriebene im *Aiol* 1301; *Parzival* 9228 (Gavain!) und aus diesem abgeschrieben *Cristal* 4177. Nicht anders die Eber- und Hirschjagd, für die man mir Beispiele beizubringen ersparen wird. Auch der Sagittaire kommt oft genug vor: Im *Cristal,* jenem geschickten Flickwerk aus klassischen Zitaten und Gemeinplätzen, erlegt der Held ein solches Wesen. Vgl. weiterhin Ro. XXXII, 380 und eine mittelalterliche Abbildung: *Gazette des beaux arts,* 1900. XXIV, S. 107. Auch die Amazonen gehören doch wohl zu den Fabelwesen, die gemeinhin bekannt waren. Ihre Heimat *Femenie* wird überall genannt.[1] Kein Wunder, da doch beide Figuren dem so allgemein bekannten *Trojaroman* angehörten.

Der Verfasser sieht nun besonders darin eine Bestätigung seiner Ansicht, dafs diese Motive in beiden Werken gepaart erscheinen (doch auch im Roman de Troie!). Als Argument mag das gelten. Um aber auf einem solchen die Verwandtschaft zweier, Jahrtausende auseinanderliegenden Dichtungen aufzubauen, dazu taugt es doch nicht.

Noch ein letzter, die Methode betreffender Punkt. Man sollte nie ein volkstümliches Gedicht auf seine Quellen hin untersuchen, ohne vorher mittels philologisch-logischer Analyse versucht zu haben, seine Komposition zu erkennen. Wie bei einer archäologischen Ausgrabung die Schichten auseinandergehalten werden müssen, so auch in der Dichtung, wenn wir nicht Heterogenes vermischen wollen. Soweit ich sehe, hat der Verfasser keine einzige der Dichtungen einer solchen Analyse unterzogen.

Beim *Bueve de Hanst.,* den er S. 338 ff. bespricht, ist eine solche unerläfslich: Von den zwei Verbannungen des Bueve kann nur eine ursprünglich sein; sie sind beide kunstlos aneinandergereiht. Welche ist die alte, welche die Wiederholung? Die zweite ist auf einer fränkisch-historischen Novelle aufgebaut, die in *Reginonis Chron.* (ad. 870) erzählt wird: Ein Prinz versucht einem Vasallen das Pferd abzunehmen und kommt dabei um, der Vasall geht in die Verbannung (vgl. Gröbers *Grdr.* II, 1, S. 451). Beide Verbannungen aber entlehnen ihre Motive inter-

---

[1] *Femenie* als Frauenland s. *Mort Aymeri* Index. Godefroi hat vier weitere Beispiele.

nationalen Sagen und Märchentypen, die sich in *Mainet, Kaiser Oktavian, Appolonius von Tyrus, Flore und Blanchefleur* zum Teil wiederfinden. Und hier haben des Verfassers Nachweise, soweit sie nicht historische Reminiszenzen betreffen (er sucht solche in Armenien und Persien), ihren Wert als Zuflüsse zum Detail. Dafs aber Bueve ein armenischer Prinz Bab sei, das ist ausgeschlossen. Da der Bruder des fränkischen Helden in der Pferdediebstahlsepisode Bivinus heifst, so könnte man nach des Verfassers eigener Methode den Namen hierher ableiten.

Dem Charakter des Buches entsprechend wie dem Gewicht, das der Verfasser selber auf die Methode legt (S. 4, 5), hat die Besprechung sich vorwiegend mit Fragen allgemeiner Natur beschäftigen müssen. Eine kurze Übersicht des Inhalts möge dafür entschädigen:

Sehr wertvoll ist im ersten Aufsatz *Garin le Loherain, Rolandslied und Hervararsaga,* die Parallele zwischen letzterer nebst der *Örvar-Oddsaga* einerseits und *Roland-Girart v. Vienne* anderseits. Örvar-Odd (Pfeilspitze) und Hjalmar sind nach einem Zweikampf Waffenbrüder geworden, Hjalmar mit seines früheren Gegners Schwester Ingeborg verlobt. In einem Kampfe, den die beiden neuen Freunde gegen überlegenen Gegner kämpfen, einem Kampfe, der mehr wie eine Analogie mit *Roncesvals* zeigt, fällt Hjalmar. Örvar-Odd kehrt zurück und meldet seinen Tod. Ingeborg stirbt daraufhin.

Diese schöne Sage ist mit jener im *Roland* und *Girart v. Vienne* untergegangenen sicherlich identisch, und diese Identität wird durch die Namengleichheit des Bruders der Heldin Örvar(-Odd) = Olivier (volksetymologisch aus *Orvrier *Olvier) bestätigt. Die nordische Sage soll auf Traditionen des 9. Jahrhunderts zurückgehen,[1] so dafs also die verwandten Dichtungen auf gemeinsame Quellen zurückzuführen wären und es ausgeschlossen scheint, dafs wir es lediglich mit einer Nachahmung des *Rolandsliedes* und seiner Voraussetzung zu tun haben.

Ob man nun mit dem Verfasser den Namen Alda auf eine aus einer anderen nordischen Sage geholte Alfhildr zurückführt oder mit mir an Hilde denkt, gleichviel: wir haben es in Besprochenem mit einem Nachweis von aufserordentlicher Wichtigkeit zu tun, der alles, was bisher über Roland-Olivier-Alda gesagt worden ist, modifiziert.

Annehmbarer als der byzantinisch-historische Ursprung des *Eledusromans* ist der Nachweis antiker Elemente in ihm (S. 135). Der Raub der Serena scheint unter dem Einflufs des Raubes der Helena zu stehen. Wie Paris durch Venus hierzu verlockt wird, so hier Maugrer durch eine *dragonesse,* eine natürliche Vertretung der Liebesgöttin nach mittelalterlicher Anschauung. Diese Verwendung von Motiven, die natürlich nicht auf sagenhafter Überlieferung beruhen, sondern literarischen Quellen entstammt, stimmen zu den Amazonen und Zentauren (*Sagittaire*) des *Trojaromans* in auffallender Weise. Die Ähnlichkeit der Namen: Gemenas = Agamemnon; Manimus = Menelaos möge erwähnt werden.

Ingeniös, wenn auch weniger geeignet als festes Resultat der Literaturgeschichte einverleibt zu werden, ist der Versuch der Quellenbestimmung des *Aigar und Maurin:* Die Weifsen und Roten, die auf beiden Seiten kämpfen, werden auf Parteien der byzantinischen Rennbahn, die ganze Erzählung auf den Konflikt zwischen Belisar und Justinian zurückgeführt, den ja der Verfasser gleich mir auch in einer Stelle des *Ogier* wiedersieht. Wenn auch aus Gregor von Tours hervorgeht, dafs die Franken im 6. und 7. Jahrhundert die Bedeutung des byzantinischen Zirkus kannten (vgl. dort V, 30. VI, 30), so scheint mir ein Zirkusstreit

[1] S. 67[2] nach Boer, *Altnord. Saga-Bibl.* II., Halle 1892, S. XV. Mogk in Pauls *Grundrifs* II., S. 836—837.

wenig geeignet, episch umgeformt werden zu können. Dazu: Finden sich zu den Weifsen und Roten in der Kreuzzugsdichtung nicht Analoga? — Der Verfasser erwähnt nicht, dafs im Gedicht typische Figuren der *Girartdichtung* vorkommen, dafs die angebliche Bastardschaft des Königssohnes ein sehr charakteristisches Motiv ist, das in altem romanischen Sagengut immerhin eher zum Kärlingerepos, als zu fremder Sage gehört. Einzelne Szenen sind echt fränkisch, und ich werde noch Gelegenheit haben, solches hier darzulegen, wenn auch auf diesem Wege über den Ursprung der Sage über Vermutungen nicht hinauszukommen ist.

Im vierten Aufsatz, *Generides,* werden zu diesem mittelenglischen Roman Beziehungen zur Geschichte Kaiser Zenos', zu indischer und persischer Sage besprochen. Wenn wir von den historischen Parallelen absehen, so handelt es sich hier um sichere und interessante Nachweise: Dem *Generides* entspricht einerseits die indische *Sakuntalasage,* anderseits zwei offenbar sagenhafte Erzählungen aus Firdusis *Königsbuch.*

Bemerkt mufs freilich werden, dafs man sich hier vor dem Fehler zu hüten hat, den wir alle schon gemacht haben, solche Verwandtschaft mit der Methode historisch-epischer Forschung zu treiben. Eine Prüfung kann hier nur 'folkloristisch' sein und wird über eine Sammlung der verwandten Märchentypen nicht hinausgehen. Die gegebene Sammlung aber liefse sich, besonders eine solche zum *Sakuntalathema*[1] aus fränkischer Sage, aus 1001 Nacht und sicher auch aus anderen Märchen- und Novellensammlungen leicht vermehren. Bei dem Verhältnis der Stiefmutter zum Helden durfte ein Hinweis auf Syntipas und besonders Dolopathos nicht fehlen.

Aus den Nachträgen schliefslich seien hervorgehoben: IV. Über einige altfranzösische Schwertnamen; VII. Zur *Olafsage* (Volkslied vom *König Renaud.*); XI. Die *Majoriansage,* wo in interessanter Weise darauf aufmerksam gemacht wird, dafs dieselbe Verkleidung, die Pseudoturpin u. a. m. von Karl dem Grofsen erzählen, in Prokops Vandalenkrieg von Majorianus berichtet wird; XIV. Über den episch-französischen Namen Naime. S. 379 Ganseron (aus *Anseïs de Cart.*) = Genserich.

Eine erschöpfende Behandlung aller bemerkenswerten Erörterungen und Fragen, die der starke Band aufwirft, ist natürlich unmöglich.

München. Leo Jordan.

The chronicle of Morea, edited in two parallel texts from the Mss. of Copenhagen and Paris, with introduction, critical notes and indices, by **John Schmitt,** Ph. D. (Byzantine Texts, ed. by J. B. Bury). London, Methuen & Co., 1904. XCII, 640 S.

Eine Verschronik aus dem griechischen Mittelalter, die in einer Sammlung byzantinischer Texte erschienen ist, hat auf den ersten Blick kaum auf die Teilnahme des auf die Erforschung westeuropäischer Kultur gerichteten Neuphilologen zu rechnen. Das wäre vollständig richtig, wenn der Begriff 'mittelgriechisch' oder 'byzantinisch' wirklich etwas so Exklusives, von Westeuropa scharf Getrenntes wäre. Leider ist man sich selbst in Fachkreisen über die Dauer der echt byzantinischen Welt noch nicht einig: die landläufige Abgrenzung durch das Jahr 1453 kann nur für die politische Geschichtsforschung, nicht aber für die kulturelle und literarische gültig sein. Das byzantinische Reich bestand wohl noch bis zur türkischen Eroberung, die spezifisch byzantinische Kultur aber hatte schon

---

[1] Ein König findet bei einer Jagd eine Jungfrau, die er durch Versprechungen u. a. verführt. Später zieht ihm dann ein Sohn aus diesem freien Bunde zu, den er anerkennen mufs.

1204, mit der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner, also 250 Jahre früher, ihr Ende gefunden: mit dem Eindringen okzidentalischen Geistes in das orientalisch-byzantinische Wesen ist es mit der geistigen Herrschaft des Byzantinertums vorbei. Mit dieser Tatsache hat z. B. Krumbacher, der beherrschende Darsteller der byzantinischen Literatur, nicht genügend gerechnet, wenn er in seinem Werk auf Grund eines rein äufserlichen, sprachlichen Unterschiedes einen eigenen Teil als Vulgärliteratur gesondert behandelt hat, der innerlich ganz heterogene Elemente umfafst; denn nur etwa die Hälfte der dort charakterisierten Produkte sind auf rein byzantinischem Boden gewachsen, die übrigen sind erst unter dem befruchtenden Einflufs romanischer Phantasie zustande gekommen und gehören daher gar nicht mehr zur byzantinischen, sondern zur neugriechischen Literatur, jedenfalls zu dem Übergang zwischen beiden. Referent hat diese Auffassung in seiner Darstellung der neugriechischen Literatur (s. *Archiv* Bd. CXI, S. 247) zur Geltung zu bringen versucht.

Zu dieser Gruppe von Erzeugnissen einer ausgesprochenen Mischkultur gehört auch die sogenannte Chronik von Morea, und darum rechtfertigt sich auch ein Eingehen auf sie an dieser Stelle.

Über den Inhalt der Chronik s. die Charakteristik von Krumbacher, *Gesch. der byzant. Lit.*[2] § 360, und die eingehende Analyse in der vorliegenden Ausgabe S. LXVII ff. Zur Orientierung hier nur so viel: der Chronist schildert aufser der Eroberung Konstantinopels die fränkische Herrschaft im Peloponnes vom Jahre 1204—1292, besonders die Ereignisse unter Wilhelm II. Ville-Hardouin, mit besonderer Hervorhebung der Feudalsitten, der Beratungen des ‘Oberhofes’, überhaupt der diplomatischen und juristischen Einzelheiten, während die kriegerischen Ereignisse auffallend zurücktreten. Vgl. S. XL f. der Einleitung.

Die vorliegende Ausgabe ist nicht die erste des Werkes überhaupt, wohl aber die erste von rein philologischem und literarischem Standpunkt befriedigende. Schon vor 80 Jahren (1825) hat der Franzose J. A. Buchon die Chronik zuerst herausgegeben und mit einer französischen Übersetzung begleitet unter dem Titel: *Chronique de la conquête de Constantinople et de l'établissement des Français en Morée, écrite en vers politiques par un auteur anonyme etc. d'après le manuscrit grec,* Paris 1825.

Diese Ausgabe hatte aber den Mangel, dafs sie zunächst nicht auf der besten Handschrift beruhte und sodann, dafs sie die Chronik zu einseitig als historische Quelle behandelte. Schmitt hat nun in der Einleitung seiner neuen Ausgabe, die u. a. die textkritischen Ergebnisse einer früheren, als Dissertation erschienenen Untersuchung zusammenfafst, das Denkmal vornehmlich betrachtet *‘as the chief literary monument of the Frankish period ...’*. Denn als Geschichtswerk ist es durch des Italieners Sanudo *‘Istoria del Regno di Romania’* (bei Hopf, *Chroniques gréco-romanes,* Berlin 1873) längst als unglaubwürdig erwiesen (s. Schmitt S. XLVIII f.). Buchon war auch der Ansicht, dafs die griechische Chronik nur eine Bearbeitung des französischen *‘livre de la conqueste’* sei, eine Ansicht, die Schmitt S. XXX ff. mit guten Gründen zurückweist zugunsten einer Priorität der griechischen Fassung. Übrigens ist diese Frage ohne jede Bedeutung für nationale Tendenzen, denn auch aus der griechischen Form spricht durchaus französische Gesinnung und heftiger Griechenhafs, so dafs man es im Grunde mit einem französischen Erzeugnis zu tun hat, jedenfalls mit einem solchen, das durchaus okzidentalisch-mittelalterlichen Charakter trägt. Es ist Schmitts Verdienst, diese Zugehörigkeit der Chronik zu unserer westlichen, nicht zur byzantinischen Kulturspäre zuerst klar erkannt und deutlich ausgesprochen zu haben: *‘Looked at in this light* (der Anwendung der Volkssprache), *our Chronicle is closely connected with the literature of the West, especially that of France, and it can favourably compete with many of the old chansons de geste, in which history, legend and*

poetical imagination are closely united. It is Greek only in language, but thoroughly French in its literary form and in its spirit.' (S. XLIII.) Vgl. auch S. XLVI über den wahrscheinlichen Einfluſs altfranzösischer Romanzen und S. LVI über die Wiederbelebung der neugriechischen Volkspoesie durch den romanischen Geist überhaupt, worin er sich mit der Auffassung des Referenten berührt. Interessant ist auch der Hinweis auf das verschiedene Schicksal der französischen Eroberer in England und Griechenland S. LI. LVII.

Noch interessanter wäre ein anderer Nachweis, den Schmitt S. LVIII ff. zu führen versucht, wenn er ihm gelungen wäre, nämlich der, daſs Goethe die Chronik von Morea als Quelle zur Helena-Episode in Faust II benutzt habe. Obwohl der Herausgeber seine Gedanken hierüber in einem eigenen Vortrag ausführlich dargelegt hat (*Hochschul-Vorträge für jedermann,* Heft 34/35), so muſs Referent leider bekennen, daſs er der Begründung dieser Gedanken nicht beizustimmen vermag, daſs ihm vielmehr diese Begründung einen sehr gezwungenen Eindruck macht. Gewiſs wäre zu wünschen, daſs der Verfasser recht hätte, denn dann wäre unsere Chronik mit einem Schlage aus der Verachtung in den literarischen Adelsstand erhoben, so aber gesellt sich sein Versuch zu den vielen, die die Goethe-Philologie auf dem Gewissen hat, und es wäre besser gewesen, er wäre ganz unterblieben, denn Positives bietet er gar nicht, er bewegt sich vielmehr in reinen Hypothesen und in äuſserst gewagten Deutungen, wie z. B. daſs Goethes Kenntnis der Chronik einen Wendepunkt bilde in der Entstehungsgeschichte der 'Helena'. Das heiſst doch philologisches Quellenstudium und dichterische Inspiration arg miteinander verwechseln.

Im übrigen verdient die neue Ausgabe der Chronik schon darum hohes Lob, weil es die erste mit allen Mitteln textkritischer Forschung hergestellte Ausgabe eines vulgärgriechischen Werkes ist. Mögen ihr bald ebenbürtige folgen aus der Gruppe der auch für den Romanisten wichtigen griechisch-romanischen Volksliteratur des 14.—17. Jahrhunderts.

Berlin, Juli 1904. K. Dieterich.

Edmond Huguet, Les métaphores et les comparaisons dans l'œuvre de Victor Hugo. Le sens de la forme dans les métaphores de Victor Hugo. Paris, Hachette, 1904, in-8° de VIII—392 p.

En 1888, M. Georges Duval a publié un *Dictionnaire des métaphores de Victor Hugo,* précédé d'une préface de M. François Coppée. La préface n'avait pas grande portée, et le dictionnaire était médiocre. Aussi n'est il pas étonnant qu'un philologue de grand mérite, M. Edmond Huguet, professeur à la Faculté des Lettres de l'Université de Caen, ait entrepris de remplacer par un recueil complet et méthodique le recueil, d'ailleurs épuisé en librairie, de M. Duval.

Son dictionnaire terminé, M. Huguet a sans doute songé à le faire précéder d'une introduction, qui obvierait aux inconvénients inévitables d'un répertoire par ordre alphabétique, en rapprochant ce qui peut être rapproché, en classant les divers procédés plus ou moins consciemment mis en œuvre par l'imagination du poète, en déterminant la nature et les lois de cette imagination prodigieuse. Tâche délicate, et surtout tâche agréable! L'auteur s'y est si bien complu, qu'il a cité et commenté des milliers de métaphores et que l'introduction est devenue un ouvrage en plusieurs volumes. C'est le premier de ces volumes qui seul nous est donné aujourd'hui: il a pour sujet *le sens de la forme* dans les métaphores de Victor Hugo.

En un premier chapitre, M. Huguet étudie *la nature de la vision* du poète: il montre que ses images visuelles, d'abord nettes et exactes,

sont ensuite agrandies et transformées — ou déformées — par le travail de son esprit, jusqu'à produire parfois de pures illusions (en certains cas volontaires), des fantômes et des cauchemars.

Après cette explication toute générale, il est temps de passer en revue les grandes catégories de formes où Victor Hugo puise ses comparaisons et ses métaphores. Les huit chapitres qui suivent sont consacrés à cette revue.

Chapitre II: *les formes géométriques.* Une ligne droite, comme le sillage d'un navire, rappelle au poète un sapin ou le sillon tracé par une charrue; une ligne brisée, celle que forment les toits d'une ville, par exemple, fait songer à une scie; une spirale, c'est l'enroulement d'un serpent; un cercle, c'est un carcan ou une couronne, un palet ou une roue etc.

Chapitre III: *les animaux.* Victor Hugo a toujours vu entre les *règnes* de la nature de frappantes correspondances. 'Toute chose, disait-il, se réflète, en haut dans une plus parfaite, en bas dans une plus grossière, qui lui ressemblent.' Et, par suite, d'innombrables métaphores devaient, dans ses écrits, rapprocher un rocher percé de trous et un zoophyte, une racine d'arbre et un reptile, les flots de la mer et un troupeau, la flamme d'un incendie et un cheval sans frein, voire un navire qui fait clapoter l'eau et un chien qui nage, l'île de la Cité de Paris sous Louis XI et une tortue.

Le chapitre IV ne s'occupe plus des comparaisons d'ensemble avec les animaux, mais des comparaisons avec telle ou telle partie du *corps de l'homme et de l'animal:* une montagne a des vertèbres, un rocher a un front et verse des larmes, la vague dresse la tête et hurle, la pioche est un bec qui fouille, la lave est une chevelure qui se répand sur les épaules du volcan ...

Un arbre n'a pas seulement des bras ou un torse, il peut sur son écorce avoir des excroissances qui rappellent des verrues; la montagne peut paraître une bosse, aussi bien qu'un corps de géant; la lave, au lieu d'une chevelure glissant sur des épaules, peutêtre le pus qui s'écoule d'un abcès. Autrement dit, après *le corps de l'homme et de l'animal,* il convient, dans les chapitre V, d'étudier *les difformités et les maladies.*

Et, de même, le chapitre VI étudiera *le vêtement, l'armure et la parure:* le turban d'Ali pacha, qu'on croit voir représenté par les murs de sa citadelle; le panache que le feuillage d'un arbre met sur une vieille tour; le voile d'or que la flamme met au front d'une forêt incendiée ...

Tout ce qui se rapporte à l'homme et aux animaux ayant été ainsi examiné, les chapitres VII, VIII et IX abordent d'autres sources d'images, et ils étudient: l'un *la végétation;* l'autre *la mer, le cours d'eau, la montagne,* le troisième *l'architecture,* à laquelle l'auteur de *Notre-Dame de Paris* a toujours accordé une attention si passionnée. Et, cette fois, ce serait tout, si les métaphores de Victor Hugo étaient purement descriptives; mais souvent elles sont appelées par la symétrie ou par une antithèse; souvent elles contiennent un symbole, comme lorsque la tombe est comparée à un creuset, ou les nuages de la libre Suisse à un drapeau. Il ne s'agit plus ici d'un champ nouveau où le 'sens de la forme' qu'on a reconnu au poète se serait exercé; et, dès lors, M. Huguet a dû hésiter à comprendre une telle étude dans son livre. Mais, si le goût des antithèses et des symboles a donné au 'sens de la forme' chez Victor Hugo de puissantes raisons de s'exercer, convient-il de les passer sous silence? et, si un chapitre sur *les antithèses et les symboles* risque de revenir sur ce qui a été dit antérieurement, est-ce là un obstacle insurmontable? 'Les symboles et les antithèses, dit M. Huguet p. 329, abondent dans les citations que j'ai faites jusqu'ici. Aussi est-ce un peu arbitrairement que je groupe dans ce chapitre quelques exemples nouveaux. La plupart du

temps, une métaphore de Victor Hugo est intéressante de plus d'une façon, et, parmi les citations qui vont suivre, beaucoup auraient pu trouver place dans les chapitres qui précèdent.' Cette franche confession suffit sans doute à faire tomber les objections qu'on aurait pu élever contre le chapitre X.

La conclusion, qui vient ensuite, insiste sur ce qu'ont de naturel et de spontané les métaphores de Victor Hugo. Un *index* bien conçu termine le volume.

On voit quel est l'intérêt du travail de M. Huguet. Les citations de V. Hugo y sont classées en bon ordre et commentées avec une finesse discrète. Si 'ce livre n'est pas autre chose qu'un musée', il est juste de dire que les œuvres exposées y sont placées sous le jour le plus favorable et que le catalogue en a été rédigé avec beaucoup de goût. A tout instant, la difficulté était grande de ne dire que ce qui se rapportait au 'sens de la forme'; ou, pour mieux dire, il était souvent impossible de faire un départ rigoureux entre ce qui devait trouver place ici et ce qui devait légitimement figurer ailleurs. Avec beaucoup de bonne grâce, M. Huguet, en pareil cas, a signalé lui-même ce que les métaphores citées devaient au sens du mouvement, au sens de la couleur, à l'idée morale, et, quand il se sentait décidément glisser hors du sujet, il s'arrêtait.

Seulement, je lui ferai ici un premier reproche: pourquoi ne nous a-t-il pas dit dans son *avant-propos* comment il entendait diviser l'ensemble de ses études sur les comparaisons et les métaphores du poète? S'il l'avait fait, telle ou telle objection que suscite la lecture de l'ouvrage n'aurait peut-être pas eu lieu de naître. Ainsi, le livre de M. Huguet nous présente pêle-mêle des métaphores empruntées à tous les moments de la carrière de son auteur, il ne nous donne que très exceptionnellement des indications sur l'évolution de ces images, et nous sommes tentés de le regretter. Mais la lacune que nous croyons voir était-elle inévitable? ou sera-t-elle comblée dans un prochain volume? — M. Huguet reconnaît en maints endroits que certaines images de Hugo reprennent des métaphores inconscientes du langage courant; il remarque que le poète 'joue sur les deux sens du mot *lame*' ou du mot *flèche* (p. 280, p. 46); et cependant il paraît croire qu'en pareil cas ses images sont le plus souvent 'naturelles et spontanées' et ont une origine visuelle. Il se peut; mais un écrivain qui adorait les allitérations et qui prenait pour titres: *vis et vir* ou *buvard bavard* peut être parti, pour former des métaphores sur les lèvres d'une plaie, les dents d'une montagne, ou une forêt de cheveux, des emplois que la langue donne aux mots *lèvre, dent* et *forêt*. M. Huguet nous parlera-t-il ailleurs du *sens du langage* ou de la *mythologie du langage* dans les métaphores de Victor Hugo?

Exprimons un autre regret. M. Huguet a noté avec soin l'origine de toutes ses citations; mais il a renvoyé, pour chaque ouvrage, aux volumes et aux pages de l'édition dite *ne varietur,* du format in-8°. Or les éditions de Victor Hugo sont très nombreuses, celle dont M. Huguet s'est servi n'est même pas la plus répandue, et les vérifications deviennent ainsi bien difficiles. N'eût-il pas été bon d'ajouter aux indications adoptées les divisions réglées par l'auteur: acte et scène pour le théâtre; partie, livre et chapitre pour les romans; lettre pour *le Rhin;* livre et numéro pour les poésies, etc. ...?

Sur le détail j'aurai peu de remarques à faire. Voici d'abord un exemple qui ne me paraît pas très bien choisi.

On lit p. 21 et 22: 'Bien moins souvent que la réduction du grand au petit, on trouve chez Victor Hugo le grossissement. C'est d'ailleurs une manifestation de la même habitude de comparaison, de la tendance à suivre une forme à travers les changements de directions ...:

Une clochette bleue tremblait au vent et toute une nation de pucerons s'était abritée sous cette énorme tente. *Le Rhin*, II, 235.

L'insecte est au bout du brin d'herbe
Comme un matelot au grand mât.
Les chansons des rues et des bois, 204.'

Au premier coup d'œil, ces deux citations paraissent offrir des métaphores tout à fait analogues; mais, à vrai dire, il n'en est rien. C'est le poète qui *grossit* l'insecte et le brin d'herbe jusqu'à voir en eux un matelot et un grand mât; mais ce sont les pucerons qui, tout naturellement, voient dans la clochette bleue où ils s'abritent une énorme tente. Ils font comme la fourmi de La Fontaine, perdue dans *l'océan* d'un clair ruisseau (Fables, II, 12), et le poète, en ce cas, n'a rien à *grossir*.

L'exemple suivant demanderait à être complété.

On lit, p. 37 et 38, que le poète change en spectre la comète, cette effrayante apparition:

Et soudain, comme un spectre entre en une maison,
Apparut, par-dessus le farouche horizon,
Une flamme emplissant des millions de lieues,
Monstrueuse lueur des immensités bleues ...
Et l'astre effrayant dit aux hommes: Me voici!
La Légende des siècles, IV, 18.

A lire ces vers, on peut croire que le poète compare, non pas précisément la comète à un spectre, mais l'entrée mystérieuse de la comète à celle d'un spectre. Il eût fallu les faire précéder d'autres vers de la même pièce (XLVI, *la Comète*), de ceux-ci, par exemple:

Ne questionnez point sur son itinéraire
Ce fantôme, de nuit et de clarté vêtu. Vers 36—37.

P. 35, une citation est peu compréhensible, parce qu'un mot précédemment exprimé dans le contexte n'a pas été rappelé:

Dans les bois, mes royaumes,
Si le soir l'air bruit,
Qu'il semble, à voir leurs dômes,
Des têtes de fantômes
Se heurtant dans la nuit.
Odes et Ballades, 428—429.

Au lieu de *que*, entendez: *pourvu que* (Odes, V, 25).

M. Huguet, qui prend d'ordinaire grand soin de donner les explications nécessaires pour que les métaphores soient intelligibles, aurait pu prendre une précaution semblable pour les suivantes:

P. 158. Les sorbiers, les lilas ...
Semblaient se divertir à faire les *coulisses*,
Et pour nous voir, ouvrant leurs fleurs comme des yeux,
Joignaient aux violons leur murmure joyeux.
Les Contemplations, 91.

(Le mot *coulisses* est obscur, si l'on ne fait pas précéder la citation de cet autre vers, livre I, pièce 22, v. 17:

A midi le *spectacle* avec la mélodie.)

P. 181. Les grands arbres profonds qui vivent dans les bois,
Tous ces vieillards, les ifs, les tilleuls, les érables,
Les saules tout ridés, les chênes vénérables,

L'orme au branchage noir, de mousse appesanti,
Comme les ulémas quand paraît le muphti,
Lui font de grands saluts et courbent jusqu'à terre
Leurs têtes de feuillée et leurs barbes de lierre.
Les Contemplations, I, 15—16.

(*Lui*, c'est le poète; et la pièce commence par:

Le poète s'en va dans les champs. Livre I, pièce 2.)

P. 191. *Vous* pouvez, grâce au chiffre escorté de zéros,
Prendre aux cheveux l'étoile à travers les *barreaux!*
La Légende des siècles, IV, 13.

(*Vous*, ce sont les savants; et il eût été bon de citer quelques vers encore, avant et après ceux que M. Huguet a choisis:

Vous avez dans la *cage* horrible vos entrées! ...
Vous connaissez les mœurs des *fauves* météores ...
Vous allez et venez dans la *fosse* aux soleils!
XLVI, *La Comète*, v. 124—130.)

A le page 354, à propos d'une théorie sur l'alphabet exposée dans une lettre du 26 septembre 1839, M. Huguet met en note: 'Nous voyons déjà l'y servir de point de comparaison dans *le Rhin* (I, 423)'. Il y avait lieu aussi de renvoyer à un passage du *Rhin*, II, 25—26, cité page 252.

Et voici enfin quelques fautes d'impression. P. 103, au lieu de: 'la pompe ... crache avec fureur un jet d'acier sur l'épouvantable chimère à mille têtes (la flamme)', il faut lire: *un jet d'acier liquide* (Le Rhin, I, 270—271, lettre 19: la citation est faite exactement p. 138). — P. 187, une virgule est nécessaire à la fin du premier vers de *La Légende des siècles*, III, 272 (XLI, v. 111):

Je (l'Océan) suis l'Onde en sa tanière
Que prennent à la crinière
Les quatre vents.

P. 285, il faut lire: *de toutes parts.*

Montpellier. Eugène Rigal.

Baldensperger, F., Goethe en France. Etude de littérature comparée. Paris, Hachette, 1904. 392 S.

Goethe hat Frankreich aus eigener Anschauung nicht gekannt. Sein Strafsburg kann nicht als französische Stadt gelten und seine 'Kampagne in Frankreich' nicht als französische Reise. Der Einladung Napoléons, nach Paris zu kommen, ist er nicht gefolgt. Aber mit der Literatur dieses ungekannten Landes war er wie kein zweiter vertraut. Er hat tiefe und vielgestaltige Anregung aus ihr empfangen, und wenn er in jüngeren Jahren mit Ungeduld die Blätter der Grimmschen *Correspondance littéraire* erwartete, so las er im Alter eifrig den *Globe*. Er hat Frankreich auch viel gegeben. Welches das Schicksal seiner Werke in Frankreich gewesen ist, seit *Werther* 1776 drüben bekannt geworden; wie seine Kunst und Weltanschauung gewirkt, wie das Urteil über den Dichter, den Forscher und den Menschen im Laufe der Zeit sich gestaltet hat, das will Baldensperger zeigen.[1]

---

[1] Der Name Goethe hat den Franzosen jederzeit Schwierigkeiten bereitet. Wir finden *Monsieur Schéet* 1801 (*Rev. d'histoire litt. de la France* II, 200). Napoléon, der den Klang des Namens durch das Ohr aufgenommen, pflegte zu fragen:

Sein Buch beruht auf der umfassendsten Information;[1] es ist ein Werk unverdrossener Forschung, solidester Fundamentierung; ein kompaktes Gefüge von zahllosen Bausteinen. Aber keine rudis moles, sondern ein schöner, heller, vierteiliger Bau: aus der Vorhalle, die nach *Werther* benannt wird, treten wir in den dämmerigen Raum, wo *Faust* und die Gestalten der Balladen uns empfangen; daran schliefst sich der hohe Saal, den Goethes griechische Schöpfungen, seine Philosophie und Wissenschaft erfüllen, und endlich das Sanktuarium: *La personnalité de Goethe.*

B.s Darstellung ist künstlerisch auch im Stil; er schreibt formvollendet. Er schreibt auch in dem unparteiischen, freien Geiste, den die vergleichende Literaturforschung verlangt, zu deren hervorragendsten Vertretern er gehört (cf. hier CXIII, 483). Ihm verdankt Frankreich das erste Buch über Gottfried Keller. Ein *Gessner en France* ist 1903 in der *Revue d'hist. litt. de la France* (X, 473) erschienen.

Goethe ist in Frankreich nicht wirklich populär geworden trotz des breiten und tiefen Stromes seines Einflusses. Mancher Franzose, der diesen Einflufs in seinen Schöpfungen deutlich verrät, hat ihn nicht direkt aus Goethe, sondern auf dem Umweg über allerlei Interpreten, Vermittler und Nachahmer erfahren. Es ist der Einflufs eines Vertreters der künstlerischen und philosophischen Freiheit, und er ist auf allen Gebieten mit Ausnahme des Naturalismus zu erkennen.

Zunächst ist Goethe fünfzig Jahre lang für die Franzosen *l'auteur de Werther* geblieben, obwohl Mme de Staël schon seit 1813 Goethes Theater analysiert, von seinen Balladen übersetzt und von seinen Romanen gesprochen hatte. Dann wird er seit der Nervalschen Faustübersetzung (1828) *l'auteur de Faust,* d. h. nicht sowohl der Gestalter des Faustdramas als der Bildner des Mephisto und Gretchens. Von seiner Lyrik sprechen die Romantiker nur die Balladen an. Weder *Wilhelm Meister* noch die *Wahlverwandtschaften* noch das Theater Goethes oder *Hermann und Dorothea* vermochten die Franzosen zu fesseln. Einzelne Verehrer oder Verehrergruppen fanden sich freilich auch für diese Werke und führten daraus manches dem Strom des literarischen Lebens zu, so z. B. die Parnassiens.[2] Geoffroy St-Hilaire huldigt dem Naturforscher Goethe, Renan und Taine huldigen dem Philosophen und verkünden, wie sein Weltbild auf sie gewirkt.

Fausts zweiter Teil und Goethes Lieder sind, seit die Romantiker sie ablehnten, auch zu Ehren gekommen.

Gewifs gibt ein Buch, das es mit so feinen und so reichen geistigen Beziehungen zu tun hat, jedem Leser zu Vorbehalten Anlafs und zu Nachträgen Gelegenheit. Geht nicht B. in der Vermutung Goetheschen Einflusses in Einzelheiten etwa zu weit, während er anderes übersehen hat? Goethe selbst hat z. B. auf das Plagiat aufmerksam gemacht, das Stendhal

---

Qu'en pense M. Göt? Und so sprechen die Gebildeten den Namen denn auch heute allgemein, und Montesquiou reimt *Goethe* mit *bleute*, Baldensperger mit *meute*. Vgl. dazu des letzteren Mitteilung im *Euphorion* IX (1902), 423—26. Die Romantiker lautierten ihn nach dem Schriftbild und reimten *Goethe* (= *goète*) mit *poète*.

[1] Die Bibliographie zu *Goethe en France* wird B. als besondere Publikation erscheinen lassen.

[2] Dabei ist interessant zu sehen, wie die Auffassung eines Kunstwerkes mit den Zeiten wechselt. Mme de Staël schon bewundert die *Braut von Korinth* (*De l'Allemagne* II cap. 13), doch lehnt sie die heidnische Tendenz ab. Auch die Romantiker halten sich ausschliefslich an das Schaurige der Vampirsage. Die Parnassiens aber fesselt gerade der Gegensatz zwischen christlichem Asketismus und heidnischer Lebensfülle, und sie machen aus dem Thema ein Bekenntnis ihres Heidentums (cf. Baldensperger p. 246).

in *Rome, Naples et Florence* an seiner italienischen Reise begangen hat; B., der Stendhal häufig zu Wort kommen läſst, erwähnt diese Entlehnung nicht. Im übrigen möchte ich nur auf einen Punkt hinweisen, der wichtig genug scheint, einem so lehrreichen Buche gegenüber moniert zu werden: Chateaubriands Verhältnis zu Goethe.

Chateaubriand hat mit *René* gewiſs keinen *Anti-Werther* schreiben wollen (S. 39). René ist ein zweiter Werther, ein Werther, der, von seinem Selbstmordversuch genesen, sich hoffnungsvoll in die Revolution gestürzt hat und auch diesen Traum hat verfliegen sehen: er ist der postrevolutionäre Werter, der Mann universeller Enttäuschung. In dessen prahlerischer Ausmalung in den *Natchez* tut sich Chateaubriand ein Genüge: *je m'y délectais,* sagt er. Er führt ihn an die Grenzen der Blutschande und des Lustmordes und macht sozusagen einen *Werther rosse* aus ihm. Wenn er vom *poison* des Goetheschen *Werther* spricht, so ist von seinem *René* zu sagen, daſs er das Werthergift noch mehr vergiftet hat. Als er ein Stück dieses *René* dann in sein *Génie du christianisme* aufnehmen wollte, hing er ihm nachträglich ein christliches Mäntelchen um. Aber damit hat er den Geist des *René* nicht zu einem christlichen, anti-wertherischen gemacht, sondern er hat bloſs einen unversöhnlichen Widerspruch geschaffen. *Dans René, Chateaubriand a caché le poison sous l'idée religieuse; c'est empoisonner dans une hostie,* sagte Chênedollé (cf. Ste-Beuve, *Chat. et son groupe litt.* I, 379), und so ist es. —

1873 schrieb Dumas fils als unrühmliche literarische Rache für 1870/71 seine berüchtigte Vorrede zu Bacharachs neuer *Faust*-Übersetzung, die damit schlieſst, daſs Goethe wohl ein *grand écrivain, grand poète, grand artiste* gewesen sei, daſs aber die Nachwelt ihm das Prädikat *grand homme* versagen werde: *Grand homme? Non!* — Heute, dreiſsig Jahre später, bringt eine Pariser Zeitschrift der Jungen, *L'Ermitage, revue mensuelle de littérature* (1903), eine Artikelserie von M. Arnauld über *La sagesse de Goethe,* in der Goethe vorzüglich als Lebenslehrer, als gröſster Erzieher gepriesen wird. Sic transit — infamia mundi.

Baldensperger hat ein schönes Buch des Friedens und der gegenseitigen Anerkennung geschrieben, das diesseit und jenseit des Rheins mit dem gleichen Nutzen und der gleichen Freude gelesen werden mag. H. M.

Hans Ränke, Über die Sprache des französischen Wallis in der Zeit vom 11. bis 14. Jahrhundert. Dargestellt nach romanischem Sprachgut in lateinischen Urkunden. Doktordissertation von Halle, 1903. 69 S.

Die fünf Bände lateinischer Urkunden aus dem Wallis, welche Gremaud von 1875 an in den *Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande* veröffentlichte, warteten längst auf einen Forscher, der die darin enthaltenen romanischen Bestandteile untersuchte. Nachdem man durch verschiedene Publikationen, besonders durch diejenigen Gilliérons (dessen *Atlas phonétique du Valais roman* man unter den von Ränke benutzten Werken vermiſst) und Zimmerli, einen Begriff der sprachlichen Tatsachen erhalten hat, wäre es nun wünschenswert, das Verhältnis der Sprachgesetze unter sich und besonders ihr verschiedenes Alter zu kennen. Dazu bieten die von Ränke studierten Urkunden Material. Ich greife zwei Beispiele heraus, ein morphologisches und ein lautliches. Man kann sich fragen, ob der Unterschied, den einige Walliser-mundarten sowie einige angrenzende Waadtländer und die Genfer Patois zwischen *des hommes* und *de les femmes* machen, alt oder relativ modern ist. Die von Ränke zitierten Formen, z. B. *Hec est conditio des lax vendes apud Sedunenses* (p. 69), beweisen, daſs die Konstruktion alt ist und direkt auf den lateinischen Unterschied zwischen *de illos* und *de illas* zurück-

geht. Zweitens: Für *al*[kons.] sowie für *al*, die in der französischen Schweiz gewöhnlich zusammengehen (aufser in Genf, vermutlich), hat das heutige Wallis zwei Vertreter: *a* und *ọ*. Man kann sich fragen, ob die heutigen Formen *ša* (*sale*), *tsovā* (*caballu*) etc. von Lens z. B. eine Rückkehr von altem *ọ* zu *a* darstellen und, da die Mundarten derselben Gegend auch *pra* (*pratu*) gegenüber *prọ* des unteren Wallis aufweisen, ob dasselbe Lautgesetz in beiden Serien von Wörtern wirksam gewesen ist. Die Formen der Dokumente haben für lat. *a* fast ausnahmslos *a*, für *al*: *a* und *au*, und zwar, soweit ich sie nachgeprüft habe, mit derselben Verteilung wie heutzutage. Die Formen *Jornaux*, *Deschaux*, *Uassaul*, *Vaux*, *Seschaux*, *Communaux* stammen aus Sitten, Ayent (heute Sprachinsel mit *ọ* im *a*-Gebiet!), Bex im Waadtland, Val d'Entremont, während *Chesalz*, *Curtinal*, *Vassalz* etc. dem östlichen Gebiet angehören. Sitten gehört allerdings heute zum Osten. Der alte Sprachzustand deckte sich also vielleicht ungefähr mit dem neuen. Da für *-atu* unsere Dokumente nur ein einziges Mal *au* zeigen, wird man annehmen dürfen, dafs die Entwickelung von *al* sui generis ist, dafs somit das *a* im östlichen *pra* das lateinische ist, in *tsovā* eher eine Weiterbildung eines alten über das 12. Jahrhundert zurückliegenden *au*. Ränke hat übersehen, dafs *al* heute zwei Resultate hat, wie er denn überhaupt gar kein Gewicht auf die räumliche Verteilung der Spracherscheinungen und die Herkunft der Dokumente legt.

Was die Entwickelung von *-atu* etc. anbelangt, so meint Ränke durch die interessante Form *praux ryont* (= *pratu rotundu*) nachgewiesen zu haben, dafs auch *a* vor freiem *t* etc. über *au* zu *ọ* wurde. Ich glaube, dafs er zu wenig mit der Ungenauigkeit rechnet, mit welcher mittelalterliche Schreiber die heimatlichen Laute wiedergeben, mit der Möglichkeit umgekehrter Schreibungen usw. *Praux* beweist nicht unmittelbar, dafs einmal in diesem Wort ein Diphthong gesprochen wurde. Wo sollte auch das *u* herkommen? Von der Endsilbe *pratu* sicherlich nicht, da die Auslautgesetze so ziemlich dieselben sind wie im Altfranzösischen (anders im Rätischen) und da auch die Wörter auf *-tate*, *nave*, *clave* etc. den Wandel *a* = *ọ* mitmachen. Ich würde in *au* eine ungefähre Wiedergabe des Lautes *å* sehen, eines *a*, das anfing sich nach *ọ* zu bewegen. Ich meine also, dafs man die alten Graphien mit gröfserer Vorsicht deuten sollte, als es Ränke tut. Er schaut die mittelalterlichen Buchstaben mit allzu grofsem Vertrauen als Laute an. Er sagt in bezug auf *Casal*, *Cablo* etc., hier sei die Palatalisierung unterblieben (p. 53), während es sich doch nur um eine lat.-rom. Bastardorthographie handelt. Was soll z. B. der Satz heifsen: *ū* ist erhalten: *muax* = *mutatus* etc. Erhalten ist doch nur der Buchstabe, aber der Laut?

Leider läfst sich an Hand der Dokumente nicht ausmachen, ob im 12. bis 13. Jahrhundert für lat. *ū* die Aussprache *u* oder *ü* bestand; die Wörter *rouua* = *rūga* und *Douz* = *dux* (?) sind zweifelhaft, alle übrigen mit dem herkömmlichen *u* geschrieben.

Lassen uns auch die Dokumente oft im Stich, wegen der Seltenheit der romanischen Sachbezeichnungen (fast das ganze zu benutzende Material besteht aus Personen- und Ortsnamen, mit oder ohne Latinisierungsversuche) und wegen der Schwierigkeit der lautlichen Interpretation, so bringt doch die Arbeit Ränkes eine ganze Reihe von nützlichen Auskünften. Wir erfahren z. B., dafs *-ata* = *-ā* (noch 1588 *plantaa*), *-atas* = *-aes* wird, woraus durch Einschub von *y* *-ayes* entstand: *plantayes* 1318, *prayes* 1375. Unter den modernen Patois der Westschweiz hat nur dasjenige des Val-de-Travers dieses Verhältnis heute ganz rein erhalten, cfr. in Côte-aux-fées: *la matnā ẹ frẹ̄da, lẹ matnẹy*[e] *sõ frẹ̄d*[e] etc. So auch das Partizip: fem. sing. *tsātā*, fem. plur. *tsātẹy*[e]. Im Wallis sind heute die Partizipien analogisch umgeformt, während Substantive die alte Flexion bewahren: *rosata* = *rozọ*, plur. *rozi* (Vétroz). Die Singularformen

unserer Mundarten *matənāyə* (Freiburg, Waadt etc.) sind also aus dem Plural entstanden. Schon im 13. Jahrhundert bestand die Aussprache *pya* oder *pía* für *pede: pia de fer* 1214, cfr. *lua* = *locu* 1299. Leider enthalten die Dokumente keinen einzigen casus obliquus von pal-*atu*; man kann also nicht ersehen, ob damals schon *mĕdzia* oder *mĕdzya* für *manducatu* gesagt wurde. Für *-ariu* zeigen die Texte zwei Resultate wie unsere Patois. Doch ist die Scheidung der Texte weniger rein als diejenige der Sprechsprache. Vielleicht herrscht schon zur Zeit der Texte schriftfranzösischer Einfluſs zugunsten der nach Palatal entwickelten Form *-ier*. Ränke irrt sich, wenn er vier Resultate für *-ariu* annimmt. Die Schreibungen *er* und *eir, eyr* beruhen auf derselben Aussprache (cfr. *e* und *ey* = *-etu* etc.), und die Wörter auf *ar* stellen *-aris* oder, was der Verfasser nicht beachtet hat, *-ator* dar, z. B. *quartars* = *quartátor*. Interessant ist das Schwanken zwischen *e* und *a* in *-ittu*, z. B. *Rosset* neben *Rossat* (*Leonat* 1214). Die heutige Sprache hat vom alten *a* nur das proklitische *septem* = *sa(t)* und *rəsa* = *receptu* bewahrt, auſser Verben auf *-ittare* wie *koratā* und den Fällen *bala* = *bella*,[1] *apalā* = *adpellare*. Die Diminutiva auf *-ittu, -itta* sind alle wieder zu *ę* zurückgekehrt. Die Schreibung *moleing* = *molinu* 1286 lehrt, daſs es schon nicht mehr *ĩ* war. Für *ǫ* + Nasal und *ū* + Nasal treffen wir promiscue *on* und *un*: *olun, olons* etc.; Aussprache wohl *õŋ* oder etwas ähnliches. Die heutigen Verhältnisse der unbetonten Vokale sind in den alten Formen *fontana, filly, aiuui* (*aqua*), *plantaes, rives, sore, carro, chablo, rodiomont, carros* deutlich erkennbar. Unter den Konsonanten erregen unsere Aufmerksamkeit z. B. das germ. *w*, das meist schon *g* geschrieben wird, gegen einmaliges *warda* 1299. Man hat vielleicht unrecht, anzunehmen, daſs sich im Südostfranzösischen das *w* gehalten habe, es war möglicherweise auch hier ursprünglich = *gw*, cfr. *lingua* = *lĕᵛwa*. Die Gruppe *st* wird vom 14. Jahrhundert weg *t* geschrieben, aber wohl schon *ϑ* gesprochen: *Chattillon* 1303. Der Laut, der aus *c* vor *a* entstand (heute durchwegs *ts*), wird in den Urkunden *ch* notiert: *chavana, chastel, chinal* etc. Diese Schreibung spricht eher für *tš* als *ts*. Wäre es schon letzteres gewesen, so wäre das Zeichen *x* nahe gelegen. Es ist also auch hier anzunehmen, daſs *cä* über *kyä—tyä—tšä—tsä* ging. Übrigens darf man sich darüber verwundern, daſs auch das Wallis den neuen Laut durch ein diakritisches *h* auszudrücken versuchte. Es drängt sich die Vermutung auf, daſs schon damals (*chastagnyers* aus dem Jahre 1200!) irgendeine offizielle französische Rechtschreibung einen Einfluſs ausübte. Es ist doch wirklich auffallend, daſs unsere Urkunden die Palatallaute der Wörter *German, janes* (= *galbinas*), *juraz, Johanz, Juglars, joiios, gierles, chesalz, charita, cendal, cita* (= *civitate*), *engagiez* etc. alle wie im Französischen schreiben. Das lat. Vorbild reicht zur Erklärung nicht aus.[2] Französisch sieht auch aus die Verdrängung des Suffixes *-arius* = *-eyr* durch *-ier* nach Nicht-Palatalen, Formen wie *garda, garentir, guerra, guerrier*, die Orthographie *-ain* für *-anu* (*Pitevilain* 1233) neben dem gewöhnlichen *an*, das durch das durchgängige *ā* der Patois gestützt ist.

Aus diesen Bemerkungen mag ersehen werden, wie nützlich Untersuchungen wie diejenige Ränkes für die historische Betrachtung des Frankoprovenzalischen wären. Das Material ist gut gesichtet[3] und übersichtlich zusammengestellt, aber die Resultate hätten durch sorgfältigere Methode und intimere Kenntnis der modernen Dialekte gewonnen. Die

---

[1] *balafontana* 1204.

[2] Für den Laut *dž—dz* wäre das Analogon eines selbstgefundenen *ch* ein *gh* gewesen, das nirgends vorkommt.

[3] Immerhin mit Ausnahmen: *meitein* = *medium tempus* p. 30 ist nicht *e* + *n* in offener Silbe!

vorgeschlagenen Etymologien finden nicht immer unsere Billigung, so geht *colliour* (p. 39) nicht auf *collum*, sondern auf *colatorium* zurück, *cullir* ist nicht = *colligere*, *poya* ist nicht *podiu*, sondern *podiata*, wie der Autor selber vermutet, *granea* = *grange* mufs in Hinsicht auf die deutsche Form *Grenchen* des Ortsnamens *Granges* überhaupt fallen gelassen und durch *granica* ersetzt werden, *alpieios*[1] = *alpis* + *aticu* ist unstatthaft, *escheyta* ist = *excadecta*, nicht *excadita*[2] etc. Aber im allgemeinen sind die Etymologien zuverlässig und die aufgestellten Gesetze richtig.

Vollständig ausgeschöpft hat der Verfasser sein Material nicht, aber das war auch nicht zu erwarten. Wer das Wallis mit seinen Gewohnheiten und seinem Wortschatz kennt, dem sagen die Urkunden von Gremaud noch vieles, das Ränke unberücksichtigt lassen mufste; in der Urkunde, welche die Form *praux ryont* enthält, vom Jahre 1228, finde ich z. B. *frestam de Prato rotundo, per saxum de lenuers de la dent, ad summum de Bauons, quadam agyeci*[3] (vielleicht *agyeti* zu lesen = *agiettes, gîtes* = *Maiensäfse*) usw.; häufig trifft man das Wort *racardus* für die bekannten Heuschuppen etc. Ausgiebiger als die Dokumente des 11. bis 14. Jahrhunderts sind diejenigen des 15. bis 17. Jahrhunderts, die von Patois wimmeln. Wenn sich nur jemand fände, der zu Gremauds Werk eine Fortsetzung publizierte! Damit würde dem Studium des Frankoprovenzalischen ein sehr wichtiger Dienst geleistet werden.

Bern. L. Gauchat.

Von den *Archiv* Bd. CI, S. 238 bereits angezeigten Bänden des Unterrichtswerkes von Börner liegen vor:

1) O. Börner und F. Schmitz, Oberstufe zum Lehrbuch der Französischen Sprache, Ausgabe D.
2) O. Börner und Cl. Pilz, Lehrbuch der Französischen Sprache für Präparandenanstalten und Seminare. Ausgabe F, II.
3) O. Börner und F. Schmitz, La France. Matières pour conversation et lecture. 2. Auflage.
4) O. Börner, Bemerkungen zur Methode des neusprachlichen Unterrichts nebst Lehrplänen für das Französische.

Sämtlich im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1903.

In den 'Bemerkungen zur Methode des nspr. U.' fällt es angenehm auf, dafs der Verfasser nicht abstrakte Ideale aufstellt, mit deren Entwickelung mancher Reformer sein Bestes erreicht zu haben meint; vielmehr verfolgt er durchaus praktische Zwecke: er gibt bis ins einzelne ausgearbeitete Pläne der Verwendung seiner Materialien für bestimmte Bildungsziele, die nach den von den Regierungen gegebenen Lehrplänen aufgestellt sind. Daher eine ganze Reihe von Lehrbüchern, und nicht eine 'französische Grammatik', sondern ein 'Unterrichtswerk', das mit seinem verschiedenartig zusammengestellten Lehrstoff für viele Arten von Lehranstalten Verwendung finden will, auch die Mitarbeit erfahrener

[1] Der heutige mundartliche Ausdruck ist *arpyēdzo*, die Urkunden haben dafür *alpeagium* (cfr. *campeagium*, *busceagium* etc.), dessen Bildung mir nicht klar ist.

[2] *-itu* wechselt überhaupt mit *-ectu*, so erklärt sich wohl auch *Chamoney* für *Chamonix*, aus *campus munitus;* Ränke verwirft mit Recht das von Kübler vorgeschlagene *campus molinarius*, wofür alte Formen mit *r* erscheinen müfsten.

[3] [Wohl das aus Urkunden Frankreichs bekannte *aiace* > *aise*, cf. *Rom.* XXI, 507. — H. M.]

Praktiker auf den einzelnen Gebieten zu diesem Zweck in Anspruch nahm, ohne der einheitlichen Durchführung des Ganzen Abbruch zu tun.

Börner und seine Mitarbeiter sind gemäſsigte Reformer. Was in den 'Bemerkungen zur Methode des nspr. U.' als billige Forderung für die Anfänge der Aussprache, die daran anschlieſsenden Sprechübungen, die Gewinnung des Wort- und Phrasenschatzes, endlich für die Wahl der Lesestoffe aufgestellt wird, ist auf dem Boden praktischer Erfahrung, unbefangener Beobachtung und besonnener Erwägung gewonnen worden: es ist überall etwas Richtiges, nicht das einzig Richtige, auch nicht erschöpfend und haarscharf Abgegrenztes, aber von allen Methodikern als zweckmäſsig Gebilligtes, und darum das Richtige. Das gilt vielleicht in noch weit höherem Maſse von Börners Art der grammatischen Verarbeitung der Pensen, Durchdringung des Übungsstoffes und richtigem Wechsel mündlicher und schriftlicher Übungen. Nirgends tritt eine Übertreibung zutage, aber ein Streben nach richtiger Erkenntnis und Erfüllung des Zunächstliegenden, ohne zu blenden, ohne Paradeeffekte, denen häufig genug die mühsame Erarbeitung eines bescheidenen Erfolges zum Opfer fällt.

Über die Art der grammatischen Bewältigung des Arbeitsstoffes, vielleicht die schwerste von allen Aufgaben des nspr. Lehrers, gehen die Ansichten der Methodiker sehr auseinander. Börner überläſst jedem Lehrenden seine eigene Art, mit dem Stoffe fertig zu werden; aber er verlangt, bei aller zulässigen Verschiedenheit der Bildungsziele, das unverrückbar allen gemeinsame Ziel der Aneignung einer korrekten Sprache im mündlichen und schriftlichen Ausdruck. Die Vorbereitungen, besonders für den letzteren, zeigen, mit welchem Fleiſs der oder die Verfasser die Materie, die sie zur Verarbeitung auftischen, erst selbst geprüft und durchgearbeitet haben. 'Grammaire, Exercice, Thème, Composition' oder 'Dictée, Composition, Rétroversion, Thème' liegen in solchen Formen und Gestalten vor, daſs jeder Lehrende, gleichgültig welcher methodischen Ansicht, ihre Erfüllung als eine gute und zweckmäſsige Leistung erkennen und anerkennen wird oder als für seine Methode verwendbar zugestehen kann.

Auch was der Verfasser schlieſslich über Französisch als Unterrichtssprache und über die schwierige Frage der Konzentration im Unterricht sagt, wird schwerlich Widerspruch erfahren: denn auch hier meidet er einseitige Beschränkung und behält immer die Augen offen für unbefangene Betrachtung eines wirklichen Bedürfnisses. Endlich im Anhang zu seiner Methodik, S. 52—59, zählt der Verfasser die Arten der Verwendung seiner Lehrbücher auf für die verschiedenen, von ihm berücksichtigten Lehrpläne und Lehranstalten, unter Fixierung der bei gegebener Stundenzahl mit den gegebenen Materialien zu erreichenden Ziele.

Zu Ausgabe D. Oberstufe bemerke ich:

Bei steter Weiterarbeit nach den in den 'Bemerkungen zur Methodik' entwickelten Erfahrungsgrundsätzen gelangten Verfasser und Mitarbeiter dahin, den Lehrstoff immer zweckmäſsiger zu gestalten. Bei verschiedener Anordnung desselben formalen Lehr- und Lesestoffes wurde nach gröſserer Knappheit gestrebt und, wie das vorliegende Bändchen erweist, solche auch erreicht, ohne den gegebenen Lehrstoff zu alterieren: der von der Kritik anfänglich nicht mit Unrecht als zu reichlich bezeichnete Stoff konnte, ohne wesentliche Einbuſse an Gründlichkeit, gekürzt werden. Was sonach an Breite verloren geht, wird dafür an Gründlichkeit der grammatischen Beschäftigung zugute kommen können. 'Und selbst ein vielartiges und aus recht verschiedenen Methodikern bestehendes Kollegium wird mit diesen Materialien einheitlich und erfolgreich arbeiten können' (Vorwort, S. III).

Anordnung und Aufbau des grammatischen und sprachlichen Stoffes können 'recht gut' genannt werden. Die 15 Abschnitte der Grammatik,

die nur Wesentliches und keine Wiederholungen bieten, sind als Pensen von U III, O II und U II höherer Lehranstalten gedacht und bilden in je fünf Abschnitten das Jahrespensum einer Klasse. Diese scheinbar geringe Quantität mufs aber in sehr vielfacher Weise verarbeitet werden. Die die Grammatik begleitenden Prosaabschnitte bieten eine gute Einführung in die Realien: Volkskunde, Geschichte, Geographie, Literatur in zusammenhängenden, passend ausgewählten und trefflich geschriebenen Aufsätzen. Wie gründlich die Verfasser bei der grammatischen Verarbeitung vorgehen, zeigen die deutschen Stücke mit Übersetzungsschwierigkeiten in zusammenhängenden Texten und schliefslich Einzelsätzen zur Übung in bestimmten Erscheinungen.

Nicht minder gut gewählt und reichhaltig entwickelt ist der im Anhang A eingeführte poetische Teil, der eine besondere Anthologie entbehrlich macht. Einige der erfahrungsmäfsig am meisten gelernten Gedichte sind aufser im Lesetext an besonderer Stelle auch noch in Passys phonetischer Umschrift gegeben und bieten die sicherste Stütze für Bewahrung und Weiterbildung einer guten Aussprache. — Ferner liegen zwei Hölzelbilder, nämlich 'Wohnung' und 'Grofsstadt', in mustergültiger Bearbeitung vor, endlich die auch durch acht leidliche Abbildungen wirksam unterstützten Realien von Paris.

Ein nützlicher Zusatz zu Anhang A sind die biographischen Notizen über die Dichter, enthaltend nur Wesentliches in löblicher Kürze. Ferner erscheinen in den Abschnitten bis Anhang F: deutsche und französische Geschäftsbriefe, Muster für Quittungen, Wechsel, Schuldscheine, Postanweisungen, Zolldeklarationen, Frachtbriefe; schliefslich der Ministerialerlafs vom 26. Februar 1901, betreffend Vereinfachung der Orthographie. Für die in allen Abschnitten des Buches vorkommenden Vokabeln ist ein vollständiges deutsch-französisches und französisch-deutsches Verzeichnis in Mappe beigegeben.

Es ist bei dem Streben der Verfasser nach zweckmäfsiger Kürze eigentlich selbstverständlich, dafs die in manchen Beziehungen grammatischer Arbeit gegebenen Anfänge, und zwar namentlich der Ausgabe D, die sich an die obersten Klassen höherer Lehranstalten wendet, demnach an das beste Schülermaterial, der Weiterbildung und des Ausbaues fähig sind, und dafs daher die im Lehrbuch gegebenen Proben zu Unterhaltungs- und Gesprächsstoffen dem Bedürfnis nicht genügen. Passend haben daher die Verfasser Gegenstände der Konversation besonders zusammengestellt unter dem Titel: *La France. Matières pour Conversation et Lecture.* 88 S. 8°. Sie behandeln nur praktische Zwecke: die Reise nach Frankreich; Paris; Geographisches und Chronologisches; Stand und Art der Staatsverwaltung; staatliche Einrichtungen; etwas Literaturgeschichte, wie der Besuch der Stadt Paris sie erfordert; endlich Münzen, Mafse, Gewichte; Berechnungen. Der trefflichen Auswahl sind drei Tafeln beigegeben, nämlich eine Karte von Frankreich, ein Plan von Paris, eine Münztafel mit Abbildungen des französischen Geldes.

Zu Ausgabe F, *Lehrbuch für Präparandenanstalten und Seminare* von O. Börner und Cl. Pilz, bemerke ich:

Anlage und Aufbau der nach den Bestimmungen vom 1. Juli 1901 gegebenen zwei Teile des Lehrbuches sind ähnlich denen der Ausgabe D. Abweichungen sind bedingt durch die Verschiedenheit der vorgesteckten Ziele. Der zur Beurteilung vorliegende II. Teil beschäftigt sich vornehmlich mit Einübung der Syntax, von der in fünfzehn Abschnitten alles Wesentliche abgehandelt wird. Im ganzen sind die Anforderungen etwas geringer bemessen, was sich in der Art der grammatischen Arbeit und der Wahl der Lesestoffe zeigt. Den Stoff zur grammatischen Behandlung bieten naturgeschichtliche Gegenstände, Welt- und Literaturgeschichte, endlich Realien aus dem Kulturleben, namentlich von Paris. Die Ver-

arbeitung erfolgt in vierfacher Form: Grammaire, Thème, Conversation, Composition. Der in Ansehung der Ziele gewählte Lese- und Lernstoff zeigt gegen Ausgabe D einfachere und leichtere Aufsätze, und in der Behandlung der Hölzelbilder verminderte Anforderung: nur das wichtigste Bild wird behandelt, nämlich die 'Grofsstadt'. Eine ähnliche Beschränkung zeigt sich in der taktvollen Auswahl der Gedichte im Anhang A und der geographischen und geschichtlichen Abschnitte im Anhang B, die allgemeine und grundlegende Kenntnis von Frankreich in leichtem und gefälligem Vortrag vermitteln. Da auch hier die Bekanntschaft mit Paris das Ziel ist, sind die Anschauungsbilder dieselben wie in Ausgabe D. Selbstverständlich ist auch hier wie in Ausgabe D eine selbständige Weiterarbeit, z. B. auf dem Gebiete der Konversation, der Hölzelbilder usw., möglich und durchführbar.

Auch diesen Band begleitet in angefügter Tasche ein vollständiges Wörterbuch.

Charlottenburg. George Carel.

Alfred Pernot, Enseignement par l'Aspect. Méthode Pernot. Leçons de Choses et Grammaire. Esslingen-Allemagne [o. J.]. II, 146 S.

Nach dem Vorwort ist das Buch für französische Elementarschüler sowie für Französisch lernende Ausländer bestimmt. Es soll den Unterricht in der Grammatik einfacher und interessanter gestalten. Jeder der vierzig Lektionen liegt ein Bild zugrunde. In einfachen Sätzen werden die Gegenstände benannt, öfters auch in Dialogform besprochen. Ein grammatisches Pensum, Fragen und Aufgaben schliefsen sich an. Weiterhin werden auch Fabeln und Anekdoten eingestreut. Die Bilder entsprechen grofsenteils den farbigen Wandbildern des Schreiberschen Verlages in Efslingen; sie sind leider sehr entstellt durch die eingedruckten grofsen Ziffern, aber auch davon abgesehen hart in Zeichnung und Beleuchtung. Die Benutzung des Buches setzt beim Schüler schon Sprachkenntnisse voraus; schon auf der zweiten Seite finden sich unregelmäfsige Verbformen. Der Zusammenhang zwischen den grammatischen Übungen und dem übrigen Sprachstoff ist sehr lose, wie das meist bei Lehrbüchern dieser Art der Fall ist. Lehrer, die nach der sogenannten direkten Methode unterrichten, dürften in dem Buche manches Anregende und Verwendbare finden. Für den Klassenunterricht in deutschen Schulen kann es schwerlich in Betracht kommen.

Kiel. Felix Kalepky.

Toreau de Marney, Grammaire française idéographique. Französische Grammatik mit suggerierenden (ideographischen) Zeichen. Leipzig 1903. VII, 136 S.

'Die Psychologie, die Lehre vom Ich, befindet sich leider noch in der Kindheit,' sagt der Verfasser im Vorwort seines merkwürdigen Buches. 'Immer noch beginnt man mit der Regel und geht dann erst zu den Ausnahmen über und wird sich nicht bewufst, dafs man, um ein vollständiges Ganzes zu erhalten, umgekehrt beim Schlüsseziehen von den Ausnahmen zur Regel gehen sollte.' Denn 'alles, was nicht zu den Ausnahmen gehört, ist eine Regel. Diese scheinbar so einfache Lösung war bisher doch unerreichbar für diejenigen, die auf wissenschaftlichem Wege zu ihr gelangen wollten; denn niemandem war es bisher gelungen, von selbst (spontan) alle Ausnahmen der französischen Grammatik zu kennen und demnach von den Ausnahmen zur Regel fortzuschreiten. Aufserdem ermöglicht es die Ideographie, vom Einfachen zum Zusammengesetzten zu gelangen, eine Methode, die noch kein Grammatiker einschlug.' Diese Sätze

mögen als Proben für die wissenschaftliche Befähigung des Verfassers genügen. Aus der Grammatik selbst einige Proben. S. 11: Die Konjugation eines Zeitworts richtet sich nach der Verschiedenheit des Ortes, der Zeit, der Zahl und der Person. S. 12: Das französische Zeitwort hat wie das lateinische vier Arten der Aussage (Modi) und zwar: den Indikativ, den Imperativ, den Konjunktiv, den Infinitiv und aufserdem einen fünften: den Konditionalis. S. 15: Der offene Laut *ais* (Imperfekt, Konditional) und *ai* (Perfectum historicum und Futur) wird wie *ä* ausgesprochen, während in der dritten Person der Einzahl das *a* zu beachten ist. S. 98: Im Französischen wird der Konjunktiv angewendet: A) nach vier Formen: 1. fragend 2. verneinend 3. Konjunktiv 4. Superlativ. ... S. 100: Der Superlativ wird ausgedrückt durch: 1. *le premier* ..... 7. *le peu* der wenigste 8. *le moins* der wenigste 9. *le mieux* der beste. In den Beispielsätzen feiert Ollendorf seine Auferstehung: *Voulais-tu qu'elle pût m'expliquer ce que je pourrai faire? Vois que tu bats toujours mon chien. Faut-il que je rie toutes les fois qu'elle rompt le silence?* Durch das ganze Buch sind die wunderlichsten Diagramme verstreut, eine Art mnemotechnischer Stützen teils zur Einübung der Verbformen, teils zur Einprägung aller nur möglichen Wortreihen, welche auswendig zu lernen kein vernünftiger Mensch einem Schüler zumuten wird. Das ganze Buch ist ein Kuriosum und sei Sammlern von dergleichen empfohlen.

Kiel. Felix Kalepky.

Maurice Grammont, Le Vers français, ses moyens d'expression, son armonie. Paris, Alphonse Picard et fils, MCMIV. (Publications de la Société des Langues romanes, tome XVII.) 454 S. 8.

Das so betitelte Buch, dessen Verfasser man nicht mit dem eines 1876 unter ähnlichem Titel erschienenen, mit dem Dichter F. de Gramont, verwechseln darf, ist nicht so sehr eine Zusammenstellung der Regeln, die bis vor ziemlich kurzer Zeit für Versbau und Reimkunst bei den neufranzösischen Dichtern gegolten haben, oder eine Darstellung des geschichtlichen Verlaufes, der zu der Gültigkeit solcher Regeln geführt hat, wie eine Belehrung darüber, dafs und mit welchen Mitteln innerhalb der bestehenden Vorschriften die Kunst in besonderer Weise auf das Ohr des Geniefsenden einzuwirken, wie sie der dichterischen Rede durch Verteilung der Akzente und Wahl der Laute erhöhte Ausdrucksfähigkeit zu verleihen vermocht habe und noch vermöge. Die Kritik des bisher Üblichen und das Urteil über Versuche, sich von dessen Herrschaft zu befreien, kommen hie und da ebenfalls zu Gehör. So ist denn aus dem Werke ohne Zweifel für Dichter, dann für solche, die bei der Dichtung Genufs suchen, auch für Ausländer, die sich über die Art der Wirkung französischer Verse auf französisches Ohr unterrichten wollen, mancherlei zu lernen, und man würde nicht wohl daran tun, an ihm darum vorbeizugehen, weil es stellenweise gar zu reichlich mit Beispielen überschüttet oder weil es vielleicht nicht überall im Recht ist, oder weil es bisweilen mehr als das angemessene Wohlgefallen an sich selbst bekundet (S. 76, 292) oder vollends um gewisser orthographischer Neuerungen willen, in denen der Verfasser, wenn er einmal vom Üblichen abweichen wollte, unbedenklich hätte viel weiter gehen dürfen.

In dem Abschnitte, der dem Rhythmus gewidmet ist und sich, wie bei einem heutigen Franzosen fast selbstverständlich, beinahe ausschliefslich mit dem Alexandriner beschäftigt, findet man mit grofser Sorgfalt die ganze Fülle der Gestalten zur Anschauung gebracht, die dieser Vers annehmen kann, und die Wirkung dargelegt, die ihrer jede naturgemäfs auf das Empfinden eines Hörers üben mufs oder doch bei gutem Vortrag üben kann. Dankbar wird man dies anerkennen, auch wenn man manche

Aufstellung des Verfassers bestreiten, seine Terminologie vielfach irreführend finden mag. Es ist z. B. kaum zu begreifen, wie der Verfasser, der doch Legionen von Alexandrinern der verschiedensten Bewegung vorführt und rhythmisch kennzeichnet, davon reden mag, vier (rhythmische) Anapäste seien der 'Typus' dieser Versart, was doch sicher gleich wenig erweislich ist wie die ebensooft gehörte Behauptung eines 'Typus' von sechs (rhythmischen) Iamben. Es ist schwer zu rechtfertigen, dafs er von 'Tetrametern' spricht, wenn das, was nach ihm ein 'Metron' (*mesure*) wäre, doch hier aus einer, dort aus fünf Silben bestehen darf, auch die Zeitdauer, die es beansprucht, keinesfalls immer die gleiche bleibt (wie S. 13 aller Erfahrung entgegen behauptet ist). Der Verfasser sieht sich (S. 72) genötigt, ein Gedicht V. Hugos, in dem gelegentlich Alexandriner mit sechs gleich schwer betonten Silben vorkommen, als *vers libres* zu bezeichnen, also auch diesem Terminus einen Sinn beizulegen, den er bisher nie gehabt hat. Begnügte er sich, zu fordern, dafs die sechste und die zwölfte Silbe betont seien, und für die anderen Stellen Betonung oder Tonlosigkeit zuzulassen, so bliebe alles, was er über die Wirkung gehäufter oder spärlicher, regelmäfsig oder wechselnd verteilter, dicht nebeneinander gerückter oder durch viele leichte Silben getrennter Tonstellen mit feinem Urteil äufsert, unanfechtbar bestehen, seine Darstellung würde aber an Einfachheit gewinnen, ohne an Richtigkeit irgend einzubüfsen — im Gegenteil; er würde sich auch weniger leicht zu so unnatürlichen Verszerlegungen versucht finden wie *Si je vous | le disais* ... (66), *sur tous leurs compagnons* (69), *faisait des enjambées* (20), *je vais | quitter la terre* (21). Auch der Vers mit ganz schwacher oder gar keiner Cäsur nach der sechsten Silbe, den Herr Grammont, wie viele andere getan haben, irreführend den der Romantiker nennt, als ob nicht auch bei diesen die Cäsur in der Mitte überwöge, erscheint nicht im richtigen Lichte, wenn man ihn Trimeter nennt. Einmal ist wieder von Metron nicht zu reden, wo irgendein bestimmtes Mafs nicht eingehalten wird; und hätte denn V. Hugo, der sich so gern als Titanen aufspielte, so ängstlich die sechste Silbe jederzeit die letzte eines Wortes sein lassen und zwar nicht eine völlig tonlose, wenn er nicht hätte an die alte, eigentlich immer noch zu respektierende Pause erinnern wollen, über deren Fortbestehen er sich nur hin und wieder mit bestimmter Absicht hinwegsetzt? Worauf die Wirkung des rhythmischen Wechsels in den *vers libres* beruhe, ist eine Frage, die man verschieden beantworten kann. Dafs kürzere Verse zwischen längeren immer den Eindruck gesteigerter Schnelligkeit hervorbringen, ist mir nicht ganz sicher. Könnte man nicht auch sagen, das häufigere Eintreten der Pausen, die durch das Auftreten der Reimwörter veranlafst werden, bewirke gerade eine Verlangsamung des Vortrages, und diese lasse auch den Inhalt der Rede als etwas sich langsamer Vollziehendes erscheinen? Jedenfalls wird ein Wechsel im Mafse der durch Reim erkennbar gemachten Redeglieder mit häufigem Wechsel in der Art des Erzählten, mit wiederholtem Überspringen von Dingen zu anderen Dingen passend Hand in Hand gehen und wird leicht den Eindruck sorglosen, auch mutwilligen Sichgehenlassens hervorbringen können. Auch wird hier die Kunst des Vortrages weiteren Spielraum und besonders gute Gelegenheit zu überraschenden Wirkungen finden. Auf die Gefahr hin, abgekanzelt zu werden, wie S. 76 anderen geschehen ist, möchte ich auszusprechen wagen, das berühmte *Le berger* in der ersten Fabel von La Fontaines siebentem Buche werde am besten nach einer gewissen Pause und nur im Flüstertone gesprochen werden, wie ein zögernd und verschämt abgelegtes Geständnis (anders S. 93). Ist sodann die Wirkung gewisser Wechsel der Versart eine so unausbleibliche, wie der Verfasser annimmt, so erwächst daraus eine nicht geringe Schwierigkeit für den Dichter, der kongruente Strophen aus Versen ungleicher Längen zu bauen unternimmt. Dem

Übergang von einem Versmafs zum anderen müfste in jeder Strophe an entsprechender Stelle ein Wechsel in der Gedankenart und -folge rechtfertigend sich zugrunde legen, und dies dürfte in vielen Fällen schwer zu erreichen sein. Man verlange nicht das Unmögliche und dabei Unnötige (wertlos scheint mir auch, dafs im Sonette die einander der Stelle nach entsprechenden Verse gleichliegende Pausen haben, wie S. 35 gefordert wird).

Mit Interesse wird man dem Verfasser auch im zweiten Teile folgen, wo er darlegt, welche Ausdrucksfähigkeit dem Verse durch die Wahl der ihn bildenden Laute verliehen werden könne. Dafs eine gewisse Symbolkraft gewissen Lauten eigen sei, gehäufte Verschlufslaute z. B. anders wirken als sich wiederholende Spiranten oder Zischlaute, helle Vokale anders als dunkle, wird man nicht bestreiten können und wird an wohlgewählten Beispielen dargetan. Immerhin gesteht der Verfasser selbst wiederholt zu, dafs die durch gewisse Lautanordnungen mögliche Wirkung auch ausbleiben könne (S. 189, 250, 268), und mancher mag denken, der Verfasser sei wohl gar zu feinhörig, er erwarte zu leicht von der Wiederholung gleicher Laute einen Eindruck auch dann, wenn diese Wiederholung in ganz gewichtlosen, unbetonten Wörtern, Präpositionen, Konjunktionen statthat, in *tu, toi, te, ton, ta, tes,* wofern es sich um Anrede im Singular handelt, u. dgl. Immerhin wird der Leser durch die vielen Beispiele wirklich oder vermeintlich durch Lautsymbolik sich auszeichnender Verse des musikalischen Reichtums dichterischer Rede klarer bewufst und wird nicht in Abrede stellen, dafs manche Stellen einem geschickten Rezitator Gelegenheit bieten, zu der Wirksamkeit des Wortsinnes etwas hinzuzutun, indem er auch glücklich angebrachte Laute zur Geltung kommen läfst. Übertriebene Aufmerksamkeit eines Zuhörers auf dergleichen könnte freilich auch durch Zerstreuung schaden. Wenn er hört *Ils gardaient sans souci ces troupeaux,* so könnte er in störender Weise an das Zischen der Schlangen erinnert werden, das man ihn in der Schule aus Racines Verse *Pour qui sont ces serpents qui sifflent sur vos têtes* herausvernehmen liefs.

In bezug auf den Hiatus läfst der Verfasser eine weitgehende Duldung walten, indem er nur diejenigen Hiate untersagt (oder sie blofs zum Zwecke besonderer Wirkung zuläfst), die sich ergeben, wenn auf einen Vokal der nämliche Vokal unmittelbar folgt; und dabei gilt ihm gleich, ob dergleichen zwischen Auslaut und Anlaut oder im Innern eines Wortes sich einstellt, ob die Schrift zwischen die zwei Vokalzeichen einen Buchstaben setzt oder nicht, dem kein Laut entspricht (verboten sind also *toucha à, créer, tu hurlais, la harangue*; denn das sogenannte aspirierte *h* ist für den Verfasser gleich Null). Wenn mit dieser Lehre die Praxis der Dichter sich in Übereinstimmung setzte, würde das gewifs kein Unglück sein. Ob gleichwohl in der Theorie das aspirierte *h* ganz aufzugeben ratsam ist, und ob ferner Vokale, die ein stummes *e* am Wortende hinter sich haben, ganz gleich lauten und gleich viel gelten sollten wie die nämlichen Vokale ohne solches *e,* ob die Verbindung *épée et* ganz gleichartig ist mit *frappé et,* scheint mir weiterer Erwägung wert.

Auch da, wo Herr Grammont vom Reime handelt, erscheint er mehrfach als Neuerer, allerdings fast noch mehr in der Terminologie als in der Sache. Wo zu dem gleichen Tonvokal gepaarter Wörter nicht auch noch davor oder dahinter ein gleichlautender (aber wirklich lautender) Konsonant kommt, erkennt er blofs Assonanz an; *temps* : *enfants* ist für ihn kein Reim, und derartige Paarungen läfst er blofs in paarweise gereimten Versen zu, indem er offenbar fürchtet, der gewollte Gleichklang könnte unbemerkt bleiben, wenn noch ein Versausgang zwischen zwei Wörter von so beschränkter Ähnlichkeit träte. Auch die Ausdrücke 'männlich' und 'weiblich' verwendet er anders als andere Leute: männlich

ist ihm ein Ausgang auf Vokal, auch dann, wenn hinter diesem noch ein Konsonant geschrieben steht, der nicht hörbar wird, oder ein stummes *e*, von dem nach Vokalen ja dasselbe gilt (*nation, vous,* aber auch *voie* sind männliche Ausgänge); weiblich sind die mit Konsonanten schliefsenden, auch wenn sie hinter diesen kein dumpfes *e* aufweisen (*Michel* : *Nivelle*; *obscure* : *mur* sind weibliche Reime; *table, fenêtre* endigen auf Konsonanten). Bei der Abwechselung von männlichen und weiblichen Ausgängen soll es bleiben, wofern man darunter das versteht, was Herr Grammont will. Ob die von ihm gewünschten, teilweise auch schon vor ihm versuchten Abweichungen bei den Franzosen Anklang finden, können wir Deutschen mit Ruhe abwarten; zu bedauern scheint mir die ganz unnötige Änderung in der Terminologie, die nur Verwirrung schaffen kann.

Die Auseinandersetzungen des Verfassers über die Anordnung korrespondierender Silbengruppen eines Verses und der in jenen auftretenden Vokale, wovon die Harmonie des Verses abhängen soll, entziehen sich meinem Verständnis, und ich bin unbescheiden genug, zu glauben, dafs die Schuld davon mindestens so sehr an der Darstellung des Verfassers als an meiner Unzulänglichkeit liegt. Einen gewissen Trost mag, wer nicht zu folgen imstande ist, darin finden, dafs nach Herrn Grammont, auch den besten Dichtern die wünschenswerte Harmonie sehr oft nur in der einen Hälfte je eines Verses zu erreichen gelungen und dafs auch da, wo sie wirklich besteht, sie sehr häufig *difficile à saisir* ist.

Mag man bedauern, dafs der Verfasser sich fast nur mit dem Alexandriner beschäftigt, den kürzeren Versen nur wenige Seiten gönnt, so wird man sich anderseits des frischen Mutes nur freuen können, mit dem er von manchem sich lossagt, was mit dem heutigen Sprachstande im Widerspruche steht, namentlich von der ängstlichen Rücksicht auf Buchstaben, denen keine Laute mehr entsprechen, und von dem Festhalten an gewissen Diäresen, die die lebendige Sprache längst aufgegeben hat. Er ist auch geneigt, Verse gleicher oder ungleicher Länge zuzulassen, die blofs den Rhythmus zur Grundlage haben, sich nicht an bestimmte Silbenzahlen halten, verlangt aber, dafs sie gereimt werden. Dafs in dieser Weise schon jetzt Befriedigendes zutage getreten sei, bestreitet er allerdings.

Von dem anregenden Buche, der Frucht unverkennbaren Fleifses und unabhängigen Urteils, kann ich nicht scheiden, ohne auch der sehr ausführlichen Indices zu gedenken, von denen namentlich derjenige der ungemein zahlreichen zur Sprache gebrachten Dichterstellen gute Dienste auch im Auslande tun wird.

Berlin. Adolf Tobler.

H. von Samson-Himmelstjerna, Rhythmik-Studien. Riga, N. Kymmel, 1904. 136 S. quer 4.

Der Verfasser gibt sich als Laie und tut sich auf seine 'laienhafte' Unbefangenheit etwas zugute. Seine Vorurteile aber hat er mit den überzeugungstreuesten Männern der Zunft gemeinsam, und zwar — um das Schlimmste gleich zu Anfang zu sagen —: das ganze Buch der Rhythmik-Studien mit seinen Zwecken und seinen Wegen ist ein solches grofses zünftiges Vorurteil.

Ähnlich wie Saran, sucht auch Samson-Himmelstjerna nach einem rhythmischen Gesetz, das 'unabänderlich' über dem Schaffen des Dichters waltet. Vergebens hat er sich bei der modernen Philologie über die 'konstitutiven charakteristischen Grundgesetze des romanischen Verses' erkundigt. Man vermochte ihm die augenfälligsten äufserlichen Eigenschaften der romanischen Verse nur ungefähr und oberflächlich zu beschreiben, nicht die geheime Zauberkraft ihrer Rhythmen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu erklären. So macht er sich denn selbst ans Werk, greift

nach einem besonders wohlgebildeten spanischen Gedicht: dem zweiten Gesang von Don José de Espronceda's *Diablo mundo,* zählt in den 352 Elfsilblern sämtliche Hebungen (ohne Rücksicht auf ihre relative Stärke) und verzeichnet in statistischen Tabellen, wie oft der Ton auf die einzelnen Silben der Verse zu stehen kommt. Es ergibt sich, dafs aufser der Zahl der Silben auch die der Hebungen eine fest normierte ist. 'Der normale Vers hat in seiner ersten Gruppe regelmäfsig 6 Silben und 3 Hebungen, in seiner zweiten Gruppe aber 5 Silben und 2 Hebungen, wobei aber ... die Stellen der freien Hebungen, d. h. derjenigen, welche nicht auf die 6. und 10. Silbe entfallen, innerhalb ihrer Gruppe eine sehr verschiedene sein kann.' Sieht man von 'Akzenthäufungen innerhalb der Gruppen' ab, so ergeben sich für das gewöhnliche System des Elfsilblers:

x x x x x x́ || x x x x́ x

sechs Typen, in denen sich die ganze Möglichkeit rhythmischer Kombinationen erschöpft: nämlich Hebung auf der

2. 4. 6. | 8. 10. || 2. 4. 6. | 7. 10.
1. 3. 6. | 8. 10. || 1. 3. 6. | 7. 10.
1. 4. 6. | 8. 10. || 1. 4. 6. | 7. 10.

Etwas abweichende Verhältnisse zeigt eine statistische Untersuchung des volksmäfsigen spanischen Romanzenverses. In den Halbversen bleibt nur die Silbenzahl (8) konstant, während die Zahl der Hebungen zwischen 3 und 4 schwanken kann. Haupttypen mit Hebung auf der

1. 3. 5. 7.
2. 4. 7.
2. 5. 7.
1. 4. 7.

Das Schwanken der Hebungszahl soll für den volkstümlichen Vers charakteristisch sein. Selbst der altspanische Kunstvers, wie er uns in dem *Libro del Palacio* des Pero Lope de Ayala entgegentritt (Alexandriner mit 1—3-silbiger Cäsur), bewahrt hinsichtlich der Hebungen strenge Regelmäfsigkeit; betont also die

2. 4. 6. — 1. 3. 6. — 1. 4. 6.

Ähnlich sind die französischen Verse gestaltet, wie der Verfasser am *Aveugle* des André Chénier, an einem Stück aus Racine, einem Gedicht von Rabelais und an einigen französischen Volksliedern nachzuweisen sucht. Auch hier wieder haben wir in den volkstümlichen Gesängen ein leichtes Schwanken der Hebungszahlen, das der Kunstpoesie fremd sein soll. Ein Vergleich sämtlicher geprüfter Verse ergibt, nach Ausschaltung des Ungleichartigen, die gemeinromanischen rhythmischen Grundprinzipien, von denen man *a priori* annehmen darf, dafs sie auch für das Italienische und Portugiesische gelten. Sie lassen sich etwa folgendermafsen formulieren:

1) Es können nie mehr als zwei Senkungen aufeinander folgen. 'Treffen drei an sich tonlose Silben zusammen, so gewinnt die mittlere derselben einen, wenn auch schwachen, so doch merklichen und rhythmisch gültigen Ton, sei es durch Betonung eines indifferenten einsilbigen Wortes, sei es durch Hervorziehung des Nebentones eines mehrsilbigen Wortes' etc. (S. 107).

2) Am Versanfang und am Versschlusse, ebenso in der Cäsur, können Doppelhebungen nicht vorkommen.

Diese Betonungsregeln erscheinen 'alle als logische Konsequenzen der Tendenz: Abwechselung zwischen Hebung und Senkung eintreten zu lassen' (S. 106).

Der Verfasser nähert sich damit stark der kürzlich von uns be-

sprochenen alternierenden Theorie, die er übrigens nicht kennt.[1] Überhaupt sind ihm die rhythmischen Untersuchungen etwa der letzten zwanzig Jahre offenbar fremd geblieben. Um so merkwürdiger ist es, zu sehen, wie er spontan und auf eigenen Pfaden in die Richtung der alternierenden Lehre gerät und sich in bewufsten Gegensatz zu den 'Akzentuierenden', besonders zu Quicherat und Lubarsch stellt. Der 'alternierende' Irrtum liegt eben in der Luft, und er wird sich wohl immerzu reproduzieren, so oft man auf dem Wege positivistischer Analyse und Statistik nach einem 'objektiven rhythmischen Gesetze' forscht. Ein Körnchen von Wahrheit steckt ja auch in diesem Irrtum, nämlich die Binsenwahrheit, dafs unser organisches Gefühl an regelmäfsiges Auf und Ab von Tönen (Hebung und Senkung) sich rasch und gern gewöhnt und mit einer Art passiven Beharrungsvermögens die gleichartige Fortsetzung des angeschlagenen rhythmischen Wechsels erwartet. Diese organische Gefühlsveranlagung, die wir mit den höher entwickelten Tieren gemein haben, kann vom Dichter, je nachdem es seinen Absichten entspricht, sekundiert oder brüskiert werden: sie ist die organische Vorbedingung, aber doch nicht das geistige Regulativ für rhythmische Kunstformen.

Der 'alternierende' Irrtum entsteht dadurch, dafs man vom Inhalt der Dichtung absieht, nur auf das Klappern der Akzente hört, es mifst und 'Rhythmus' nennt. Dabei wird vorausgesetzt, dafs die regelmäfsige Wiederkehr von relativ bestimmten Hochtönen oder Schlägen in relativ bestimmten Zeiträumen 'Rhythmus' mache: das Ticktack einer Uhr, das Stofsen eines rollenden Eisenbahnwagens wären rhythmisch. Rhythmus wäre ein physikalischer, kommensurabler, durch Zahlen (Brüche) oder Kurven darstellbarer Vorgang und nichts anderes. Rhythmik wäre — arithmetische Akustik. Tatsächlich aber ist Rhythmus ein psychophysischer Vorgang und enthält ein wichtiges inkommensurables Element, nämlich eben das psychische, und Rhythmik ist ein Zweig der Ästhetik. Sowenig man mit den von Helmholtz entdeckten Gesetzen der Akustik die psychische Wirkung eines Musikstückes oder gar musikalische Gesetze statuieren kann, gerade so wenig läfst sich der psychische Wert (Eindruck) des rascheren oder langsameren Tickens einer Uhr nach irgendwelcher Regel feststellen. Das Ticktack hat gar keinen psychischen Wert, aber es kann sich mit jedem beliebigen geistigen Eindruck und Ausdruck aufs innigste verbinden. Ein Reisender in der Eisenbahn kann das Stofsen der Räder zu den rosigsten Phantasien rhythmisch verarbeiten, während sein Nebensitzer sich auf dasselbe Tempo ein Grablied singt.

Goethe sagte lächelnd in straffen Trochäen:

Fand mein Holdchen
Nicht daheim,
Mufs das Goldchen'
Draufsen sein.

Sein Freund Schiller träumte nach dem gleichen Ticktack:

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.

Beide aber haben den richtigen Rhythmus für ihre Stimmung getroffen. — Daraus folgt nun doch wohl, dafs der Rhythmus als kommensurable

[1] Saran in seiner Kritik des Buches (*Deutsche Literaturzeitung* 1904) läfst den Verfasser mit Recht nicht als einen reinen Vertreter der alternierenden Theorie gelten, denn dazu fehlt ihm das spezifische Charakteristikum, nämlich die Lehre von der 'schwebenden Betonung'. Geradesowenig aber darf Samson-Himmelstjerna ohne weiteres zu den 'Akzentuierenden' gerechnet werden.

Gröfse, als Schema, Kurve, statistisches Objekt keinerlei psychischen Wert hat; er kann einen solchen nur haben insofern, als er etwas Inkommensurables, ein geistiger Vorgang ist. Für die Philologie, d. h. für die Wissenschaft vom geistigen Ausdruck (Sprache), ist darum das Messen und Zählen der Verse, Silben, Hebungen usw. absolut nutzlos.

Aber nicht blofs nutzlos, sondern auch unmöglich: theoretisch unmöglich. Will man es trotzdem praktisch versuchen, so wird das Resultat immer unzulänglich ausfallen, und das ist für einen exakten Menschen dasselbe wie falsch. Ich behaupte, dafs ich imstande bin, von sämtlichen rhythmischen Normen, Regeln, 'unabänderlichen Gesetzen', die auf statistischem Wege gewonnen wurden, zu beweisen, dafs sie falsch sind.

Falsch ist es, dafs im spanischen und französischen Verse nie mehr als zwei Senkungen aufeinander folgen. Ich schlage aufs Geratewohl die Komödien des Lope de Vega auf und finde einen Elfsilbler:

Padre, ninguno en Nápoles me cúlpa
(*La obediencia laureada* II, 10).

Falsch ist es, dafs im Spanischen keine Doppelsenkungen zu Anfang des Verses stehen. Wieder hilft mir Lope:

Quien la tiéne,
Tiene pólvo, húmo, náda, viénto y sombra
(*La discreta venganza* II, 19).

Falsch, dafs kein romanischer Vers mit Doppelhebung beginnen dürfe. Ein rhythmisch berühmter Dantescher Vers lautet:

Là óve terminava quella valle (*Inferno* I, 14)

usw. usw. Eines mufs in diesen Fällen immer vergewaltigt werden: entweder das Kunstwerk oder die Regel. In solcher Alternative aber ist mir jenes unendlich viel heiliger als diese.

Je weiter man das statistische Beobachtungsmaterial ausdehnen wird, und je mehr man in der Methode nach Exaktheit streben lernt, desto rascher ist zu hoffen, dafs die Unzulänglichkeit und Nutzlosigkeit des Bemühens einleuchtet. Ein Anhänger der experimentellen Psychologie in Würzburg hat sich bereits ans Werk gemacht und zählt mit treuem Eifer die rhythmischen Akzente in der deutschen und französischen Prosa![1] Das Verhängnis der Philologie scheint zu wollen, dafs sie den Kelch dieses Irrtums bis zur Neige trinke. Meinerseits kann ich ihr zu diesem trüben und faden Gebräu nur ein ironisches Prosit! wünschen. Das Resultat ist leicht vorauszusehen: anstatt gründlicher ästhetischer (rhythmisch-stilistischer) Analysen, aus denen der organische Zusammenhang resp. die Diskrepanz von Inhalt und Form in den einzelnen Kunstwerken ersichtlich wird, bekommen wir einen Haufen von unsicheren Zahlen oder Kurven, ein verschwommenes statistisches Bild von Schwankungen, deren Grund uns verborgen bleibt. Nirgends wird das mephistophelische Wort besser passen:

Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band. —

Neben zahllosen Ausnahmefällen, die unser rhythmischer Gesetzgeber nicht sieht oder nicht sehen darf, gibt es nun aber eine Gruppe von Er-

[1] K. Marbe, *Über den Rhythmus der Prosa*, Vortrag. Giefsen 1904.

scheinungen, die seinen Alternationsformeln so überlaut ins Gesicht schlagen, daſs er sich mit ihnen auseinandersetzen muſste. Es sind die sogenannten Akzenthäufungen oder starken Cäsuren. Fälle wie:

Y no te escuchó Diós, y blasfemaste

oder: Soleil, qui vois, entends, connais tout, et toi mér. ...

Diese Akzenthäufungen bezeichnet der Verfasser als 'poetische Lizenzen', von denen zugegeben werden müsse, 'daſs sie nicht als Fehler zu gelten haben und nicht durchaus vermieden werden müssen, daſs sie vielmehr höchst wahrscheinlich zum Hervorbringen besonders starker Effekte hin und wieder statthaft sind' (S. 15), und daſs sie 'überall zu vermeiden bezw. nicht willkürlich hervorzurufen' sind, 'wo nicht besondere Effekte augenscheinlich beabsichtigt waren oder vorausgesetzt werden durften. — Kaum weiter ist Willkür zuzulassen.' — Sonderbare Logik! Wenn der Dichter mit bestimmter und guter Absicht vom Schema abweicht, so ist es Willkür, aber erlaubte Willkür, denn sie hat ihren Grund — also keine Willkür? Bei uns in Deutschland nennt man das Freiheit, nicht Willkür.

So hätten wir also zwei Prinzipien, die über den Rhythmen walten: 1) das der objektiven Regel, das die 'Natur des Verses' ausmachen soll, 2) das der subjektiven Freiheit ('poetische Lizenz'). — Daſs die 'objektive Regel' kein 'Gesetz' ist, haben wir gesehen und ergibt sich aus der Existenz des zweiten Prinzips: der Lizenz. Was ist sie denn, diese Regel? Nennen wir das Kind beim Namen: es ist Sitte, Konvention, Tradition, technische Gewohnheit und hat mit der 'Natur des Verses' gar nichts zu tun: denn die wahre Natur der poetischen Formen ist Freiheit: Autonomie. Sitte und Konventionen aber beruhen auf Nachahmung und entstehen durch Mangel an geistiger Aktivität und Originalität. Sie sind das Passive und Defiziente in unserem Geistesleben, kein positives Prinzip, mit dem die Wissenschaft arbeiten könnte. — Wir haben ein Analogon in der Ethik: da die Menschen leider nicht immer nach eigenem ethischen Willen handeln, so entstand das Handeln nach Gewohnheiten und Trieben, das moralisch oder unmoralisch sein kann, und es entstand zugleich in unphilosophischen Köpfen die Illusion, daſs es in der Ethik zwei Prinzipien gebe: das des vernunftgemäſsen ethischen Willens, d. h. das Prinzip des Guten und der Freiheit, und das der Konvention, der objektiven Menschennatur, des Nichtwillens oder das Prinzip des Bösen und der Gebundenheit. An objektive Regeln in der Dichtkunst glauben ist dasselbe wie an den Teufel in der Ethik glauben. Gäbe es nur gute und durch und durch originelle Dichter, so wäre dieser ästhetische Teufelsglaube, den man die mechanisehe Verslehre nennt, schwerlich entstanden. Die Silbenzähler und Silbenmesser, kurz: die Pedanten wüſsten sich dann in all der herrlichen und souveränen Freiheit einer vollkommenen Dichtkunst gar nicht mehr zu helfen. — So aber scheint es, daſs das Häſsliche in der Kunst und die Pedanterie in der Verslehre füreinander geschaffen sind. Mag man doch immer die Verse der Stümper zerpflücken und messen! Aber wer Goethes 'Über allen Wipfeln ist Ruh' in ein Schema preſst, der vergreift sich!

Man wird uns einwenden, daſs auch vollendete Meister sich gern in hergebrachten Formen bewegen, wie Sonett, Alexandriner, Ballata u. dgl. Gewiſs, aber sie durchgeistigen diese Formen so sehr, daſs die Vierteilungen in ihren Sonetten, die Cäsur in ihren Alexandrinern, der Refrain in ihren Ballaten sich als innere, autonome und organische Notwendigkeiten ergeben, nicht mehr als Konventionen. In der Lösung dieser Aufgabe liegt gerade der Reiz, den hergebrachte Formen auf groſse Meister ausüben. — Auch eine gute Tat verliert oder gewinnt an ethischem Werte

nicht das geringste dadurch, dafs sie den gesellschaftlichen Gebräuchen entspricht oder zuwiderläuft. — Und ich möchte fast behaupten, dafs ein recht schönes Sonett auch eine Handvoll Silben zuviel oder zuwenig haben darf.

Mit all dem soll nicht gesagt sein, dafs die Untersuchung und Kenntnis der rhythmischen und metrischen Konventionen wertlos sei. Dem Dichter freilich kann sie gerade so viel schaden als nützen, dem Literarhistoriker und dem Sprachhistoriker aber ist sie unentbehrlich. Nur darf man von dieser empirischen und meinethalben auch dogmatischen Hilfswissenschaft nicht mehr erwarten, als sie geben kann: eine ungefähre, mehr oder weniger oberflächliche Beschreibung und Klassifizierung rhythmischer und metrischer Gebilde ohne Einsicht in deren Lebensbedingungen.

Treten wir mit diesen stark reduzierten Erwartungen an die Rhythmikstudien des Verfassers heran, so werden wir auch manches Wertvolle darin finden. Besonders den kritischen Auseinandersetzungen mit Quicherat, Lubarsch, Lachmann und A. Amelung wird man unbedingt zustimmen. Es bewahrheitet sich hier, was wir schon angedeutet haben: nämlich dafs die qualitative und quantitative Steigerung der positivistisch-statistischen Methode zur allmählichen Selbstauflösung derselben führt. Für sachkundige Philologen freilich standen wohl alle Türen, die der Verfasser einzurennen glaubt, schon lange offen. Auch die 'neuen' Probleme, die er der Forschung stellt, sind teils gelöst, teils unlösbar. So z. B. die Frage nach dem historischen Zusammenhang der achthebigen Hymnenlangzeile mit dem Saturnier.

Am schwächsten ist der dritte Teil der Arbeit. Dort bemüht sich der Verfasser, die aus der spanischen und französischen Dichtkunst abstrahierten Regeln in deutschen Versen nachzuweisen. Nur, meint er, seien bei uns die ursprünglichen (gemein-indogermanischen!) Verhältnisse durch naturwidrige gelehrte Bestrebungen entstellt und müfsten erst in ihrer alten Reinheit wieder herausgearbeitet werden. Zu diesem Zweck empfiehlt er uns möglichst treue Nachbildung der romanischen Rhythmen und gibt dazu eine Reihe von selbstgedichteten Proben, die eher abschreckend wirken dürften. Von der grundverschiedenen Natur des germanischen Akzentes, von der aufserordentlichen Variationsfähigkeit unserer jambischen und trochäischen Rhythmen, die sich freilich nicht im Schema, sondern erst in der Diktion offenbart, scheint er keine Ahnung zu haben. Überhaupt kann ich, angesichts seiner nicht ungewandten, aber häufig inkorrekten Ausdrucksweise, mich eines leisen Zweifels an der Sicherheit seines deutschen Sprachgefühls nicht erwehren.

Grauenvoll aber ist die Zahl der Druckfehler. Am Schlufs des Heftes steht ein Verzeichnis von 199 'Druckfehlern die vor dem Lesen des Textes zu berichtigen sind'. Der Leser mag sich die Mühe sparen, denn ich kann ihn versichern, dafs wenigstens noch zweimal so viele nichtverzeichnete sich im Text und besonders in den spanischen und französischen Zitaten verbergen. Auf S. 44 habe ich deren etwa zwanzig gezählt. Eine genauere Statistik halte ich auch hier für unerspriefslich.

Heidelberg. Karl Vofsler.

Henri Hauvette, Luigi Alamanni (1495—1556), sa vie et son œuvre. Paris, Hachette, 1903. Un vol. in-8, de XIX et 583 pages.

Ce n'est pas sans quelque inquiétude que j'ai ouvert le gros volume que M[r] Hauvette consacre à un poète de deuxième ordre du XVI[e] siècle. Franchement, je redoutais d'avance une de ces études, d'une érudition fatigante et parfois inutile, par lesquelles la science contemporaine tâche de racheter son peu d'originalité. Cette crainte s'est heureusement dissipée; dès les premières pages, on sent que les documents des archives, consultés

d'ailleurs avec fruit, ne font oublier à Mr Hauvette ni les œuvres littéraires, ni les mœurs et les passions des hommes, ni l'art de la disposition. Sans exagérer une seule fois les mérites d'Alamanni, il a su le ressusciter, le rendre sympathique; par une juste appréciation de l'époque et du milieu où le poète a vécu, ce livre apporte une contribution très remarquable à l'histoire littéraire de l'Italie et de la France.

L'influence de l'Italie sur la Pléiade, affirmée naguère d'une façon très générale, a été l'objet, depuis quelques années, de plusieurs études spéciales. Tout le monde connaît les beaux travaux de MM. Vianey, Flamini, Piéri, Chamard; il reste encore beaucoup à faire, particulièrement sur l'époque qui précéda et prépara la Pléiade. Une thèse de Zurich (de Mr A. Baur) paraîtra prochainement sur Maurice Scève et la ville de Lyon, qui fut la porte par où l'italianisme entra en France. Le livre de Mr Hauvette concerne également, en dernier ressort, cette genèse de la Renaissance française, puisque Alamanni vécut en France les plus belles années de son activité littéraire.

Né à Florence le 3 Octobre 1495, il étudie au Studio et fréquente les Orti Oricellari, où Giovanni et Cosimo Rucellai, Zanobi Buondelmonti, Francesco Guidetti et d'autres encore, groupés autour de Machiavel et du Trissin, parlent de philosophie, de politique et surtout de littérature. Dès 1515 il fait des sonnets amoureux; il lit beaucoup les classiques grecs et latins. La plupart de ces jeunes gens sont fortement influencés par les idées politiques de Machiavel; ils font contre les Médicis (mai et juin 1522) une conspiration qui aboutit à une débandade générale. Alamanni s'enfuit à Venise, de là à Lyon; en 1524 il est à Aix, où il se lie d'une amitié durable avec une noble femme, Batina Larcara Spinola, qui figurera dans ses vers sous le nom de Ligura Pianta,[1] et lui vaudra plus tard la protection de François Ier; mais pour le moment il ne reçoit du roi aucune faveur particulière; en mai 1527, il rentre à Florence (qui avait chassé les Médicis) et met au service de la patrie en danger un sens politique très avisé. Soins inutiles d'ailleurs: grâce à la rivalité des villes, à l'ambition du pape et aux armées étrangères, l'Italie était condamnée à la déchéance politique et morale; lorsque Florence capitula (12 août 1530), Alamanni s'était déjà réfugié en France; il ne revit pas sa ville natale. Une vie toute nouvelle commence pour lui: le citoyen d'une ville libre devient, sur la terre d'exil, poète courtisan.

Il faut s'entendre pourtant: la terre d'exil fut pour le poète une seconde patrie, et il sut mériter l'estime de François I par des services exempts de toute bassesse; il demeura jusqu'à la fin un homme de cœur et de probité. Ses *Opere toscane*, publiées de 1532 à 1533, étaient dédiées au roi, qui lui accorda dès lors de nombreuses largesses, sans lui imposer des charges précises. Il est probable qu'Alamanni plaida plus d'une fois pour sa patrie asservie; sans résultat; il revit du moins l'Italie à plusieurs reprises, soit comme secrétaire du cardinal Hippolyte d'Este, soit comme ambassadeur. Au cours de ses séjours à Padoue, Ferrare, Rome, Naples et Venise, il connut Benedetto Varchi, Bembo, Annibal Caro, Barbaro, Sperone, l'Arétin, Beatrice Pia, Vittoria Colonna, et se maintint ainsi en contact constant avec la littérature italienne; le fait n'est pas à négliger.

En 1544, Alamanni est nommé maître d'hôtel de la Dauphine, Catherine de Médicis; il avait épousé en secondes noces une de ses dames d'honneur; il mène une vie aisée, paisible et écrit ses grands ouvrages: la *Coltivazione, Gyrone il Cortese, Flora.* Catherine devenue reine lui conserva toute sa faveur; il est ambassadeur à Gênes en 1551. Il meurt à Amboise le 18 avril 1556, sans avoir pu publier l'*Avarchide,* achevée dès 1554.

---

[1] Les éditions modernes portent *ligure;* Alamanni a écrit *ligura.* De même l'éditeur Raffaelli écrit à tort *Batista* au lieu de *Batina.*

Mr Hauvette consacre 147 pages à la biographie d'Alamanni; c'est peut-être beaucoup pour une vie qui fut somme toute assez terne; mais c'est qu'Alamanni a été mêlé, sans y prendre une part prépondérante, à une quantité d'événements, grands ou petits, politiques ou littéraires. Il y a de ces hommes utiles et modestes dont l'historien rencontre le nom à chaque pas, sans avoir une idée bien nette de leur personnalité; ils apparaissent un instant, puis s'effacent pour reparaître encore; on devine leur influence, sans réussir à la préciser. Cellini nous raconte: 'Mr. Luigi Alamanni ... con grandissima piacevolezza in mio favore aggiunse molte virtuose parole; e allui s'avvenivano, perchè gli era bello d'aspetto e di proportion di corps, e con suave voce.' Ces hommes furent écoutés et respectés; leur voix est éteinte pour nous. Ils sont non pas la fleur à laquelle on s'arrête, mais l'insaisissable papillon qui vole d'une fleur à l'autre en transportant sans le savoir un pollen fécondateur. Pour bien comprendre l'histoire, il faut rendre à ses ombres le geste et la voix; il faut reconstruire patiemment le milieu dans lequel et par lequel ils vécurent; Mr Hauvette y a parfaitement réussi pour Luigi Alamanni, qui nous apparaît désormais dans ses traits essentiels et définitifs: non point un capitaine, mais un chef de file; non point un créateur, mais un heureux médiateur.

De là résulte pour nous la valeur de son œuvre littéraire, que Mr Hauvette étudie en la séparant nettement de la biographie; c'est la méthode la plus simple; on en abuse souvent; ici elle se légitime en ce qu'Alamanni n'est pas de ces hommes chez lesquels l'art est un facteur essentiel de la vie, inséparable de la biographie; les rapprochements sont d'ailleurs indiqués en leur lieu.

C'est à Lyon, la ville italianisante, chez Sébastien Gryphe, que parurent de 1532 à 1533 les deux volumes intitulés: *Opere toscane di Luigi Alamanni al Christianissimo Re Francesco Primo*. Le contenu en est très varié de forme et de fond, et se lit aujourd'hui encore avec plaisir et profit. Les *Opere toscane* sont d'un accent nettement personnel et traitent tantôt d'amour, tantôt de politique, de morale ou de religion. Mr Hauvette consacre quelques pages charmantes aux femmes qu'Alamanni a aimées, de façon diverse, et chantées: c'est d'abord Flora, la belle infidèle qu'il identifie peu à peu avec Florence; puis une Parisienne, Vermiglia rosa, dont la faveur dura ce que durent les roses; Cynthia, qui ne fut guère qu'un amour littéraire; la Ligura Pianta, pure amie et fidèle protectrice; Beatrice Pia, la belle Ferraraise, qu'Alamanni célèbre en une vingtaine de sonnets d'une galanterie aussi conventionnelle que respectueuse; enfin, Elena Bonaiuti, la seconde femme du poète; les vers qu'il fit certainement pour elle sont perdus.

Les poésies politiques sont plus vivantes encore, animées par un amour ardent de Florence. Il y a là de beaux accents de colère, de désespoir ou de mélancolie. Le civisme a inspiré Alamanni beaucoup mieux que la pure morale ou que la religion; sa 'conversion' qui daterait d'octobre 1525 fut évidemment peu profonde. Sa muse ne s'est jamais abandonnée aux voluptés des poètes latins ou italiens; elle est chaste, mais elle a ignoré aussi la pensée originale et profonde.

Pour la forme, à côté de l'imitation directe de Pétrarque (sonnet, canzone, ballade, madrigal), il y a chez Alamanni quelques nouvautés particulièrement importantes pour la littérature française: c'est l'élégie amoureuse (forme nouvelle du capitolo) où la terza rima répond au distique de Tibulle et Properce; dans cette voie, Alamanni avait été précédé par l'Arioste, mais sans en avoir connaissance à ce qu'il semble; l'idée était dans l'air et fut réalisée à la même époque par différents poètes; c'est ensuite la satire, dérivée également du capitolo en terza rima; ici la priorité de l'Arioste est aussi indiscutable que sa supériorité; c'est encore le vers blanc (verso sciolto) employé déjà par le Trissin et par Giovanni

Rucellai dans la poésie dramatique et didactique, introduit par Alamanni dans la poésie narrative et descriptive (les églogues, les Selve et plus tard la Coltivazione); et enfin c'est l'hymne qui est au fond l'ode pindarique. Toutes ces formes vont devenir classiques en France comme en Italie, et d'autres poètes feront oublier la part qu'Alamanni a prise à leur diffusion; Mr Hauvette a ce mérite de rétablir un fait historique en montrant comment Alamanni, par son long séjour en France, a puissamment contribué à l'avènement du classicisme dans sa forme et dans son esprit.

Les traductions et imitations de poèmes antiques ne nous arrêteront pas longtemps, bien qu'il soit instructif de voir les nuances qu'y apporte le goût 'classique'. Ainsi dans l'*Antigone* (traduite entre 1520 et 1527), la traduction quoique fidèle a une tendance à la paraphrase; au détail réaliste, pittoresque, Alamanni préfère les expressions les plus générales, les plus nobles; il efface certains contrastes où le comique sert de repoussoir au tragique; sa psychologie est plus uniformément héroïque, elle a quelque chose de théâtral. Dans la *Favola di Narcisso* (Ovide, *Métam.* III, 344—510) le merveilleux est exclu autant que possible; la vraisemblance et la raison triomphent de l'imagination.

Les œuvres les plus considérables d'Alamanni, celles qui firent sa célébrité, sont pour nous moins vivantes que les *Opere toscane;* elles gardent leur valeur relative ou historique. La *Coltivazione* (6 livres, en vers blancs) fut inspirée par les Géorgiques, comme *le Api* de Rucellai. L'observation y a pour point de départ le travail du paysan français, mais généralisé et avec de fréquents emprunts à l'agriculture en Toscane. La conception philosophique et poétique de la nature y manque totalement; quelques bonnes descriptions y sont noyées dans des digressions déplacées. Le style est 'noble', il évite avec soin toutes les expressions paysannes. On s'explique que ce médicore poème ait été surtout célèbre au XVIIIe siècle; par une de ces ironies dont l'histoire littéraire abonde, il a sauvé le poète de l'oubli, en attendant que la critique remît les choses au point.

De *Gyrone il Cortese* il suffira de dire qu'il compte 28720 vers (en octaves) écrits en vingt mois! Publié en 1548, c'est une traduction de *Gyron le Courtois,* avec coupures et additions; vers la fin, il y a aussi des emprunts à *Méliadus* et à *Tristan.*

La comédie intitulée *Flora* (terminée en 1549, jouée devant la cour en 1555, imprimée à Florence en 1556) nous intéresse surtout par sa versification. Suivant l'exemple de Claudio Tolomei, Alamanni prétend soumettre le vers italien aux règles de la métrique latine et grecque, non pas en attribuant aux syllabes une quantité conventionnelle, mais par l'alternance des syllabes atones et toniques. Son sénaire ïambique pourrait donc se représenter: ⏑– ⏑– ⏑– ⏑– ⏑– ⏑⏓, avec substitution possible du ïambe par l'anapeste. — Le sujet lui-même est médiocre; c'est une mosaïque d'emprunts à Plaute, Térence et Boccace; comparée aux comédies réalistes de l'Arioste, de Machiavel, de l'Arétin, celle d'Alamanni marque un recul, par exagération de classicisme. Le style pourtant est vivant et ne manque pas d'une saveur toute florentine.

La dernière œuvre, l'*Avarchide,* me paraît la plus intéressante au point de vue historique. Cette épopée, conçue dès 1548, achevée dans sa première rédaction en 1554, ne fut publiée qu'en 1570, par le fils du poète; elle raconte le siège d'Avaricum (Bourges) vers l'an 500, par une armée chrétienne, dont les chefs s'appellent Arthur, Lancelot, Tristan. Avarco, c'est la Troie de l'*Iliade.* C'est dire qu'Alamanni a essayé de fondre le roman chevaleresque de l'Arioste avec l'épopée classique d'Homère et de Virgile. Son œuvre est en quelque sorte une réponse à l'*Orlando Furioso,* dont Alamanni devait blâmer l'intrigue enchevêtrée et la merveilleux. Entre l'*Italia liberata* du Trissin et l'*Amadigi* de Bernardo Tasso, l'*Avarchide* représente une solution intermédiaire, celle-là même qui

sera réalisée par le génie de Torquato Tasso. Chez Alamanni, ce n'est qu'un essai; le souffle lui manquait; il emprunte à l'épopée romanesque les noms, les mœurs, quelques aventures; à l'*Iliade* tout le reste; sans réussir à fondre les deux éléments. Il supprime d'ailleurs le merveilleux païen aussi bien que le merveilleux chrétien.

Pour la prose, il faut citer surtout les *lettres*. D'une vaste correspondance qui va de 1519 à 1555, nous ne possédons que 65 lettres, dont 25 n'ont pas été rédigées par Alamanni; elles sont d'un style sans apparat, et contiennent peu de détails personnels.

Après une discussion des œuvres apocryphes, et un chapitre de conclusion tout à fait remarquable, M[r] Hauvette publie, en quatre appendices, quelques poésies inédites, une bibliographie des lettres et douze lettres inédites, des documents relatifs à la biographie, une bibliographie des œuvres. Enfin un index très complet des noms propres augmente encore la valeur du volume comme source de renseignements sur toute cette époque.

La conclusion, dont on ne saurait trop louer la perspicacité et la modération, couronne dignement une étude qui en d'autres mains n'eût été peut-être qu'une accumulation de petits faits. M[r] Hauvette y montre combien grande a été l'influence d'Alamanni sur le programme tracé par Du Bellay dans sa *Deffence*. Dans les genres que recommande Du Bellay, dans ses exclusions et jusque dans ses contradictions, M[r] Hauvette relève des coïncidences frappantes avec l'œuvre d'Alamanni; il me paraît avoir prouvé que Ronsard et Du Bellay ont connu la révolution littéraire accomplie en Italie surtout par Alamanni, beaucoup plus que par le Trissin ou l'Arioste. '... à l'heure où, tout jeunes encore et réduits à tâtonner, ils ne savaient clairement qu'une chose, c'est qu'ils voulaient rompre avec les traditions alors en honneur dans la poésie française, Alamanni leur apprit par son exemple où étaient les modèles à imiter et comment on pouvait implanter la poésie classique dans une littérature moderne. Son œuvre suppléa donc dans une certaine mesure à l'inexpérience de ces jeunes réformateurs; elle leur fournit le point d'appui nécessaire, le terrain solide dont ne peut se passer aucun constructeur de système; elle les aida grandement, dans la hâte avec laquelle ils formulèrent leur programme, à préciser quelques idées essentielles. Ces idées constituent toute une poétique, qui se dégage spontanément et avec une remarquable netteté de chacune des œuvres d'Alamanni.'

En somme, je le répète, M[r] Hauvette a su nous donner un Alamanni vivant et sympathique, un vrai galantuomo. Comme poète, il manque d'imagination, de profondeur; il a du moins le souci de la forme (ce qui est très important à ce moment là) et la curiosité des formes nouvelles. Quant à l'esprit classique, il se manifeste chez lui plutôt comme un appauvrissement, mais d'autres en tireront un meilleur parti et réaliseront ce que le poète florentin n'a su qu'ébaucher. Lui-même se consolait en disant, non sans raison, et avec une modestie touchante:

> E se ben mancheran l'ingegno e l'arte,
> So che il semplice dir, la voglia pia
> Talor piu val che un onorato canto.

Zürich. E. Bovet.

Poema de Fernan Gonçalez, texto crítico con introducción, notas y glosario, por C. Carroll Marden, profesor adjunto de filología española en la Universidad de Johns Hopkins. Baltimore: The Johns Hopkins Press. Madrid: Librería de M. Murillo. 1904. LVIII + 225 pág[s], 23 × 16 cent[s].

El poema de clerecía más estropeado y más dificil de publicar, es el que primero logra una edición crítica. El autor de ella, el profesor de

Baltimore C. C. Marden, nos hace esperar desde luego un resultado satisfactorio, dado su conocimiento de los antiguos textos españoles, á los cuales él ha consagrado, preferentemente sus estudios y publicaciones, cuando aun en los Estados Unidos la atención se iba en general hacia las épocas clásica y moderna de la literatura española.

Las dificultades que ofrece el Poema de Fernán González son de las mayores; los recursos con que cuenta la crítica para su estudio son: un solo manuscrito muy malo y muy tardío; una prosificación completa, posterior en 40 años á la fecha del Poema; algunos otros reflejos prosaicos en obras más modernas, y unas pocas coplas conservadas según otro manuscrito. Marden aprovechó estos escasos recursos con maduro esmero, con erudición y talento, empeñando su atención en dominar el texto, en el continuo cotejo del mismo con las crónicas que le prosifican, en hallar oportunas comparaciones, en restaurar la ortografía del siglo XIII, en sacar á salvo la métrica, implacablemente atropellada por el copista del siglo XV.

Es particularmente instructivo seguir á Marden en su compleja labor; tanto enseña cuando atrae al asentimiento como cuando sugiere contradicción. Apuntaré aquí las observaciones que se me ocurren al revisar el libro, sin desechar muchas bien menudas sobre todo en el examen del texto restaurado por Marden.

He aquí el contenido de la Introducción de Marden:

I. **Noticia** de las obras poéticas que inspiró Fernán González á la literatura antigua, hasta el siglo XVI. Limitándonos al Poema, basta recordar, para comprender su importancia, que influyó en los cuentos de don Juan Manuel, en la leyenda del Abad don Juan de Montemayor, en el poema francés de Hernaut de Beaulande, y sobre todo en la Crónica General, y por ella en los romances y el teatro de la época clásica y romántica de la literatura española.

II. **Los manuscritos.** El único extenso, aunque no completo, el del Escorial B-IV-12, es obra de dos manos de fines del siglo XV; el examen de las filigranas lleva á creer que el papel se fabricó hacia 1465—1479. Este era un periodo de transición en el idioma, sumamente perjudicial para la fidelidad de la trasmisión de la obra literaria; así piden continua atención las formas gramaticales que los dos copistas emplean en lugar de las viejas del siglo XIII, como por ejemplo las 2as personas de plural *aveys* 534b *derés* 421d; estorba también la extravagante ortografia del siglo XV, tan caprichosa en el uso de la *rr,* la *y,* la *u,* la *s.* Además uno de los copistas ofrece resabios galaico-portugueses en la *m* y *z* finales (*afam* 513d etc., *lorigadoz* 381, 383, 384, 399), y en alguna forma gramatical (*rescebe* 546c etc.). Añádase que ninguno de los dos amanuenses tiene la menor idea del metro ni el menor instinto de fidelidad, y se comprenderá el sinnúmero de dificultades con que continuamente ha tenido que bregar el moderno editor.

Marden caracteriza perfectamente ambos copistas: su ignorancia, su infidelidad, su color regional. Sólo insistiré algo en los resabios habituales que suelen viciar el metro de la copia; ya están señalados por Marden, como el poner *nosotros* por *nos* (p. XVI), *ansyna* por *assi, de voluntad* por *volunter, Jesu Cristo* por *Cristo* (coplas 8c, 15b, 201c, 410d) ó por *don Cristo* (p. 171 abajo), *menester* por *mester,* etc.; pero creo se deben suponer en más ocasiones que las admitidas en la edición.

El copista rachaza la enclisis del pronombre personal, que Marden restablece en multitud de casos; además *ques* 131c, *temom* 158b, *nol* 207c, *muertel* 209d, *nuncal* 215c (según T), *nol* 241b, *yl vio el su f.* 248c, *quel copo* 278c, *quet* 286d, *nol* 307c, *quet* 344a, *poral* 404d, *otorgat* y *tul* 405a, d, *quel* 449d, *ques* 473a, *rrezios* 516a, *nol* 676a, *alongar nol q.* 745a.

El copista desconocía la palabra *deserrado* ó *desarrado* y escribía *de-*

seredado (según feliz corrección de Marden á 3c, 530c) ó ponía *desonrrado* 379b, 380a. — El adverbio *y* era para él un arcaismo, y ponía *ay* (según advierte Marden, 456a, b, c, 460b, d, 508c, 516d, 517c, 563b); ó *ally* (Marden en 464d) 424a (Marden mide *puerta alli*), 562c; ó *aqui* 639a, 653a. — Pone *ninguno* en vez del arcáico *nul nulla* (Marden 344c, 369d, 441d, 453c, 537b, 598d, 720a, 723b) acaso en 301c; y seguramente en 668d, donde el *qua* inicial debe suprimirse por ser propio del verso *b*: *non reyen nul logar;* y en 381c (*por*) *nulla guisa contados* (comp. el adverbio *otra guisa* que citamos abajo, al verso 154a), y en 43d: *nos' podrya nulla guisa.* — Creo que rechaza el adverbio *abes,* para poner *apenas* en 504b; véase adelante. — Desconoce el sustantico *cuer* (en 302c pone *aver!*) y lo sustituye por *coraçon*: *los cueres demudados* ó *el so cuer demudado* 8b, *tenia cada vno en su cuer grran manzilla* 600d. — Sustituye el relativo *qui* por *el que* ó *quien* (Marden 444c); léase pues *qui fuyer de nos, yaga* 445d, *quil pudies meiorar* 515b, *qui a Gustios Gonçalez* 536a, *quil avia conoscido* 606d; v. adelante 614c. — Adelante hablo de *caballero* puesto en vez de *cavero.* — Pudiera suponerse el arcaismo *pues que* con el sentido de *luego que* en 43d. — Las mismas modernizaciones en el verbo. Sustituye *tomar* a *prender* (442b), *contecer* á *cuntir* (576d) v. adelante 614d. — En lugar de *salir* puede suponerse *de* **exir** *de las cavañas* 180a. — Pone *quitar* en vez de *toller: a quien toldras la vida* 237b; *tolló* dice la Crónica en 477c, y *tuelle* en 618c. — Rechaza las formas fuertes del verbo *fazer;* alguna vez deja pasar *fer* (288a), pero hay que restaurar esta forma en otros muchos casos (Marden 70c, 111b, 150b, 234d, etc.): *fer les e todas armas* 45c; v. adelante 165c; *o por fer rromeria* 230d. Y además del infinitivo: *sy otrra cosa femos* 205d, y probablemente *e fet grandes fogueras* 63d, *[fet] rejas e açadas* 64b. — Sustituye las formas arcáicas del verbo *seer* por otras del verbo *estar;* léase *a quien* **seyen** *llamando* 114d, *en valde non* **sovieron** 492c, 529b, *en valde non* **seyan** 500a (sin que haya que seguir la frase de Alexandre "yazer en valde"); *todos* **seyen** *en canpo* 509b (para *todos* comp. 82b); y acaso *do* **seye** *soterrado* 423b, contra la mejor lección de la Crónica que dice *yazie,* pues si el copista hubiera visto en su original *yazie* no es probable que lo sustituyese; *el que con él* **soviesse** 535c (ó *qui con él se cryase*?); *com sy* **sovies** *con él* 541d; **sovo** *byen medio dia* 688b (*bien* está en la Crónica y no debe suprimirse). Pone tambien *estar* mudando el uso sintáctico: *com eran mal.* 418a, *vyo los ser cansados* 690b. En fin, aunque sea indiferente para el metro debe suponerse que el original del Poema decía *prisieron* 372b, como la Crónica escurialense, en vez de *prendieron;* y que en vez de *quedar* decía *fincasse* 205b (según Arredondo), *finco* 216c (según la Crónica).

La libertad del copista es tal que cambia á veces sin razón de arcaismo. Conoce y admite los verbos *guarnir, demandar* y *fallir,* y sin saberse por qué, los sustituye en ciertos lugares por *aperçibir* 509b, *pedir* 508b, y *fallescer* 494c, 692d; conoce la frase *otro dia mañana* 82a, 250a, y luego la estropea en *otro dia por la mañana* 447a, 457c, 509a, 510b. — Sin más que una simple preferencia por *nunca,* lo pone en vez de *non,* como nota Marden en 24d, 30d, 198d, 347c (léase *nol*), 442d, 443b, 614b; y lo mismo debe ser en 151d *en el mundo non viemos,* 182d *non ovo mayor gozo,* 435d *jamas non los veremos,* y en 534d donde *nunca* es algo impropio. Con más razón pudiéramos suponer que este preferido *nunca* haya venido á suplantar á un arcaismo: **alguandre** *non fue omne* 605d, comp. "alquantre non aplekan" = numquam accedant, Glos. Silenses 111. — En 36a puso *partyda* en vez de *parte.* — En 61d y 65c se advierte que el copista por simple preferencia ponía *vesquir* donde el original tenía *vivir,* y puede asegurarse que el tema *visq-* es intruso en 39a, d, 96d, 349c, debiendo sólo admitirse en el perfecto fuerte (v. glos. de Marden), leyendo *vysco* en 33b, 122d en vez de *visquió.*

El copista repite frecuentemente una preposición: *con ... con* 54c, *de ... de* 76b, 281d, 487b, etc.; léase: *todos trres de grrand guisa e (de) grrandes coraçones* 166b.

Marden observa y explota con habilidad la equivocación del copista en repetir palabras ó rimas de otro verso próximo, por ej. *mando* 66a, b, *pueblos* 69a, b, *çera* 147b, 148a, *espantado* 241b, d, *de voluntad* 567b, c. Creo en igual caso *synon* 44d, v. adelante, cesura. Además en 613c se repitió *coyta;* la Crónica: "cuedando muchas guisas" nos da el hemistiquio: *muchas guysas cuedando;* luego un copista modernizó *m. guysas pensando,* y otro puso *m. coytas pasando.*

Claro es que, como en esta última suposición, los yerros no proceden todos de los dos desdichados copistas del ms. escurialense. Algunos son ya comunes á éste y al ms. que á fines del siglo XIII sirvió para la Crónica General. El ms. que á principio del XVI tenía Arredondo, Abad de Arlanza, y que Marden (p. XX) afirma, con razon, que era diverso del escurialense, ofrece grandes yerros comunes con éste; así la copla 254 tenía cinco versos en el ms. de Arredondo (p. XX) como en el escurialense; y la 196d (p. 114) coincidía en ambos en el disparatado número *cinco mil.*

III. **Ediciones.** Las dos únicas completas, de Gallardo y de Janer, son muy imperfectas; la mala letra del ms. escurialense es causa de abundantes yerros. Marden juzga quizá menos mala la de Gallardo.

IV. **El autor y la fecha.** Es uno de los capítulos que mayor novedad é interés encierra. Marden asiente á la opinion, general desde Rios acá, de que el autor del Fernán González era un monje de Arlanza. Pero la fecha, que se colocaba entre los siglos XII y XIV, y que es de importancia, no sólo en sí misma, sino por relacionarse con la del Alexandro, llega á fijarla Marden con precisión, gracias á un episodio sagazmente restaurado en el que figura un Conde de Piteos y Tolosa; como este doble título sólo existió en dos fechas 1098—1100 y 1250—1271, concluye Marden que sólo entre estos dos años últimos pudo escribirse el Poema. Como además se llama habitualmente á los soldados cristianos *cruzados* (470d, 471c, 507a, y pág. 182 nota á 445a) y en 640d se usa la frase *plogol mas que sy ganas a Acre e Damiata,* y Damieta sólo estuvo en poder de los cristianos en 1249—1250, se ve en el Fernán González un fresco recuerdo de la primera cruzada de San Luis, debiendo haber sido escrito "en el año 1250 ó muy poco después".

V. **Las fuentes.** Se precisa y amplía lo que el Poema imitó de Berceo y del Alexandro, lo que tomó del Epitoma Imperatorum ó Pacense, del Turpin y del Tudense. Me parece indudable la sospecha que apunta Marden (p. XXXVI n. 4, y p. 172) de que el Fn Gz alude á los primeros versos del Cantar de Roldán, versos famosos en España, á los que también alude el Arzobispo don Rodrigo de Toledo: "nonnulli histrionum fabulis inhaerentes, ferunt Carolum civitates plurimas, castra et oppida in Hispaniis acquisisse..." (IV, 10).

Yo había creido que el Tudense era la única fuente del Fn Gz en el Loor de España. El Tudense se refleja en la mención de los caballos y del Apostol y en otros pormenores del Loor en Fn Gz; pero Marden tiene razón (p. XXXV) al decir que la alabanza del clima de España y la mención de la grana parecen provenir del Laude Hispaniae que figura en la Historia Gothorum de San Isidoro. Además ¿de dónde tomó Fn Gz el mentar la sal, el lino, la lana, la cera?; acaso son añadiduras sin fuente precisa, pues la enumeración convidaba á ser ensanchada; así la Primera Crónica General, traduciendo al Toledano, interpola la mención de la sal y la cera (v. mi próxima edición p. 311b, 20 y 25).

Las relaciones del Fn Gz con el Alexandro son particularmente curiosas y abundantes. No sólo la copla 351 de Fn Gz está inspirada en la 2124

del Alex, sino todo el episodio FnGz 337—355 (Nuño Laynez y los castellanos tratan de calmar el afán guerrero del Conde; respuesta de éste) está imitado de Alex 2107—2131 (los vasallos de Alejandro tratan de apartarle de nuevas aventuras; respuesta del rey); compárense especialmente FnGz 339c y Alex 2110a; FnGz 340a y Alex 2112c; además FnGz 350a y Alex 722a; FnGz 353d y Alex 74d, 721d. — También el episodio de FnGz 464—480 es recuerdo de Alex 1151—1183 (una señal del cielo asusta al ejército la noche antes de la batalla; explicación tranquilizadora de la señal). La prisión del Conde en Cirueña se parece de lejos á la prisión de Dario, Alex 1540; comp. especialmente FnGz 586a, 592c y Alex 1565a, c. — Las descripciones del ejército bárbaro de Almanzor en FnGz se procuraron un color, que quizá quisiera ser oriental, tomando rasgos de las descripciones del ejército de Dario en Alex; la diversidad de paises é idiomas que concurren en el ejército (FnGz 385b, Alex 760c, 761b, 807b), la muchedumbre que cubre oteros y llanos (FnGz 251c, 383d, 384d, Alex 761, 827, 1146b) que vienen como en romería ó *á perdón* (FnGz 382d, Alex 203d, 761d), haciendo tal alegría y ruido que los montes y los valles parecen conmoverse (FnGz 252, 509, 82, Alex 803), el contar por *legiones* estas multitudes (FnGz 196d, Alex 807c), la mención de las *ballestas çerberas* (FnGz 383c, Alex 1705b). — También son curiosas las analogías sueltas. Marden indica imitaciones del Alex en las notas á las coplas 248, 305, 311, 511. A la analogía de FnGz 240, Alex 55 puede añadirse la de FnGz 222, Alex 56. Pueden compararse las *cartas por a. b. c.* FnGz 573, Alex 1375.

VI. **El Poema y las Crónicas.** Las varias crónicas que prosificaron el FnGz son una ayuda crítica preciosa, que Marden aprovechó con fortuna, sacando de ellas felices correcciones. Marden además aporta al conocimiento de las crónicas una novedad importante: la prueba de que la *Crónica de 1344*, aun en los capítulos en que copia la narración de la Primera Crónica General, utiliza directamente, para algunas frases ó párrafos sueltos, el mismo Poema, del cual refleja bastantes versos que no están ó están imperfectamente reflejados en la Primera Crónica; véanse como ejemplo de buenas correcciones apoyadas en la Crónica de 1344 los v. 528c, 572d, etc. En consecuencia, adiciones episódicas que antes podían parecer propias del cronista de 1344, deben ahora mirarse como derivadas de fuente escrita, con mayor razón que palabras ó frases sueltas que Marden ha probado derivarse del Poema. Por ejemplo, véase la adición á las coplas 588—589: los escuderos se retiran al camino francés; el escudero del conde cambia sus vestidos con los de un romero y vuelve á la ermita como á orar, llevando así ocultamente sus espadas al Conde y á los caballeros que estaban encerrados en la ermita. Pero queda por resolver un problema: éstas, y otras adiciones por el estilo, ¿derivan de un Poema igual al escurialense aunque ampliado, ó de una Gesta popular que contaba los sucesos con más despacio y claridad, y cuyo asunto resumió, á veces demasiado secamente, el monje de Arlanza que trovó „por la cuaderna vía" la vida de Fernán González? Más es de creer lo segundo; esto es, que la Crónica de 1344 tuvo presentes el Poema hoy conocido y una Gesta popular perdida; el tono de ésta se descubre claramente en ciertos trozos de la Crónica.

En cuanto al valor del ms. escusialense de la Primera Crónica (Marden lo llama *X*), he podido precisarlo recientemente con motivo de la edición de ella que estoy haciendo. Representa *X* la variante de la Primera Crónica más literaria, correcta y de lenguaje más arcáico, pero el ms. de Menéndez Pelayo (Marden lo llama *P*) representa una rama más fiel en giros y vocablos á las fuentes de la Crónica, mientras *X* aparece sí mejor estilizado, pero más verboso. Hermana inferior de *P* es la edición de la Crónica publicada por Ocampo (Marden la llama *O*), de la cual

había notado ya Milá (*De la Poes. her.-pop.* pag. 414—416) que en algunas cosas era más fiel al FnGz que el ms. *X*. Por lo tanto, para la crítica del FnGz es preferible el texto de *P*, sobre todo ayudado del de otros mss. hermanos, especialmente de otro del Escorial Y-ij-11.

VII. **Lenguaje.** Marden trata de restaurar la buena ortografía del siglo XIII en cuanto á la *ç z, ss s, x j,* ¿pero por qué no en cuanto á la *b v*? Es bien chocante hallar en un texto del siglo XIII *lovos* 222d, 450d, *descaveçaron* 12d, *rovar* 281d, *vuen* 49a, 60a, *caballo* 497a, *rogaba* 730b, 732. Tampoco debe admitirse la *f* de *faz* 453a, *fazes* 309b, 483c, que es antietimológica y estorba para el metro en 485c, comp. 457a. Las grafías *lieno* 504a y *aliegan* 475b son aisladas y sugeridas por *lieva.*

Apócope. Dan correcciones más sencillas *franc* 30b, *muert* 307d, *xámet* 374b; y arreglan versos que Marden deja como incorregibles *omenax* 591c, *linax* 15c (acentuando *Magóg*), 177c, comp. *barnax* por *barnage* en el Poema del Cid. El nombre propio ante el apellido podía apocoparse, como *Vernald del Carpio,* y debe leerse *fino Dia Gonçalez* 168a, comp. P. Cid 3662.

Artículo. Se omite ante *todos* 63a, 62c, *e todos (los) pytavynos* 433a. Se suprime también ante el título de *rey,* y como 431c, debe leerse *rreyno (el) rrey don Rodrygo* 35a, *ovo (el) rrey* 77a, 78a, 128a, 313c.[1]

Pronombre. Sospecho que pudiera conservarse *nosotros vosotros* en algún caso en que es enfático por estar opuesto á otro pronombre personal: *a mi e a vosotros* 299d, *por quanto ellos son mayor cavallerya, nosotros non (a)mostremos y nulla covardia* 301c, *si ella non fuyre nosotros non (nunca) fuyamos* 657b, y aun por oposición al pronombre *yo* callado: *quiero que esto sea, si a vosotros (vos) plaz* 65d.

Imperfecto indicativo. Entre los casos de *-ie* disílabo debe dejarse *muryen* en 94c.

Imperfecto subjuntivo. La fórmula *si tuviera daría* se impone necesariamente por la rima en *si non fuera ... non podriémos* 678d (comp. pág. 188 de Marden), y acaso debiera admitirse en *si quisieras te ternia* 597, dado que la Crónica dice *quisieras,* si bien mudando el tiempo correlativo que es *ouiera yo.*

Participio. Nótese *venuda* 400, de un verbo *-ir,* que es insustituible por otro verbo *-er,* dado que también las Crónicas ponen *venida.* El participio puede no concordar con el objeto del verbo (198a, 272c, 278a, 666a, 717a), y no es forzosa la corrección en 360a, 724c. En cambio 724b exige corrección.

VIII. **Métrica.** Creo acertado el criterio métrico que Marden fija. Nótese que rechaza la parágoge, erradamente escrita en la edición de Janer; y que admite una sinalefa á través de la cesura, por ejemplo: *que dies la delantera* || *a los pueblos castellanos* 141c.[2]

También debe admitirse una cesura forzada ó contra la frase, separando voces que sintacticamente forman un grupo más ó menos estable, por ejemplo: *mejor tierra es de las* || *que quantas nunca viemos* 151c, *non la podrrya por guisa* || *ninguna defender* 401b; Marden (p. LII) da estos dos versos como defectuosos, pero Alex 2061b, d, en que apoya él mismo (p. 181) la corrección del segundo de ellos, ofrece igual cesura forzada, que Berceo también conocía: "non podria en cosa || meior lo emplear"

---

[1] Marden señala (pág. XLIII) á *unos* valor distributivo en el v. 362c *dun logar eran todos e dunos coraçones,* pero no indica sino la identidad, comp. 302c; y *coraçon* = voluntad ó intención 296d, 627d. El *de trygo* 234c, citado en la pág. XLIV, linea 9, indica la materia, como *de ordio,* y no es *de* partitivo.

[2] En este ejemplo y en 558a pudiera suprimirse *los,* pero v. además 43c, 281a, 341d, 164b, d, etc.

SDom 363c, "commo avie los oios || feos la boca tuerta" SDom 294c, "entendien que el padre || sancto lo bastecio" 371c. Así debe admitirse en otros versos de Fn Gz, de los cuales unos da Marden por incorregibles, y otros corrige creo innecesariamente: (*sy non* repetido del verso anterior) *de mi non fyes mas || que sy fuese (yo) vn can* 44d, *mucho oro e mucha plata a llena medida* 60c, *(asy) sodes mejores quantos || en Espanna morades* 155b, *arya el moço quando || lo oya muy gran plazer* 177d, *estan oy dia en (el) su altar asentadas* 275d, *podrya (y) todo el grrand || prez por y astragar* 340d, *ya yva la lid (de) fyera || guisa escalentando* 363b (comp. los adverbios *nulla guisa, otra guisa* de que ya se ha hablado), *non pudo de lo que || quiso (el rey) acabar nada* 590c, *partiose el altar de || somo fasta fondon* 392d (*fasta* está también en la Crónica), *sera toda [aqu]esta || culpa a ty echada* 619d, *sy yo (aqui) finar(e) vos non || querryedes ser nasçidos* 691c, *rreygna de Leon de || Navarra natural* 726a (el *de* átono, como el *las* del primer ejemplo citado 151c).

La métrica nos asegura que el autor del Fn Gz usaba regularmente la voz *cavero* donde el copista pone *caballero.* Marden no quiso sacar esta conclusión (p. LII y 175—176), sin duda por ser poco usada la voz *cavero.* Sin embargo, en el mismo Fn Gz, el copista la dejó pasar cuatro veces, y si una vez pone *caveros castellanos* 266b, y otra *caballeros castellanos* 665a, ó *cab. tolosanos* 372a, por qué no hemos de corregir estos dos hemistiquios defectuosos, en vista del primero? Las otras tres veces que el copista deja *cavero* son 457a, 513d, 582c. Dada la tenacidad con que el copista pone siempre *menester* en vez de *mester, ninguno* en vez de *nul* etc., no nos debe chocar que tengamos que corregir una multitud de versos leyendo *cavero* en vez de *caballero;* así *c. et peones* 196c, 204b, 263a, 355a, 446c; *peones e c.* 52a (invertidas las palabras por el copista, según la fórmula anterior que le zumbaba al oido), 62c, 195c, 304a; *sus c. (a)yuntar* 45b, *non as a los c.* 54a, *c. muy loçano* 168a (según lección de Arredondo, p. 114, única aprovechable), *mas valen cient c.* 302c, *nunca de dos c.* 315c, *de todos sus c.* 317d, *c. lorigados* 381b, *c. de prestar* 451b, 715a, *c. byen ligeros* 455b, *entraryan los c.* 458d, *dezie feryt c.* 534b, *de c. con el* 551c, *con solos dos c.* 611c, *de c. amor* 621b, *damos a vn c.* 660a, *c. esforçados* 751a; en 254d acaso (*e*) *somiose el cavero,* lo cual quitaría una rima repetida.[1] — La voz *cavero* se halla en un diploma de Fernando III, escrito en 1251 por J. Perez de Berlanga: "ante mi madre et ante mios ricos omnes et antel arçobispo et ante los obispos et ante *caueros* de Castilla et de Estremadura et ante toda mi corte; ... oue mio conseio con ... otros rycos omnes et con *caueros* et omnes buenos de Castilla et de Leon; ... que ninguno, tambien jurado como alcalde como otro *caua/lero* ninguno podereso; ... quando quisieredes uos a mi enbiar uuestros omnes buenos de pro, de uuestro conceio, que uos catedes en uuestro conceio *caueros* atales quales touieredes por guisados de enbiar a mi; et aquellos *caueros* que en esta guisa tomaredes pora enbiar a mi que les dedes despesa de conceio;" (documento en el Archivo Municipal de Guadalajara). He aqui otros ejemplos; "tod poblador que venga poblar a Briuega, sea *cauero* o ifanzon, biua a fuero de los otros omnes de Briuega" (F. Brihuega, publ. por J. Catalina García, p. 160); "priso el rey don Sancho de Castieylla a Rodic Diaz et criolo et fizolo *cavero;* ... no ovo migor *cavero* de Rodic Diaz; ... qui era muyt buen *cavero*" (F. Navarra publ. por P. Ilarregui

---

[1] La forma *cauallero* era también usada por el autor del Fn Gz, aunque menos, 61a, 173b, 254a = 526c, 262d (en que la supresión de *con* me parece justificada), 450b, 528c; v. adelante 304d. El derivado *caballería* es el único usado: 301b, 351b, 387d, 399c, 607c (corregido *gran,* según la Crónica), 267b (el copista empezó á querer poner *e todos sus caballeros*).

y S. Lapuerta, p. 144a); "nos don Jaymes ... prometemos ... a vos don Remir Rodriguez que vos tingamos quitos vint *caveros*, en los quales devedes aver quinze con cavallos armados, et los cingo con cavallos et armas; ... et entre escuderos et otros homnes devedes seer entre todos cient homnes; et daremos cascun an por vestir a cada uno de los *caveros* **CC** sol ... et a **XL** de los escuderos, a cada uno **L** sol." etc. (carta del rey de Aragón, 1255, Memorial Hist. español, tomo I, p. 76). Como se ve, la voz *cavero* se usaba en el siglo XIII en Castilla, Aragón y Navarra; probablemente la voz venía del provenzal, donde era muy usada; por ej. en los Fors de Béarn, art. 10 y 11 del For général se usan *caver* y *cavaler* uno por otro (Lespy et Raymond, Dict. Béarnais, 1887).

En cuanto al silabeo (p. LIII) nótese *regi-on* no sólo en 34b, sino en 122c, donde no hay que añadir *en; d'ori-ente* 15a, 413a, SMillan 90; *Guadiana* 78d (sobra el *es* añadido) aun en los romances del siglo XVI: "por cima de Guadi-ana," "por partes de G." Primavera y Flor nos 19 y 25. La terminación *-ia* es monosílaba no sólo en el imperfecto sino en el sustantivo: *es erejya llamada* 22c, *valia d'vna meaja* 291d, y en los verbos en *-iar* también es monosílaba no sólo en *enbyar* formando futuros y condicionales (Marden, p. LIII), sino en algún otro caso como (*que*) *Cristo los quiso guiar* 19d, *eran pora lidiar* 79b, y *mandate desafyar* 290d, 292b, 294d, 299d si no se admite con Marden la forma *desfiar* que me parece era más rara.

Por la idea que acabo de dar de la Introducción del libro de Marden, se podrá comprender que el editor nada descuidó de cuanto podía contribuir á la crítica del estropeado texto; por todas partes se hallarán en la restauración del mismo acertadas correcciones, muchas difíciles y felices; por todas partes la familiaridad con la lengua y la literatura castellana del siglo XIII.

El trabajo de esta restauración es penosísimo. Muy raro es el verso que no pide algún retoque, y el convencimiento sólo puede imponerse mediante la conformidad con el estilo del mismo Poema y de las obras coetaneas, ó mediante la prosificación de las Crónicas. Así, aunque Marden hace en esto una labor muy meditada, queda necesariamente en su restauración mucho de pura apreciación personal, que por su vaguedad propia no debiera discutirse; no obstante, incluyo en mi revisión bastantes correcciones de este género, anotando, aun á riesgo de ser pesado, conjeturas quizá no justificadas, si bien en general tiendo á mantener las lecciones del ms escurialense. La importancia del texto y de la nueva edición me disculparán de esta pesadez.

Hago además alusión á las correcciones ya propuestas arriba, para ofrecer así la serie completa por orden numérico.

2, el sentido exige que el verso *c* pase á ser *b*, y el *b* pase á *c*. — **3a**, [*en*] *commo la perdieron*. — **4d**, no creo lícito reproducir aqui un verso de SDomingo 54, y debe leerse *sufr*[*i*]*en frio e fambre e muchos amargores*. **8a**, *predicado*(*s*); **b**, v. arriba *cuer*. — **14d**, *que godos los llamamos*. — **15a**, *d'oryente* v. métrica, silabeo; **c**, *linax* v. apócope. — **19b**, *nos* (*les*) *pudo anparar*, como en 43d *nos podrie ... defender*. — **30b**, *franc*, v. apócope. — **32c**, (*este*) *rrey Vanva aponçonnado*. — **36a**, *parte*; **d**, *commos perdyo la tierra*. — **37d**, el consonante debe ser *entençia*, que era la voz usual, Alex 195, 321 (dice *entiença* contra la rima), 448, 1543, SLaur 15, Milg 208, 573; el copista de Fn Gz puso *contienda* como el de la variante del Fuero de León nº XXII "dienlo a so senior sen entencia ninguna", variante "sen contienda" (Muñoz, Colecc. p. 81). El *contiençia* de SDom. 334 es yerro por *contenencia* que piden el sentido y el metro; el *contienssa* de Alex 599, debe ser *contiessa* por el consonante. — **40a**, *toda en tal estado*. **41c**, (*en*)*volvyo*. — **43a**, déjese *trayçion* (*a*) *volver*, la frase *volver traición*

como *"volver pelea, v. guerra"*, etc.; la construcción con *a* no creo pueda mantenerse á pesar de "fagovos a saber" en Yúçuf p. 51; **d,** *nos podrya nulla guisa Espanna defender,* v. resabios del copista. — **44d,** v. cesura. — **45b,** *cavero;* **c,** *fer* v. resabios. — **48a,** *qual ora* (ms. *era*) *fue passado,* comp. "con qual abito pudo" SMill 77, "de qual part uos semeiar" Cid 2364; **d,** *por que as enbyado.* — **52a, 54a,** *caveros.* — **53d,** *synon con las que aren.* — **60c,** v. cesura. — **62c,** *caveros.* — **63d, 64b,** *fet,* v. resabios. — **65d,** *vosotros,* v. pronombre. — **67c,** *sea* [*a*]*justiçiado.* — **70a,** *fer* y *que* [*e*]*l,* sin suprimir *rey* que aclara el sentido; **c,** *en estos*(*e*) *travajava.* — **77a, 78a,** v. *rey* sin artículo. — 78a, *syenpre la delantera* es impropio antes de empezar la batalla, y más antes de ponerse en marcha el ejército; **d,** *Guadi-ana,* v. silabeo. — **80c,** [*non*] *serya tornada* sería inexacto en el siglo XIII en que la reconquista estaba casi terminada; lease [*les*] *serya tomada,* es paleográficamente fácil la confusión de los dos verbos, y más, empezando con *tornar* el verso siguiente. — **83b,** *començaron el* [*fecho*]. — **84a,** (*des*)*pues;* **b,** totalmente estropeado: *yazia* y *sepulcro* son contaminaciones de los versos próximos; acaso: *do auie en pitafio escrita la mestura;* el Tudense: "sepultura in qua epitaphium est superscriptum;" *mestura* es la voz propia para significar inscripción sepulcral, Alex 306, comp. Yúçuf p. 56. — **94b,** debe quedar el imperf. *muryen.* — **97b,** *v*[*e*]*yen se de n. en la t. toruados, de nuevo* "ahora", opuesto a *otro tiempo* y *toruado* opuesto á *segurado* del verso anterior. — **100d,** [*tod*] *el vyen de los godos* "por los peccados del rey Vitiza et de todas sus yentes quiso Dios crebantar la gloria et el poder de los godos" Prim. Cr. Gral 306a, 38, y Rod. Tol. III, 17, inic. — **105d,** *dentro* (*en*) *la mar,* como en 294c. — **111a,** *tu que asy podiste a las yervas toller* (*su poder*), debe admitirse un sentido de *toller* "privar de su fuerza, inutilizar", comp. el mod. *tullirse* inutilizarse; el copista lo desconocía y añadió las últimas palabras. — **114a,** *dur. en* [*tal*] *vyda;* **d,** *seyen* v. resabios del copista. — **122c,** v. silabeo *regi-on.* — **124b,** *Braga* es un portuguesismo que creo desconocido en Castilla en el siglo XIII, siendo corriente *Brágana.* — **126b,** entiéndase *"el Casto" que dixeron, syervo del Cryador.* — **130d,** parece que el copista desconocía la construcción *venir en,* y aquí la tomó por plural del verbo; en 127d y en 137a la estropeó de otras maneras. — **133d,** *al rey Carlos ribar,* SDom 435, SMill 752. — **139d,** *grandes virtos*(?) *juntados.* — **149d,** (*e*) *otrras muchas mineras de que fazen la sal,* "de sales de mar et de salinas de tierra, et de sal en pennas et dotros mineros muchos: azul, almagra, greda, alumbre..." Prim. Cr. Gral 311a, 19, variantes "mineras, ueneras". — **150,** no veo razón para mudar el orden de los versos, y el consonante estropeado *cal,* contaminado de la copla anterior, indica que ese verso estaba el primero en la copla cuando se cometió la falta; además las venas *mejores* (de oro) deben nombrarse después de las de hierro y plata; **a,** *a y muchas veneras de fierro e* [*de plata*]; **b,** *a y venas de oro* (*que*) *son de mejor varata;* **c,** *a* [*en*] *syerras e valles* (*e*) *mucha* ... — **151c,** v. cesura; **d,** *non,* v. resabios de copia. — **153c d,** Marden, p. 173, recuerda la opinión de san Felipe enterrado en Francia, pero el autor del Fn Gz creería que había sido enterrado en Hierópolis de Asia, siguiendo la opinión del Tudense, Hisp. Illustr. IV 34, 26. — **154a,** sobra [*d*], el adverbio *otra guisa* vese en Milg 205, Alex 703, 913, 939. — **155b,** v. cesura. — **161d,** déjese intacto: *posyeron qui podiessen los canes referir,* establecieron pastor que rechazase (éste es el sentido corriente de *referir,* comp. 165d) á los canes que querian hacer daño en la grey. — **162a,** *en uno s' acordaron*; **d,** *grran*[*de*] *tienpo duraron* dado que tampoco Arredondo pone *muy;* lo mismo habrá que hacer en 176d, 340c etc. — **165c,** nada hay que mudar: *fizo quanto f*(*az*)*er pudo, H* leyó *fer* por *fer* y puso el impropio *ha podido;* en **a b d** restáurense los participios *-udo.* — **166b,** *e* (*de*) *gr.*; **c** (*e*). — **168a,** v. apócope. — **173a,** [*esse*] *conde prymero,* interpreta mal Milá, De la poes. her. pop.

pág 183 n. 2, á quien seguí en La Leyenda del Abad Juan, Dresden 1903, pág XXV n. 4; el ms. de Arredondo da la buena lección, pues no se trata de diversos nombres del héroe, sino del primer conde que tuvo Castilla después que dejó de ser alcaldía, como se dice en la copla 172. — **177c**, *linax*, v. apócope; **d**, v. cesura. — **182d**, *non*, v. resabios de copia. — **187a**, *caye(re)mos*, como X. — **192c**, [*e quadriellos*] ó [*e dazconas*], atendiendo á la buena observación de Janer. — **194d**, *en mal ora fuy nasçido* está igual en *H* y en *X* y sólo puede corregirse (*en*), ó *en mala f. n.*, lo mismo que 286b; comp. "ca en buena naçieron" SMill 481. — **195c** y **196c**, *caveros*. — **196d**, *de siete legiones*, según la Crónica; para *legi-on* v. Alex 807; á pesar de la coincidencia del ms. de Arredondo y del Escorial, es disparatado el número *cinco mill*. — **199b**, *que fuessen en Muñó*, á pesar de que *H* dice también *en vno*, comp. 224c. — **204a**, *mucho son syn*[*es*] *guisa*, comp. 609c; **b**, *caveros*. — 205c, (*este*) *es el mejor consejo que pod*[*ri*]*emos aver*. — **212d**, *quanto sabor ovieron por y lo acabdaron*, la Crónica: "acabdaron quanto quisieron"; *saber* no hace sentido. — **217c**, *pocos omnes*, "eran pocos et en poca tierra" dice *P*. — **218a**, (*e*) *m. c. sofryeron*; **b**, [*dotros*] *syenpre ganaron, de lo so non perdieron*, desconozco ejemplos de *al* = "cosas agenas"; **d**, por *adversarios* la Crónica da la variante *enemigos*. — **223c**, á pesar de la coincidencia de la Crónica con el ms. de Fn Gz creo no hay otro remedio que leer *faredes me el mejor*. — **224c**, la forma verdadera del nombre propio es *Munnó*, y asi escribe el ms. *P*, y no Muñón como dice la edición del mismo; *Muñó*, antes ciudad importante y silla episcopal, hoy no existe; pero la recuerdan muchos pueblos que se titulan *de Muñó*,[1] principalmente en la parte sur del valle del Arlanzón desde Burgos hasta el linde con Palencia: Pedrosa de Muñó, Quintanilla de Somuñó, Olmillos de M. Barrio de M. etc.; la antigua jurisdicción de Muñó debía abarcar todo el S. de la provincia de Burgos, (poco más ó menos lo que el partido de Candemuñó en el mapa de don Tomás López) desde el E. donde está Piedrahita de Muñó (nombrada en Fn Gz) entre Barbadillo del Pez y Barbadillo del Mercado, hasta el O. donde está Abellanosa de M. al S. de Lerma. — **230d**, *fer* v. resabios de copia. — **231b**, *q. t. me seguda*, el ms. *seguia;* no está el conde en el caso de lamentarse de que los moros se mantengan erguidos ante él. — **232d**, *salvol*, comp. Fita 1479 ed. Ducamin. — **234b**, como ruego cortés sería preferible (*que*) *ospedasses conmigo*, "fuessedes my huesped" Cid 2046. — **235d**, *uiuo* se deja en 233d. — **237b**, *toldrás*, v. resabios de copia. — **241d**, consérvese *metyendo apellido*, frase muy usual "meter vozes, gritos" etc. Siete Infantes 410, 11. — **247d**, (*e que*) *f. su mandamiento*, como dice también el ms. Arredondo (pág. XXXIX); el *conuento* de la Crónica no se refiere á este verso sino al **c**. — **254cd**, la Crónica y *D* (pág. XX) coinciden en los verbos *cavalgar dar* y *abrir* contra el ms. escurial. de Fn Gz: *caualgo su cauallo; diole de las espuelas;* Marden acepta *abrios*. — **263a**, *caveros*. — **264b**, *yvas ... acostando; acostarse* ordinariamente reflexivo. — **266b**, *y* me parece más necesario para la claridad que *byen;* el copista en vez del arcaismo *venturado* sustituyó el compuesto *byenaventurado*. — **268b**, v. 194d. — **273b**, *que eran dvn fino oro*, hay muchos ejemplos del artículo indefinido con los nombres de materia, "hicete cuerpo de plata, pies y manos de un marfil" Primav. y Flor, nº 183. — **275d**, v. cesura. — **276b**, *mas quedó* (mejor *finco*) *de dos partes*. — **282**, probablemente 283 debe ir antes de 282, pues su sentido une bien con 281;

---

[1] La acentuación correcta aparece en el Diccion. geográfico postal, publ. p. la Dirección de Correos, Madrid 1880, ó en el Mapa de Burgos por Coello etc. El Dicc. geogr. de Madoz no escribe acento. Me he asegurado de burgaleses acerca de la acentuación Candemuñó etc. necesaria para el metro de Fn Gz.

de todos modos, antes de 282 falta una copla en que se diga que "enuio el conde F. G. sus cartas por toda Castiella que fuessen todos con él, caualleros e peones, fasta diez dias" según expresa la Crónica, y comp. adelante 686. — **294c,** v. 105d. — **297c,** consérvese el orden del ms. *amigos a(vemos) me(ne)ster,* la forma continuamente usada por el poeta es *mester* 54d, 177a, 305a etc.; **d,** *recabdar* no hace sentido, y paleográficamente más cerca de *recurrir* está *rencurar* que significa "demandar un agravio" Alex 1480. — **299d,** *vosotros,* v. pronombre. — **301a,** el pronombre da claridad: *en nos los cometer;* **c,** v. pronombre. — **302b,** [*campales*]; **c,** *carero.* — **304a,** *caveros;* **d,** *de buenos* [*escuderos*]. — **306b,** *seré en p.* — **307b,** *cuedo le demandar,* la Crónica *cuedol acaloñar.* — **314c,** *çerteros los f.?* la Crónica "connoscieronse en las armas". — **317c,** *ningun fue y viado,* comp. 329a; suponiendo que el copista por *riado* puso *vasallo;* **d,** *caveros.* — **325b,** *m. fuert c.,* el copista se confundió con **c** y **d.** — **326d,** *a Nagera l.,* lección de *X,* que debe prevalecer, aunque *P* dice también *Nauarra,* por ser la batalla dentro de Navarra; es muy común la confusión de los dos nombres en las variantes de los ms. de las Crónicas. — **329c,** el orden de las palabras debe ser *cuydo lo bien v.* ó *b. lo c. v.* — **331a,** la rima es *confuerto* SDom 225, 404, Duelo 46, SOr 22. — **334b,** *d. non es tal v. sy non p. (los) p.,* ó *sy (non) p. los p.,* comp. "no quiero otro ejercicio si alabarte cada dia" L. Rouanet, Colecc. de autos, IV p. 12, verso 333. — **335c,** me parece improbable la forma *estantigua,* teniendo en cuenta *fruente* 600b y *Burueva* 739a donde *ue* se conserva; si bien *est-* puede mirarse ya como inicial átona, debe tenerse en cuenta que el tardío copista del Fn Gz usaba aun, como Berceo, la forma con *ue,* y que la Crónica, posterior al Fn Gz, usa también *hueste antigua;* léase (*a*) *los de la uest antygua,* objeto anticipado en nominativo. — **339c,** la Crónica dice también *nos,* pero *vos* Alex 2110a. — **340d,** v. cesura. — **342c,** *ca avn.* — **347c,** *nol.* — **348d,** *deste tal muer su fecho,* la Crónica tiene también *tal,* y aunque pone *fechos* puede ser plural debido á la prosificación. — **350c,** de no poder conservar la igualdad de tiempos de la Crónica *comieron quisieron,* ni la del ms. *comen quieren,* debe ponerse *comien querien,* y acaso en **d** *auien.* — **352d,** *Sal. (e) el otro,* según Milá, De la poes. pág. 329, n. 10; el Turpín: "Salomon socius Estulti." — **355a,** *caveros.* — **363b,** v. cesura; **c** [*essa*] *glera p.,* la Crónica pone *campo* porque antes olvidó el hablar de glera, contra el Poema 359c. — **364b,** *porque non los vençia,* á pesar de la Crónica. — **365b,** *aleando* más pintoresco que *alçando*; **c,** *assy y. (gr.) v. d.* — **367b,** *fyncaron con el c. muy poca* [*de*] *conp.* — **368d,** *sal. l.* [*apartado*]? la Crónica "apartosse de sa companna". — **370b,** *de lançada mortal,* el *ferida* es confusión con el v. siguiente y *lanç.* está en la Crónica; **c** (*muy*). — **372a,** *caveros.* — **379b, 380a,** *deserrado,* v. resabios de copia. — **381b,** (*que tr.*) *ç. e tr. m. caveros l.;* **c,** *nulla,* v. resabios de copia; **d,** *Munnó,* v. 224c. — **383a,** [*los*] *t.* [*e*] *alárabes.* — **384a,** no conozco el significado "almogavar" de *almofares,* y creo que *almohades* de la Crónica es preferible, lo mismo que *los benimerinos* que sugiere Gallardo. — **386a,** [*e*] *p. la m.,* ó *p.* [*aquend*] *m.* — **395b,** *non of m. de m. nin quis a.* [*pecado*], *pecado* con sentido de "delito", y no con el de "diablo" como creyó el copista. — **396a,** *Munnó,* v. 224c. — **403d,** *v(e)yera* y lo mismo en 408, comp. 93a, 120a, junto á veyeron 395c. — **404b,** *o velas* me parece una impertinencia del copista, y falta en la Crónica; la cesura está después de *commo.* — **406c,** *c. l. p. paganos lidi(ar)as por (el) su a.* — **410c,** *echar en yaque error,* yaque Fita 1319 ed. Ducamin; es sin duda un caso de sustitución de arcaismo, y pudiera también suponerse *qualque* usado en los siglos XIII y XIV. — **411c,** *lieua dend ue tu via,* también *dende* en 415a y 426b; **d,** *esperat A.* — **412b,** no es preciso cambiar nada del ms.; **d,** [*a*] *todo el tu p.,* ó *t. esse tu p.* — **413a,** *de partes dor.* v. silabeo, el arcaismo de *partes* se ve en *P* y en 15a, y debe subsistir también en 414a. — **415a,**

(*por ende*) *l. dend;* el verso suplido debe ir el cuarto, según la Crónica. — **417b,** según la Crónica *fallo a sus v.*, confusion gráfica de *fablar* y *fallar.* — **418a,** *Com eran* (v. resabios) *mal. todos con gr. d.;* **c,** *f. d.* (*al*) *e.* — **420b,** buena la corrección de Marden en las Notas; **d,** *non ovo en mundo mas* ‖ *leales nin mejores,* pues no se trata de *señores* sino de vasallos; *leales* está también en la Crónica. — **422b,** *por* (*que*) *yo et el en vno amos* (*a dos*) *aver pl.;* **d,** *di*(*x*)*erom por n. q. e.* — **423b,** *seye,* v. resabios de copia. — **424d,** *diz,* (*que*). — **426b,** *lieva dend ve,* v. 415a. — **430d,** [*d*]*e por,* la construcción es: *aguardar de non caer.* — **433a,** (*los*), v. artículo. — **435d,** *non,* v. resabios de copia. — **445d,** *qui,* v. resabios. — **451b,** *caveros.* — **454b,** (v. la interpretación de Marden p. 183), el poeta del siglo XIII hablando de don Lope el Vizcaino, gasta la misma burla que en el siglo XVII usa Tirso de Molina en la 1ª escena de La Prudencia en la Mujer, hablando de otro señor de Vizcaya, don Diego de Haro:

> vos, caballero pobre, cuyo estado
> cuatro silvestres son, toscos y rudos,
> montes de hierro para el vil arado,
> hidalgos como Adan, como él desnudos;
> *adonde en vez de Baco sazonado,*
> *manzanos llenos de groseros ñudos,*
> *dan mosto insulso;* siendo silla rica,
> en vez de trono, el arbol de Garnica.

Sabida es la escasez de trigo del pais vascongado, que tiene que importarlo de Navarra, de Soria ó del extranjero, habiéndose llegado en tiempo de guerra con Francia á permitir como excepción la entrada de este cereal en Guipuzcoa y Vizcaya[1]; el poco vino (ó chacolí como lo llaman en esa costa) que en el pais se coje, no da siquiera para el consumo de las localidades que lo cultivan, que son bien pocas; en cambio la manzana se cultivó y se cultiva en abundancia, aunque hoy no esté floreciente la fabricación de la sidra ó mosto insulso á que alude Tirso; como prueba de la importancia histórica del cultivo de la manzana en el suelo vascongado están los muchos apellidos éuscaros compuestos con "sagar" manzana, "sagasti" manzanal: Sagasti, Sagastizabal, Sagastibelza, Sagastume, Sagasta, Oruesagasti, Anasagasti, Guilisagasti, Sagardia, Sagarna, Sagarzazu, Sagarmínaga. — **454c,** *en essa az fue contado.* — **455a,** la forma antigua ha de ser *buroreses,* comp. 335c; **b,** *caveros.* — **459d,** *por todos cinquaenta, non mas fueron contados;* pero en 540a parece se impone *quarenta* y no *quaraenta,* como no se quiera suponer que *bien* se introdujo independientemente en la Crónica y en el ms. de FnGz. — **462c,** más propio, según la Crónica, *ques tirassen af.* — **469d,** *marauilla la tierra non la enç.,* en lugar de *era marauilla;* hállanse varios ejemplos de esa elipsis: "e era tan fermoso que marauilla" Prim. Crón. Gral 38b, 31. — **474b,** léase como la Crónica *espiramientos,* spiramentum, "conjuro", según la Prim. Crón. 265b, 30: "Mahomat, quando aquello uio, començo de coytarla

---

[1] Véase permiso de 1468, y otros, en la Noticia de las cosas memorables de Guipúzcoa por D. Pablo de Gorosábel, t. III, Tolosa 1900, p. 312—317. Debo esta cita á la erudición de D. Carmelo de Echegaray, quien además me indica la existencia del folleto titulado Les traités de bonne correspondance entre le Labourd la Biscaye et Guipuscoa, par F. Habasque, Paris, Impr. nat. 1895, y me copia el texto de Il viaggio fatto in Spagna dal magn. M. Andrea Navagiero, Vinegia 1563, fol. 44: "vino non nasce in questo paese, e poco fromento … Tutto il paese in loco de vite pianta pomari … dei pomi di questi fanno vino che chiamano Sedra, il qual … a chi non è usato a beverlo è duro da digerire e offende il stomaco."

mucho et de costrennirla por sus coniuraciones et sus espiramientos que se el sabie". — **476d**, *cuydando nos toruar,* el plural *cuydaron* es error, y *toruar* se confunde gráficamente con *tornar.* — **477b**, *que el non ha poder,* se refiere al diablo según la Crónica; **c**, *ca tollo le don Cristo,* según la Crónica, v. resabios de copia. — **480c**, la Crónica da la variante *grand mañana seamos.* — **491b**, (*en*)*antes,* y déjese el subjuntivo necesario y *todo;* el *entro* de la Crónica forma otra frase. — **492c**, *sovieron,* v. resabios de copia. — **495a**, (*en*)*derredor su mesnada.* — **498a**, *m. de otros reyes,* consonante natural, v. Alex 1008. — **500a**, *seyan.* — **504b**, *que non podia fablar* es impropio, pues inmediatamente se pone á hablar, supongamos el arcaismo de *apenas* : *abes p. f.* — **509b**, *seyen,* v. resabios; **c**, la Crónica pone *alaridos.* — **510c**, *en canpo,* la Crónica pone *al,* pero con el verbo salir. — **515b**, *quel pud. mei.?* comp. 451d que con el pronombre del ms. será *nol podryan mejorar.* — **518b**, *m. a prima n.*, en *O*: "a la prima n."; *essa mesnada* responde al estilo épico usando el demostrativo *esse* en vez del artículo. — **527a**, (*el*) *cap. e* (*el*) *almofar,* el acento de *almofar* está en la *o* como lo prueba la variante *almofre* que en Alex 461 rima con pobre. — **529a**, (*de*) *cr. o. m.;* **b**, *sovieron.* — **534b**, *caveros;* **d**, *non,* v. resabios de copia. — **535c**, *soviesse.* — **536a**, *qui,* v. resabios. — **539c**, *X* y *O* dan la variante más racional *cient* en vez de *mill.* — **540b**, puede mantenerse *vázio con mucha siella,* teniendo *con* el valor conjuntivo de *e;* "tres siellas yran vázias" Cid 997, asonante á-a. — **541b**, *yba, si sel fyziesse, su muerte aguisando,* esto es: iba buscando su muerte si pudiese hallarla, pues el conde quiere morir, según la copla 542d; la frase *si sel*(*e*) *fyziesse* = "si pudiese, si se le arreglase, si se le deparase" se repite en 727b, y debe encerrarse entre comas; es rara, y la Crónica no la entendió ya: "se le yua guisando la muerte, si Dios non acorriesse"; **d**, *sovies.* — **542b**, *quier que escap*[*ar pudiesse*], la Crónica "aunque pudiesse". — **545a**, (*padr*)*e vero Jesu Criste.* — **551c**, *caveros.* — **554d**, *e au*[*r*]*a con sus g. el a nos* (*a*)*cometer,* la forma tónica *a nos* aclara el sentido. — **556a** *acresçioles esf.* — **558a**, *Almenar* dice la Crónica, y claro es que se trata del pueblo de la provincia de Soria donde ocurrió la muerte de los infantes de Salas; *Almeria* es demasiado. — **573b**, *paramentos,* lo que se "para" ó conviene ó pacta. — **576c**, la misma oportuna comparación que hace Marden con Alex 1245 asegura *prometyol al b. c.* — **577**, me parece necesaria la inversión de los versos *b c;* **c**, *al c. la r.* con igual equivocación de sujeto y dativo que en 598a, 696a. — **581d**, *el diablo peziento.* — **584b**, *solos cinco viaron,* comp. 329a, SDom 506d, 507d; **c**, [*aqu*]*el pleyto f.*, pues *pleyto* está también en la Crónica; **d**, la Crónica pone bien *cinco* en vez de *seys.* — **585** según la Crónica el verso *creyndo* etc. debe ir en esta copla, y no en la 586, y el v. suplido *Santa Maria val* debe ser el *c* de 585. — **590c**, v. cesura. — **591c**, *omenax.* — **592d**, v. cesura. — **600d**, *cuer,* y **605d**, *alguandre*(?) v. resabios de copia. — **611a**, y **614c**, *demando* (*por*) *los porteros, demando* (*por*) *la donzella,* vese *demandar* con acusativo en la Biblia Escurialense I-i-6, fol 17b "demandit en mio lecho el que ama la mi alma, demandit le e nol fallé ... demandaré el que ama la mi alma" (v. en Cornu, *Das Hohelied,* p. 122), la construcción con *por* se halla en FnGz 608b. — **614c**, *dem. la donz. por qui f. cuntido;* **d**, *commo el conde ouiera a ser della marido,* la Crónica "ouiera a ser marido" y el copista leyó *fer* por *ser* y escribió *fazer.* — **628b**, déjese intacta la lección del ms., es corriente la construcción *fue ... sobyda.* — **639a**, (*aqu*)*i.* — **645c**, *amos e*(*n*) *el condado,* según el sentido que da la Crónica; **d**, ayunar tres un pecado, según la Crónica: repartirlo entre los tres; se reparte la penitencia del pecado que se cree disculpable ó beneficioso, como más claramente se dice en Siete Infantes 299, 14: "ca vos tomariedes penitençia e yo tomaria la meetad; e tales pecados como este toviesedes vos oy fechos siete o mas!" — **649c**, *tomol* (o mejor *trauol*) *a la boruca,* es la buena lección, según

la Crónica, otros ms. de la cual también estropearon el texto leyendo *a la barva* (v. var. de mi próxima edic. p. 414 a 39). — **652b**, *la noche huuiada?* — **653a**, *(aqu)i*. — **657**, la Crónica apoya el orden de los versos del ms.; **b**, v. pronombre. — **660a**, **665a**, *caveros*. — **665d**, el ms. *P* (contra su edición) dice *quando*, v. Prim. Crón. p. 415 a 15, variante. — **677d**, [*de*] *todos por s*. — **684**, creo debe invertirse el orden de los versos *a* y *b*. — **686**, antes de esta copla falta una que dijese como el Conde "enuio sus cartas por toda Castiella que fuessen luego con ell caualleros et peones", comp. lo dicho de 282. — **687a**, *las azes f. puestas, movidas tan pr.*; **b**, *aquel su mester era*. — **688b**, *sovo byen*; **d**, *tomaran*. — **689**, el verso *b* debe ser el primero de la copla, pues el pronombre de *levaronlos* se refiere á los *castellanos*. — **690b**, *v. los ser c*. — **691b**, la frase será *de grado o amidos*; **c**, v. cesura. — **700c**, si se acepta *al conde* habrá que leer *saqueuos*, pero como esta idea se expresa en 701a, debe darse por buena la corrección del copista *al rey*. — **702—712**, la extensión de la laguna del ms., calculada ingeniosamente por Marden como de 12 coplas (p. 118), nos hace suponer que ocupaba una hoja entera perdida del original del ms. escurialense; ese original, por la dislocación de las coplas 80—86, sabemos que tenía 7 coplas en cada página (p. 168), por donde debemos elevar á 14 el número de coplas que aquí faltan. — **715a**, *caveros*. — **721b**, *q. mas f. p.* la Crónica: "a foyr quanto mas podien". — **721d**, *firio* en vez de *fallo*. — **724b**, *q. o. la ganancia*, la confusión de los antiguos sinónimos *robo* y *ganancia* se da también en el Poema del Cid. — **726a**, v. cesura. — **727**, puede suplirse como segundo verso [*abiuó leoneses por con ellos lidiar*]. — **729d**, *llegados* parece preferible, comp. Marden p. 153, línea 4 de abajo. — **730b**, *rogaua* puede quedar en singular. — **733c**, *otro tanto* es inexacto, léase *atanto*. — **735d**, *en Estellal dexamos*, alude el poeta á que la última vez que habló de los navarros (acaso en el primer hemistiquio de *c* se nombraba al rey García) los dejó reunidos en cortes en Estella, pasaje perdido en el ms. pero que se ve en la Crónica, Marden pág. 149 línea 26; esto recuerda ahora el Poema (y la Crónica, Marden p. 151 inic.); la misma errata *Castilla* por *Estella* del ms. de Fn Gz, se da en algunos mss. de la Crónica (mi edic. p. 417 a 5 y 6). — **741a**, *corrido* no puede suprimirse porque está en la Crónica, lo mismo que robado; acaso el verso último de 740 nombraba al *rey Garcia* y podrá suprimirse aquí ese nombre. — **744d**, la Crónica da la variante más clara *de lo quel desfiaua*. — **745b**, *q. (mas) ayna p.* — **748c**, *el* [*conde*] *nin el rey non podrien mas fazer*, esto es, "fazian tod su poder", como se dice luego. — **751a**, *caveros*.

Como apéndices del libro de Marden se hallan las coplas del Fn Gz citadas según otro ms. en el siglo XVI por Arredondo; el texto entero de la Primera Crónica General de España, recurso crítico que ayuda á cada paso en el estudio del Poema, y que Marden publica según el mejor códice escurialense hasta ahora inédito; notas gramaticales, históricas y literarias en que el editor apoya sus correcciones ó que sirven de comentario al Poema; glosario é índice de nombres proprios. Arriba se han hecho algunas alusiones á estos apéndices; aquí solo diré del índice de nombres que para ser completo falta en él el nombre de *Satan* 334d, 385c; y que *Valpirre* es la llanura que hoy se llama de Valpierre, entre Briones y Nágera de N. á S. y entre San Asensio y Cirueña de E. á O.[1] Respecto al nombre, me comunican de San Asensio que es un llano muy pedregoso

---

[1] Valpierre no figura en los Diccionarios Geográficos generales, pero sí en el de la Rioja de Angel Casimiro de Govantes, 1846, donde pueden verse más noticias de él.

abundante en cantos rodados y muy árido, aunque destinado hoy á viñas y cereales; el P. Anguiano, *Compendio hist. de la Rioja,* lib. 3, cap. 19, dice que en Valpiedra ó Valpierre “hay una piedra que hasta hoy llaman del conde”. En Valpierre, me dicen, existe, en la carretera de Nágera á Santo Domingo, un término que llaman *La Degollada*; es “la era Degollada” de que hablan las Crónicas, y que Mariana y otros historiadores llaman Gollanda. La Degollada es nombre topográfico que se encuentra en varias provincias de la Península española y en las islas Canarias.

La Cuaderna vía va teniendo sus textos bien publicados. Precedió á todas la edición del poema de Yúçuf, la obra más importante de la literatura aljamiada, hecha por H. Morf; el texto de más valor artístico, el Arcipreste de Fita, cuenta con la excelente edición paleográfica de Ducamin; el que más obras literarias ha inspirado, el Fernán González, sigue ahora con la edición crítica que acabamos de reseñar; acaba de salir á luz la Vida de Santo Domingo editada por el profesor de la Universidad de Columbia, Fitz-Gerald; ya se ha publicado una interesante muestra del Catón que dará á luz el profesor de Chicago, Pietsch; años hace que el profesor de Indiana, Kuersteiner, prepara la edición del Rimado de Palacio; en fin, el Apolonio lo debe publicar el mismo Marden, y ojalá veamos pronto texto lingüisticamente tan curioso ilustrado por la pericia y concienzudo trabajo del editor del Poema de Fernán González.

Madrid, Julio 1904. R. Menéndez Pidal.

A. Morel-Fatio, Etudes sur l’Espagne. Troisième série. Paris, Bouillon, 1904. 438 S. 6 frs.

Drei dieser wertvollen Bände, die aus der Fülle der Kenntnis Spaniens und seiner Literatur heraus geschrieben sind, liegen nun vor. Der erste ist 1888 (in zweiter Auflage 1895), der zweite 1890 erschienen. Dieser zweite Band schilderte in zusammenhängender Darstellung das Leben der vornehmen spanischen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach den Briefen, die der Graf Fernan Nuñez seit 1768 an seinen Freund, den deutschen Prinzen Emanuel von Salm-Salm, schrieb. Der erste Band setzte sich aus fünf Monographien — Reden und Studien — zusammen, die sehr bekannt geworden sind: 1) *L’Espagne en France* stellt dar, wie Frankreich im Laufe der Jahrhunderte Spanien studiert und aufgefaſst hat; 2) die *Recherches sur le Lazarillo de Tormes* sind die erste wissenschaftliche Untersuchung über die Bibliographie dieser *novela picaresca* und über ihren unbekannten Autor; 3) *L’histoire dans ‘Ruy Blas’* zeigt, wie der Dramatiker Hugo in Geschichtsklitterung macht; 4) *Espagnols et Flamands* sind ein kulturgeschichtliches Bild dieser Völkerbeziehungen; der letzte Abschnitt behandelt den *Don Quijote* als Abbild der spanischen Gesellschaft von 1600 — alle fünf Arbeiten gleich reizvoll durch die Sicherheit und den Umfang des Wissens wie durch die Klarheit und Eleganz der Form.

Der dritte Band enthält, wie dieser erste, eine Sammlung von — diesmal elf — Aufsätzen über verschiedene Themata aus der Literatur- und Kulturgeschichte Spaniens: Poeten, Granden und Soldaten, Kirchenfürsten und Universitätsleute ziehen an uns vorüber — und nicht nur spanische, sondern z. B. auch Alessandro Manzoni, der dem Groſskanzler Ferrar im 13. Kapitel seiner *Promessi Sposi* kastilische Worte in den Mund legt, die er, wie M.-F. scharfsinnig zeigt, seiner spanischen Lektüre und nicht der gesprochenen Rede verdankt.

Die Themata der elf Aufsätze verteilen sich über mehrere Jahrhunderte, vom Mittelalter bis zur jüngsten Vergangenheit. Am weitesten zurück führt der Brief Sanchos IV. (1295) an Alonso Pérez de Guzman,

den tapferen Verteidiger von Tarifa, der als unecht erwiesen wird: ein Chronist des herzoglichen Hauses Medina Sidonia hat ihn nach zeitgenössischen Dokumenten redigiert. Fast in der Gegenwart stehen wir mit Fernán Caballero († 1877), der merkwürdigen und trefflichen Frau, deren anziehendes Bild der Verfasser nach ihren Briefen an A. de Latour im neunten Beitrag zeichnet.

Dazwischen: *Doña Marina de Aragón* (1523—1549), eine reizvolle Skizze des von den spanischen Poeten und besonders von Diego de Mendoza gefeierten Mädchens; *Une Comédie de Collège 'Ἄτη relegata et Minerva restituta'* führt in die Universitätskämpfe des 16. Jahrhunderts; die *Histoire de deux sonnets* verfolgt die Themata zweier französischer Gedichte (Scarrons Sonett: *Superbes monuments* und Voitures Rondeau: *Ma foi, c'est fait de moi*) durch die spanische und italienische Literatur; *Soldats espagnols du XVIIe siècle,* nach drei interessanten Autobiographien ungleichen literarischen Wertes; *Un Grand d'Espagne, agent politique de Louis XIV* (1688—1700): ein geldbedürftiger Herzog, der sich in den Jahren, die dem spanischen Erbfolgekrieg vorangehen, in den Geheimdienst des französischen Königs stellt; *La golilla et l'habit militaire,* eine Kostümstudie, die zu einer fesselnden Charakteristik des spanischen Geistes im 18. Jahrhundert sich erweitert, ein Muster feiner, belebender Interpretation scheinbar unbedeutender Details.

In gewissem Sinne das Hauptstück des Bandes bildet die vorbildliche Untersuchung über Tirsos Drama *La prudencia en la muger* (1634), dessen historische Quellen nachgewiesen werden. M.-F. zeigt uns den grofsen Dramatiker an der Arbeit und gibt so ein typisches Bild jener naiven Verschmelzung von Vergangenheit und Gegenwart, welche zum Wesen des spanischen Nationaltheaters gehört, das sich in unvergleichlicher Macht auf Chronik und Romancero aufbaut. Wer die gehaltreichen Anmerkungen zum Texte des Tirsoschen Stückes kennen lernen will, der mufs zum *Bulletin hispanique,* 1900, greifen: M.-F. hat sie leider im vorliegenden Bande nicht mit abgedruckt.

Den Schlufs bilden die *Mélanges de philologie,* fünf kurze linguistische Aufsätze über *ipse* als katalanische Artikelform; *duelos y quebrantos,* die Samstagsmahlzeit des Don Quijote; *á roso y velloso*; *armado de punta en blanco*; *nación* = Fremder. —

Die Arbeiten dieses Bandes sind alle bereits früher gedruckt worden; die älteste (über *ipse*) ist schon 1886 erschienen; die meisten stammen aus dem jungen *Bulletin hispanique.* Wir dürfen dem Verfasser sehr dankbar sein, dafs er sie wieder vorgenommen und vereinigt hat. Es hat einen grofsen Reiz, mit diesem kundigen Führer durch Spaniens Schrifttum und Sprache zu wandern. H. M.

Zur 'Herzogin von Parma' (Archiv CXIII, 433). O. Wilde hat den Titel 'Herzogin von Padua' vorgezogen, und so mufs es auch in obzitierter Anzeige des Buches heifsen.

Verzeichnis

der von Mitte Dezember 1904 bis zum 12. März 1905 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

American journal of philology XXV, 3, whole no. 99 [Report: Engl. Studien.]

Festschrift aus Anlafs des zehnjährigen Bestandes des Vereins für österreichische Volkskunde (1894—1904), hg. von Dr. M. Haberlandt. (Zs. f. österr. Volksk., Jahrg. X, Heft 5.) 177—224 S. mit 5 Tafeln und 20 Textabbildungen. Wien, Gerold, 1904. [M. Haberlandt, Der Verein f. österr. Volkskunde 1894—1904. — R. Meringer, Die Glocke des Bauernhauses. — v. Hintner, Egerländisch leïn. — J. Blau, Die Spitzenklöppelei in Neuern, Böhmerwald. — E. Domluvil, Die Kerbstöcke der Schafhirten in der mährischen Walachei. — A. Petak, Über die Herdform in der Friaul. — Kleine Mitteilungen.] — Heft 6 [M. Haberlandt, Votive und Weihegeschenke. — Besprechungen und Übersichten].

Weber, L. F., Märchen und Schwank, eine stilkritische Studie zur Volksdichtung. Kieler Diss. Leipzig, Fock, 1904. 84 S. M. 1,50.

Wohlthat, Arthur, Dr., Die klassischen Schuldramen nach Inhalt und Aufbau. 2. verb. Aufl. Leipzig, G. Freytag, Wien, F. Tempsky, 1905. VI, 192 S. Geb. M. 2 = K. 2,40.

Sophokles, Antigone, in der Übersetzung von J. J. C. Donner, in neuer Bearb. hg. und mit Einl. u. Anm. versehen von F. Mertens. 1. Aufl. (Freytags Schulausgaben u. Hilfsbücher für d. deutschen Unterricht.) Leipzig, G. Freytag, Wien, F. Tempsky, 1905. 92 S. Geb. M. 0,60 = K. 0,70.

Vofsler, K., Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Eine sprachphilosophische Untersuchung. Heidelberg, Winter, 1904. VI, 98 S. M. 2,80.

Walter, M., Der Gebrauch der Fremdsprache bei der Lektüre in den Oberklassen. Vortrag, gehalten auf dem XI. deutschen Neuphilologentag in Köln. Mit Ergänzungen und Anmerkungen. Marburg, Elwert, 1905. 32 S. M. 0,70.

Kaluza, M., und Thurau, G., Ed. Koschwitz, ein Lebensbild. Berlin, Weidmann, 1904. 50 S. M. 1.

Glauser, Dr. Ch., Die Weiterbildung in den modernen Sprachen nach Absolvierung einer Realschule und einer höheren Handelslehranstalt. Vortrag, gehalten auf dem XI. Neuphilologentag in Köln. Braunschweig, Limbach, 1904. 16 S.

Belli, Dr. A., Der Lehrer der neueren Sprachen, Randbemerkungen zur Frage der Lehrmethode im neusprachl. Unterricht. Venezia 1904. 60 S.

Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie. XXVI, 1. (Jan. 1905.)

Modern language notes. XIX, 6 [H. Schilling, Two reminiscences of children's rhymes in Goethe's *Faust* I. — N. Sivert Hagen, Classical names and stories in the *Beowulf*. — Jessie Raven, The source of Schlegel's comedy *Die stumme Schönheit*. — C. G. Child, The rise of the heroic play. — Lucy Gay, *Oi* in Eust. Deschamps. — Phil. S. Allen, Turteltaube. — A. M. Friedenberg: Samsone Pine. — Gertrud C. Schmidt, Die Quelle des Ratten-

fängerliedes in *Des Knaben Wunderhorn.* — Reviews. — Correspondence]. 7 [J. P. Wickersham Crawford, On the relations of Congreve's *Mourning bride* to Racine's *Bajazet.* — O. Patzer, The wealth of the clergy in the fabliaux. — Eleanor P. Hammond, Ms. Pepy's 2006 — a Chaucerian codex. — P.-J. Frein, The Reims ms. of the fables of Walter of England. — Charles C. Clarke, Two investigations in French phonetics (Referat über Poirot's Deux questions de phon. française in den Helsingforser *Mémoires* III). — P. Reiff, Views of tragedy among the early German romanticists I. — Reviews — Correspondence]. 8 [Cord. Hall Gerould, Moll of the *Prima pastorum.* — P. Reiff, Views of tragedy among the early German romanticists. — G. Ph. Krapp, I. Anglo-Saxon chronicle 897; II. *Scūrheard, Beowulf* 1033, Andreas 1133; III. Chaucer's *Troilus and Criseyde* 813—814. — R. Holbrook, Exorcisme with a stole. — P. M. Buck, New facts concerning the life of Edm. Spenser. — Phil. Barry, The ballad of the demon lover. — John L. Lowes, 'The tempest at hir hoom-cominge.' — D. Klein, English loan-words in Yiddish. — Reviews. — Correspondence.]. XX, 1 [Hope Traver, The relation of musical terms in the Woodkirk Shepherds plays to the date of their composition. — R. Holbrook, The Harvard ms. of the farce of M. Pierre Pathelin and Pathelin's jargons. — Fr. Klaeber, Hrothulf. — W. Nicholson, Did Thackeray write *Elizabeth Brownrigge?* — Cl. W. Eastman, Goethe's *Hermann und Dorothea* and Voss' *Iliade.* — C. L. Nicolay, Balth. Gracian and the chains of Hercules. — H. Z. Kip, Noch ein Wort über germ. *f, þ, h, s* > *ƀ, đ, ȝ, ꝫ.* — Reviews. — Correspondence. — Brief mention.]. 2 [G. P. Krapp, The parenthetic exclamation in O. E. poetry. — M. A. Buchanan, Notes in the Spanish drama: Lope Mira de Amescua and Moreto. — P. A. Wood, Etymological notes. — O. Patzer, The 'Miracles de Nostre Dame' and the fourteenth century. — J. A. Walz, The phrase 'Sturm and Drang'. — J. E. Routh jr., R. Kyd's rime schemes and the authorship of 'Soliman and Perseda' and of 'The first part of Jeronimo'. — Reviews etc.].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. v. Neuphilol. Verein in Helsingfors. 1904. Nr. 7—8 [W. Söderhjelm, Eine Bemerkung zur romanischen Syntax. — Die erste Einführung in das historische Sprachstudium, besonders des Deutschen. — H. Pipping, Germanische Miszellen. — Besprechungen. — Protokolle des Neuphil. Vereins. — Verzeichnis der Mitglieder. — Mitteilungen].

Die neueren Sprachen ... hg. v. W. Vietor. XII, 7 [M. Löwisch, Die litt. polit. und wirthschaftl. Kultur der Franzosen in der Lektüre und im freien Fachunterricht. — R. J. Lloyd, Glides between consonants in English, II. — Besprechungen. — Vermischtes]. 8 [K. Breul, Das Deutsche im Munde der Deutschen im Auslande. — Hörnig, Über den Stand des französ. Unterrichts an den sächsischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen. — Besprechungen. — Vermischtes].

Publications of the Modern Language Association of America, XX, 1 [W. H. Chenery, Object-pronouns in dependent clauses. — P. L. Revenel, Tydorel and Sir Gowther. — G. L. Hamilton, Gower's use of the enlarged Roman de Troie.].

Schweizerisches Archiv f. Volkskunde, hg. v. E. Hoffmann-Krayer und J. Jeanjaquet. VIII, 4 [V. Pellandini, Usi e costumi di Bedano (Ticino). — G. Züricher und M. Reinhard, Allerhand Aberglauben aus dem Kanton Bern. — A. Rossat, Les Paniers (suite). — J. Ochsner, Volkstümliches aus Einsiedeln und Umgebung. — Mélanges. — Bücheranzeigen. — Kleine Chronik].

The modern language quarterly, VII, 3 [K. Breul, Schiller as an historian. — C. B. Low, Wieland and Richardson. — W. W. Grey, A dramatic fragment. — V. Payen-Payne, Jersey French. — Observations, reviews, modern language teaching].

Modern language teaching, edited by W. Rippmann, vol. I, no. 1 [Report of the annual meeting of the Modern Language Association. — M. K. Pope, The place of philology in the study of modern languages. — C. Brereton, Organizing the second stage in modern language teaching. — Correspondence, notes and queries, from here and there.]. London, E. & Ch. Black, March 1905. 32 p. Price: sixpence.

Schweizerisches Idiotikon ... LI. Heft, Band V, Bogen 72—81, enthaltend die Stämme *pf-nd* bis *qu-d*. Bearbeitet von A. Bachmann und H. Bruppacher, E. Schwyzer. Frauenfeld, Huber u. Co., 1904.

Breymann, H., Das neue bayerische Lehrprogramm für den Unterricht in den neueren Sprachen. München, Oldenbourg, 1905. 16 S. M. 0,50.

Das Nibelungenlied. (Übersetzung nach der Handschrift A.) Auswahl. Für den Schulgebrauch hg. von Prof. Dr. Oskar Henke. 3., neu durchgesehene Aufl. (Freytags Schulausgaben u. Hilfsbücher für d. deutschen Unterricht.) Leipzig, G. Freytag, Wien, F. Tempsky, 1905. 182 S. Geb. 1 M. = K. 1,20.

Das Gudrunlied in Auswahl und Übertragung. Für den Schulgebrauch hg. von Walter Hübbe. (Freytags Schulausgaben u. Hilfsbücher für d. deutschen Unterricht.) Leipzig, G. Freytag, Wien, F. Tempsky, 1905. 112 S. Geb. M. 0,60 = K. 0,72.

Arndt, Wilh., Die Personennamen der deutschen Schauspiele des Mittelalters. (Germanistische Abhandlungen, begr. von Karl Weinhold, hg. von Friedrich Vogt, 23. Heft.) Breslau, M. u. H. Marcus, 1904. X, 113 S. Brosch. M. 3,60.

Briefe von und an Gotthold Ephraim Lessing, in fünf Bänden, hg. von Franz Muncker. Leipzig, Göschen, 1904. I. Band: Briefe von Lessing aus den Jahren 1743—1771. X, 429 S. III. Band: Briefe an Lessing aus den Jahren 1746—1770. V, 431 S. Brosch. à 5 M., geb. à M. 6,50.

Kettner, Gustav, Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit. Berlin, Weidmann, 1904. VII, 511 S.

Wolfgang von Goethe, Götz v. Berlichingen mit d. eisernen Hand. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch hg. von Dr. August Sauer. 2. verb. Aufl., mit einem Kärtchen. (Freytags Schulausgaben u. Hilfsbücher für d. deutschen Unterricht.) Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag, 1905. 172 S. Geb. K. 0,90 = M. 0,75.

Goethe, Iphigenie auf Tauris, ein Schauspiel, ed. by Karl Breul. Cambridge, University Press, 1904. XXXIV, 254 S.

Schillers sämtliche Werke, Säkularausgabe. XIV, XV: Historische Schriften, 2. u. 3. Teil. 434 u. 462 S. XI: Philosophische Schriften, 1. Teil. LXXXIV, 337 S. Stuttgart, Cotta, 1905. à M. 1,20.

Schiller, Friedrich, Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges (Buch III) ed. by Karl Breul. Cambridge, At the University Press, 1904. XXXII, 194 S. 1 Karte.

Deibel, P., Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule. (Palaestra XL.) Berlin, Mayr u. Müller, 1905. 188 S. 5 M.

Fränkel, Jonas, Dr. phil., Zacharias Werners Weihe der Kraft. Eine Studie zur Technik des Dramas. (Beiträge zur Ästhetik, hg. von Theodor Lipps u. Rich. Maria Werner, IX.) Hamburg und Leipzig, Leopold Vofs, 1904. X, 141 S. 4 M.

Lessing, Dr. O. E., Grillparzer und das neue Drama. Eine Studie. München und Leipzig, R. Piper u. Co., 1905. VIII, 175 S. Brosch. 4 M.

Fischer, A. W., Über die volkstümlichen Elemente in den Gedichten Heines. (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Philologie, XXVIII.) Berlin, Ebering, 1905. 150 S.

Deetjen, Dr. Werner, Immermanns Jugenddramen. (Mit einem Porträt Immermanns.) Leipzig, Dieterich, 1904. 200 S. Brosch. 5 M., geb. 6 M.

Reynaud, L., N. Lenau, poète lyrique. Paris, Société Nouvelle de Librairie et d'Édition, 1905. XVII, 463 p.

Alt-Innsbrucker Hanswurstspiele. Nachträge zum 'Höttinger Peterlspiel', hg. von A. R. Jennewein. Innsbruck, Wagner, 1905. 199 S. 2 M.

Schumann, C., Lübecker Spiel- und Rätselbuch. Neue Beiträge zur Volkskunde. Lübeck, Borchers, 1905. XXII, 208 S. M. 1,50.

Becher, A. L., Deutsch für Ausländer. Das Notwendigste aus der deutschen Sprachlehre mit praktischen Beispielen, Lese- und Gesprächsübungen. Mit Ansichten von Berlin, Dresden, Köln und Nürnberg. (Teubners kleine Sprachbücher: V. Deutsch.) Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 132 S. Geb. M. 2,40.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht f. d. Selbststudium der schwedischen Sprache von E. Jonas, J. Westerblad, C. G. Morén. Berlin, Langenscheidt. Brief 13—19 zu M. 1.

Anglia. XXVIII, 1 [E. P. Hammond, Two British Museum mss., Harley 2251 and Adds. 34300; a contribution to the bibliography of John Lydgate. — J. E. Wülfing, Das Bild und die bildliche Verneinung im Laud-Troy-book (Fortsetzung u. Schlufs). — A. Lange, Lyndesay's Monarche und die Chronica Carionis, eine Quellenstudie. — E. Einenkel, Zum engl. Indefinitum. — E. A. Koch, Zu Anglia XXVII, 216 f., Beitr. z. Gesch. d. d. Spr. u. Lit. XXIX, 560 ff.].

Beiblatt zur Anglia. XVI, 1 (Januar 1905).

Scottish historical review. II, 6 [A. Lang, Knox as an historian. — D. H. Fleming, The influence of Knox. — G. A. Sinclair, Periodical literature of the eighteenth century. — D. M. Rose, Mary Queen of Scots and her brother. — S. Terry, The siege of Edinburgh Castle 1689. — G. S. C. Sainton, Six early charters. — Notes and comments, queries, replies, reviews].

The battle of Maldon and short poems from the Saxon Chronicle, ed. with introduction, notes and glossary by Walter John Sedgefield (The belles-lettres series, section I: Engl. lit.). Boston and London, D. C. Heath & Co., 1904. XXIII, 96 S.

Süfsbier, Karl, Sprache der Cely-papers, einer Sammlung von engl. Kaufmannsbriefen aus den Jahren 1475—88. Berlin, Ebering, 1905. 97 S. M. 1,50. ['Aus der Vergleichung mit Caxton ergibt sich, wieviel gewählter dessen Sprachgebrauch ist.']

Eichhoff, Th., Die beiden ältesten Ausgaben von Romeo and Juliet (Unser Shakespeare IV). Halle, Niemeyer, 1904. XII, 278 S. M. 4.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3775—6: H. Rider Haggard, The brethren.
„ 3777—8: A. E. Mason, The truants.
„ 3779—80: A. Marion Crawford, Whoever shall offend ...
„ 3781—2: R. Hichens, The garden of Allah.
„ 3783: P. White, A passionate pilgrim.
„ 3784—5: M. Pemberton, Beatrice of Venice.
„ 3786: W. W. Jacobs, Dialstone Lane.
„ 3787—8: E. Thorneycroft Fowler (Mrs. A. L. Felkin) and A. L. Felkin, Kate of Kate Hall.
„ 3789—90: Hall Caine, The prodigal son.
„ 3791: A. Morrison, The green eye of Gooan.
„ 3792: B. M. Croker, The happy valley.

Vol. 3793: Frances M. Peard, The ring from Jaipur.
„ 3794: S. Levett-Yeats, Orrain.
„ 3795: W. R. Trowbridge, That little Marquis of Brandenburg.

Sattler, W., Verzeichnis der englischen Wörter zum deutsch-englischen Sachwörterbuch. 12. (Schlufs-)Lieferung. Leipzig, Renger, 1905. 89 S.

Beckmann, Prof. Dr. E., Hilfswörterbuch zum englischen Ausdruck. Leipzig, Renger, 1905. 144 S. Brosch. M. 1,60, geb. M. 2.

Plœtz, Gustav, English vocabulary. Methodische Anleitung zum Englisch-Sprechen mit durchgehender Bezeichnung der Aussprache. 5. verm. u. verb. Ausg. Berlin, Herbig, 1904. VIII, 316 S. Ungeb. M. 2,60.

Hausknecht, Emil, The English student, Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde. 8. Aufl. Berlin, Wiegandt u. Grieben, 1905. 366 S., Wörterbuch 144 S. Maps of England and London. Geb. M. 3,50.

Conrad, Her., Syntax der englischen Sprache für Schulen. Berlin, Mittler, 1904. XVI, 176 S.

Deutschbein, K., Methodisches Irving-Macaulay-Lesebuch mit Vorstufen, Anmerkungen, Karten und Anhang. 5. verb. u. verm. Auflage. Köthen, O. Schulze, 1905. 231 S. Ausg. A mit Vorstufen ungeb. M. 2,50, Ausg. B ohne Vorstufen ungeb. M. 2.

Shakespeare, W., Macbeth. Für den Schulgebrauch hg. von Dr. Ernst Regel. 1. Aufl. (Freytags Schulausgaben u. Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.) Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1905. 92 S. Geb. M. 0,60 = Kr. 0,70.

Romania, p. p. P. Meyer et A. Thomas. XXXIII, No. 132 (Octobre 1904) [A.-G. van Hamel, *Cligès* et *Tristan*. — L. Constans, *Le songe vert*. — A. Thomas, Notes et documents inédits pour servir à la biographie de Pierre de Nesson. — A. Delboulle, Mots obscurs et rares de l'ancienne langue française (suite). — Mélanges: A. Jeanroy, Anç. franç. *frengier*; *aengier*, *onger*, fr. mod.: *enger*. — A. Thomas, Anc. fr. *chalemine*, it. *giallamina*. — La date de la mort de Thomas de St-Pierre. — Comptes-rendus. — Périodiques. — Chronique].

Revue des langues romanes. XLVII, 5 [H. Guy, La chronique française de maître Guill. Crétin. — L. Lambert, Chansons de printemps. — G. Bertoni, Sulle redazioni provenzale e francese della 'Practica oculorum' di Benvenuto. — L.-G. Pélissier, Documents sur les relations de l'empereur Maximilien et de Lud. Sforza en l'année 1499. — Bibliographie. — Chronique]. — 6 [B. Sarrieu, Le parler de Bagnères-de-Luchon et de sa vallée (suite). — A. Vidal, Les déliberations du conseil communal d'Albi de 1372 à 1388 (suite). — Bibliographie].

Bédier, J., et Roques, M., Bibliographie des travaux de Gaston Paris (Société amicale Gaston Paris). Paris 1904. VI, 201 S.

Grundrifs der romanischen Philologie, hg. von G. Gröber. I. Band, 3. Lieferung (Bogen 33—48). Zweite verb. u. verm. Auflage. Strafsburg, K. J. Trübner, 1904. [Diese Lieferung bringt zunächst 'Die vorromanischen Volkssprachen der roman. Länder' zum Abschlufs, wobei Kr. Sandfeld Jensen jetzt die nichtlatein. Elemente des Rumänischen behandelt (524—34), und beginnt die Darstellung der roman. Idiome. Tiktin braucht für das Rumänische fast doppelt so viel Raum wie früher; Meyer hat die Überarbeitung des Italienischen übernommen. Französisch und Provenzalisch sind in der Suchierschen Darstellung vereinigt geblieben: diese Vereinigung hat ihren besonderen Reiz und ihren besonderen Lehrwert.]

Richter, Dr. Elise, Ab im Romanischen. Halle, Niemeyer, 1904. VIII, 120 S. M. 3.

Herzog, E., Streitfragen der romanischen Philologie. Erstes Bändchen: Die Lautgesetzfrage. Zur franz. Lautgeschichte. Halle, Niemeyer, 1904. 122 S. M. 3,60.

Mélanges de philologie offerts à Ferdinand Brunot à l'occasion de sa 20e année de professorat dans l'enseignement supérieur par ses élèves français et étrangers. Paris 1904. 452 S. [Von den mehr als hundert Schülern und Freunden F. Brunots, die ihm aus Anlafs des zwanzigsten Jahres seiner Lehrtätigkeit ihre Glückwünsche darbrachten, haben einige dreifsig diese Wünsche mit wissenschaftlichen Arbeiten begleitet. Dieser stattliche Band vereinigt sie. Sie erstrecken sich über Französisch, Provenzalisch, Spanisch, Italienisch, sowie Griechisch und Latein, über Linguistik, Metrik und Literaturgeschichte und bieten viel Schönes und Interessantes, nämlich: Ch. Beaulieux, Liste des dictionnaires, lexiques et vocabulaires français antérieurs au 'Thrésor' de Nicot (1606) — O. Bloch, Etude sur le dictionnaire de J. Nicot (1606) — H. Bornecque, La prosodie et l'art métrique d'Horace dans l'art poétique — E. Brandon, Date de la naissance de Robert Estienne — M. Brunet, Quelques notes sur un chapitre de Michelet, 'La Tempête d'octobre 1859' — J. Buche, Pernette du Guillet et la 'Délie' de Maurice Scève — J. Charles, Etymologies foréziennes — H. Chatelain, Le vers libre de Molière dans 'Amphitryon' — G. Cirot, 'Ser' et 'Estar' avec un participe passé — A. Cuny, A propos des adjectifs en 'ĭdus' — L. Delaruelle, Un professeur italien d'autrefois. Etude sur le séjour à Milan d'Aulo Giano Parrasio — J. Désormaux, Contribution à la morphologie des parlers savoyards. Les noms de nombre cardinaux — Fauste-Laclotte, Note sur l'épenthèse en français — P. Fouquet, J.-J. Rousseau et la grammaire philosophique — A. François, Note sur le 'Quinte-Curce' de Vaugelas — E. Frey, La langue de J.-K. Huysmans — F. Gaffiot, 'C'est que' — F. Gaiffe, Un drama sur les 'Remplaçantes' en 1771. La 'Vraie Mère' de Moissy — F. Gohin, La question du français dans les inscriptions du XVIIIe siècle — P. Horluc, L non mouillé + Y peut-il se réduire à Y? — C. Kattein, Histoire du mot 'idylle' — C. Latreille et L. Vignon, Les grammairiens lyonnais et le français parlé à Lyon à la fin du XVIIIe siècle — J. Luchaire, Quelques formes du dialecte siennois — J.-M. Meunier, Les dérivés nivernais de 'manere' et étymologie du nom de lieu 'Maumigny' — M. Roques, Notes sur François de Callières et ses œuvres grammaticales (1645—1717) — Th. Rosset, E féminin au XVIIe siècle — Mlle E. Samfiresco, Essai sur V. Conrart, grammairien — J. Saroïhandy, Origine française du vers des romances espagnoles — J. Trenel, Le psaume CX chez Marot et d'Aubigné — J. Vendryés, Un petit problème d'accentuation homérique — A. Weil, Sur une herborisation de J.-J. Rousseau — H. Yvon, Y a-t-il un présent passif en français? — A. Zünd-Bourguet, Recherches expérimentales sur le timbre des voyelles nasales françaises.]

Revue de philologie française ... p. p. L. Clédat. XVIII, 3 et 4 [L.-E. Kastner, L'infinitif historique au XVIe siècle. — R. Harmand, Observations critiques sur le Tournoi de Chauvency. — J. Désormaux, Mélanges savoisiens, IV. — Casse et Chaminade, Vieilles chansons patoises du Périgord (suite). — L. Vignon, Patois de la région lyonnaise: pronom de la 3e pers., rég. direct fem. plur. — L. Clédat, Essai de sémantique III: la famille du verbe 'dire'. — Mélanges: L. C. *Aspect* et *égard*; *Ne pas laisser que de*. — Comptes rendus. — Livres et articles signalés. — Chronique].

Zeitschrift für französ. Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXVII, 6 u. 8: der Referate und Rezensionen drittes und viertes Heft.

Revue des Etudes Rabelaisiennes. II, 4 [J. Boulenger, Rabelais et V. Hugo. — Mélanges. — Comptes-rendus. — Périodiques. — Chronique. — Supplément: Réimpression de l'*Isle sonante,* fes 1 et 2. — Die *Revue*

A. Lefrancs hat damit ihren zweiten Jahrgang abgeschlossen. Redaktor und Mitarbeiter können mit berechtigter Genugtuung auf diesen wohlgelungenen Versuch, der Rabelais-Forschung ein Zentrum zu schaffen und ihr zugleich einen neuen Aufschwung zu geben, zurückblicken. Biographie und Bibliographie, Lexikologie und Topographie, die Interpretation einzelner Stellen wie die Kenntnis ganzer grofser Teile von Rabelais' Werk sind erheblich gefördert worden. *Pantagruel* II ist nach der Lyoner Ausgabe von 1533 (Kgl. Bibliothek zu Dresden) wiedergegeben (VIII u. 112 S.); der Neudruck der *Isle sonante* (1562) ist begonnen. Interessante Faksimile sind reproduziert oder zum erstenmal vorgelegt. Die Frage des apokryphen fünften Buches von 1549 sowie der im wesentlichen echten Briefe aus Rom (1535—36) und der *Supplicatio pro apostasia* ist ausgiebig und überzeugend behandelt. Bisher unbekannte Zeugnisse über die Persönlichkeit R.s (z. B. über seinen frühen Ruf als Philosophen, I, 202) sind mitgeteilt. Das Grabgedicht, das Ronsard dem Freunde gewidmet, und das dessen Ruf so verhängnisvoll geworden ist, ist als ein Scherz im Stile der Anakreonteia erwiesen (I, 215). In einem vortrefflichen Artikel zeigt Lefranc, wie R. dazu kam, in dem dritten Buch, das er 1546 nach so langem Schweigen folgen liefs, seinen Beitrag zur Behandlung der 'Frauenfrage' zu liefern, die damals im Gefolge der *Parfaite amie* und der *Amie de cour* eine Tagesfrage geworden war. Die gelehrten Werke R.s finden ihre Würdigung (II, p. 67, cf. p. 289). Einzelne dieser Arbeiten stammen aus Lefrancs Seminar an der Ecole des Hautes Etudes. Auch die Mitteilungen über die Verhandlungen der *Société* bringen manches, auf dessen nähere Ausführung man gespannt ist, z. B. II, 291 über den Anteil, den Rabelais' Jugenderinnerungen an der Topographie und den Erfindungen des ersten Buches haben. Sein Vater war übrigens Jurist und Beamter. — Auch auf Lefrancs fesselnden Nachweis, dafs Pantagruels Reise (Buch IV und V) trotz ihrer Phantastik auf ernsten geographischen Studien Rabelais' beruht und eine literarische Verherrlichung der Nordwest-Passage (Saint-Malo — Neufundland — Ostasien) darstellt, sei hier nachdrücklich hingewiesen (*Revue de Paris*, Februar 1904)].

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. III, 4 [E. Tappolet, Les quatre saisons dans les patois romands. — Textes].

Rey, Prof. A., La France industrieuse et littéraire. Lectures choisies pour les élèves des écoles supérieurs de commerce. Vienne et Leipsic, Fr. Deuticke, 1905. VIII, 606 S. Geb. M. 6.

Sammlung französ. u. englischer Schulausgaben. Prosateurs français, No. 152—55; Théâtre français, No. 70. Jedes Bändchen geb., mit einem Heft deutscher Anmerkungen zu No. 152—54 und 70 und franz. Anmerkungen zu No. 155. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1904.

I. Prosateurs:

152. Zwei Erzählungen aus Servitude et grandeur militaires p. A. de Vigny, hg. von Berta Breest. VIII, 82 S. M. 0,80.
153. Maroussia p. P. J. Stahl, hg. von Dr. Léon Wespy. IV, 140 S. M. 1,10.
154. La Belgique p. E. Reclus, hg. von Dr. E. Vogel. VIII, 124 S. M. 1,40.
155. A travers les journaux français, hg. von Mme H. François. VII, 161 S. M. 1,40.

II. Théâtre:

70. Le monde où l'on s'ennuie p. E. Pailleron, hg. von Prof. Dr. R. Werner. VIII, 140 S. M. 1,60.

Velhagen u. Klasings Sammlung franz. u. engl. Schulausgaben. Reform-Ausgaben mit fremdsprachl. Anmerkungen. Bielefeld 1904:

Nr. 1. Mémoires d'un collégien p. A. Laurie; texte abrégé et annoté à l'usage des écoles p. E. Wolter. VI, 130 S. und Commentaire 82 S. Geb. M. 1,40.

Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller [mit Anmerkungen]. Leipzig 1905:

J. Sandeau, M[elle] de la Seiglière (roman), hg. von O. F. Schmidt. 123 S. Geb. M. 1,20 und Wörterbuch M. 0,50.

A. Daudet, Ausgew. Erzählungen, hg. von Prof. Dr. Schindler. 103 S. Geb. M. 1,20 und Wörterbuch M. 0,50.

Les Paniers. Poème en patois bisontin, traduit en patois jurassien p. F. Raspieler, curé de Courroux. Etude critique des diverses versions p. A. Rossat (S.-A. aus d. *Schweiz. Archiv f. Volkskunde,* VIII). Zürich 1904. 38 S. [Der erste Teil einer eingehenden Untersuchung über das satirische Gedicht 'Die Reifröcke', das im Berner Jura sehr bekannt ist, und dessen Original Rossat in Besançon aufzufinden so glücklich war (*L'arrirée dans l'autre monde d'une dame habillée en panier,* Besançon 1735). Hier wird nun zunächst dieser bisontinische Text mit interessanten lexikologischen Noten und einer Übersetzung gegeben.]

Flamini, Fr., Robert Gaguin e l'umanesimo italiano. Nota letta al R. Istituto Veneto, 19 giugno 1904. Venezia, Ferrari 1904. 12 S. [Auf Grund der von Thuasne in der *Bibliothèque littéraire de la Renaissance* gelieferten trefflichen Ausgabe der Briefe und Reden R. Gaguins stellt Flamini hier die Beziehungen Gaguins zu Italien und speziell zu Männern wie Andrelini, Ficino, Beroaldo dar, als Beleg für den Einfluſs des italienischen Geistes auf Frankreich des 15. Jahrhunderts.]

Stiefel, A. L., Die Nachahmung italienischer Dramen bei einigen Vorläufern Molières. I. D'Ouville. Berlin, Gronau, 1904 [S.-A. aus Behrens' *Zeitschrift,* XXVII. Verf. weist mit der ihn auszeichnenden Sachkenntnis nach, daſs der Bruder des Boisrobert in seinen beiden Lustspielen *Aimer sans savoir qui* und *Les morts vivants* nicht zwei *Comedias* des Lope de Vega, sondern italienische Renaissancestücke, den *Hortensio* der Intronati (1570) und die *Morti vivi* des Oddi (1576), benutzt hat].

Schneegans, H., Molières Subjektivismus (S.-A. aus der *Zeitschr. f. vergleichende Literaturgeschichte,* hg. von Wetz und Collin, XV, 407—22). Berlin 1904 [cf. hier CXIII, 459].

Mangold, Prof. Dr. W., Voltaires Rechtsstreit mit dem kgl. Schutzjuden Hirschel 1751. Prozeſsakten des kgl. preuſs. Hausarchivs, mitgeteilt von. ... Mit einem Anhang ungedr. Voltaire-Briefe aus der Bibl. des Verlegers und mit drei Faksimiles. Berlin, Frensdorff, 1905. XXXVII, 138 S.

Sakmann, Prof. Dr. P., Voltaire als Politiker. 55 S. (S.-A. aus d. *Zeitschr. f. d. gesamte Staatswissenschaft,* Tübingen, Laupp, 1904).

Sakmann, Prof. Dr. P., Voltaire als Philosoph, I. Teil (S.-A. aus d. *Archiv f. Geschichte der Philosophie,* hg. von L. Stein, XVIII, 166—215; Berlin, Reimer, 1905).

Cartier, Julia, Un intermédiaise entre la France et l'Allemagne: Gérard de Nerval. Etude de littérature comparée. Genève 1904. 130 S. [Diese Pariser Dissertation, die B. Bouvier in Genf gewidmet und wohl in Genf entstanden ist, macht der Schule, aus der sie hervorgegangen ist, alle Ehre. Sie ist eine vortrefflich und sicher dokumentierte Schilderung des Vermittelungswerkes Gérards und schlieſst mit einer Bibliographie, zu der Spœlberch de Lovenjoul das wertvollste Material geliefert hat. Zu den Arbeiten über Gérard ist der Aufsatz von Betz: *Goethe und Gérard* im *Goethe-Jahrbuch* 1897 nachzutragen.]

Jäde, Oberl. Dr. E., Henry Becque (S.-A. aus der *Festschrift zum Kölner Neuphilologentag*). Köln, Neubner, 1904. 44 S. [Der Verfasser der *Corbeaux* (1882) und der *Parisienne* (1885) hat hier eine sehr lebendige Darstellung gefunden. Seine Stücke heben sich vom Hintergrunde der leidenschaftlichen Diskussionen, die sie riefen, eindrucksvoll ab, und seine Kunstanschauungen kommen auf Grund seiner 'Erinnerungen' und seiner 'Literarischen Händel' zum Wort. Jädes Urteil über Becque ist maſsvoll;

er berichtigt mit guten Gründen manches, was über Becque und die Schule der *comédie rosse* gesagt und geglaubt wird. Der Aufsatz über die *comédie rosse,* der hier CV, 343 ff. erschienen ist, scheint ihm entgangen zu sein.]

Menger, Dr. L. E., The anglo-norman dialect. A manual of its phonology and morphology, with illustrative specimens of the literature. New York, London, Macmillan & Co., 1904. XX, 167 S. Geb. 7/6 Sh. [L. E. Menger vom Bryn Mawr College ist vor zwei Jahren, 32 Jahre alt, im Lago Maggiore beim Baden ertrunken, betrauert nicht nur von seinen Freunden (cf. *Mod. Lang. Notes* 1903, S. 225), sondern von allen, deren Interesse seine vielversprechende Tätigkeit erregt hatte. Er plante eine Serie von Handbüchern zur Kenntnis der altfranz. Dialekte (cf. *ib.* S. 106 ff.). Über der Korrektur der Druckbogen dieses ersten Bandes seiner Sammlung ist er gestorben. Freundesdienst hat den Druck zu Ende geführt. — Das Buch besteht aus drei Teilen. Der erste gibt eine Bibliographie von etwa drei Dutzend *representative texts* der anglonorm. Literatur von Philipp de Thaün bis Bozon (6—36). Dann folgt eine Laut- und Formenlehre (37—129), und daran schliefsen sich auf weiteren 40 Seiten 15 Textproben. Das ist alles mit guter Überlegung und mit sicherer Kenntnis ausgewählt und zusammengestellt, und nicht nur der Student, an welchen das *Manual* sich zunächst wendet, wird hier treffliche Führung finden, sondern auch dem Forscher wird damit ein bequemes Nachschlagebuch und viele Anregung geboten. — Die literaturgeschichtliche Bedeutung des Anglonormannischen, dem wir die Erhaltung so manches alten und wichtigen Werkes verdanken, das in Frankreich selbst verloren ging oder nur in jüngerer Gestalt sich erhielt, rechtfertigt es reichlich, dafs M. gerade diesen Dialekt für sein erstes *Manual* gewählt hat. Die Trefflichkeit des ganzen Planes dieser *Manuals of Old French Dialects,* sowie der Ausführung dieses Spezimens läfst es als höchst beklagenswert erscheinen, dafs das vom Autor hinterlassene Material für die weiteren Bände nicht druckfertig ist.]

Rydberg, G., Zur Geschichte des französischen ə. II, 3: Monosyllaba im Französischen: Artikelformen und Objektspronomina. Upsala 1904. S. 409—618. [Die im Jahre 1896 begonnenen interessanten und fördernden Publikationen Rydbergs über franz. ə ruhten seit 1898; vgl. *Roman. Jahresbericht* VI, I, 228. Diese Fortsetzung behandelt resümierend den Artikel und eingehend das Objektspronomen und konstituiert einen wichtigen Beitrag zur franz. Sprachgeschichte und zwar nicht nur phonetisch, sondern auch morphologisch und syntaktisch.]

Ritter, Prof. E., Les quatre dictionnaires français (Extrait du *Bulletin de l'Institut genevois,* tome 36). Genève, Kündig, 1905. 243 S. [Der Titel dieser sehr gehaltreichen Schrift orientiert nicht hinreichend über ihren Inhalt, der im wesentlichen (S. 47—243) durch mehrere hundert alphabetisch geordneter Nachträge zu dem Wörterbuch Littrés und dem *Dictionnaire général* Hatzfeld-Darmesteter-Thomas gebildet wird. Diese Nachträge bestehen zumeist aus neuen Belegen für den von den genannten Wörterbüchern geführten Wortschatz — Belegen, die entweder eine besondere Bedeutungsnuance vertreten oder geradezu die Definitionen eines Wortes modifizieren oder dessen Auftreten neu umgrenzen. Daneben fallen sehr viele ergänzende oder berichtigende Bemerkungen ab: Zitate werden richtiggestellt, Stellen neu interpretiert, grammatische Ausführungen gegeben. Gelegentlich vermifst man hier etwas (wie z. B. zu *qui* den Hinweis auf Toblers *Vermischte Beiträge* I, 126 oder zum Konjunktiv nach *oublier,* p. 101, die Anführung von Haases *Franz. Syntax des 17. Jahrhunderts*), während anderseits das Stichwort bisweilen zur Veranlassung wird, auch weiter abliegende Dinge zu erörtern (z. B. bei *davantage que*). — Die Einleitung gibt hauptsächlich eine geschichtliche Skizze der lexiko-

graphischen Arbeit der *Académie Française* mit feinen kritischen Bemerkungen und unter Benutzung entlegener Literatur. Es fällt auf, daſs R. (S. 4) die Tatsache nicht erwähnt, daſs Chapelain schon bei der Gründung der Akademie vorschlug, das Wörterbuch mit Belegen aus den guten Schriftstellern der letzten hundert Jahre zu versehen, während die *Compagnie* dann beschloſs, die erläuternden Beispiele selbst zu erfinden, und so dem sprachmeisterlichen Treiben freie Bahn schuf. — Geschichtliche und kritische Ausführungen über die Arbeit Littrés und Godefroys schlieſsen die Vorrede. — Das Buch E. Ritters ist eine auf umfangreicher Belesenheit beruhende, mit Scharfsinn und philologischer Akribie ausgeführte Ergänzung und Berichtigung der groſsen Wörterbücher Frankreichs.]

Eberle, E., Amusements dans l'étude du français. Hors d'œuvre de la grammaire française. Freienwalde und Leipzig, Rüger, 1904. 125 S. M. 2. [Ein Buch in der Art von Dr. A. Schenks *Vive le rire*, das zur Erheiterung des Unterrichts bestimmt und dafür auch wohl geeignet ist.]

Klöpper, Cl., und Schmidt, H., Französische Stilistik für Deutsche. Dresden und Leipzig, Koch, 1905. VIII, 382 S. M. 8.

Heine, K., Einführung in die franz. Konversation auf Grund der Anschauung. Mit einer kurzgefaſsten Grammatik als Anhang. Ausgabe B. Nach den Bildertafeln von Ed. Hölzel. Für die Hand der Schüler bearbeitet. 4. Aufl. Hannover, C. Meyer, 1904. VIII, 111 S. Geb. M. 1,30 (cf. hier CV, 210).

Génin, L., et Schamanek, J., Description des tableaux d'enseignement d'Ed. Hoelzel à l'usage des écoles. 2ème éd. revue et augmentée. Vienne, Hoelzel, o. D. 92 S. Geb. M. 1,20.

Ploetz, Dr. G., Übungsbuch (Plœtz-Kares, Kurzer Lehrgang der franz. Sprache). Ausgabe E. Neue Ausgabe für Gymnasien, bearbeitet nach den Lehrplänen von 1901. Berlin, Herbig, 1905. XII, 298 S. Geb. M. 2,75.

Knörk, Dr. O., et Puy-Furcat, G., Le français pratique pour la jeunesse commerçante et industrielle (Sammlung von Lehrmitteln f. Fach- u. Fortbildungsschulen). 1ère partie. Berlin, Mittler, 1905. IX, 128 S. und Vocabulaire 23 S. Geb. M 2,80.

Schiewelbein, K., Die für die Schule wichtigen franz. Synonyma. 2. Auflage. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1904. IV, 49 S. Kart. M. 0,60.

Lacomblé, E.-E.-B., Complément de l'Histoire de la litt. française (morceaux choisis, poésies, analyses). 2e éd. revue avec soin et considérablement augmentée. Groningue, Noordhoff, 1904. XII, 232 S. Kart. fl. 1,40.

Armana prouvençau pèr lou bèl an de Dièu 1905 adouba e publica de la man di Felibre. Avignoun, Roumanille. 112 S.

Giornale storico della lett. italiana, dir. e red. da F. Novati e R. Renier. Fasc. 132 [A. Farinelli, Note sulla fortuna del Petrarca in Ispagna nel Quattrocento. — Varietà: A. Foresta, Per la storia di una lauda. — A. F. Massèra, Un contrasto amoroso di messer Ubertino di Giovanni Del Bianco d'Arezzo. — A. Belloni, L'usuriere Vitaliano, illustr. storica di un verso di Dante. — Rassegna bibliografica — Bollettino bibliografico — Annunzi analitici — Pubblicazioni nuziali — Cronaca]. Supplemento N° 7: A. Galletti, L'opera di V. Hugo nella letteratura italiana.

Bulletin italien. IV, 4, oct.—déc. 1904 [P. Toldo, Quelques notes pour servir à l'histoire de l'influence du 'Furioso' dans la littérature française (4e article). — E. Picot, Les Italiens en France au XVIe siècle (9e article). — Mélanges et documents: L. Auvray, Inventaire de la Col-

lection Custodi (4e article). — Questions d'enseignement. — Bibliographie — Chronique].

Vitagliano, Adele, Storia della poesia estemporanea nella letteratura italiana dalle origini ai nostri giorni. Roma, Loescher, 1905. XVII, 268 S. M. 4.

Farinelli, A., Sulla fortuna del Petrarca in Ispagna nel Quattrocento. Torino, Loescher, 1904. 54 S. [S.-A. aus *Giornale storico della lett. italiana,* XLIV. Der gelehrte Verfasser geht hier auf Grund seiner ausgedehnten Lektüre den Spuren Petrarcas in der kastilischen und katalanischen Literatur des ausgehenden Mittelalters nach, die von Sanvisenti in seinen *Primi influssi di Dante, del Petrarca e del Boccaccio sulla lett. spagnuola* nur ungenügend erkannt worden sind, und die auch Baist im *Grundriſs* II² p. 428 unterschätzt. F. führt aus den entlegensten Winkeln der Literatur des spanischen Quattrocento die Urteile über Petrarca und seine Werke, die Zitate, die Nachahmungen an, welche die Verbreitung seines Ruhmes und die Kenntnis seiner Schriften bezeugen, und insbesondere zeigt F., in welchem Umfange der Marqués de Santillana der Herold seines miçer Francisco Petrarcha gewesen ist, des Moralisten, der *De Remediis* geschrieben, wie des Dichters der Sonette, Kanzonen und Trionfi, und wie Santillanas Verse von Reminiszenzen aus Petrarca erfüllt sind.]

Dai tempi antichi ai tempi moderni. Da Dante al Leopardi. Raccolta di studi critici di ricerche storiche filologiche e letterarie. Con facsimili e tavole. Per le nozze di Michele Scherillo con Teresa Negri. Milano, Hoepli [1905]. XIV, 782 S. 4. 35 Lire. [Die siebzig Autoren, die dem Hochzeitspaar Scherillo-Negri ihre literarischen Gaben darbringen wollten, haben sich unter der Redaktion G. Lisios zu einer gemeinsamen Publikation geeinigt und haben in U. Hoepli einen verständnisvollen Herausgeber gefunden. Es ist dies im höchsten Grade erfreulich. Denn, was sich auch grundsätzlich gegen solche Sammelbände als Festgaben einwenden läſst, so muſs dankbar anerkannt werden, daſs der Forschungsarbeit ein Dienst geschieht, wenn ein buchhändlerisch zugänglicher Band all die Blätter vereinigt, die sonst, in einzelnen Per-Nozze-Heftchen zerstreut, der Mehrzahl der Fachgenossen unzugänglich, ja unbekannt geblieben wären. Folgendes ist der reiche, wissenschaftliche Inhalt des vornehm ausgestatteten Buches: U. Pestalozza, *ΟΙΚΙΑ ΔΙΠΥΡΓΙΑ* — G. Vitelli, Scheda per il censimento dell' a. 243/4 di Cr. — F. Cimmino, Un poeta lirico persiano — A. Sepulcri, Antiche tracce d'un verbo volgare — C. Merlo, Etimologie — A. Mussafia, Lat. ille nel 'Gelindo' — V. Crescini, Postilla a 'Aucassin et Nicolette' — N. Zingarelli, Le donne nel 'Girart de Roussillon' — M. Barbi, Un trattato morale sconosciuto di Bono Giamboni — Paget Toynbee, 'Tisrin primo' (Vita Nuova, § 30) — W. Warren Vernon, Contrasts in Dante — F. D'Ovidio, Il piè fermo — E. G. Parodi, Perchè Dante lo condanna? — M. Porena, Postille dantesche — L. Rocca, La processione simbolica del canto XXIX del 'Purgatorio' — E. Sannia, Le 'confessioni' di Dante — G. Zuccante, La vita attiva e la vita contemplativa in S. Tomaso e in Dante — P. Papa, Di un *Casella* fiorentino — P. Rajna, Qual fede meriti la lettera di frate Ilario — S. Ambrosoli, Medaglie del Petrarca nel R. Gabinetto numismatico di Brera in Milano, mit 2 Tafeln G. A. Cesareo, La 'Carta d'Italia' del Petrarca — I. Del Lungo, Il papa Soldano (Petrarca, Son. CXXXVII) — E. Zincone, 'Spirto gentil ...' — G. Ricchieri, Le geografie metriche italiane del Trecento e del Quattrocento — V. Cian, Una silloge ignota di laudi sacre — R. Sabbadini, Ugolino Pisani — G. Mazzoni, Su Giovanni Antonio Romanello — A. Medin, Il canzoniere di Antonio Grifo — A. Serena, Attorno a Giovanni Aurelio Augurello — F. Romani, Noterella sull'uso della camicia nel Medioevo — G. B. Marchesi, Mode e costumanze femminili del Quattrocento. Da un serventese inedito — G. L. Passerini, Da una raccoltina di segreti ms. del

sec. XVI — F. Brandileone, Per la storia dei riti nuziali in Italia — Ch. Dejob, Les peintres dans la littérature italienne d'imagination, durant la période classique — G. Lisio, Rarità ariostesche — G. Lisio, Autografi ariosteschi, mit vier Tafeln — F. Pintor, Una commedia politica per la restaurazione medicea del 1512 — F. Flamini, Di un'ignota imitazione cinquecentistica della 'Commedia' di Dante — V. Rossi, Noterelle d'erudizione spicciola — F. Foffano, Un secentista plagiario dell'Aretino — E. Pistelli, Uno scolopio galileiano — L. Biadene, L'Ercolana — A. De-Marchi, La 'Storia Romana' in una 'Storia d'Italia' inedita di Alessandro Verri — L. G. Pélissier, La tendre Maltzam — N. Scarano, Il 'Saul' e la sua fonte biblica — S. Ricci, Il Parini e le belle arti — E. Bertana, Un altro arcade younghista — E. Filippini, 'Il primo amore' ferroniano secondo l'autografo conservato a Brera — A. Butti, Una lettera di Vincenzo Cuoco al vicerè Eugenio — F. Pellegrini, L'Ode di Vincenzo Monti 'Per nozze illustri veronesi' — A. D'Ancona, Gino Capponi e Pietro Giordani — F. Tocco, Il carattere della filosofia leopardiana — M. Schipa, Una lettera della Guacci — S. Friedmann, La fonte di una lirica di Heine — F. Novati, Freschi storici del Trecento. Il cappellone degli Spagnuoli in S. Maria Novella, mit zwei Tafeln — G. Oberziner, Antichi rapporti fra la chiesa di Trento e le chiese di Milano e Aquileia — G. Capasso, Turchi? — G. Bognetti, Nascite sovrane in Milano (1773—1830) — G. A. Venturi, Una lettera di Alberto Cavalletto, mit dem Bildnis Cavallettos — V. Simoncelli, Un episodio del brigantaggio nel Mezzogiorno — G. Jandelli, Dell'Emozione estetica — F. Masci, Religione e matrimonio nello Stato socialista — G. Della Valle, La dualità fondamentale — O. Bacci, Dei *generi* e specialmente dei *letterarî*. Postille ad alcuni luoghi dell'*Estetica* di B. Croce — G. Francesco Gobbi, Il credo ultimo di uno degli ultimi romantici — E. Landry, 'Endecasillabo' et Alexandrin — G. Grasso, Leggenda australiana sull'origine delle Plejadi — A. Pichon, L'abbaye de Saint Guénolé. Légende bretonne — M. Vanni, Un *Bruscello* nella Maremma toscana — V. Inama, I vecchi ritratti di famiglia.]

Cesano, Amalia. Hans Sachs ed i suoi rapporti con la letteratura italiana. Roma, Off. poligrafica italiana, 1904. 103 S. M. 3,20.

Opere di Alessandro Manzoni, edizione Hoepli, Milano 1905. I. I Promessi Sposi, illustrati con 40 tavole tratte da disegni originali di G. Previati e preceduti da uno studio su gli anni di noviziato poetico del Manzoni di M. Scherillo. LIV, 574 S. 5 Lire, geb. 6,50. II. Brani inediti dei Promessi Sposi per cura di G. Sforza. LXVIII, 624 S. 5 Lire, geb. 6,50. [Von der auf acht Bände berechneten neuen, schönen Manzoni-Ausgabe des Verlages U. Hoepli, die Scherillo und Sforza besorgen, sind vorläufig diese beiden erschienen. Der erste enthält den unvergänglichen Roman mit feinen Nachbildungen jener Illustrationen, die Gaetano Previati für die Prachtausgabe von 1896 geliefert hat, und mit einer hübschen Skizze der poetischen Jugendarbeit Manzonis (bis zu seiner Verheiratung). — Seit R. Bonghi davon Kenntnis gegeben hatte (vgl. Morandis *Antologia della critica lett. italiana* p. 636 f.), daſs die erste handschriftliche Fassung der *Prom. Sposi* (v. 1823) erheblich vom Drucke (1827) verschieden sei und er sowie Sforza dies durch einzelne Veröffentlichungen belegt hatten, war man begierig, den ganzen Umfang dieser Abweichungen zu kennen. Der zweite dieser Bände erfüllt diesen Wunsch. Er bringt viele Überraschungen und verbreitet nicht nur neues Licht über Manzonis Arbeitsweise und seine Kunstanschauung, sondern z. B. auch über die vielbesprochene Frage der Topographie des Romans. Sforza schickt eine sehr trefflich dokumentierte Einleitung über die ersten *romanzi storici* und die Handschriften der *Promessi Sposi* voraus.]

Heyse, P., Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Band V: Lyriker und Volksgesang. Deutsch von P. H. Neue Folge.

Stuttgart, Cotta, 1905. XVIII, 471 S. M. 6. [Dieser fünfte Band der 'Ital. Dichter' P. Heyses geht unter dem nämlichen Sondertitel wie der vierte: er bringt neben den Kunstdichtungen auch Volkslieder (431—71). Die Meisterschaft dieser Übertragungen bedarf keines neuen Lobes. Heyses ernstes und tiefes Verständnis für italienisches Idiom und Volkstum verbunden mit seiner Kunst deutscher Sprachbeherrschung machen seine 'Ital. Dichter' auch dem willkommen und lieb, der Belli, Giusti, Carducci im Original zu lesen und zu genieſsen versteht. Dankbar dürfen wir uns jeder dieser Gaben freuen, insbesondere aber froh sein, daſs Heyse auf Belli zurückgekommen ist (mit 63 Sonetten), daſs er Bellis originellen Nachfolger Pascarella, daſs er Vittoria Aganoor-Pompili, Adda Negri, Annie Vivanti reichlich hat zu Wort kommen lassen. Auch jene fesselnden Studien, die H. zu einzelnen dieser Poeten früher z. B. in der *Deutschen Rundschau* veröffentlicht hat, sind hier wieder abgedruckt. Möchten viele deutsche Leser sich aus dieser fünfbändigen Anthologie, um die uns andere Völker beneiden dürfen, überzeugen, daſs Italien eine eigenartige, kraftvolle und reiche moderne Lyrik besitzt und es sich lohnt, von Dante und Petrarca den Blick auch gelegentlich zu diesen Modernen zu wenden.]

Malagòli, Gius., Ortoepia e Ortografia italiana moderna (Manuali Hoepli). Milano, Hoepli, 1905. XVI, 193 S.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky, unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. Berlin, Langenscheidt. Brief 13—19 zu M. 1.

Levi, Dr. Ugo, I monumenti del dialetto di Lio Mazor. Venezia 1904. 80 S. [Die von Ascoli, *Saggi ladini* p. 465 ff., verwerteten altvenezianischen *Atti dei Podestà di Lido Maggiore* (1312—19) werden hier vollständig ediert (was sie auch kulturgeschichtlich wohl verdienen) und vom Herausgeber linguistisch sorgfältig erläutert.]

Salvioni, C., Appunti sul dialetto di Val Soana (Estratto dai '*Rendiconti*' del R. Istituto Lombardo, Ser. II, Vol. 37, p. 1043—56) 1904. [Sehr willkommene Ergänzungen und Berichtigungen zu C. Nigras 'Fonetica del dialetto di Val Soano' im *Archivio glottologico* III.]

Revue hispanique. Recueil consacré à l'étude des langues, des littératures et de l'histoire des pays castillans, catalans et portugais p. p. R. Foulché-Delbosc. Table des dix premières années 1894—1903. Paris, Picard [S.-A. aus dem 11. Jahrgang der *Revue*, S. 643—707. Die sehr inhaltreiche Zeitschrift kostet jährlich 20 frs.].

Bulletin hispanique. VI, 4 (oct.—déc. 1904) [J. Jungfer, Noms de lieux hispaniques d'origine romaine. — A. Morel-Fatio, Vida de Don Luis de Requesens y Zúñiga (suite). — G. Cirot, La famille de Juan Mariana. — C. Pitollet, A propos d'un 'romance' de Quevedo. — Variétés. — Bibliographie — Chronique].

Barthe, H., Morceaux choisis des principaux écrivains espagnols classés d'après les genres littéraires et précédés d'une introduction par G. Desdevizes du Dezert. Première partie: Prose III, 276 S.; deuxième partie: Poésie III, 327 S. Paris, Gamber. Albi, Fabre, 1903. Jeder Teil 3 fr. 50. [Diese Chrestomathie ist für die höheren Schulen Frankreichs bestimmt. Aufgabe und Grenze dieses Schulunterrichts bedingen die Auswahl des Stoffes. Er ist recht reich; über hundertfünfzig Autoren sind in etwa 400 Stücken vertreten. Unser Universitätsunterricht oder das Selbststudium des Erwachsenen würde z. B. eine reichlichere Vertretung der so eigenartigen satirischen Literatur wünschen. Auch in der Einteilung zeigt sich der Charakter des Schulbuches; doch stört das weniger als der Mangel jeder Angabe über die Ausgaben, denen die Texte entnommen

sind, und die ungenügende sprachliche und metrische Kommentierung, deren Gebrechen besonders deshalb auffallen, weil der Verf. in den Anmerkungen mit literarischen Parallelen so verschwenderisch ist. Trotzdem wird das Buch, das einzig in seiner Art ist, auch bei uns gute Dienste leisten können und manchem Benützer der schönen Beckerschen *Geschichte der span. Literatur* ein willkommenes Lesebuch sein.]

Fitzmaurice-Kelly, J., Littérature espagnole. Traduction de H.-D. Davray. Paris, Colin, 1904. XV, 499 S. 5 fr. [Das ist in gewissem Sinne eine dritte Auflage des bedeutenden Buches, das vor sechs Jahren in englischer Sprache erschienen und vor drei Jahren ins Spanische übersetzt worden ist (mit einem Vorwort von R. Menéndez y Pelayo). Und zwar eine verbesserte Auflage: nicht nur gibt der französische Übersetzer den persönlichen Stil des Verfassers besser wieder als der spanische, sondern Text und Noten haben eine durchgehende Überarbeitung erfahren. Während Ph.-A. Becker in seiner so lebendig geschriebenen, geschmackvollen *Geschichte der spanischen Literatur* (Strafsburg, Trübner, 1904) sich besonders an ein weiteres gebildetes Publikum wendet, setzt Fitzmaurice-Kelly oft genug fachmännische Interessen beim Leser voraus, wie schon aus der 50 Seiten starken, übrigens vorzüglichen Bibliographie hervorgeht. Auch gestattet ihm der Raum — sein Buch hat den dreifachen Umfang des Beckerschen —, nachdrücklicher von den Beziehungen des kastilischen Schrifttums zu den übrigen Literaturen zu sprechen und so dem vergleichenden Literarhistoriker vieles zu bieten. — In der Überarbeitung, die dieser französischen Übersetzung zugrunde liegt, sind z. B. zehn Seiten (115 ff.) über die Romanzen hinzugekommen: in seiner knappen, sicheren Form gibt dieses Resümee des heutigen Standes der Romanzenforschung ein Bild des ganzen Buches: gründliche Sachkenntnis, Genauigkeit im Detail, Klarheit der Disposition.]

Saroïhandy, J., Remarques sur le Poème de Yúçuf (S.-A. aus dem *Bull. hispanique* VI, 182—194). 1904. [S. versucht den Nachweis — und, wie mir scheint, mit Glück —, dafs das *Poema de José* in der Aljamia-Niederschrift des Ms. der Biblioteca Nacional aus dem hocharagonesischen Pyrenäental des Cinca (Gegend von Ainsa) stammt. Das Ms. selbst habe ich seinerzeit in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts gesetzt. S. ist geneigt, es für noch etwas jünger zu halten und es eher dem Anfang des 17. Jahrhunderts zuzuweisen. Zur sprachgeschichtlichen Deutung des Textes bringt er willkommene Beiträge.]

Saroïhandy, J., Du vers des romances espagnoles. 14 S. (S.-A. aus den *Mélanges de philologie offerts à M. F. Brunot*). Paris 1904. [S. nimmt die schon von Damas-Hinard geäufserte und dann auch von Restori vertretene Meinung wieder auf, dafs der kastilische epische Vers aus dem Französischen stamme, und begründet sie neu mit dem Hinweis auf die Vorsetzsilbe des *Verso de arte mayor*. Ich kann ihm nicht folgen und glaube nicht, dafs es seiner sinnreichen Hypothese gelungen ist, die Unregelmäfsigkeit des Versbaus des *Poema del Cid* zu erklären. Des Rätsels Lösung liegt vielleicht in der Auffassung Menéndez Pidals, dafs der uns überlieferte Text des *Poema* eine Prosaauflösung des 14. Jahrhunderts sei.]

Vasile Alexandris Pastelle, aus dem Rumänischen übertragen von Konrad Richter. Berlin, Meyer & Müller, 1904. 38 S. M. 1.

Golschmann, L., Nouveau dictionnaire de poche français et russe, contenant tous les mots indispensables à la conversation familière ainsi qu'aux voyageurs et hommes d'affaires. Vol. I: français-russe. Leipzig, Teubner, 1904. 516 S.

Quellenstudien zu Chamissos Gedichten.

1. Roland ein Rofskamm.

Das aus Ariost entlehnte Gedicht mit dem alliterierenden Titel 'Roland ein Rofskamm' (1832) enthält ebenso wie das Don Quichote-Gedicht eine selbständige Schlufspointe. Eine Episode aus dem 30. Gesang des 'Orlando Furioso' erzählt, wie der Held eine von ihm in seiner Raserei totgerittene Stute an einen Hirten für einen lebenden Gaul einhandeln will und, als dieser auf den ungleichen Handel nicht eingeht, ihm ohne viel Umstände das Haupt abschlägt. Diese rohe, ungefüge Szene reizte den Dichter nicht, sondern die drastische, hochkomische Art, wie der rasende Ritter in seiner Herrenmoral noch den Wert seiner elenden Stute herausstreichen will:

> Jenseits des Flusses liegt sie tot im Feld.
> Du kannst hernach gesund sie wieder pflegen.
> Sonst hat sie keinen Fehl, der mir mifsfällt.

Chamisso gibt das erweiternd wieder:

> Sieh her, die vortreffliche Stute,
> Du kaufst sie, das sag' ich dir!
> Mein Ohm, der mächtige Kaiser,
> Besitzt kein schöneres Tier.
>
> Betrachte den Hals und die Hüften,
> Den zierlichen Gliederbau;
> Kein Fehler an ihr zu rügen,
> Und forschtest du noch so genau.
>
> Ist leider sie tot, was verschlägt das?
> Ein Unglück ist es doch nur,
> Kein Fehler; es lieget das Totsein
> In solcher Stuten Natur.

Dann vergleicht der Dichter mit einer kühnen Wendung ins Literarische die schön gewachsene, aber tote Stute mit Dichtungen, die zwar eine schöne Form, aber nicht die innere Lebenskraft des Erfolges besitzen:

> Ist musterhaft auch geschrieben
> Und regelrecht das Gedicht,
> Wir kaufen die tote Stute,
> Wir lesen die Verse doch nicht.

Ein jetzt unbekannter Berliner Schriftsteller jener Zeit, Adolf Schöll, hat in einem 'Spruch Chamissos' (*Gedichte aus den Jahren 1823—39,* Leipzig 1879, S. 219) denselben Gedanken wiederholt:

Die schöne Form hat ihren Wert —
Wer möchte das bestreiten?
Indessen läſst das schönste Pferd,
Wenn's tot ist, sich nicht reiten.

Chamisso selbst hat in einer Stelle seines '*Tagebuchs*' unter Bezugnahme auf sein Gedicht ein Beispiel dazu gegeben. Die schönen und glatten Verse des '*Alarcos*' von Friedrich Schlegel und des '*Jon*' von seinem Bruder August Wilhelm sind unbekannt geblieben, aber Kotzebues weit weniger schönes, aber dem Zeitgeschmack angepaſstes Drama '*Menschenhaſs und Reue*' hat einen Weltruhm davongetragen. Kotzebue, meint der Dichter, besaſs eben ein Erfordernis, das manchem Vornehmen abgeht (*Werke* III⁵, 27/28).

2. Der vortreffliche Mantel.

Zwei Gedichte Chamissos, 'Der vortreffliche Mantel' und 'San Vito', lassen sich auf bekannte Facetiensammlungen aus der Zeit des Humanismus zurückführen. Der Stoff des 'Vortrefflichen Mantels' findet sich auſser in mehreren lateinischen Fassungen in Paulis *Schimpf und Ernst,* Burkhard Waldis' *Esop,* im '*Wohlgemuth*' und im '*Scherz mit der Wahrheyt*'. Hans Sachs hat den Schwank wohl nach Pauli mit einer kleinen Änderung (Ring für den Mantel) versifiziert.[1] Als anscheinend erster in der neueren Lyrik hat Hagedorn, dem auch eine französische Fassung in Garons *Chasse-ennui* und eine italienische in Guiccardinis *Hore di recreatione* bekannt war, den Schwank in dem zweistrophigen Gedicht 'Reue über eine nicht begangene Bosheit' (*Poetische Werke,* 1800, II, 119) behandelt. Er hat vor allem nur die Pointe der Erzählung herausgehoben und sie in ein Zwiegespräch zwischen der frivolen Frau und ihrer Nachbarin gefaſst. Die Frau, die antikisierend die 'theure Nymphe' und die 'Lais ihrer Zeit' genannt wird, faſst ihre Trauer über den Verlust ihrers Verehrers in die erbaulichen Worte zusammen:

Doch darum kann ich mich nicht fassen,
Daſs ich ihm, als er Abschied nahm,
Da er durch mich um alles kam,
Den schönen Mantel noch gelassen.

---

[1] Vgl. die stofflichen Nachweise von Österley in Paulis *Schimpf und Ernst,* Stuttgart 1866, S. 474, auſserdem Hans Sachs, *Sämmtliche Fabeln und Schwänke* ed. Goetze-Drescher (1890) III, 304, und Jaques de Vitrys *Exempla* ed. Th. Fr. Crane (1890) Nr. 200; zu der Sammlung '*Scherz mit der Wahrheyt*' vgl. Stiefel, *Arch. f. d. Stud. d. n. Spr.* XCV, 70.

Auch Chamisso, dem vielleicht nur die Fassung bei Pauli (Nr. 10) oder eine daraus abgeleitete vorgelegen hat, hat die Tendenz, die ursprünglich derbere Form der Erzählung etwas abzuschwächen. Denn was der alte Facetist von einem leichtsinnigen, adligen Studenten, einer 'Metze' und deren Mutter erzählt, erfahren wir bei Chamisso aus dem Zwiegespräch von Mutter und Tochter über den Jüngling, der, nachdem er alles mit dem Mädchen vertan hat, bis auf den Mantel gerupft werden soll. Während die Mutter die verbuhlte Tochter über den Verlust des Geliebten mit dem Hinweis auf andere Jünglinge zu trösten sucht, erwidert diese bei Pauli zynisch: 'O liebe muter, ich wein nit das er hinweg ist, ich klag den guten mantel mit den silberin stefften, den er antregt, das ich in auch nit verzert hab.' Chamisso läſst sie ziemlich ähnlich sagen:

Liebe Mutter, es fällt mir nicht ein,
  Um ihn zu klagen;
Um den Mantel klag' ich allein,
  Ich will's dir sagen.

Ach, der gute Mantel, beschwert
  Mit silbernen Ketten!
Den behielt er noch unversehrt,
  Wenn den wir hätten!

3. San Vito.

Das Gedicht 'San Vito' gehört stofflich in den Kreis der Heimkehrsagen, und insofern der zu seinem untreuen Weibe heimkehrende Gatte ein Seemann ist, erinnert es uns an die gegenwärtig bedeutendste Bearbeitung dieses der Weltliteratur angehörenden Vorwurfs, an Tennysons *'Enoch Arden'*. In seinem volkstümlichen, knappen, aber inhaltsreichen Stil gemahnt es an die zahlreichen deutschen und französischen Volkslieder, in denen ein Soldat oder Matrose unerwartet zu seinem inzwischen wiederverheirateten Weibe zurückkehrt.[1] Die genaue Vorlage Chamissos ist nicht bekannt, aber nach der mehr humoristisch-satirischen Darstellungsart paſst es am besten zu der Schwankform des Stoffes. In der ersten Facetie (*'Fabula cujusdam Caietani pauperis naucleri'*) seiner berühmten Sammlung erzählt Poggio, wie ein armer Schiffspatron aus Cajeta des Gewinnstes wegen übers Meer zieht und sein junges Weib hilflos zurückläſst, die, nach längerer Zeit an der Wiederkehr ihres Gatten verzweifelnd, mit einem anderen Mann Umgang pflegt. Nach fünf Jahren erscheint der Gatte wieder, betritt verwundert sein verändertes Haus und fragt die erstaunte Frau, weshalb das Haus neu ausgestattet, Zimmer, Bett und Hausrat so schön geschmückt seien, worauf sie sich jedesmal auf die *'dei gratiam'* (*indulgentiam*) beruft. Als er dann nach der Herkunft des kleinen, dreijährigen Knaben fragt

[1] Vgl. darüber R. Köhler, *Kl. Schriften* III, 229 (auch I, 117, 584), und Ulrich, *Französische Volkslieder*, Leipzig 1899, zu Nr. 37 und 71.

und dieselbe Antwort erhält, gerät er über die vermeintliche Güte Gottes in hellen Zorn. Diese Fabel des Poggio erfreute sich bis ins 18. Jahrhundert hinein zahlreicher, oft kürzender Nachahmungen.[1] In der neueren Dichtung scheint Lessing den Stoff zuerst, und zwar direkt nach Poggio, aufgegriffen zu haben. Als 'Faustin' erscheint er unter den *'Fabeln und Erzählungen'* (IV Nr. 8, zuerst in den Schriften 1753), von einer geplanten Behandlung

---

[1] Der Fabel des Poggio steht die Darstellung des Phil. Hermotimus sehr nahe, die unter dem Titel 'De benedictione dei' Frischlins *'Facetiae selectiores'* (1660) angehängt ist, die Erzählung aber nur von einem 'vir quidem' berichtet. Die Fassung Poggios wird im Anhang von Steinhöwels *Esop,* jedoch nicht ganz wörtlich, ins Deutsche übersetzt. Die Cajetaner werden als 'burger von der gemaind ze Venedig (sic!), die iere nerung mit der schiffung und merfarten gewonnen' bezeichnet.

Das Schema der Poggioschen Erzählung (Schiffer, Gottes Segen) findet sich in mehreren deutschen Schwankbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts. In der *'Ergötzlichen burger-lust'* (1659, I Nr. 97, in einer Ausgabe der Bremer Stadtbibliothek, s. a. I Nr. 70) fragt der schon nach drei Jahren heimkehrende Mann nach dem schönen Hause, den Hühnern in der Küche, dem schönen Bett und dem Kind in der Wiege, worauf die Frau jedesmal 'Das Glück hat es beschert' antwortet. Neu ist die rhetorische Schlufswendung. Als der Mann sich beklagt, dafs ihm trotz Mühe und Arbeit vom Glück nichts beschert sei, entgegnet die Frau: 'darum heifst es nicht unrecht das andächtige Weibes-Volk, daher werden wir mehr erhört als ihr Männer und bringen Frucht wie die Ölzweig.' Joh. Peter von Memels *'Lustige Gesellschaft'* (1659, Nr. 659) ist nur ein Auszug aus der vorigen Sammlung. Sehr ähnlich und fast wörtlich übereinstimmend ist auch die Fassung der Sammlung *'Mala gallina, malum ovum. Zweites centifolium hundert ausbündiger Närrinnen'* (c. 1709, S. 23). Das gleiche gilt von dem *'Kurtzweiligen Polyhistor'* (1719). Wieder mehr in der Fassung Poggios steht die Geschichte, die hier in einer 'gewissen Seestadt' spielt, in dem *'Vademecum für lustige Leute'* (1768).

In der Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts begegnet noch eine verwandte Fassung. Bebel erzählt in seinen *Facetien* (I, 62 de quodam lanceario) von einem Landsknecht, der nach über drei Jahren aus Mailand zurückkehrt und zwei Kinder vorfindet. Die Frau begründet unter Berufung auf den Kaplan den Familienzuwachs damit, dafs bei ihr schon der Traum zur Empfängnis genüge, welcher Ausrede der törichte Mann auch Glauben schenkt. Die Version Bebels wird in Jacob Freys *Gartengesellschaft* (1556) ins Deutsche übertragen und in Bretten lokalisiert. Freys Erzählung wird von Dietrich Mahrold (1608) in Reime gebracht, von Hulsbusch (1568) ins Lateinische übersetzt und von Benedikt von Watt (1609) zu einem Meisterlied verarbeitet.

Das hier verwertete Material verdanke ich der Anmerkung Boltes in seiner Ausgabe von Freys *Gartengesellschaft* Nr. 112 (*Bibl. d. Lit. Ver. in Stuttgart,* 1896, Nr. 209), wo auch die näheren Zitate stehen. Nicht zugänglich waren mir die beiden französischen Sammlungen *Dictionnaire d'anecdotes,* 1781 (I, 192), und *Nouveau dictionnaire d'anecdotes,* 1789 (II, 262). Verwandt, aber mit anderer Lösung, ist die Erzählung vom Bootsknecht in Dublin in dem *'Vademecum für lustige Leute'* II, 206 Nr. 291. Im weiteren Sinne verwandt ist auch der weitverbreitete Schwank vom Schneekind (darüber R. Köhler, *Kl. Schriften* II, 564). Beide Gruppen sind in Splettstöfsers Arbeit über den *'Heimkehrenden Gatten und sein Weib in der Weltliteratur'* (Berlin 1899) nachzutragen.

als Hanswurstiade ist das dramatische Fragment 'Das Koboldchen' erhalten. Der nach fünfzehn Jahren heimkehrende Schiffer heifst Faustin in Anlehnung an die mittelalterlichen Schiffbruchlegenden von Faustin, Faustinian oder wahrscheinlicher nach der damals überhaupt beliebten antiken Namengebung. Eigentümlich ist Lessing ein larmoyantes Gebet, in dem Faustin beim Anblick seiner Vaterstadt Gott bittet, seine früheren Sünden nicht an ihm zu entgelten. 'Und Gott erhört den Sünder,' sagt Lessing ironisch, um dann die Pointe scharf in zwei Schlufsversen auszusprechen:

> Er fand sein Weib und seine beiden Kinder
> Und — Segen Gottes! — zwei dazu.

Lessings Darstellung hält sich im wesentlichen noch in den Grenzen der Gellert-Hagedornschen Stilart. Seine lakonische Kürze hat Langbein in dem strophisch gegliederten Gedicht 'Die Gaben des Herrn' (*Gedichte,* 1800, II, 68) durch übertriebene Weitschweifigkeit in das Gegenteil verkehrt. Den Namen Faustin hat er aus Lessing beibehalten, sonst mag ihm eine der in der Anmerkung genannten Prosadarstellungen des Schwanks aus dem 18. Jahrhundert vorgelegen haben. Faustin, ein 'müfsiger Schlaraffe', und seine Frau, die putzsüchtige 'Mimi', überbieten einander an Verschwendungssucht, bis er in Not gerät und seine Frau nach 'langem Kufsgeschnäbel' verlassen mufs. Sie will sich zuerst in ihrem Gram ertränken, stürzt sich aber statt dessen in die Arme eines jungen Herrn der Nachbarschaft, dessen Reichtum schnell aus der 'öden Scheuer' einen Palast macht. Als der Mann nach zwei Jahren zurückkehrt, hüllt sich die Frau in den Mantel christlicher Tugend und Unschuld und antwortet auf die bekannten Fragen stets 'Der Herr hat es gegeben.' Bei dem letzten, höchsten Gnadengeschenk Gottes bricht der Mann in die komischen Worte aus:

> Ich wünschte wenigstens, er hätte huldreich sich
> Mit seinem Kindgeschenk neun Monden noch geduldet.

Trotz ihrer Breite mag uns Langbeins Erzählung den Übergang darstellen zu der von Bürger geschaffenen Erzählungsform der humoristischen Romanze, die hauptsächlich durch eine Angleichung der alten, einfachen Verserzählung an die belebtere, strophisch gegliederte Balladenform charakterisiert wird. Ohne Bürger als Bindeglied ist die Kluft zwischen Langbein und Chamisso in der Behandlungsart unseres Schwankes nicht zu überbrücken. Unabhängig von Lessing und Langbein stellt Chamisso in 'San Vito' ohne die Abschweifungen des einen und ohne die epigrammatische Kürze des anderen den eigentlichen Inhalt der Fassung Poggios wieder her und befleifsigt sich einer gleichmäfsig fortschreitenden, strophisch geschickt verteilten und durch die An-

wendung des Refrains sehr wirkungsvollen Darstellungsart. Die erste, erzählende Strophe führt den nach sechs Jahren zurückkehrenden Mann, dem in der Fremde nichts hat gelingen wollen, in der Ich-Form ein. Dann entwickelt sich ein lebhaftes Zwiegespräch zwischen dem verwundert fragenden Mann und der Frau, die stets die stereotype Antwort gibt:

's ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.

Die Nennung dieses Heiligen kommt in den bis jetzt bekannten Quellen nicht vor. Zuletzt verflucht der zum Hahnrei gemachte Mann in einer sarkastischen Schlufsstrophe den unbequemen Heiligen mit einem kräftigen 'Hole der Hund San Vito!'

4. Die Quelle.

Im Jahre 1827 entstanden nach Hitzigs chronologischem Verzeichnis (*Werke*[5] VI, 341) u. a. die Gedichte 'Verratene Liebe', 'Georgis' und die 'Quelle', von denen die beiden erstgenannten nachweislich neugriechischen Volksliedern in der Sammlung *'Chants populaires de la Grèce moderne'* (1824/25) von Fauriel oder wahrscheinlicher in der deutschen Übersetzung derselben von Wilhelm Müller (1825) nachgebildet sind.[1] Schon in der ersten Sammlung der Gedichte (1831) folgte der 'Verratenen Liebe' das erwähnte kleine Gedicht 'Die Quelle', und da der Dichter geistig Zusammengehöriges oft auch durch die Anordnung auszudrücken pflegte, so liefse sich vermuten, dafs auch die 'Quelle' dem Boden der neugriechischen Volkslyrik entsprossen sei, um so mehr, als inhaltlich und stilistisch ungefähr der gleiche Ton obwaltet. Nun findet sich bei Fauriel II, 412 (bei Müller II, 85) ein stofflich verwandtes Lied '*Τὸ σταμνὶ τσακισμένον*' (*La cruche cassée*). Es enthält die Verabredung eines Jünglings und eines Mädchens, sich am Brunnen zu treffen, und darauf das Zwiegespräch des heimkehrenden Mädchens und seiner Mutter; obwohl sich die Tochter wegen des zerbrochenen Kruges zu entschuldigen versucht, durchschaut die Mutter den wahren Zusammenhang. Sollte sich Chamisso an diesem Liede mit demselben Gedankengang und einer ähnlichen, nur drastischeren Motivierung am Schlufs inspiriert haben? Ist dies der Fall, was natürlich nur als Ver-

---

[1] Vgl. Tardel, *Studien zur Lyrik Chamissos*, Progr. Bremen 1902, S. 20, 29. Über den Stoffkreis der 'Verratenen Liebe' handelt Arnold in der *Ztschr. f. Volkskunde* XII (1902), 155 f. und 291 f.; den dort angeführten Übersetzungen des Chamissoschen Gedichtes kann eine holländische in der Sammlung *'Liederen, naar het hoogduitsch'*, Zwolle 1861, S. 17: Verraden min (nach der Vorrede von T. H. Buser), und eine niederdeutsche in mecklenburgischem Dialekt in der Sammlung *'In korten Tüg'* von Fr. Cammin (1903) hinzugefügt werden.

mutung gelten kann, so hätte er den obscönen Doppelsinn des 'Krugbrechens' durch die Wendung vom leichten und schweren Gang zum und vom Brunnen und durch das Singen der Vögel an der Quelle ersetzt. Dies letztere Motiv erinnert an die Gruppe der 'Nachtigall'-Dichtungen, von denen Boccaccios Novelle (*Decamerone* V, 4) und Vergiers 'Rossignol' in Lafontaines *Contes* die bekanntesten sind, wo es aber in obscöner Fassung erscheint.[1] Man vergleiche:

Fauriel:

'Chère Marion, quand tu vas à l'eau,
dis-moi à quelle heure.
Je serai sur pied, je t'attendrai;
et te casserai ta cruche,
afin que tu t'en retournes vide à ta mère.' —
'Ma fille, où est ta cruche?' —
'Ma mère, j'ai fait un faux pas,
je suis tombée et l'ai cassée.' —
'Ah! il n'y a point là de faux pas,
mais bien plutôt quelque étroite embrassade!'

Müller:

'Maria, wenn du Wasser holst,
So sage mir, zu welcher Zeit,
Damit ich geh' und warte dein.
Dann brech' ich dir den Krug entzwei,
Und leer kömmst du zur Mutter heim.' —
'Mein Töchterchen, wo ist der Krug?' —
'Ich stolperte, mein Mütterchen,
Und fiel und brach den Krug entzwei.' —
'Dich hat ein Mann zu eng umarmt.'

Chamisso:

Unsre Quelle kommt im Schatten
Duft'ger Linden an das Licht,
Und wie dort die Vögel singen,
Nein, das weifs doch jeder nicht!

Und das Mädchen kam zur Quelle,
Einen Krug in jeder Hand,
Wollte schnell die Krüge füllen,
Als ein Jüngling vor ihr stand.

Mögen wohl geplaudert haben,
Kam das Mädchen spät nach Haus:
Gute Mutter, sollst nicht schelten,
Sandtest selbst ja mich hinaus.

Geht man leicht zur Quelle, trägt man
Doch zu Haus ein schwer Gewicht,
Und wie dort die Vögel singen —
Mutter, nein, das weifst du nicht!

Die möglicherweise vom Dichter vorgenommenen Änderungen wären als wertvolle, künstlerisch gelungene zu bezeichnen, doch kann das Gedicht in einen ganz anderen literarischen Zusammenhang gehören.

5. Herzog Huldreich und Beatrix.

Die diesem Gedichte zugrunde liegende, wohl als geschichtlich zu betrachtende Tatsache, die Heirat eines Herzogs und

[1] Darüber vgl. H. May, *Die Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma*, Berlin 1900 (Munckers *Forschungen* Nr. 16), S. 13. Ein französisches Volkslied bei Weckerlin (*L'ancienne Chanson populaire en France*, 1887, S. 280) aus einer Sammlung von 1633, wo das Mädchen auch zum Wasserholen fortgegangen ist, gibt eine sehr derbe Ausmalung des Vogelgesanges. In einem polnischen Volksliede (*Volkslieder der Polen*, von W. P. übersetzt, Berlin 1833: 'Die Zigeunerin') findet das Mädchen nach der Voraussage der Zigeunerin an der Quelle den erträumten Geliebten. Vgl. auch das zweite der von Lessing im 33. Literaturbrief mitgeteilten litauischen Volkslieder. Weiterab liegt Antreaus '*La cruche*' in Lafontaines *Contes* mit anderer frivoler Schlufswendung.

einer Bauernmagd, bezieht sich auf Herzog Ulrich XVIII. von Böhmen und seine Gattin Božena, alias Beatrix. Die Geschichte wird, soweit mir böhmische Geschichtsquellen zugänglich sind, in Dalimils, dem 14. Jahrhundert angehörender tschechischer Verschronik und danach in der mittelhochdeutschen Bearbeitung (*Bibl. d. Lit. Vereins in Stuttgart* Bd. 48 [1859] S. 96) kurz erzählt. Sie steht ferner in der tschechisch geschriebenen, um 1540 entstandenen *Böhmischen Chronik* von Wenzeslaus Hagek und in der deutschen Übersetzung von Johann Sandel (1596, Blatt 129 f.) in gröfserer Ausführlichkeit. Wiederum kurz wird sie in späteren lateinischen Chroniken berichtet, so in der *Historia Bohemica* des Dubravius (Hanoviae 1602, S. 47), in der *Chronica Bohemorum* von Cosma (Hanoviae 1607, S. 131) und in des Bartholdus Pontanus' *Bohemia Pia* (Francofurti 1608, S. 16). Eine kurze Erwähnung findet sich in A. W. Griesels *Mährchen- und Sagenbuch der Böhmen* (Prag 1820) I, 139. Von diesen Darstellungen böhmischer Geschichte ist die Chronik des Hagek-Sandel in der neueren deutschen Literatur am bekanntesten geworden, denn sie enthält die Hauptquelle der Libussa-Dichtungen, deren es vor und nach Brentanos dramatischer Gestaltung viele gegeben hat. Sie erzählt aus dem Jahre 1007, wie Herzog Udalricus bei der Rückkehr von der Jagd im Dorfe Opucžena ein schönes Mädchen am Brunnen waschend trifft. Er läſst sie durch seine Diener nach ihrem Namen fragen, sie antwortet Božena (auf der nächsten Seite wird sie Beatrix genannt; Cosma erklärt: *Bozenam, quod Beatricem interpretatur*). Sogleich ruft der Herzog aus: 'Gläubet mir gewisslichen, das diese mein Weib und Gemahl werden mus.' Am anderen Morgen tun die Diener des Herzogs den Eltern des Mädchens den Willen des Herrschers kund, das Mädchen wird auf ein Roſs gesetzt, an das Hoflager gebracht, in schöne Gewänder gesteckt und von einem Priester mit dem Herzog getraut. Die Adligen des Hofes, empört, eine Bäuerin als Fürstin zu erhalten, werden durch einen Abgesandten bei dem Herzog vorstellig, aber bestimmt abgewiesen. Die Bauernmagd, später die Mutter des Bržetislaw, gewinnt bald durch ihre Herzensgüte die Achtung aller Untertanen. Man könnte sich zwar denken, daſs die behagliche, gemütvolle, wenn auch sehr breite Darstellungsart des alten Chronisten Chamisso zur Behandlung angeregt hätte; wahrscheinlich hat ihm aber eine andere, aus der Chronik abgeleitete neuere Fassung vorgelegen, um so mehr, als im Gedicht einige abweichende Züge vorkommen, so die Auslegung der Namen (Ulrich = der Huldreiche, Beatrix = Heilesbringerin). Das Ideelle des Stoffes, die Ausgleichung des Standesunterschiedes zwischen hoch und niedrig, zog ihn gewiſs an, ebenso das seelische Liebesmotiv: er männlich-entschlossen, sie bescheiden und voller Liebreiz, so daſs die erste Begegnung über die Liebes-

gemeinschaft entscheidet. Die dichterische Ausführung idealisiert bedeutend. Der geschichtliche Ulrich war nichts weniger als ein sentimentaler Liebesheld, denn bevor er die Bauerndirne heiratete, verstiefs er seine Frau wegen ihrer Unfruchtbarkeit, und auch die Heirat und Standeserhebung der Božena ist im Grunde nur ein Akt fürstlicher Selbstherrlichkeit. Chamisso tat daher von seinem psychologischen Gesichtspunkt aus ganz recht, wenn er das Geschichtliche fast ganz in den Hintergrund treten liefs. Er gestaltet ein lyrisches Duett, das zum gröfsten Teil aus einem fortlaufenden Zwiegespräch der beiden Liebenden besteht, in Form und Ton den Stimmungsbildern sehr ähnlich, die er ein Jahr später in dem Zyklus *'Frauenliebe und Leben'* (1830) dichtete, so dafs unsere Romanze als eine Art Vorstufe zu jener gröfseren Dichtung angesehen werden kann.[1] Die Worte der Beatrix:

Gott segne dich und die dereinst
Wird deines Himmels Stern!

kehren in *'Frauenliebe und Leben'* wieder:

Nur die Würdigste von allen
Soll beglücken deine Wahl,
Und ich will die Hohe segnen,
Segnen viele tausend Mal.

Die vorstehenden Zeilen waren bereits geschrieben, als ich durch eine Notiz im *Euphorion* (X, 677) auf die tschechisch geschriebene Arbeit von Ernst Kraus: *'Böhmens alte Geschichte in der deutschen Literatur'* (Prag 1902) aufmerksam wurde. Hier wird (S. 266), wie der Verfasser mir freundlichst mitteilt, neben mehreren anderen epischen und dramatischen Bearbeitungen des Stoffes in betreff Chamissos auf Georg Neumarks *'Verhochteutschte Fryne Bozene'* (1651) und desselben *'Historischen Lustgarten'* (1666) verwiesen, doch bezweifelt Kraus, dafs dies die schwer zu fassende Quelle des Gedichtes sei.

6. Don Raphaels letztes Gebet.

Als politischer Dichter hat Chamisso die grofsen Ereignisse der Zeit, den Sturz Napoleons, die philhellenische Bewegung und besonders die Entwickelung des Liberalismus in Frankreich und den Ausbruch der Julirevolution mit ihren Anzeichen und Folgen auf der Leier begleitet. Ja, er ist dem russischen Revolutionär Bestujeff bis in die Schneefelder Sibiriens gefolgt, nachdem er zuvor die Verbannung eines Anhängers Mazeppas, des Woina-

[1] Vgl. Tardel, *Die Frau in der Lyrik Chamissos,* im *'Janus, Blätter für Literaturfreunde'* Heft 11 (1904), S. 491 f.

rowski, besungen hatte. Auch den spanischen Empörer Raphael Riego y Nuñez, den Helden der auch ins Deutsche übersetzten Riegohymne (so von O. L. B. Wolff, *Halle der Völker*, Frankfurt 1837, II, 29), hat Chamisso im Liede gefeiert. In der Verherrlichung dieses Helden war ihm Wilhelm Müller vorangegangen, mit dem er in der Verehrung Byrons, in der Neigung für Volkspoesie und in der Begeisterung für die Freiheitskämpfe unterdrückter Völker übereinstimmte. Riego wurde, nachdem er sich durch Entfachung eines Aufstandes bis zum Feldmarschall und Präsidenten der Cortes emporgeschwungen hatte, im Kampf gegen die Franzosen besiegt, gefangen genommen, der spanischen Regierung ausgeliefert und am 7. November 1823 durch den Strang hingerichtet. Die freien Rhythmen, die der Sänger der Griechenlieder in der 'Hymne auf den Tod Raphael Riegos' (*Gedichte*, Leipzig 1868, II, 131) unter dem Eindruck des Ereignisses dem Helden gewidmet hat, schildern in kühnem Bilde den Märtyrer der Freiheit am Galgen, fordern in wilder Begeisterung Rache und Gerechtigkeit und verkünden den Ausbruch des Freiheitskampfes — 'der Pöbel wird ein Volk'. Der Dichter trübt aber den Eindruck durch eine Betrachtung über den Wankelmut des Volkes, das an demselben Tage seinen Helden dem Galgen überliefert und seinem heimgekehrten König eine Ehrenpforte errichtet. Weit ruhiger und abgeklärter sind Chamissos, vier Jahre später entstandene Riego-Terzinen, die in die Form eines Gebetes, das der Held vor dem Besteigen des Blutgerüstes an Gott richtet, gekleidet sind. Da ist keine Aufforderung zur Rache, nur Vergebung hat Riego für seine Gegner, die ihn aufs Schafott gebracht haben, aber eine frohe Hoffnung auf das nahe Morgenrot der Freiheit erfüllt ihn, denn sein Opferblut wird die Herzen aller Spanier entflammen und zu endlichem Siege führen. Die Form des Gebetes kehrt noch in der 'Stillen Gemeinde' wieder, dort handelt es sich um die Freiheit der Religion, hier um die politische Freiheit. Man wird sonst nicht häufig in der deutschen Dichtung auf den spanischen Revolutionär stoſsen, Karl Nissel hat ihn zum Helden einer egmontähnlichen Tragödie (1871) gemacht.

7. Die stille Gemeinde.

In Ergänzung meiner früheren Ausführungen über die drei Gedichte von Prutz, Eichendorff und Chamisso über den Meereskult der Bretagner hat K. Reuschel die gemeinsame Quelle dieser Gedichte in einer Stelle von Souvestres *'Derniers Bretons'* (1836) nachgewiesen (*Z. f. d. dtsch. Unt.*, 1900, S. 266). Dazu sei bemerkt, daſs der fragliche Abschnitt aus Souvestre sich schon in einem Aufsatz *'Les poésies populaires de la Basse-Bretagne'* in der

Revue des deux mondes 1834 (3[e] série, t. IV, p. 528) vorfindet, also schon in dieser Form den Dichtern vorgelegen haben kann. Das Gedicht von Prutz *'Bretagne'* (1836) und Eichendorffs *'Stille Gemeine'* hat Chamisso als Redakteur in den *Musenalmanach* von 1837 (S. 227 und 243) aufgenommen. Er kannte also bei der Abfassung seines 1838 entstandenen und ein Jahr später im *Musenalmanach* gedruckten Gedichtes, das die Titelgleichheit mit Eichendorff teilt, aufser der Urquelle die Behandlungen seiner beiden Vorgänger, und seine eigene Darstellung bewegt sich im Gegensatz zu ihnen. In anschaulicher, poesievoller Art berichtet Souvestre, wie sich in Crozon, einem kleinen Küstenort südlich von Brest, dessen Häuser und Kirchen von den Revolutionsheeren zerstört sind, nachts die Fischerbevölkerung in Booten auf dem Meere versammelt und ein Priester angesichts der Meereswogen feierlichen Gottesdienst abhält. Prutz schildert in ernsten Trochäen, im einzelnen mit manchen neuen malenden Zügen, diese ergreifende Handlung und fügt einen erschütternden Schlufs hinzu. Schon Souvestre hatte am Schlufs von den *'grandes menaces de la mer'*, die der stillen Gemeinde drohen, gesprochen und darauf ein wahres Ereignis aus Morlaix erzählt, wo eine nächtliche Prozession von den Revolutionstruppen in einem Hohlweg niedergemetzelt worden sei. Bei Prutz erhebt sich plötzlich ein Unwetter, und die Ufer erglänzen von den Wachtfeuern der kriegerischen Horden, im Wogengebrause und Kugelregen geht die Gemeinde mitsamt ihrem Priester zugrunde. Eichendorff erweitert in seinen balladenartigen Liedstrophen den Vorwurf Souvestres novellenartig, vielleicht nach anderweitiger Anregung, und stellt in Vater und Sohn den Royalisten und den Jakobiner scharf umrissen nebeneinander. Im Gegensatz zu Prutz und Eichendorff vermeidet Chamisso durch engeren Anschlufs an Souvestre alles, was die Einfachheit der Szenerie, die Feierlichkeit der Gottesverehrung und den Glauben an die Macht dieses Gottes irgendwie beeinträchtigen könnte. Wir sollen der Muse seiner Terzinen nach der Bretagne folgen, nicht um Bilder des Blutes, an denen es bei Prutz und Eichendorff nicht fehlt, sondern um Bilder des Friedens zu enthüllen; die Eigenart des Kultus soll für sich allein wirken. Das Zwiegespräch zwischen einem 'Mann des Schreckens', der den Bauern wegen ihres Festhaltens am alten Glauben die Kirchen anzustecken droht, und einem Greis, der stolz antwortet, dafs man ihnen nie die Sterne und damit den Glauben an Gott rauben könne, entspricht dem Gespräch eines Jakobiners und eines Gemeindevorstehers bei Souvestre. Einige Einzelheiten weisen, wie Reuschel angeführt hat, auf Eichendorff. Am Ende der ungestörten, heiligen Handlung spricht der Priester ein längeres Gebet, das das Vaterunser und biblische Wendungen paraphrasiert.

8. Das Lied von der Weibertreue.

Der Stoff dieses Gedichtes führt vom Altertum über Lafontaine zu Chamisso. Petronius, der Günstling Neros, hat dieser Erzählung von vermutlich hohem Alter zuerst literarische Gestalt gegeben. Lessing, der sich mit der Dramatisierung des Stoffes beschäftigte, hat sie mit Recht die bitterste Satire genannt, die jemals gegen den weiblichen Leichtsinn geschrieben sei. Eine Matrone in Ephesus will, untröstlich über den Verlust ihres Gatten, in einem Grabgewölbe des Hungertodes sterben. Ein Soldat, der in der Nähe einen toten, am Galgen hängenden Räuber bewacht und eines Nachts Licht in der Grabkammer bemerkt, eilt hinzu, reicht mitleidig zuerst der Magd, dann der klagenden Frau Speise und Trank und gewinnt schliefslich ihre Liebe. Als der Soldat entdeckt, dafs der Leichnam inzwischen gestohlen ist, will er sich selbst töten, da er nach dem Gesetz dem Tode verfallen ist. Aber die Witwe rettet ihren lebenden Gatten, indem sie den Körper des toten an den Galgen hängen läfst. Dieser Erzählung verdankt Lafontaine den Stoff seiner Conte *'La Matrone d'Éphèse'*, in der das antike Kolorit nach Möglichkeit gewahrt bleibt. Der gewandte Dichter lehrreicher Fabeln und frivoler Contes erzählt die Geschichte in fliefsenden, prickelnden Vers libres, anfangs ziemlich ausführlich, dann schnell zu dem effektvollen Schlufs eilend; ironische Bemerkungen über die Untreue und den Wankelmut der Frauen durchziehen das Ganze. Der Dichter will das Vergehen dadurch mildern, dafs die Sklavin den sittenlosen Vorschlag macht und die Herrin nur einwilligt. Damit stimmt denn auch die moralische Auffassung, die der Dichter des Zeitalters Ludwigs XIV. ungeschminkt genug am Ende verrät, und die auf eine Rechtfertigung des Verhaltens der Witwe hinausläuft — *mieux vaut goujat debout qu'empereur enterré.* Lessing und Heinse, der Übersetzer Petrons, haben darüber nicht viel anders geurteilt. Es scheint, dafs Chamisso diese Ansicht ebenfalls geteilt hat, wenn auch nur vom Standpunkt des objektiven Denkers aus. Denn er hat seinem Gedicht die Anfangsverse von Lafontaines Gedicht als Motto vorangestellt, in denen die Erzählung als *'un conte usé, commun et rebattu'* bezeichnet wird. Das rein Stoffliche mag Chamisso ebenfalls aus dem französischen Fabulisten geschöpft haben, doch läfst die grofse Verschiedenheit der Bearbeitung sowie einige neue Nebenmotive auf Benutzung einer anderen Quelle schliefsen. Er hat zwar den Inhalt beibehalten, aber die Personen sind von Ort und Zeit losgelöst und sehr modernisiert — es gibt da nur die Frau und deren Amme, der erste Mann der Frau ist ein Hauptmann, der Soldat ein Landsknecht. Wie bei Lafontaine ist es die Amme, die den Ratschlag des Leichentausches gibt, doch will diese Milderung gegen andere

rohe Züge nicht viel bedeuten. Einige Verse, wie 54 f., 61 f. und 83, könnten noch einen wörtlichen Anklang an die Conte enthalten. In zwei sekundären Motiven ist Chamisso über Petron-Lafontaine hinausgegangen und nähert sich in dem einen den mittelalterlichen Darstellungen des Stoffes. Ein Zug, der die Liederlichkeit der Witwe bis zur Gemeinheit steigert, findet sich schon in der Darstellung des Romans von den *Sieben weisen Meistern.* In der französischen und deutschen Fassung desselben hat der die Wache haltende Ritter (Landsknecht) bemerkt, dafs dem Räuber zwei Zähne fehlen, worauf die Frau der Leiche ihres Gatten zwei Zähne mit einem Stein ausschlägt, um den Betrug zu verdecken. Ähnliches berichten auch die *'Cento Novelle Antiche'* (No. 59), die Chamisso für den 'Vertriebenen König' benutzte. Aufserdem treffen wir ein bisher nicht belegtes Motiv im Gedicht an: der Hauptmann hat den am Galgen hängenden Räuber verfolgt und ist im Kampfe gefallen, der Landsknecht erkennt in ihm am Schlufs seinen früheren Führer.

In der künstlerischen Behandlung entfernt sich Chamisso ebenfalls um ein bedeutendes von Lafontaine. Er übernimmt nichts von der Eleganz und Grazie, nichts von den Reflexionen, nichts von der verschleierten Frivolität des Franzosen. Rabelais oder Juvenal hätten eher bei dem Gedicht Pate stehen können als Lafontaine. Chamisso wendet den rücksichtslosesten Realismus an, der die menschliche Natur als rohe Begierde enthüllt. Gleichsam als sezierender Naturforscher, als empirischer Philosoph führt er die Novelle auf die zwei Urtriebe der menschlichen Natur, auf Hunger und Liebe, zurück. Die dafür gewählte Form ist ein Mittelding zwischen der grotesken Schauerballade und der komisch-satirischen Verserzählung, alles ist halb barock und abgerissen, halb grausig-furchtbar, mit Sarkasmus untermischt, hingeworfen. Die strophische Einteilung begleitet der Refrain, ähnlich wie im 'San Vito'. Die einleitenden Strophen führen uns unmittelbar in die Situation ein, hier der am Galgen Posten stehende Soldat, dort die im Grabgewölbe neben ihrem toten Mann trauernde Frau. Der erste Teil des Gedichtes baut sich ganz auf dem Thema vom Hunger auf. Dazu pafst der dreizehnmal, sei es von der Amme, sei es von der Frau, wiederholte Refrain 'Es plagt mich sehr der Hunger', in den auch der Soldat miteinstimmt. Mit besonderem Gefallen führt der Dichter aus, wie der derb-gesunde Landsknecht sein einfaches Mahl hervorzieht, mit Behagen ifst und trinkt und den hungernden Frauen davon etwas anbietet, wie die Amme zuerst etwas nimmt und ihrer Herrin zuredet. Sobald der Hunger gestillt ist, geht die Schilderung auf das Liebesthema über, wobei der passende Refrain 'Du lieber, lieber Landsknecht' zehnmal von den Lippen der Frauen wiederholt wird. Der Soldat ist ein stürmischer Ver-

führer und gewinnt das Weib bald, doch deutet Chamisso nur an, was Lafontaine unzweideutig sagt: *Elle écoute un amant, elle en fait un mari.* Diese tierisch sinnliche Liebe kennt keine Schranken, und der Leichentausch erfolgt ohne viel Überredungskunst. Dann schliefst der Dichter mit den höhnischen Worten:

> Und streift nun der Wind die Heide entlang,
> So geben die Knochen gar guten Klang
> Zum Lied von der Weibertreue.

Der Dichter ist zu sehr Künstler, er gibt weder eine moralische Rechtfertigung noch eine Verurteilung. Das Gedicht ist meines Erachtens nicht so schlecht, wie der Dichter selbst nach einer Briefstelle vom 10. April 1830 annahm, wenn er schreibt: 'Weibertreue' und 'Frühlingslied' sind nur mitgegangen (nämlich in den *Berliner Musenalmanach* von 1830), um Zeugnis abzulegen, dafs das Beste schon bei den Akten lag (*Deutsche Dichtung* IV, 303).[1]

9. Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes, spanischer Grande.

Diese umfangreiche Terzinendichtung, die schon durch ihre prunkvolle Überschrift auf den spanischen Adelsstolz hinweist, von dem sie handelt, ist unzweifelhaft nach der Novelle *'El verdugo'* von Balzac geschaffen worden, wie bereits Xavier Brun in seiner Chamisso-Biographie angemerkt hat.[2] Die Novelle ist nach Charles de Lovenjoul (*Histoire des œuvres de H. de Balzac*, Paris 1879, S. 183) im Oktober 1829, nicht 1820, wie die definitive Ausgabe fälschlich angibt, entstanden und zuerst unter dem Titel *'Souvenirs soldatesques. El Verdugo; guerre d'Espagne (1809)'* in der Zeitschrift *'La Mode'* (29. Januar 1830) erschienen. Die hier gegebene Bemerkung: *Le respect dû à des infortunes contemporaines oblige le narrateur à changer le nom de la ville et de la famille dont il s'agit* würde auf die geschichtliche Wahrheit der Erzählung, wenigstens ihrem Kern nach, schliefsen lassen. Die Novelle ging 1831 in die Sammlung der *'Romans et Contes philosophiques'* über, woraus sie Chamisso vermutlich kennen lernte, der sie im Mai 1832 bearbeitete und sie im folgenden Jahre im *Musenalmanach* veröffentlichte, jedoch ohne Quellenangabe. Im Jahre 1846 nahm Balzac die Novelle in die erste Ausgabe seiner

---

[1] Über die Stoffgeschichte der Matrone von Ephesus vgl. Benfey, *Pantschatantra* I, 460, und Ed. Grisebach, *Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltliteratur*, Berlin 1886, besonders S. 79, 91, 104 und 127; Er. Schmidt, *Lessing* II, 81 f.; ferner R. Köhler, *Kl. Schriften* ed. Bolte II, 564 und 583.

[2] Eine unbedeutende Nachahmung in Prosa gab ohne Quellenangabe vor etwa zwei Jahren S. Dommershausen im *Bremer Courir* unter dem Titel *'Der Stammhalter'*.

grofsangelegten *'Comédie humaine'* und zwar in den zweiten Teil, den *'Etudes philosophiques'*, auf (*Œuvres complètes* Band XVI, S. 214 f.). Man mufs den philosophischen Grundgedanken der Dichtung, der indes nicht aufdringlich hervortritt, das starre Festhalten des Menschen an der Erhaltung seiner Rasse und seiner Familie, im Auge behalten, um an der grausigen Dichtung, der grausigsten, die Chamisso behandelt hat, Interesse gewinnen zu können. Nur damit ein einziger das Geschlecht fortpflanzen kann, wird eine ganze spanische Grandenfamilie hingeschlachtet; es ist vielleicht die stärkste Geschichte, die je von dem sprichwörtlichen spanischen Adelsstolz erzählt worden ist. Zugleich ist sie ein entehrendes Beispiel französischer Grausamkeit, ein Punkt, den Balzac freilich nicht betont, denn im Grunde zwingt doch der französische Machthaber den Spanier zum Vater- und Familienmord.

Chamisso beginnt abweichend von Balzac mit dem für deutsche Leser nötigerem Hinweis auf die Erhebung der Spanier, als Napoleon I. den usurpierten Thron Spaniens seinem Bruder Joseph gegeben hatte. Balzac fängt seinerseits sogleich mit einer Schilderung des Schlosses Menda, dem Schauplatz der Begebenheit, an: es liegt auf einem Felsen, zu Füfsen die kleine Stadt, in der Nähe das Meer, dessen leises Rauschen man vernimmt, darüber ein schöner, klarer Abendhimmel. Dann erzählt er: Heitere Tanzweisen ertönen aus dem Schlosse des altadligen Marquis de Léganès, ein französischer Offizier steht allein, in Gedanken versunken, auf der Terrasse, es ist Victor Marchand. Da der kommandierende General G..t..r eine geheime Empörung der Spanier befürchtet und eine gleichzeitige Landung der mit Spanien verbündeten Engländer an der Küste möglich ist, so hat er ein Bataillon Besatzungstruppen unter Leitung Victor Marchands nach Menda gelegt. Obwohl dem Marquis nicht ganz zu trauen war, hat Victor die freundliche Einladung auf das Schlofs angenommen. Während der Festlichkeit haben ihn die traurigen, mitleidsvollen Blicke Claras, der ältesten Tochter des Marquis, nachdenklich gestimmt; als Sohn eines Pariser Epiciers kann er sich auf die Hand der adelsstolzen Marquistochter kaum Hoffnung machen. Denselben Inhalt bringt Chamisso (V. 7—24), wobei der eine Gedanke mehr, der andere weniger hervortritt, nicht immer so präzise und nicht in derselben Reihenfolge wie in der Novelle. Der französische Offizier heifst nur Victor, seine bürgerliche Abkunft wird nicht erwähnt, der Name des Generals wird begreiflicherweise ausgelassen. Chamisso nimmt abweichend von Balzac von vornherein eine innige Liebesneigung Victors zu Clara an und setzt dies Motiv durch die ganze Dichtung fort. Plötzlich sieht Victor, fährt Balzac fort, überall Lichter aufblitzen, obwohl er dies trotz der *'fête de Saint Jacques'* verboten

hatte, und ein ihn begleitender Soldat teilt ihm seine Vermutung über einen bevorstehenden Aufstand mit. Chamisso bringt diese Beobachtungen zusammen in der Anrede des Soldaten an den Offizier, die Feuer brennen 'wider Ordnung' zur Feier der 'Johannisnacht' (V. 29). Den Ausbruch der Empörung, die Tötung des Soldaten neben Victor, die drohende Landung der Engländer schildert Chamisso ein wenig ausgeführter als die Vorlage. Clara mahnt den fast umzingelten französischen Offizier zu schleuniger Flucht auf dem unten am Felsen bereitstehenden Andalusier ihres Bruders Juanito (= Cham. V. 46 f.). Der Schauplatz der Handlung wird für kurze Zeit in das Hauptquartier des Generals G..t..r verlegt, wohin sich Victor hat retten können. Den knappen Bericht seiner Niederlage *'Je vous apporte ma tête'* gibt Chamisso gut wieder:

> 'Ich bringe dir mein Haupt, mein Haupt allein,
> Sonst keines, was du mir vertrauet hast.'

Der General verzeiht, indem er dem Kaiser das Urteil über den Offizier überläſst, rückt schnell zum Entsatz heran, und da die Engländer die erwarteten Truppen nicht landen, wird Menda schnell gewonnen. Da die Spanier den Krieg *'à la façon des sauvages'* führen, beschlieſst der General, eine beispiellose Rache zu nehmen: zweihundert Soldaten werden sofort erschossen, die Stadt wird nur durch die Übergabe des Schlosses und seiner Bewohner vor der Plünderung bewahrt. Von diesen militärischen Maſsregeln teilt Chamisso nur die wichtigsten Züge mit. Die Hauptrache ist für die Familie der Légañès aufgespart, alle Mitglieder werden geknebelt in den Tanzsaal geführt, und der General befiehlt einem Henker, so viele Galgen zu errichten, als das Schloſs Insassen hat. Chamisso betont mehr als Balzac das Mitleid, das dies harte Schicksal der Familie verdient, selbst der Henker rüstet sich mit Widerstreben zu einem so ruchlosen Verbrechen. Dann naht sich Victor dem General mit einem Gnadengesuch, dieses Zwiegespräch zwischen dem gerührt bittenden, jungen Offizier und dem grausamen, sarkastischen General ist bei Balzac von einer schlagenden Kürze, die Chamisso in gleich treffender Weise zum Ausdruck bringt (V. 106—128). Die Bitte, wenigstens einem einzigen Spröſsling als Träger des Familiennamens das Leben zu schenken, wird unter der furchtbaren Bedingung gewährt, daſs derselbe das Amt des Henkers an den anderen übernehme. Victor teilt zunächst Clara die unmenschliche Forderung mit. Zwischen der Erteilung des grausamen Befehls und seiner Ausführung schiebt Balzac geschickt als retardierendes Moment eine kurze Charakteristik der einzelnen Familienmitglieder ein, die Chamisso fortläſst. Clara ist in Gestalt, Teint, Haar und Auge ganz Spanierin, der älteste Sohn Juanito hat die Züge der altspanischen Grandezza, Philippe ähnelt Clara,

der achtjährige Raphael mit einem gewissen Ausdruck römischer Standhaftigkeit erinnert Balzac an die Kinderbilder Davids, und der alte weiſshaarige Marquis gemahnt ihn an die Porträts spanischer Granden von Murillo. Clara gewinnt zuerst die Fassung wieder, stürzt zu den Füſsen ihres Vaters und bittet ihn, Juanito zu befehlen, das Schreckliche auszuführen, der aber abweisend mit dem Kopfe schüttelt. Erst als Clara ihn anfleht, sie nicht den Franzosen auszuliefern, was Chamisso im Hinblick auf Victor weiter ausführt, erst als ihm die ganze Familie zu Füſsen liegt und der Vater das entsetzliche 'Ich befehle es dir' ausstöſst, gibt er der Mutter durch ein Zucken der Augenbrauen seine Einwilligung kund. Der Schluſs der Novelle bei Balzac sei wörtlich mit einigen Varianten mitgeteilt:

Clara s'élança la première vers son frère. 'Juanito, lui dit-elle, aie pitié de mon peu de courage! commence par moi!' En ce moment, les pas précipités d'un homme retentirent. Victor arriva sur le lieu de cette scène. Clara était agenouillée, déjà son cou blanc appelait le cimetierre. L'officier pâlit, mais il trouva la force d'accourir. Le général t'accorde la vie si tu veux m'épouser, lui dit-il [à voix basse]. L'Espagnole lança sur l'officier un regard de mépris et de fierté. — Allons, Juanito! dit-elle d'un son de voix profond. Sa tête roula aux pieds de Victor. La marquise de Légañès laissa échapper un mouvement convulsif en entendant le son lourd du cimetierre [le bruit]; ce fut la seule marque de sa douleur. — Suis-je bien comme ça, mon bon Juanito? fut la demande que fit le petit Raphaël [Manuel] à son frère. — Ah! tu pleures, Mariquita! dit Juanito à sa sœur (*vgl. Cham. V. 211*). — Oh! oui, répliqua la jeune fille. Je pense à toi, mon pauvre Juanito; tu seras bien malheureux sans nous! Bientôt la grande figure du marquis apparut. Il regarda le sang de ses enfants, se tourna vers les spectateurs muets et immobiles, étendit les mains vers Juanito, et dit d'une voix forte: Espagnols, je donne à mon fils ma bénédiction paternelle! — Maintenant, *marquis*, ... frappe sans peur, tu es sans reproche. Mais, quand Juanito vit approcher sa mère, soutenue par le confesseur: Elle m'a nourri! s'écria-t-il. Sa voix arracha un cri d'horreur à l'assemblée. Le bruit du festin et les rires joyeux des officiers s'apaisèrent à cette terrible clameur. La marquise, comprenant que le courage de Juanito était épuisé, s'élança d'un bond pardessus la balustrade et alla se fendre la tête sur les rochers. Un cri d'admiration s'éleva. Juanito était tombé évanoui.

Hier zeigt sich Balzac als der gröſsere Künstler, indem er bei den einzelnen Hinrichtungen nur ganz kurz verweilt und durch eine Reihe rührender und heldenhafter Züge — die stolze Ablehnung der Bewerbung Victors durch Clara, die naiven Äuſserungen der jüngeren Geschwister Juanitos, die Erteilung des väterlichen Segens an diesen und seine Ernennung zum Marquis, seine Mutlosigkeit beim Anblick der Mutter und deren Selbstmord — das Grausige der Szene mildert. Chamisso ergeht sich leider in einer zu breiten Ausmalung der einzelnen Vorgänge (V. 193—268); von Mitgefühl überwältigt, sieht er bei jeder Hinrichtung das Beil auf den Block fallen und dichtet eine Terzine darüber. Als Ganzes betrachtet, würde Chamissos Nachahmung,

so gut auch einzelne Abschnitte gelungen sind, durch strafferes Zusammenziehen der einzelnen Handlungen sehr gewonnen haben.

10. Idylle (aus der Tongasprache).

Herder glaubte zwar in seiner Volksliedersammlung wirklich echte 'Lieder der Wilden' geben zu können, aber seine aus dem Französischen des Parny übertragenen madagassischen Lieder sind wahrscheinlich eine Fälschung à la Macpherson. Goethe übersetzte aus Montaignes *Essais* und zwar aus dem über die Kannibalen handelnden Kapitel zwei aus Brasilien stammende wirkliche Volkslieder dieser Art ('Todeslied eines Gefangenen' und das 'Liebeslied eines amerikanischen Wilden'). Doch erst Chamisso konnte auf diesem so schwer zugänglichen Gebiete wirklich an der Quelle schöpfen. Er hat uns aus den von ihm besuchten Gegenden des Stillen Ozeans, wenn wir von den winzigen Liedchen aus Radack absehen, drei Volkslieder aus dem Malaiischen und ein mehr episches Gedicht aus der Tongasprache vermittelt. Den malaiischen Nachbildungen (1822) setzte er eine kurze Vorbemerkung voraus, in denen er die Pantuns, so werden die Volkslieder dieses Volksstammes genannt, mit deutschen Volksliedern, namentlich dem Schnadahüpfl-Typus, verglich und auf das Gemeinsame des Inhalts und der Form hinwies, doch reichte für eine eingehende Vergleichung das vorhandene Material nicht aus. Er benutzte dazu hauptsächlich William Marsdens *Grammar of the Malayan language* (London 1812), besonders den Abschnitt über die Metrik der Pantuns. Hier findet sich auch der Urtext und eine englische Übersetzung des in der Einleitung mitgeteilten Liedchens *'Kắlau túan'*. Letztere lautet: *'If you precede me in walking, seek for me a leaf of the kambōja-flower* (*plumeria obtusa, planted about graves*)*; if you should die before me, await my coming at the gate of heaven'* (S. 132). Es zeigt den Dichter, wenn er für die genannte Pflanze in der Übertragung 'Rosmarin' einführt. Später gab Chamisso in den 'Bemerkungen und Ansichten' zur Weltreise eine allgemeine Charakteristik von Land und Leuten des malaiischen Sprachgebietes. Die dort genannten Schriften (*Werke*[5] IV, 49), namentlich die *Asiatic Researches* und das *Asiatic Journal,* dürften für die Feststellung der Originale der drei übersetzten Lieder ('Genug gewandert'; 'Die Korbflechterin'; 'Totenklage') durchzumustern sein.

Auch über die gleichfalls zum malaiischen Sprachsystem gehörende Tongasprache hat der Dichter in den 'Bemerkungen und Ansichten' in Kürze gehandelt (*Werke*[5] IV, 57 f.). Das grundlegende Werk über diese Sprache ist Mariners *Account of the natives of the Tonga Islands,* herausgegeben von John Martin (London, 2. Aufl., 1818), das in seinem ersten Teile die Erlebnisse

und Beobachtungen des Kapitäns Mariner enthält und eine Quelle für Byrons 'Insel' ist, in seinem zweiten eine ausführliche Grammatik und ein Lexikon der Sprache der Eingeborenen bietet. Hier nun findet sich eine freiere englische Übersetzung (I, 293 f., Kap. 9) und der Originaltext nebst wörtlicher englischer Wiedergabe (Bd. II, 377 f.) der von Chamisso gelieferten Nachbildung. Mariners Buch ist auszugsweise in der *'Neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde'*, herausgegeben von F. J. Bertuch, ins Deutsche übersetzt erschienen (Weimar 1819). Hier werden (S. 269 f.) Zweifel geäufsert, ob etwa Mariner bei dem Tongalied Änderungen vorgenommen hat. Die wörtliche englische Übersetzung lautet:

We remained about Vavaoo Tooa Licoo, when said to us the women.

Let us go (a) walk to Licoo,[1] that (we may) behold the going down (of) the sun: we (will) listen to the singing (of) the birds, and the lamentations (of) the wood-pigeon.

We (will) gather flowers near the precipice at Matawto.

We (will) remain, and we (will) share out the provisions brought us from Licoo One.

We will bathe in the sea, and (will) rinse in the Vaoo Aca, and we (will) anoint (with) oil sweet-scented: we (will) string flowers, and we (will) plait the chi[2] (which) we (have) plucked from Matawto.

Whilst (are) standing we upon the precipice at Ana Manoo, we (will) look down without breath, in the distance (upon) the sea below.

As our minds (are) reflecting, the great wind whistles towards us from the great (lofty) Toatrees[3] in the inland upon the plains.

Is (to) me (the) mind large, beholding the surf below, endeavouring in vain to tear away the rocks firm.

Our state, when thus employed, will be indeed happy in comparison with the state of those engaged in the common affairs of life [at the the Mooa].[4]

(It) is evening, (let) us go to (the) Mooa: hark! there sounds to me the band of singers: are they practising a bo-oola[5] to perform to night at the Malái 'at Tanea?

Let us go there.

Not shall we think (by periph. we shall deeply think) to our former state (of affairs) whilst not yet (had) torn the war our land.

Alas! (it) is a thing terrible, the war; behold is bushy (over-grown with weeds and bushes) the land, and are dead sadly many men.

Are remaining unsettled there our chiefs; not shall they much wander singly (by) the moonlight to their mistresses.

Desist us reflecting: how can it be helped, is (at) war our land!

The land (of) Fiji has brought the war to our land (of) Tonga, and (as) it is, let us act accordingly like them (i. e. like the Fiji people).

Desist us (being) melancholy (i. e. let us be merry), we (shall be) dead perhaps to-morrow.

Let us dress (with) the chicoola, let us bind our waists with tapa (of) gnatoo:[6] we (will) put on the head-dress (made of) strung jiale-

---

[1] *Bei Chamisso in der Anmerkung erklärt.* [2] chi, *Name einer Pflanze.* [3] *Eine Baumart* (casuarina). [4] *Hauptstadt* = urbs; *vgl. Chamissos Anmerkung*; *der Absatz ist nur in der etwas freieren Übersetzung wiedergegeben.* [5] *Eine Art Fackeltanz.* [6] substance used for closing, prepared from the back of the chinese paper mulberry tree, and imprinted.

flowers; and (put on) our neck-laces (of) the hooni-flower to shew off our sun-coloured skins.

Listen to the applauses (of) the multitude (i. e. mark how they praise us).

Now is ended the oola; and (they) are distributing the materials (of) our feast: let us go to-morrow to the Mooa.

Not (are) eager towards us (meaning, are very eager) the (young) men begging our wreaths (of) flowers, and thus their flattery towards us.

They (are) not beautiful, our (young) women (coming) from Licoo, not good their skins sun-coloured (by periph. our young women are exceedingly beautiful, the complexion of their skins is very good ...); is to be compared their fragrance, with the precipice at Mataloco, and Vy-booa: I am anxious to go Licoo: let us go (we) ourselves to-morrow.

Chamisso erkannte in der Widmung an Ottilie von Goethe, in deren Zeitschrift *'Chaos'* das Gedicht zuerst erschien, ausdrücklich die Schwierigkeit an, in einer Kultursprache die 'kindergleichen Laute der Natur' nachzuahmen. Den Inhalt und das eigenartige Gepräge des Liedes hat er in seinen reimlosen, fünffüſsigen Trochäen getreu wiedergegeben, im Ausdruck und Satzbau muſste er sich erklärlicherweise gröſsere Freiheiten gestatten, und die inhaltsreiche, sprachliche Kürze des Originals konnte nicht erreicht werden. Wenn er eine Stelle in Anlehnung an das Horazische *'Carpe diem'* mit 'Lasset uns des flücht'gen Tags genieſsen' (V. 44) übersetzt, so ist das eine etwas zu weit gehende Freiheit. Das Gedicht selbst ist treffend als 'Idyll' bezeichnet. Es ist ein Stilleben aus Polynesien mit allem Spezifischen dessen, was die Natur des Bodens und die einfache Kulturstufe seiner Bewohner bieten kann, und man versteht es, wie sich Chamisso der mit Unrecht sogenannten 'Wilden' vorurteilsfrei annehmen konnte.

Bremen. H. Tardel.

Hrotsvits literarische Stellung.

(Schlufs.)

6. Der Mimus im Ruodlieb.

Hier wäre die Stelle gekommen, wo wir uns der Zeitfolge nach endlich zu Hrotsvit wenden könnten. Wir wollen jedoch lieber fürs erste an ihr vorübergehen, um eine spätere Dichtung zu betrachten, die ganz und gar vom Mimus durchtränkt ist. Ich meine den Ruodlieb. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, den alten Streit für oder wider Froumund aufzunehmen, obwohl auch diese Sache vielleicht durch das Ergebnis, das wir erzielen werden, gefördert werden könnte. Uns interessiert hier nicht die Frage: wer war der Dichter? sondern die andere: wie hat er gearbeitet? Und selbst da werden wir uns auf die eine Hälfte beschränken und die andere auf später versparen müssen. Hier soll nur kurz das Resultat der Analyse hingestellt werden. Die Formel lautet: die Szenen der Rahmenerzählung sind möglichst nach dem Vorbilde des Waltharius komponiert — das hat Kögel wenigstens hier und da geahnt; die Lehren des Königs dagegen und die Binnenerzählung stammen vom Mimus — das hat Seiler gesehen, aber nicht genügend ausgenutzt.

Zuvor aber ein Wort über Seilers Ausgabe. Sie ist bei ihrem Erscheinen nicht sehr freundlich behandelt worden, und es ist ja wahr, dafs Laistner mit seiner Anordnung der Bruchstücke gegen Seiler im wesentlichen recht behalten hat Aber in der Sauberkeit des Textes, in der liebevollen Erforschung und Feststellung von tausend kleinen Einzelheiten, an denen denn doch schliefslich wieder das Ganze hängt, ist sie geradezu mustergültig, zumal wenn man die Verhältnisse in Anschlag bringt, unter denen sie entstanden ist, und worüber die Vorrede bewegliche Auskunft gibt. Auch was die Weise betrifft, wie all die novellistischen Stoffe, die der Dichter teils bearbeitet hat, teils bearbeiten wollte, ihm zugekommen sind, zeigt Seiler durchaus richtigen Instinkt. Zuerst führt ihn freilich (S. 73) die nahe Verwandtschaft des irisch-cornischen Märchens mit der Erzählung vom Rotkopf auf den mehr als abenteuerlichen Gedanken, die Verbindung der oberdeutschen Klöster mit Irland sei schuld; er läfst ihn aber sogleich wieder fallen, um auf *mimi* und *ioculatores* als Vermittler zu raten — von denen er nur nicht genug weifs.

Charakteristisch ist zumal die Geschichte mit dem Rotkopf. Sie umfaſst die drei ersten Weisheitslehren:

1. trau keinem rothaarigen Mann;
2. reite nie durchs Kornfeld, auch wenn die Straſse schmutzig ist;
3. kehre da ein, wo der Mann jung, die Frau alt ist, nicht umgekehrt.

Als Ruodlieb nicht mehr weit von Hause ist, drängt sich ein Rotkopf ihm als Begleiter auf und benutzt die erste Gelegenheit, die sich bietet, dem Ritter seinen Mantel zu stehlen. Als sie beide zugleich ins Dorf einreiten, hält Ruodlieb sich auf der Landstraſse; dem Roten ist der Weg zu schlecht, er reitet durch die Saat, kriegt Prügel und schimpft hinterdrein. Als sie Herberge suchen, kehrt Ruodlieb bei einem jungen Knecht ein, der nach des alten geizigen Bauern Tode die Witwe geheiratet hat; der Rote fragt, ob es nicht einen alten Kerl im Dorfe gebe, der eine hübsche junge Frau habe — und auch er findet, was er sucht. Das Folgende wird von dem Gegensatz in den beiden Bauernhäusern beherrscht; wir brauchen hier nur die Herberge des Roten. Der poltert, verlangt alsbald in frechem Ton zu seiner 'Base' (*neptis,* 'Niftel', im weiteren Sinne als unser 'Nichte'), der er Botschaft von den Eltern bringe. Der Bauer glaubt erst, mit einem Verrückten zu tun zu haben, gibt aber schlieſslich der Gewalt nach und ruft seine Frau heraus. Die ist sofort mit dem Roten im Einverständnis, und er verabredet mit ihr, er wisse ihr einen frischen jungen Burschen, der sie 'erlösen' wolle. Sie solle sich bereit halten und in der Frühe auf ein gegebenes Zeichen heraustreten; dann werde der sie entführen. Zum Lohn für seine Vermittelung solle sie sich vorher, gleich diese Nacht, ihm selber hingeben. Sie schlägt mit Freuden ein und übertrumpft seine Worte noch. Im Hause kümmert sie sich nicht ums Abendbrot, sondern hat nur Sinn für ihre verliebten Schäkereien. Der Mann verbietet ihr solche Frechheit; aber es ist umsonst. Er tut, als gehe er auf den Abtritt; in Wirklichkeit beobachtet er die beiden durchs Astloch, während sie, nach ihrer Meinung unbeobachtet, ihr Spiel noch ärger treiben. Der Mann kommt wieder herein und fährt mit einem Donnerwetter dazwischen; auch jetzt zeigt das Pärchen nicht die leiseste Spur von Scham. — Das Folgende ist verloren: wir sehen, der Alte hat das Paar in der Nacht in flagranti ertappt und ist dabei von dem Roten auf den Tod verwundet worden. Er läſst den Priester rufen, beichtet, verzeiht seinen Mördern und stirbt. Bei der Verhandlung unter der Dorflinde, wobei auch Ruodlieb erscheinen und Zeugnis geben muſs, wird der Frau, die in Tränen zerflieſst und sich selber anklagt, das Leben geschenkt; das Schicksal des Roten scheint besiegelt,

doch hält Kögel (I 380) es 'bei der groſsen Humanität und Mildherzigkeit des Dichters nicht für unmöglich, daſs Ruodliebs Zeugnis für ihn mildernde Umstände erwirkt habe', zumal dadurch die Anklage auf Blutschande widerlegt worden sei.

Soweit der Inhalt in groſsen Zügen. Hier haben wir den alten Ehebruchsmimus. Gleich die erste Szene, das Bramarbasieren des Roten vor der verschlossenen Tür, die Drohung, die Tür aufzubrechen, das kennen wir alles aus Plautus (den natürlich der Ruodliebdichter nicht gekannt hat), auch aus Terenz' Eunuchen mit den Szenen des Thraso, nur daſs es sich dort immer um Hetären handelt, weil die griechische Komödie, der die Sujets entlehnt sind, die Unantastbarkeit der Ehefrau respektiert. Der Mimus dagegen, in dessen Stil Plautus, wie Reich noch ausführen wird, die Komödienstoffe umsetzt, der spielt in ganz anderen Kreisen: da ist es die Ehefrau, an die sich der geschniegelte Liebhaber (*cultus adulter*) heranmacht. Diesen aber schildert hier der Rote der jungen Bäuerin in lebendigem Bilde:

> **Ich weiſs dir einen jungen Knaben,**
> **Er mag die rechte Gröſse haben,**
> **Mit gelben Locken, rank und schlank,**
> **Die Wangen rot, das Auge blank.**

Daſs der so beschriebene Liebhaber hier nur in der Phantasie existiert, ändert nichts daran, daſs wir in diesen Worten sein typisches Konterfei erhalten; wie denn ja auch die Figur der kuppelnden Zofe (*cata carissa*) hier, bei der Vereinfachung des Vorgangs, eingeht: hier ist der Rotkopf eben beides zugleich, Liebhaber und (dem Scheine nach) Gelegenheitsmacher in einer Person. Die sehr handgreiflichen Scherze des Pärchens sind auch echt mimisch: dergleichen hat ja eben den ganzen Mimus in Bausch und Bogen in Verruf gebracht. Und nun gar das Astloch, wodurch der Alte sie beobachtet; das ist der alte Trick mit der durchbrochenen Wand.

Und noch eines, was in diesem Zusammenhang Beachtung verdient. Die 'cornische', mit dem Ruodlieb so eng verwandte Fassung oder eine der anderen zunächst stehenden kehrt wieder in der Legende des h. Nikolaus von Patara, der 1087 nach Bari übertragen wird und nun im Fluge eine ungeheure Popularität gewinnt über das ganze Abendland hin. Ich meine die Szene von den drei in böser Herberge ermordeten Kaufleuten: sie ist immer und immer wieder lateinisch, deutsch, französisch als Mysterium bearbeitet worden, schon im 11. Jahrhundert in Hildesheim. Hier haben wir wieder den groſsen Kreislauf, wo alles ineinander greift, Mimus, Märchen und Legende, der Ruodlieb und das Mysterienspiel.

Zum Schluſs die Gerichtsszene. Auch die ist ja altes Mimen-

inventar. Im Ehebruchsmimus schleppt der betrogene Mann den Liebhaber vor Gericht und gibt sich mit der zuerkannten Bufse zufrieden, damit alles fröhlich ausgehe, wie ein echter Mimus soll. Im Giftmischermimus tritt einer der Richter hervor und gibt sich als den Arzt zu erkennen, der den Schlaftrunk hergegeben hat: damit wird der Knoten entwirrt, der Stiefsohn zugleich von der Anklage auf Blutschande entlastet. Im Ruodlieb hat sich der Rote durch sein frivoles Geschwätz selber in den Verdacht gebracht, dafs die Bäuerin seine Base und mit ihm in verbotenem Grade verwandt sei. So hat sicher Ruodliebs Zeugnis, was Kögel gesehen hat, ohne es verwerten zu können, den Verdacht der Blutschande von ihm genommen. Und wenn Kögel daran die Vermutung knüpft, auch dem Roten sei es zuletzt nicht an den Kragen gegangen, so will ich das weder annehmen, noch bestreiten; es würde aber ganz zu der Natur des Mimus und seines mehr oder weniger heiteren Schlusses stimmen.

Ich verzichte darauf, die anderen nur angedeuteten Novellenthemata ebenso zu untersuchen, und gehe lieber auf ein paar bisher ganz mifsverstandene Stellen der Dichtung ein, um ihnen abzufragen, was sie uns über Mimen und Mimenkünste, über Gaukler und Jongleure zu sagen haben.

Ich habe schon vorhin Gelegenheit gehabt, altes lateinisches Mimengut gegen Kögel zu schützen, der es ins Altdeutsche 'zurückübersetzen' wollte. So will ich denn abermals einer Stelle, der Kögel ganz ähnlich mitgespielt hat, zu ihrem Rechte verhelfen. Es handelt sich um das verliebte Würfelspiel des Junkers mit dem Fräulein (fragm. 10, 23 ff.):

Hunc ea ter vicit, hanc is totiens superavit,
Alterutrim victi gaudentes omine pacti,
Virginis is quod erat, iuvenis quod virgo manebat,
Non se vicisse, sed victos succubuisse.
Haec suus, ille sua vocitabantur vice versa,
Mutato sexu soloecismi scemate facto.

Also, wer im Spiel verliert, soll dem anderen gehören — wobei nun jeder lieber verlieren als gewinnen will, und wobei es obendrein gleichgültig ist, wer gewinnt: zusammen gehören sie auf alle Fälle, ob er gewinnt oder sie, wie das praktisch veranlagte Fräulein bei der Vermählung die Sache einfacher umschreibt (15, 52 ff.; weder Seiler noch Kögel verweist auf diese Parallelstelle).

Das Folgende ist schwierig. Kögel (S. 387) erklärt so: 'Um den Ausdruck der Zugehörigkeit auf das höchste Mafs zu steigern, gebraucht das Fräulein beim Possessiv *dīn* von sich das Maskulinum und er das Femininum; das eine geht gewissermafsen völlig in der Person des anderen auf. Sie sagt also: *ih bin dīnēr,* und er *ih bin dīniu.* Wie es scheint, setzt die

Stelle das Liedchen *du bist mīn, ih bin dīn, des solt dū gewis sīn* bereits voraus; ein Tegernseer Schriftsteller war es bekanntlich, der es zuerst aufgezeichnet hat,' usw. Ich glaube nicht, dafs es gut möglich ist, den Sinn des reizenden Scherzes ärger mifszuverstehen. Da müfste der weltkundige Dichter des Ruodlieb mit einem Male zum tüftelnden Grammaticus geworden sein. Nein, Kögel hat eines vergessen, was den Schlüssel zu allem bietet; er hat 'daz sluzzelin verloren' ... Der Dichter hat, wie andere auch (man denke an Goethe), seine Personen ohne Namen gelassen und blofs als Typen hingestellt: der Junker, das Fräulein, die Mutter, der König usw.; selbst Ruodlieb heifst im ersten Teil blofs der 'Ritter'. Diese Namenlosigkeit der beiden zwingt ihn, hier zu solch verzweifelten Umschreibungen zu greifen; der *soloecismus* soll die Leute nur auf den rechten Weg weisen, dafs sie ihn bei diesem grammatischen Quodlibet nicht für verrückt halten. Wie die Stelle ungefähr aussehen würde, wenn das Mädchen und der Junker Namen trügen, mag uns Gottfried von Strafsburg zeigen (Tristan V. 1356 ff. B.):

> *sus was er sî und sî was er,*
> *er was ir, und sî was sîn;*
> *dâ Blanscheflûr, dâ Riwalîn,*
> *dâ Riwalîn, dâ Blancheflûr:*
> *dâ beide, dâ lêal amûr.*

Man sieht aus dem französischen *lêal âmur,* dafs Gottfried hier genau seiner Quelle folgt, selbst im Reim. Wir haben damit also geradezu den vollen Namenstausch bei Liebesleuten für Deutschland und auch für Frankreich erwiesen.

Aber wir finden ihn noch bei einem dritten, bei Shakespeare; ja, ich bin fest überzeugt, dafs man, einmal aufmerksam geworden, noch gar mancherlei hinzufinden wird, wie denn mir, der ich weder Germanist noch Anglist bin, beide Parallelen bald nacheinander rein zufällig ins Garn gelaufen sind. Die Stelle steht im Cymbeline, d. h. in einem alten Mimus — und dies ist wichtig. Posthumus sagt beim Ringtausch (auch der kommt ganz ebenso in unserer Ruodliebszene vor: 9, 62 ff.), Abschied nehmend, zu Imogen (I 2):

> und, Süfse, Holde,
> wie ich mein armes Selbst für dich vertauschte,
> zu deinem schlimmsten Nachteil, so gewinn' ich
> sogar bei diesem Tand.

Hier steckt nicht irgendwelche allgemeine Liebesphrase, sondern ein ganz fest bestimmter Vorgang, den der Dichter seinem Publikum sogar blofs anzudeuten braucht: Posthumus und Imogen haben den Namen (und damit die Person) ausgetauscht, so dafs Imogen dadurch zu Posthumus geworden ist — ein schlechter Tausch für sie, meint er galant.

Sollte ein solcher Namenstausch allerorten im wirklichen Leben des Mittelalters und noch soviel später zu den landläufigen Tändeleien verliebter Leutchen gehört haben? Ich kann's nicht glauben. Dergleichen liegt doch eigentlich weit vom Wege ab, und z. B. Weinhold in den deutschen Frauen im Mittelalter scheint davon nichts zu wissen. Wohl aber mufs es, wie die Beschaffenheit der drei Quellen zeigt, im Mimus gang und gäbe gewesen sein. Cymbeline ist, wie Reich noch im einzelnen beweisen wird, der alte Giftmischermimus. Der Ruodlieb lebt geradezu vom Mimus und bietet ganz dieselbe Szene wie Shakespeare! Die altfranzösischen Tristandichtungen endlich sind von den mimischen Fabliaux nicht zu trennen und haben sogar einmal, wie W. Golther[1] scharfsinnig bemerkt hat, im Reinigungseide Tristans ein altes Mimenmotiv übernommen, das sich sonst nur noch in dem Roman des Achilles Tatius findet. Und wenn uns das alte *du bist min, ich bin din* noch heute so vertraut anheimelt und weit verbreitet ist im deutschen Mittelalter und darüber hinaus, wie es denn auch Gottfried mit dem Namenstausch verbindet, so darf uns das nicht irre machen. Das eine lag dem natürlichen Gefühl nahe und stammt überdies vielleicht aus einer volkstümlichen Rechtsformel;[2] das andere ist ein Bühnentrick, das zarte Gegenstück zu dem anderen, derbkomischen Motiv der Menaechmen und des Amphitruo, dafs einem sein eigenes Ich vor der Nase wegdisputiert wird. Dergleichen gehörte eben mit dem unvermeidlichen Versprechen und Verwechseln zum Mimus, wie das Süfsholzgeraspel Verliebter zum eisernen Bestande der Posse gehört.

Noch eine andere Stelle bedarf der Untersuchung; auch sie wird sich für diese ganze Betrachtung wichtig erweisen. Die Edeldame geht mit ihrer Tochter und den Gästen auf die Strafse, wo gerade Harfner (*harpatores*) spielen. Allein selbst ihr Meister spielt so schlecht, dafs Ruodlieb die Edelfrau um eine Harfe bittet und nun drei nagelneue Tanzmelodien spielt: die Harfner stehen beschämt dabei und sperren Nase und Mund auf. Zum Schlusse wollen das Fräulein und der Junker tanzen, und nun gibt Ruodlieb noch ein viertes Stück zu (fragm. 9, 46 f.).

Quartum poscit hera faceret, petit et sua nata,
eius contribulis quem saltaret vel herilis.
quem per systema sive diastema dando responsa
dum mirabiliter operareturve decenter,
surrexit iuvenis, quo contra surgit herilis.
ille velut falcho se gyrat, et haec ut hirundo;
ast ubi conveniunt, citius se praeteriebant:
is se movisse, sed cernitur illa natasse,

[1] *Die Sage von Tristan und Isolde*, S. 14.
[2] J. Bolte, *Zs. f. dt. Altertum* 34, 161 (Nachtrag im Anz. 17, 343).

neutrum saltasse, neumas manibus variasse
nemo corrigere quo posset, si voluisset.
tunc signum dederant, ibi multi quod doluerunt,
deponendo manus, finitus sit quia rhythmus.

Die Stelle ist von Seiler in der Einleitung S. 103 besprochen worden, aber die Hauptsache hat er nicht begriffen. Es soll ein Fortschritt der ritterlichen Kultur sein, dafs der Ritter die Spielleute 'durch Lieblichkeit des Spiels, durch kunstreiche *variamina* und vor allem durch die Neuigkeit seiner Rhythmen' aussticht; der Tanz soll ein Typus des Einzeltanzes in der vornehmen Welt sein. — Bei dieser Auffassung geht alles verloren. Wir dürfen diese ganze Szene nicht für sich allein betrachten, wir müssen sie einreihen unter die grofse Zahl der mimischen Tiertänze.

Erst aber möchte ich die ganze Stelle deutsch so wiedergeben, wie sie hoffentlich bald in meinem Dichterbuch zu lesen stehen wird, worein ich auch den ganzen Ruodlieb aufnehme. Wir haben hier ein mittelalterliches Gegenstück zu der grofsen Szene in Lenaus Faustdichtung, wo Mephisto in Jägerkleidung bei der Bauernhochzeit zum Tanz aufspielt. Lenau war ja selber ein Meister des Geigenspiels: um so höher ist es anzuschlagen, dafs der Dichter des Ruodlieb neben ihm bestehen kann. Die Worte *per systema sive diastema dando responsa* sind schwierig; sie müssen wohl ungefähr das bedeuten, was Heyne gibt: 'ein kunstvoll Vorspiel voller schwerer Läufe'; nur liegt noch mehr darin. Durch den Charakter des Vorspiels mit seinem *systema* und *diastema* bezeichnet er den beiden das Thema und ihre Rollen, die sie auch sofort begreifen und verständnisvoll ausführen; das Haschen und Fliehen mufs in dem Ausdruck symbolisch angedeutet sein. Ich habe das mehr in die Schilderung des Tanzes hineingearbeitet ('bald laut, bald leise'), diesen überhaupt ganz frei übersetzt und meine, dafs hier noch viel weniger als sonst auf die Worte ankommt, dafs unsere Aufgabe ohne Rest gelöst ist, wenn das Bild greifbar vor uns steht und der Eindruck erzeugt wird, den der Dichter erzeugen wollte.

Der Ritter und der Neffe sein
geh'n mit den Damen auf die Gassen,
wo Harfner grad' sich hören lassen.
Ihr Meister spielt; allein, o je,
dem Ritter tun die Ohren weh
von seinem Kratzen, und er spricht
zur Edelfrau: 'Habt ihr hier nicht
selbst eine Harfe?' 'Freilich, ja,'
erwidert sie; ''s ist eine da,
die gibt gar wundervollen Klang.
Mein Mann darauf zu spielen pflag;
dann ward ums Herz mir froh und bang —
jetzt schweigt sie über Jahr und Tag,

seit meines lieben Mannes Tode:
die steht euch, wollt ihr's, zu Gebote.'
  Rasch bringt man sie zur Stelle,
er nimmt und stimmt sie schnelle,
greift in die Saiten hin und wider
und spielt die allerschönsten Lieder.
Er hält den Takt so akkurat,
wer niemals je den Reihen trat,
begreift es dennoch gleich im Nu;
die Harfner hören staunend zu,
die erst so unverfroren waren.
Er spielt geschickt und wohlerfahren
drei nagelneue Melodien.
Allein die Damen bitten ihn
zum vierten noch um einen Reihen:
es möchten tanzen gern zu zweien
das Fräulein und der junge Mann;
er tut's und fängt von neuem an.
  Da hebt sich der Junker, es hebt sich die Magd,
ein Suchen und Flieh'n, bald laut, bald leise,
ein Heben und Schweben in weitem Kreise,
wie wenn der Falke die Schwalbe jagt.
Jetzt holt er sie ein: es ist zu Ende,
er faſst sie — doch nein: sie entflattert behende.
Schon wieder, schon wieder, er stöſst aufs neue
aus der Höhe nieder: bang fittícht die scheue.
Fürwahr, im Tanzen ihre Kunst
erwürbe jedes Richters Gunst.
Nun hat der Tanz ein Ende;
da senken sie die Hände —
das war wohl manchem schier zu Leide.

Ich kann es mir nicht versagen, Lenau daneben zu stellen. Ganz die gleiche Situation: wie die Harfner gegen Ruodlieb, so sind die Spielleute in der Dorfschenke arme Stümper gegen Mephistopheles. Ich glaube kaum, daſs an Lenaus Ausmalen des musikalischen Eindrucks, soviel man suchen mag, ein anderer näher heranreicht als der alte Ruodliebdichter, wenn es auch bei ihm erst knospenhafte Ansätze sind.

  'Ihr lieben Leutchen, euer Bogen
ist viel zu schläfrig noch gezogen!
Nach eurem Walzer mag sich drehen
die sieche Lust auf lahmen Zehen,
doch Jugend nicht, voll Blut und Brand.
Reicht eine Geige mir zur Hand,
's wird geben gleich ein andres Klingen
und in der Schenk' ein andres Springen!'
  Der Spielmann dem Jäger die Fiedel reicht,
der Jäger die Fiedel gewaltig streicht.
Bald wogen und schwinden die scherzenden Töne
wie selig hinsterbendes Lustgestöhne,
wie süſses Geplauder, so heimlich und sicher,
in schwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen;
so schmiegen sich lüsterne Badeswellen

um blühende, nackte Mädchengestalt.
Jetzt gellend ein Schrei ins Gemurmel schallt:
das Mädchen erschrickt, sie ruft nach Hilfe,
der Bursche, der feurige, springt aus dem Schilfe.
Da hassen sich, fassen sich mächtig die Klänge
und kämpfen verschlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.
Dort fleht ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
man hört sie von seinen Küssen erwarmen.
Jetzt klingen im Dreigriff die lustigen Saiten,
wie wenn um ein Mädel zwei Buben sich streiten;
der eine, besiegte, verstummt allmählich,
die liebenden beiden umklammern sich selig,
im Doppelgetön die verschmolzenen Stimmen
aufrasend die Leiter der Lust erklimmen.
Und feuriger, brausender, stürmischer immer,
wie Männergejauchze, Jungferngewimmer,
erschallen der Geige verführende Weisen,
und alle verschlingt ein bacchantisches Kreisen.
Wie närrisch die Geiger des Dorfs sich gebärden!
sie werfen ja sämtlich die Fiedel zur Erden!
Der zauberergriffene Wirbel bewegt,
was irgend die Schenke Lebendiges hegt.
Mit bleichem Neide die dröhnenden Mauern,
daſs sie nicht mittanzen können, bedauern.
Vor allem aber der selige Faust
mit seiner Brünette den Tanz hinbraust;
er drückt ihr die Händchen, er stammelt Schwüre
und tanzt sie hinaus durch die offene Türe.
Sie tanzen durch Flur und Gartengänge,
und hinterher jagen die Geigenklänge;
sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,
und leiser und leiser die Geige verhallt.
Die schwindenden Töne durchsäuseln die Bäume
wie lüstern schmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneschall
aus duftigen Büschen die Nachtigall,
die heiſser die Lust der Trunkenen schwellt,
als wäre der Sänger vom Teufel bestellt.[1]
Da zieht sich nieder die Sehnsucht schwer,
Und brausend verschlingt sie das Wonnemeer.

Wir kehren zum Ruodlieb zurück und fragen nunmehr: ist die Szene so, wie der Dichter sie mit hoher Kunst geschaffen, wirklich ein getreues Bild jener Tage? und, wenn nicht, welches ist der Punkt, von dem wir ausgehen müssen, um zur Klarheit durchzudringen? Die Szene ist ein mimischer Tiertanz. Ich verweise für den Tiertanz im allgemeinen auf

[1] Beiläufig, dieses Motiv in Lenaus Faust (erschienen 1836) ist angeregt durch Heines *Salon* II (erschienen 1834; bei Elster 4, 172, der Heines Quelle nachweist). Die älteste Quelle scheint Groſs, *Basler Chronik*, die ich dafür zufällig in Joh. v. Müllers *Ges. Schr.* 21, 24 (Nr. 222) angeführt finde.

die gelehrten und scharfsinnigen Auseinandersetzungen Reichs (I 476 ff.). Er geht, zur Erklärung der aristophanischen Chortänze, von den primitiven Völkern aus. So ahmen die Australier in ihren Tänzen Schmetterlinge, Frösche, Känguruhs, die Damara in Südafrika das Nilpferd, die Herero den Pavian in Bewegungen und Stimme naturgetreu nach. Vogeltänze sind bei den Eskimos üblich, in Japan ein Rebhuhntanz der Frauen, dort auch Löwen- und Fuchstänze: und zwar sind es Solotänze der Gaukler, keine Chortänze des Publikums. Anderswo maskieren sich die Tänzer geradezu als Löwen, Bären oder Büffel. Reste dieser Tänze finden sich nun auch im griechisch-römischen Altertum und im abendländischen Mittelalter, wie Reich selber (S. 491, Anm. 1) erwähnt.

Damit ist sodann auch klar, dafs dieser Tiertanz eigentlich kein Tanz der vornehmen Gesellschaft sein kann. Und es ist kein Zufall, dafs wir in derselben Szene die Mimen oder Harfner haben: diese fahrenden Leute als Zuschauer der sich in Spiel und Tanz produzierenden Ritterbürtigen! Das ist keine hochentwickelte Kunstübung im Ritterstande, sondern bare Umkehrung der Verhältnisse des wirklichen Lebens. Diese hat freilich ihren guten Grund. Eigentlich sollten, wie bei Amarcius, die Mimen als Harfner und Tänzer die Edelleute unterhalten; aber es sind hier so jämmerliche Repräsentanten ihres Standes, dafs es eine Qual ist, ihnen zuzuhören. So zeigt ihnen Ruodlieb, der natürlich wie ein richtiger Romanheld von heutzutage alles kann, wie sie es machen sollen. Und wenn Ruodlieb über alle Fähigkeiten verfügt, so geht es dem Junker und dem Edelfräulein natürlich ebenso. Dafs dabei eigentlich ein unmögliches Bild herauskommt, hat der Dichter freilich im Eifer des Gefechtes übersehen. Aber — Hand aufs Herz — ist das modernen Romandichtern nicht viel öfter und viel schlimmer passiert?

Auch sonst macht dem Dichter alles Mimen- und Gaukelwesen, alles was Tiere und ihre Kunststücke angeht, von Herzen Spafs. Ihn freuen die jungen Stare und das dozierende Starenfräulein, das dem jungen Gesindel das Vaterunser beibringt ('bis: der du bist im Himmel — Himmel — Himmel' ...), die Dohlen mit ihrer gelösten Zunge, die alles aufschnappen und auf der Stelle nachplappern; vor allem aber haben es ihm die Bären mit ihren Tanzkünsten angetan, und hier haben wir aufs schönste wieder einmal, durch ausdrückliches Zeugnis, die Spielleute, die *mimi*. Unter den Geschenken, die der besiegte König dem Sieger anbietet, ist (5, 81 ff.):

Von Bären auch ein Zwillingspaar,
Die Pranken schwarz, sonst weifs wie Schnee.
Sie heben Eimer in die Höh',
Und auf zwei Beinen geh'n sie schier
Daher wie Menschen mit Manier.

Und greift der Spielmann in die Saiten,
Gelehrig nach dem Takt sie schreiten;
Sie hopsen, überschlagen sich
Dazwischen wohl und tragen sich,
Wie's trifft, auch huckepack einand'.
Sie balgen sich, bis in den Sand
Der eine stürzt. Und wenn die Geigen
Aufspielen einen lust'gen Reigen
Und jodelnd sich die Weiber dreh'n,
Da mögen sie nicht stille steh'n;
Sie treten ein an ihrem Platze,
Flink fassen Pätschchen sich und Tatze,
Sie stapfen mit ohn' Unterlafs
Und brummen in vergnügtem Bafs.
Man staunt und lacht, ob auch die Tatzen
Mal hin und wieder unsanft kratzen ...

Nach Seiler (S. 105) soll diese Schilderung freilich 'ins Fabelhafte' übergehen. 'Fabelhaft' heifst dann auch Ruodliebs Hund (13, 60 ff.), der jeden Dieb erkennt und nur das nimmt, was sein Herr ihm reicht;

fällt was daneben,
Kommt's ihm nicht bei, das aufzuheben.
Sagt man: 'Ein Schelm hat dies Gericht
Gekocht', so nimmt der Hund es nicht;
Und wenn er's schon im Maule hält,
Gewifs es gleich zur Erde fällt.
Nun gingen heut verloren
Dem Ritter ein Paar Sporen —
Die hat der Truchsefs ihm gestohlen.
Wie der jetzt kommt, die Teller holen,
Sieht ihn der Hund erst grimmig an,
Dann fährt er los mit scharfem Zahn
Und hätt' ihn bös' ins Bein gebissen,
Wenn man ihn nicht zurückgerissen.
Der Ritter lacht. Den andern all
Scheint dies ein rätselhafter Fall.
Die Frau sagt: 'Ich begreife nicht,
Was will das Tier?' Der Ritter spricht:
'Hier euer Truchsefs ist der Dieb;
Das weifs der Hund. Wohlan denn, gib
Nur wieder, Freund, was du genommen;
Sonst könnt' es leicht dir schlecht bekommen.'
Der Truchsefs drückt sich schnelle
Und schafft sie her zur Stelle:
'Die nahm ich euch vom Sattel fort;
Es war kein Menschenkind am Ort
Zugegen — weifs es euer Hund,
So tat es ihm der Teufel kund!'
'Lafs seh'n, wem er sie bringen wird!'
Der wirft sie hin; er apportiert
Die Sporen ihrem Herrn behende.
Noch ist das Kunststück nicht zu Ende:
'Nimm sie und bringe sie dem Hans.'
Er tut's und wedelt mit dem Schwanz.
'Mach vor dem Dieb nun Reu' und Leid,
Bitt' ab, damit er dir verzeiht.'

Er streckt sich hin, wie ihm geboten,
Die Schnauze legt er auf die Pfoten
Und heult und winselt jämmerlich,
Zum Steinerweichen. 'So, jetzt sprich,
Ihr wollet gut sein wie zuvor.'
Laut belleud springt der Hund empor,
Bedankt sich schön im ganzen Saal.
Der Ritter drauf: 'Jetzt nehmt einmal
Den Dieb, zum Scheine blofs, beim Kragen
Und tut, als wolltet ihr ihn schlagen.'
Sie tun es: 'Ei, du schlimmer Wicht!'
Allein der Hund, der leidet's nicht,
Springt wütend auf die beiden ein,
Den Dieb von ihnen zu befrei'n,
Dieweilen der sein Freund nun heifst;
Macht ihn von ihnen los und beifst
Sie in die Waden. Alles staunt,
Manch einer lacht auch gut gelaunt.

Das also nennt Seiler 'fabelhaft', und Kögel bemüht, nicht ohne Kopfschütteln, Fausts Hund Praestigiar. Beide haben leider die ganze Schilderung lediglich durch die gelehrte Brille gesehen: nicht 'fabelhaft' ist es, sondern es sind Zirkustricks — was heute bei uns der Zirkus ist, das sind eben für das Mittelalter die Mimen, die Gaukler, Jongleure und Tierbändiger. Der Trick mit dem Hunde, der den Dieb erkennt, soll 'fabelhaft' sein; dann ist, von dem Hunde im Giftmischermimus[1] und dem, vor dem Goethe weichen mufste, und von dem 'klugen Hans' zu schweigen, wohl auch das fabelhaft, was E. Förster-Nietzsche so hübsch in der Biographie ihres Bruders erzählt (I 49)? Zuletzt machte der Zirkusdirektor ein Späfschen: er meinte, Orest und Pylades wären so kluge Pferdchen, sie könnten jedem in die Seele sehen, so sollten sie jetzt zeigen, wer der faulste und durchtriebenste, und dann, wer der fleifsigste und klügste Junge sei. Darauf ging Orest zu einem kleinen Burschen, der allseitig als ein notorischer Strick bekannt war, und scharrte vor seinem Platz etwas verächtlich; aber Pylades stand vor unserem Fritz still und verneigte sich ehrfurchtsvoll dreimal. Ein Jauchzen erfüllte den engen Raum, all die kleinen Mitschüler meines Bruders verkündeten jubelnd: 'Das ist wahr!' und unsere Dienerin, die gute Mine, ergriffen von der Gröfse des Augenblicks, rief schluchzend ein über das andere Mal: 'Er ist der beste Junge von der Welt!' — Also auch das 'fabelhaft' —? Nein, der Fehler des Dichters ist wieder blofs, dafs er, der ein höfisches Rittergedicht schreibt, all diese Dinge, die er aus dem Leben des Volkes und seiner guten Freunde, der fahrenden Leute und Gaukler, nimmt, in höfische Kreise verpflanzt. Mit dem Prae-

[1] Reich, *Der Mimus*, S. 587.

stigiar aber hat Ruodliebs Hund allerdings eine gewisse Verwandtschaft. Denn Faust selber ist als Zauberer und Hexenmeister der richtige alte *θαυματοποιός*, wie er leibt und lebt, und es war nicht mehr als billig, dafs er selbst eine Mimenfigur, dafs er zum Helden des Puppenspiels wurde. So kommt denn auch sein Praestigiar zu Ehren: er ist der dressierte Hund des Zauberkünstlers, und wenn man dies alles zusammennimmt, wird man sich über die Ähnlichkeiten nicht grofs verwundern.

7. Hrotsvits Legenden.

Nun endlich können wir uns wieder zu Hrotsvit wenden. Ihre Dichtungen zerfallen schon handschriftlich in drei grofse Gruppen: Legenden, Dramen, historische Gedichte. So hat schon sie selber abgeteilt. Aber wer tiefer sieht und ihr ganzes Lebenswerk überschaut, wird anders urteilen als sie damals, sicher noch vor den *Primordia,* vielleicht sogar vor den *Gesta Oddonis,* getan hat. Er wird in ihrer Arbeit zwei Epochen scheiden, und wieder innerhalb jeder eine Zeit des Suchens und Tastens und eine der Vollendung und Erfüllung. Sie wählt zuerst Stoffe der Legende, dann Stoffe der Geschichte; und dieser zunächst rein äufserliche Gesichtspunkt hat hier viel zu bedeuten.

Wer Legenden dichterisch bearbeitete, der war durch die altchristliche Dichtung, durch Prudenz vor allen, auch durch Fortunat, Paulin und ihre karolingischen Nachfahren, an epische Behandlung gewiesen. Und so hat denn auch Hrotsvit schlecht und recht begonnen mit versifizierten Legenden. Wie sie zuerst gearbeitet hat, kann die sorgsame Analyse ihrer Mariendichtung zeigen, die K. Strecker gegeben hat. Sie ist aber sehr bald fortgeschritten. Nach den ersten, streng anschliefsenden Versuchen in Maria und Himmelfahrt bewegt sie sich schon im Gongolf und Pelagius freier. Hier wandert sie nicht mehr auf staubiger Strafse mit gebundener Marschroute, sondern erlaubt sich allerlei Allotria. Im Gongolf schreibt sie *carmine compto,* d. h. in Distichen; sie will eben zeigen, was sie gelernt hat: ich kann auch auf Stelzen gehen wie ihr, wenn ich einmal will ... Diese Künstelei bei unflügger Technik verleidet einem heute die Lektüre des Gongolf. Aber sie hat durch den Zwang, Gedanken und Versmafs halbwegs in Einklang zu setzen, die Dichterin von der einschnürenden Fessel der Vorlage freigemacht und ihr den Weg zu sich selber gewiesen.

Der Gongolf ist die erste Dichtung, worin Hrotsvit zeigt, dafs sie Humor besitzt. Da ist die prächtige Schilderung des dreihärigen Kerls, der seinen Herrn vor allem Gesinde als

Dummkopf blamieren will und schliefslich, nachdem er selbst im Sande herumgeleckt hat, um eine Spur der verschwundenen Quelle zu entdecken, trotz all seines guten Willens selber der blamierte ist. Diese Schilderung gehört ganz und gar der Dichterin; die Legende berichtet die nackte Tatsache ohne jede Spur von Humor. Schon ehe Reichs Buch erschien, hatte ich dieses hübsche Stück übertragen und zwar, rein instinktiv, einem dunklen Gefühl folgend, in der Weise, dafs ich es in den Ton der Spielmannsmäre umsetzte, d. h. noch etwas weiterging auf der von Hrotsvit betretenen Bahn. Ich habe dabei nirgend aus eigenem zugesetzt, wohl aber hier und da abgekürzt, wenn ich den Eindruck hatte, dafs Hrotsvit sich nur in den Maschen ihres selbstgestrickten Netzes wider Wunsch und Willen verheddert habe. Blofs die Schlufspointe, vor der sich die fromme Nonne trotz aller Schalkhaftigkeit wahrscheinlich bekreuzt und gesegnet haben würde, mufste ich hinzutun:

Was alles nicht ein heil'ger Mann
In seine Tasche stecken kann ...

Ich glaube, es war mein gutes Recht, so zu verfahren: der Knecht ist der echte Typus des mimischen *stupidus,* und die Legende von der Quelle lebt noch heute, schwerlich ohne Zutun der Mimen, im Hessenlande fort, wo sie an eine Belagerung des Milsburger Riesen angeknüpft und mit einem Zuge aus der Alexandersage verbrämt worden ist.[1]

Geradezu genialen Blick für das Dramatische, dem sie nur selber noch nicht zu vertrauen wagt, bewährt die Dichterin mit der Wahl ihres nächsten Stoffes, des Theophilus. Hier haben wir, episch noch und im Puppenzustand, die Faustdichtung. Und als wäre sie sich bewufst, wie ihr eigenstes Talent sich gerade an diesem Stoffe bewähren könnte, und doch wieder in der alten Form, folgt ein zweiter Teufelsbund, die Legende des h. Basilius, der den Knecht des Proterius aus den Klauen des Teufels rettet. Sie mag es empfunden haben, dafs mit dem Theophilus eigentlich nur die eine Seite des Themas erledigt war: der Teufelsbund aus Begierde nach Macht und weltlicher Ehre. Hier tritt, in der Basiliuslegende, das andere Motiv hervor, die Liebe, die den Knecht zu der Tochter seines Herrn ergreift, die vom Vater fürs Kloster bestimmt ist. Das dritte Motiv aber, das erst hinzutreten mufste, um uns den Faust zu geben, der unstillbare Wissensdurst, konnte bei ihr noch keinen Ausdruck finden; haben doch erst viel spätere Zeiten die Persönlichkeit Gerberts so aufgefafst.

---

[1] J. W. Wolf, *Hessische Sagen,* Nr. 208; *Deutsche Sagen und Sitten,* in hessischen Gauen gesammelt von K. Lyncker, Nr. 121.

Es ist interessant, zu sehen, dafs sich bei dieser Legende das gleiche Schauspiel wiederholt wie beim Gongolf. Sie lebt in den Niederlanden fort,[1] nicht als Basiliuslegende, sondern es ist ein Knecht aus Nederbrakel, der von seinem Pfarrer gerettet wird; aber die Übereinstimmung des Schlusses ist so frappant, dafs kein Zweifel bestehen bleiben kann. Und dort am Niederrhein hat es wirklich einst einen mimischen Spielmannsleich über dieses Thema gegeben. Und wenn wir fragen, woher das alles kommt, so ergiebt sich uns mit einem Schlage die Lösung.

Im Basilius hat Hrotsvit zum erstenmal ihren Stoff aus einem Buche geschöpft, das vor allen anderen novellistischen Stoff enthielt und weitergegeben hat: aus den *Vitae patrum*. Wir werden ihnen in den Dramen noch wieder begegnen und dort die Natur der betreffenden Stoffe zu prüfen haben. Die *Vitae patrum* haben aber auch den Mimen und Erzählern von jeher viele Stoffe gegeben; ich erinnere nur an die Geschichte von dem wunderlichen Heiligen und durchgefallenen Engelskandidaten Johannes, die in den Cambridger Liedern steht, und die ich in den Stilfragen bearbeitet und übersetzt habe.[2] Eigen blofs, dafs dem Leich und der Dichtung Hrotsvits beiden das gleiche Proömium vorausgeht, niemand dürfe an Gottes Gnade verzweifeln, so grofs seine Sünde auch sei. Dieser Gedanke lag nahe, und auch der Dichter des Rhythmus vom Antichristen hat ihm nebenbei Ausdruck gegeben. Aber hier ist das doch sehr auffällig. Ich habe früher,[3] als ich den Zusammenhang Hrotsvits mit den *Vitae patrum* noch nicht richtig beurteilte und Benutzung von Einzelüberlieferungen annahm, vermutet, es müsse eben die Bekehrungsgeschichte aus der *Vita s. Basilii* losgelöst, und mit einem solchen Proönium ausgestattet, die gemeinsame Quelle gewesen sein. Das war ein Irrtum. Hrotsvit hat die *Vitae patrum* als Ganzes gekannt, nicht eine Einzelüberlieferung der Vita s. Basilii (Amphilochius oder Ursus), wie W. Meyer früher annahm, noch weniger eine absolut nicht nachweisbare Einzelanekdote mit Proömium. Anderseits stimmt der Leich mit der Prosavita in dem seltenen Ausdruck *peribolus* überein — der Kreuzgang, wo Basilius den Sünder Bufse tun läfst —, den Hrotsvit nicht kennt. Danach werden wir zu überlegen haben, ob nicht vielleicht der Dichter des Leichs, ein Mime, die *Vitae patrum* mit Hrotsvit kontaminiert hat; genau so wie Shakespeare im Sommernachtstraum den Eselmimus mit dem daraus geflossenen Roman des Apuleius kontaminiert.

---

[1] J. W. Wolf, *Niederländ. Sagen*, Nr. 454.
[2] *Hrotsvitausgabe* S. VIII, Anm. 17 und S. XVI.
[3] *Hrotsvitausgabe* S. VIII, Anm. 17.

Die Legenden des Areopagiten Dionysius und der h. Agnes ergeben für diese unsere Betrachtung nichts; ich lasse sie hier beiseite.

Ehe ich nun aber zum Drama übergehe, will ich an einem mir kürzlich aufgestofsenen Fall zeigen, wie sonderbar die Mimenmotive in die Legende hineinschillern, und wie uns die Legende plötzlich zum Zeugen für den Mimus werden kann. Es handelt sich um die Legende des Bischofs Germanus von Paris († 28. Mai 576), aufgezeichnet von seinem jüngeren Zeitgenossen Venantius Fortunatus. Der Heilige besucht als Knabe zusammen mit seinem Vetter Stratidius die Schule. Die Mutter des Stratidius, nach seinem Erbe lüstern, will ihn vergiften und weist die Magd an, den beiden Knaben, wenn sie durstig aus der Schule kommen, zu trinken zu geben, jedem aus besonderer Flasche. Indes die Magd verwechselt die Flaschen und gibt das Gift dem Stratidius, der tot niederfällt. Als man sich sehr um ihn bemüht (*sollicite inpenso studio*), erwacht er wieder zum Leben, bleibt aber in der Leibesfarbe gezeichnet für Lebenszeit.

Damit vergleiche man nun eine Novellette des Apuleius (*Metam.* X zu Anfang). Da ist ein Oberst in zweiter Ehe mit einer schönen, aber sittenlosen Dame verheiratet. Diese verliebt sich in ihren Stiefsohn, aber er weist sie ab und verwandelt dadurch ihre Liebe in Hafs. Sie verschafft sich mit Hilfe eines Sklaven ein schnell wirkendes Gift und giefst es in einen Becher Weins, um es dem spröden Jüngling beizubringen. Darüber kommt der rechte Sohn der Dame aus der Schule durstig nach Hause, trinkt und fällt tot hin. Nun beschuldigt sie den Stiefsohn der Giftmischerei und des Versuchs der Blutschande; es folgen grofse Szenen, bis schliefslich einer der Richter sich als der Arzt erweist, der dem Sklaven das vermeintliche Gift gegeben: es ist kein Gift, sondern ein starker Schlaftrunk; man geht zum Grabmal und weckt den Knaben wieder auf. — In dieser Erzählung des Apuleius hat Reich einen alten Giftmischermimus erkannt, der auch sonst seine Spuren hinterlassen hat, bei Plutarch und bei Shakespeare. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dafs wir in der Germanuslegende eine neue Abzweigung zu sehen haben. Es trifft alles bis ins einzelne zu; besonders beweiskräftig, ja geradezu durchschlagend ist der Umstand, dafs es sich beidemal um durstig heimkehrende Schulbuben handelt: das kann schlechterdings kein Zufall sein. Eines nur ist verändert, das mehr tragische Motiv der verbrecherischen Liebe der Stiefmutter zum Stiefsohn ist ersetzt durch das alte, echt mimische Erbschleichermotiv. So beweist nicht blofs die Gleichheit, sondern gerade auch die Verschiedenheit durchaus für den Mimus.

8. Hrotsvits Dramen.

Die Kritiker, die Hrotsvit mit Shakespeare verglichen haben, gehen zumeist aus von einer gewissen Ähnlichkeit zwischen dem Callimachus und Romeo und Julie. So zuerst Ch. Magnin; danach, seine Andeutung ausführend, J. Bendixen. Es handelt sich um Eingang und Schlufs beider Stücke.

Callimachus hat seine Freunde beiseite genommen und gesteht ihnen, nicht geradezu, sondern auf Umwegen, dafs er Drusiana liebe, die Frau des Fürsten Andronikus.[1] Er liebe. Was? Der Gegenstand sei schön. Eine schlechte Definition: die passe auf mehrere verschiedene Dinge. Weib ist sein Name (*mulierem*). Das Wort umfasse das ganze Geschlecht. Nein, eine einzelne sei es. Und wer? Drusiana. — Dies alles in einer spitzfindigen Terminologie, nach einem philosophischen Werke, das unter Augustins Namen umlief. Das sollte nun mystisch zusammenhängen mit dem Gespräch zwischen Romeo und Benvolio. Aber die Ähnlichkeit beschränkt sich zunächst doch auf den einen gewifs bei Verliebten nicht eben merkwürdigen oder seltenen Punkt, dafs beide, statt sogleich den Namen der Geliebten herauszusagen (Romeo tut es überhaupt nicht), erst Winkelzüge machen; das einzige, was man mit Grund vergleichen könnte, ist die Aussage, sie liebten — ein Weib. Gewifs wenig beweiskräftig.

Auf ein anderes ist etwas mehr zu geben: dafs dann sogleich, von Drusiana wie von Julien, gesagt wird, sie hätten, die eine sogar trotz der Ehe, 'der Enthaltsamkeit Gesetze beschworen'. Aber dieses Motiv, für Hrotsvit übrigens durch die Legende gegeben und sogar leicht gemildert, dient beidemal dazu, die unübersteigbaren Hemmnisse zu malen, die sich dem Liebhaber in den Weg stellen.

Ebensowenig kann im Grunde die Ähnlichkeit des Schlusses beweisen, die Szene im Grabgewölbe, mit der Auferweckung Drusianas und dem Schlaftrunk bei Shakespeare. Hier sind keine wirklichen Zusammenhänge; hier haben wir ein seltsames Spiel des Zufalls, mehr nicht. Ich gebe J. L. Klein,[2] so widerwärtig sein bald witzelndes, bald pathetisches Räsonnement durchweg berührt, darin durchaus recht. Aber wir werden uns allerdings freuen dürfen, in solchen Dingen die angeborene Sicherheit der Dichterin zu erkennen, die aus den gegebenen Motiven 'etwas zu machen' wufste. Nur für den Mimus ist hier nichts zu holen.

---

[1] *Andronici huius principis coniugem* (der Kürze halber *hic princeps* = huius patriae princeps, was der Gebrauch Hrotsvits eigentlich fordern würde; nur war es zu schwerfällig).

[2] *Gesch. des Dramas* III 710 ff.

Ganz anders aber steht es mit den anderen Dramen. Um von dem Gallicanus einmal abzusehen, der in zwei Teilen etwas unbehilflich dramatisiert ist mit allzu reichlichem Szenenwechsel, so ordnet sich der Rest paarweise, zwei Märtyrerdramen und zwei Bufsdramen. Wir werden guttun, zusammen zu behandeln, was dem Stoff nach zusammengehört.

Zwei der Dramen sind, wie gesagt, Märtyrerdramen, Dulcitius und Sapientia; wenn man will, mag man auch den Gallicanus, seines zweiten Teiles wegen, zu dieser Gruppe rechnen. Jedenfalls empfiehlt es sich nicht, mit ihm zu beginnen. Man gibt für gewöhnlich die Sapientia als eine Kopie des Dulcitius aus, nicht ganz mit Unrecht, aber doch ohne die Sache damit zu erschöpfen. Ich beginne mit dem Dulcitius. Er folgt getreu der Legende; aber das Wichtige ist eben, dafs Hrotsvit sich gerade diese Legende ausgesucht hat.

Kaiser Diokletian hält Gericht. Drei Schwestern aus vornehmem Geschlecht werden vorgeführt und aufgefordert, den Göttern zu opfern; dann sollen sie mit Würdenträgern des kaiserlichen Palastes vermählt werden. Sie aber weigern sich; sie wollen ihrem Glauben treu bleiben und ihre Jungfräulichkeit bewahren. Dem Kaiser erscheint dies als Halsstarrigkeit und Torheit; sonst würden sie einsehen, dafs die alte Religion die wahre sei. Daraus entspinnt sich dann ein Religionsgespräch, in dessen Verlauf erst Agape, dann Chionia als toll abgeführt werden; aber Irene, die jüngste, nimmt erst recht kein Blatt vor den Mund, so dafs der Kaiser sie ebensowenig zur Räson bringen kann und die Sache an den Statthalter (*praeses*) Dulcitius verweist.

Der entbrennt sofort in Begierde, und weil ihm die Kriegsknechte vorhersagen, es werde schwer halten, die Mädchen mit Güte oder mit Drohungen gefügig zu machen, läfst er sie im Amtshause unterbringen, um sie nach Gefallen 'besuchen' zu können. Hier hat Hrotsvit halb durch Mifsverständnis, halb durch die Unmöglichkeit, eine Bühnenanweisung, wie wir sagen würden, einzuschalten, eine sonderbare Verwirrung angerichtet. Die Quelle spricht von der Bewachung durch einen Beamten (*officialis*), der mit Dulcitius unter einer Decke steckt, und fügt hinzu, in demselben Raume, wo sie eingesperrt waren, sei allerlei Küchengerät verwahrt worden. Das wird nachher szenisch wichtig; aber es war doch wahrhaftig nicht des Statthalters Absicht, sie in die Küche zu sperren. Hrotsvit hätte sich helfen und in der nächsten Szene, ehe Dulcitius auftritt, die Mädchen das Lokal beschreiben lassen können. Sie tut es nicht, sondern Dulcitius befiehlt ganz naiv, die Gefangenen in dem Raume hinter der Rüstkammer zu verwahren (*in interiorem officinae aedem, in cuius proaulio ministrorum servantur vasa*).

Nacht. Dulcitius tritt mit den Knechten auf und befiehlt ihnen, mit den Fackeln draufsen zu warten, während er hineingeht, seine Lust zu büfsen. Aber er verirrt sich, und, mit Verwirrung geschlagen, umarmt er statt der Mädchen die russigen Töpfe und Pfannen, bis er schwarz aussieht wie ein leibhaftiger Mohr. Diese ganze Szene, von Hrotsvit kurz, aber wirksam mit burlesker Komik durchgeführt, geschildert im Gespräch der durch eine Spalte beobachtenden Mädchen, die trotz der Gefahr das Lachen nicht halten können, erinnert seltsam an Shakespeares Sommernachtstraum, wo die Elfenkönigin, mit gleicher Blindheit geschlagen, den eselköpfigen Weber Zettel als den schönsten der Sterblichen begrüfst und liebkost, ohne seiner Ungestalt gewahr zu werden; die Rolle der Trabanten spielen gleichsam die Elfen Bohnenblüte und Senfsamen. Wir wissen durch Reich, dafs Shakespeare auf den Eselroman des Apuleius zurückgeht und daneben der alte, nie untergegangene Eselmimus selber hineinspielt. Aber, worauf es mir ankommt, das ist, dafs Dulcitius und Titania nicht wissen, was sie tun, während bei Apuleius die Matrone in ihrem perversen Begehren sehr naturalistisch von dem Esel, dessen Menschennatur sie nicht kennt, erwartet, was des Esels ist: was denn doch, trotz der Täuschung, etwas ganz anderes ist. ... Vielleicht stand der alte Eselmimus hier den Dramen Hrotsvits und Shakespeares näher als dem Eselroman des Apuleius.

Den Heraustretenden empfangen die Knechte entsetzt, als sähen sie ein Gespenst. Ein wirres Durcheinander entsteht. MILITES. *Quis hic egreditur? — Daemoniacus. — Vel magis ipse diabolus. — Fugiamus.* So habe ich schon in der Ausgabe abgeteilt, denn es kann kein Zweifel sein, dafs Hrotsvit hier das Stimmengewirr von Frage und Antwort hat charakterisieren wollen. Zur Darstellung bedürfte es, genau genommen, nur zweier Kriegsknechte: sie werfen sich Frage und Antwort zu, ziehen zuletzt mit dem gemeinsamen Ausruf 'Fort!' das Fazit und suchen das Weite. Vergebens heifst Dulcitius sie stehen bleiben. Wieder Frage und Antwort: MILITES. *Vox senioris nostri, sed imago diaboli. — Non subsistamus, sed fugam maturemus; phantasma vult nos pessundare.* Also eine Szene, gerade wie wenn der Kasperle des Puppentheaters vor dem Gottseibeiuns Reifsaus nimmt. — So geht der Gekränkte zum Palast, um sich zu beschweren, aber die Pförtner werfen ihn kurzerhand die Treppe hinunter (*de gradu praecipitemus*). Hier könnte man wieder verschiedene Stimmen sondern und wird es vielleicht der Analogie wegen, nur läfst es sich diesmal nicht strikt erweisen. Die Rolle aber, die Dulcitius bei den Pförtnern spielt, ist die des geprellten und gepritschten Narren, der des betrogenen Teufels verwandt. — Nun will er nach Hause. Also

müfsten Amtshaus, Palast und Wohnung des Dulcitius zugleich auf der Bühne angedeutet gewesen sein; das würde auch noch für Shakespeare nichts Auffälliges haben. Seine Frau kommt ihm entgegen mit allen Zeichen der Trauer, und nun endlich erwacht auch er aus seiner Verblendung: nun müssen die Mädchen Hexen sein und ihn verzaubert haben. Aber jetzt soll es ihnen schlecht gehen; jetzt will er ihnen seine Künste weisen (*quo versa vice, quid nostra possint ludibria, experiantur*): er gebietet, sie vorzuführen und vor seinen Augen nackt auszuziehen. Aber die Kleider sitzen fest wie angewachsen, und er selbst schnarcht in tiefem Schlaf. Es ist das Motiv von der h. Agnes, die auf andere, aber ähnliche Weise wunderbar beschützt wird. Bezeichnend auch, dafs die Szene mit der h. Agnes einer erzählenden Legende, diese hier einem Drama angehört. Die eine war eben dramatisch nicht darzustellen, während hier einer Darstellung prinzipiell nichts im Wege gestanden hätte.

Die Soldaten beschliefsen, den Fall dem Kaiser vorzutragen und seine Entscheidung einzuholen. — Der tritt denn auch in der nächsten Szene auf und ernennt den Grafen (*comes*) Sisinnius, die Strafe zu vollziehen. Der läfst zuerst die beiden ältesten vorführen, die er für inkurabel hält, um so wenigstens Irene zu retten. Natürlich verweigern sie das Opfer; sie werden ins Feuer geworfen, aber sie bitten Gott um einen schnellen Tod und sterben, ohne dafs ihr Leib vom Feuer versehrt wird.

Irene wird nun vorgeführt; sie bleibt standhaft, auch als ihr mit der Verurteilung zum Bordell gedroht wird: lieber das als abzufallen vom Glauben; aber es werde nicht dahin kommen, Gott werde sie erretten. Und so geschieht es; die Knechte, die sie abführen, werden durch eine Erscheinung von Engeln getäuscht, die Irene in ihre Obhut nehmen und auf einen hohen Berg führen. Sisinnius will ihr nach, aber er kann, am Fufse des Berges angekommen, nicht vom Fleck und läfst sie erschiefsen; sie stirbt triumphierend, das Lob Gottes auf den Lippen.

Nachdem ich dieses Stück eingehend wiedergegeben habe, kann ich mich bei der Sapientia um so kürzer fassen. — Hadrian wird von seinem Ohrenbläser Antiochus gegen die h. Sapientia und ihre drei Töchter Fides, Spes und Karitas aufgehetzt. Sie werden vorgeführt, es beginnt das Verhör. Sapientia antwortet ruhig, aber fest und ohne jede Devotion. Das Alter ihrer Töchter gibt sie in einer Art von Zahlenrätsel oder Rechenexempel an und erläutert dies dann in langer theoretischer Auseinandersetzung: Sie sind 12, 10 und 8 Jahre alt. Hadrian hat sie ausreden lassen, selbst hin und wieder dazwischengefragt, um sie besser zu verstehen, aber nun kommt er auf seine alte Forderung zurück, den Glauben abzuschwören. Sie verweigert es und wird ins Gefängnis zurückgeführt, wo sie ihre Kinder

ermahnt, standhaft auszuharren. Es folgt die neue Verhandlung. Eine nach der anderen verhöhnt den Kaiser und wird zu Tode gemartert. Auf der Bühne (ich sage damit noch gar nichts darüber aus, ob das Stück wirklich aufgeführt worden ist) wird Fides erst ausgepeitscht, dann werden ihr die Brüste (*gemellae pectoris particulae*) abgeschnitten — aber es fliefst Milch statt Blutes, und schliefslich wird sie zum Feuertode verurteilt; aber der Kessel mit glühendem Pech kann ihr nichts anhaben, so mufs die ultima ratio, das Schwert helfen. Ganz ähnlich geht es mit Spes: sie wird gepeitscht, dafs das Fleisch in Fetzen herabhängt; der Kessel wallt über und verbrennt die Knechte statt ihrer — endlich wird auch sie enthauptet. Zuletzt Karitas: bei ihr wird gleich mit dem drei Tage und drei Nächte zu heizenden Kessel angefangen (während der Heizung bleibt alles auf der Bühne!); er verbrennt 5000 Menschen, und Karitas mufs mit dem Schwert gerichtet werden. Sapientia begräbt die Leichen ihrer Kinder und stirbt an ihrem Grabe unter dem Gebet frommer Frauen.

Hier geht alles drunter und drüber. Das war denn freilich unaufführbar auch zu Hrotsvits Zeit, unaufführbar mit seinen Folterszenen, obwohl z. B. die englische Bühne vor Shakespeare und auch er im Titus Andronicus ein Erkleckliches darin zuwege gebracht hat; unaufführbar auch in seinen zahlentheoretischen Erörterungen, über die noch zu reden sein wird. Ganz anderen Charakter aber trägt der Dulcitius.

Im Dulcitius haben wir die typische Märtyrerkomödie. Es zeugt für Hrotsvits unvergleichliche dramatische Begabung, dafs sie gleich in den Anfängen ihres Dramas diesen Stoff aufgegriffen hat, der durch die Mischung des Tragischen mit einer so starken Dosis des Burlesken es ihr ermöglichte, ihr Talent nach allen Seiten zu entfalten. Hierfür verschlägt es nicht, ob Hrotsvit zu ihrer Zeit ein auf der Bühne lebendes Drama gekannt hat, das ihr allerhand Anregungen bot, oder ob sie blofs auf die Lektüre des Terenz angewiesen war. Ihr Stil, kleine Einzelheiten der Sprache und Technik, das Formelhafte des Dialogs, das alles ist ja dem Terenz nachgebildet; und es beweist die aufserordentliche Stilsicherheit, das angeborene Stilgefühl der Dichterin, dafs sie so selbstverständlich epischen und dramatischen Stil auseinanderhält und wieder in ihren prosaischen Vorreden sich sowohl der epischen wie der dramatischen Floskeln so gut wie ganz enthält. Eine scheinbare Ausnahme wird nachher zu erwähnen sein, aber vollkommen aufgeklärt werden.

Hatte Hrotsvit für ihre Märtyrerkomödien wirklich keine Vorbilder? Sie nennt nur Terenz; aber dafs sie nichts anderes nennt, beweist wenig. Hier klafft einstweilen eine Lücke; aber ich kann sie zum Glück durch ein Beispiel ausfüllen, worauf Reich mich einmal nebenher hinwies. In seinem *Mimus* (I 82 ff.

566 f.) hatte er ausführlich von den christologischen Mimen gesprochen, die den Glauben und die Caerimonien der Christen und ihr Martyrium der Spottlust der Heiden preisgaben. Das typische Beispiel ist der Mimus des Genesius. Der hatte, als Heide, alle christlichen Gebräuche erkundet, um sie mit seiner Bande realistisch darzustellen, zum Gaudium des Kaisers Diokletian. Der Inhalt des Mimus war dieser: Genesius brach in der ersten Szene auf offener Strafse zusammen und verlangte, als Schwerkranker, die Taufe. Wir müssen uns gegenwärtig halten, dafs viele, wie auch Konstantin der Grofse, die Taufe eben verschoben, bis sie das Ende nahe fühlten; einen solchen Halbchristen also gab Genesius wieder. Nächste Szene: Genesius liegt zu Bett; seine Freunde sind um ihn. Er fühle sich schwer und wolle leicht werden. Antwort der Umgebung: 'Wir sind doch keine Tischler, dich auf die Hobelbank zu legen und dir ein Stück abzuhobeln' — richtige grobkörnige Mimenwitze. Er macht ihnen klar, er wolle Christ werden. Lauter Beifall des Kaisers über diesen kostbaren Spafs. Man ruft den Priester und Küster; sie kommen, fragen nach seinem Begehren, und es folgt (wohl gleich an Ort und Stelle) die Taufhandlung mit allem Zeremoniell. Aber schon erscheinen die Kriegsknechte, um ihn vor den Kaiser zu führen. Er bekennt sich als Christen — und nun sollte natürlich im Mimus Verurteilung und Hinrichtung folgen. Da tritt ein unerwarteter Zwischenfall ein. Den Mimen, der eben noch als Spötter das Christentum verhöhnt hat, fafst plötzlich der Geist: er bekennt sich im Ernst zu dem, was er eben in seiner Rolle deklamiert hat, und fordert in begeisterter Rede den Kaiser und das Publikum auf, sich zu bekehren. So wird aus dem Spiele blutiger Ernst; man ergreift ihn, er wird verurteilt und hingerichtet. So wird der Mime zum Heiligen; und dieser Fall soll sogar mehreremal vorgekommen sein.

Das war der heidnische Märtyrermimus. Aber die Mimen haben nicht abgelassen, ihren Patron, den Heiligen aus ihrem von der Kirche immer wieder verlästerten Stande, zu feiern. An die Stelle des heidnischen Märtyrermimus tritt der christliche; und Genesius, der Darsteller des heidnischen Mimus, wird der Held des christlichen. Ist das wirklich Zufall? es ist, mag der Hergang gewesen sein wie er will, ein Abbild des weltgeschichtlichen Umschwunges im kleinen. Aber ich meine, es wird den christlich gewordenen Mimen schon früh nahegelegen haben, den Spiefs umzukehren. Und wenn wir heute den christlichen Genesiusmimus erst als französisches Mystère des 15. Jahrhunderts nachweisen können,[1] so beweist das nicht, dafs erst damals

---

[1] Herausgeg. von W. Mostert und E. Stengel; B. v. d. Lage, *Studien zur Genesiuslegende*, Berlin 1898 f.

jemand auf den Gedanken gekommen ist, die Legende des heilig gesprochenen Mimen wieder in einen Mimus zurückzubilden: solche Stoffe wandeln die Form mit jedem Tage: zeigt ja die einzige zufällig auf uns gekommene Hs. ein gutes Dutzend hin und her korrigierender und umarbeitender Hände und ein Bruchstück einer zweiten verschiedenen Fassung. Es verschlägt nicht viel; aber ich glaube allerdings, dafs wir eine lateinische Vorstufe des französischen Mysteriums zu erschliefsen haben, im wohlbekannten Stil der lateinischen Mysterien, und dafs auch diese lateinische Fassung nur die Fixierung eines mündlich überlieferten, uralten und immer neugeborenen und bei jeder Aufführung neugestalteten Mimus ist. Und solch einen Mimus, meine ich, könnte Hrotsvit wohl gekannt haben, wenn nicht diesen Genesiusmimus, dann einen anderen. Sollte sie aber ohne ein solches Vorbild, dessen Existenz wir nur vermuten können, zu ihrem Märtyrerdrama gekommen sein, so erscheint ihr dramatisches Genie nur um so gröfser. Besteht kein äufserer, direkter Zusammenhang mit dem Märtyrermimus, so hat sie aus sich heraus genau das geschaffen, was vor ihr und nach ihr der Mimus geschaffen hat. Die Frage liegt ja so, dafs sie am Einzelfalle nicht entschieden werden kann. Jeder einzelne Fall, für sich allein betrachtet, bringt es blofs zu einem gröfseren oder geringeren Grade von Wahrscheinlichkeit. Wenn aber in mehreren Punkten, jeden für sich untersucht, das an sich noch hypothetische Ergebnis nach der gleichen Richtung weist, dann wird die Wahrscheinlichkeit zur Gewifsheit.

Es wären jetzt noch ein paar Worte zu sagen über die Sapientia. Diese aber versparen wir uns besser bis dahin, wo wir auch die Bekehrungsdramen behandelt haben. Denn der Paphnutius zeigt zum Teil dieselben Eigentümlichkeiten, die man erst dann versteht, wenn man beide Dramen zusammennimmt. —

Neben den Martyrien stehen, ebenso gepaart, die Bufsdramen. Der Einsiedler Abraham nimmt seine siebenjährige verwaiste Nichte Maria zu sich und erzieht sie in strenger Kasteiung und Gebet in einem kleinen Anbau seiner Klause. So lebt sie zwanzig Jahre lang. Da gelingt es einem falschen Mönch, der sie unter frommen Vorwänden oft besucht hat, das unbehütete Mädchen zu verführen; und als ihr ihre Schuld zum Bewufstsein kommt, entweicht sie und führt in weltlicher Lust ihr Leben als Dirne. Abraham aber sucht sie, als Ritter verkleidet, auf, gibt sich ihr, als sie beide allein sind, zu erkennen und holt sie zurück. Dies in grofsen Zügen die Handlung des ersten Bufsdramas. Ich gehe hier auf das Technische nicht ein; aber ich will doch so viel sagen, dafs man stets mit Recht des höchsten Lobes voll gewesen ist. Da ist kein Zug zuwenig, keiner zuviel. Dafs Maria uns erst als Kind gezeigt wird, während

sie nachher als reifes, heifsblütiges Weib auftritt, ist gut und recht: diese Szenen gehören zum Ganzen, nur so wird uns der Charakter verständlich gemacht, die Erinnerung an diese ihre unschuldige Jugendzeit überkommt sie mitten im Strudel ihres Weltlebens, als Abraham unerkannt ihr gegenübertritt.

Der Stoff ist aus den *Vitae patrum* entlehnt, von denen schon früher die Rede war. Dort[1] findet sich auch die Schilderung des Verführers genau, wie Hrotsvit sie gibt: *erat autem quidam professione tantummodo monachus, qui sub obtentu aedificationis ad eum* (d. h. zu Abraham) *saepius pergere solebat, sed et illam beatam* (Marien) *per fenestram nihilominus contemplando cum ea colloqui cupiebat: amor* (wohl eher *ardor?*) *namque libidinis cor eius quasi ignis succenderat. Insidiabatur ei quoque multo temporis spatio, ita ut unius anni circulus volveretur, donec cogitationem eius verborum suorum mollitie enervaret. Denique aperiens cellae suae fenestram egreditur ad eum; qui eam protinus scelere iniquitatis atque libidinis contaminavit ac polluit.* Gewifs, eine Szene aus dem Leben. Aber — der das Leben treu in seinem Spiegel auffafst und wiedergibt, das ist der biologische Mimus. Und gerade hier tritt uns ein klassischer Zeuge zur Seite. Man denke an den h. Hieronymus, an die Schilderung, die er in dem Brief an Eustochium von den frommtuenden Galanen entwirft, und zumal an seinen Brief an den Diakonen Sabellian.[2] Der hat in Rom einen Ehebruch begangen, ist mit Mühe und Not dem betrogenen Gatten entgangen und mit einem Empfehlungsbrief seines Bischofs zu Hieronymus nach Bethlehem gekommen. Hieronymus nimmt ihn freundlich auf, aber ehe er sich's versieht, hat Sabellian wieder eine Nonne verführt und auch gleich einen verschmitzten Entführungsplan ausgeheckt. Das ist das Leben; und nun sagt Hieronymus: *repertum est facinus, quod nec mimus fingere, nec scurra ludere, nec Atellanus possit effari.* Dergleichen überbiete die Frechheit der Erfindungen des Mimus. Er mufste es wohl wissen. Und wenn die alte Legende die Geschichte genau so ausmalt wie Hieronymus, so haben wir hier blofs wiederum den alten Kreislauf. Das Interessante aber ist, dafs Hrotsvit aus der unendlichen Fülle von Legenden gerade die dramatischen auswählt, die, in denen wirklich mimischer, biologischer Gehalt steckt. Denn die *Vitae patrum* mit ihren Berichten aus der ägyptischen Wüste, sie entstammen ja wieder einem Lande, das wie nur irgendeines dem Mimus gefrönt hat.

Aus dem Paphnutius greife ich nur die eine Szene heraus,

---

[1] Kölner Ausgabe von 1548, Alphabet 17, letztes Blatt.
[2] Reich, *Mimus* I 751. 763.

wie der Heilige mit Entrüstung die wüsten Szenen vor dem Hause der Thais beschreibt, wo sich die Liebhaber die Köpfe blutig schlagen. Alles nach der Legende, gewifs; daneben kamen für Hrotsvit etwa die Rivalitätsszenen aus Terenz' Eunuchen in Betracht. Aber es sind wieder die *Vitae patrum,* der Schauplatz wieder Ägypten.

Und hier dürfen wir an ein anderes erinnern. Diese Legende von dem frommen Einsiedel Paphnutius und der Thais, die hat kein geringerer als G. Keller bearbeitet, in seiner Legende vom 'schlimmheiligen Vitalis': das hat J. Baechthold nachgewiesen;[1] freilich hat Keller den Stoff nicht aus alten Pergamenten oder Inkunabeln genommen, sondern aus Kosegartens Legenden. Dem 'Shakespeare der Novelle', wie P. Heyse ihn einmal genannt hat, dem grofsen Lebensschilderer der Leute von Seldwyla, erschien es eben, als ob sich auch in dieser Legende 'nicht blofs die kirchliche Fabulierkunst geltend mache, sondern wohl auch die Spuren einer ehemaligen mehr profanen Erzählungslust oder Novellistik zu bemerken seien.' Was wollen wir eigentlich mehr? Da hat G. Keller mit dem genialen Instinkt des Dichters ja alles vorweggenommen, was wir uns erst im Schweifs unseres Angesichtes erarbeiten müssen. Es steckt ein gut Stück weltlicher Fabulierkunst, ein gut Stück — wie wir jetzt sagen dürfen: Mimus in dieser Legende — mögen wir dabei mehr an den dramatischen oder an den rezitativen Mimus, die Novelle, denken.

Nein, es kann nicht anders sein. Grofs und bewundernswert für alle Zeiten bleibt Hrotsvits Genie; und wenn G. Freytag im Alter seine Jugendliebe verleugnet und in seiner Selbstbiographie einmal gesagt hat, die Dramen Hrotsvits bewiesen nur, dafs damals kein Drama möglich war, so ist das lediglich die Einseitigkeit, die alles an seiner alleinseligmachenden *Technik des Dramas* mifst.

Aber freilich, man mufs sich an die rechten Gegenbilder halten. Historisch zu begreifen ist die Nonne von Gandersheim nur vom Mimus und Mysterium her, die dann wieder zu Shakespeare führen. Näher aber als Shakespeare steht ihr im Technischen ein anderer Grofser, Goethe, in seinem Jugendwerk, dem grandios hingeworfenen, auch so recht, recht 'undramatischen' Götz von Berlichingen in seiner ersten Fassung; die heifst: 'Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisiert.' Er schrieb nicht für die Bühne;[2] aber er hatte das Vorbild der mit geringem Bühnenapparat arbeitenden Volkskomödie, des Puppenspiels, instinktiv begriffen; jeder Versuch, den Götz umzuarbeiten für die moderne Bühne, mufste

[1] *G. Kellers Leben* III 23 ff.
[2] A. Bielschowsky, *Goethe* I³ 172.

der Lebendigkeit Abbruch tun. Das ist das Rechte; wenn wir wissen wollen, was Hrotsvit gemacht hat, sie sagt es uns selbst.

Denn jetzt erst werden wir auch die 'Inhaltsangaben' verstehen. Wir sind gewohnt, die Dramen kurzweg nach einer Hauptperson als Gallicanus, Dulcitius usw. zu bezeichnen. Das ist auch praktisch fürs Zitieren; nur müssen wir wissen, was Hrotsvit gewollt hat. Ich habe in meiner Ausgabe zuerst erkannt, dafs diese 'Inhaltsangaben' mit ihren ellenlangen Sätzen in Wirklichkeit die Titel der Dramen sind. Damit war immerhin etwas gewonnen, aber lange nicht genug. Wie kam Hrotsvit auf diesen Einfall? Ihr nächstes Vorbild waren die Komödien des Terenz, und die haben doch in der Überlieferung ihre kurzen, bündigen Titel, Andria, Eunuchus usw. Auch in ihren eigenen Legenden hatte sie ein vernünftiges Mafs innegehalten, wenn sie etwa schrieb:

Historia nativitatis laudabilisque conversationis
intactae dei genitricis,
quam scriptam repperi
sub nomine sancti Iacobi fratris domini.

Aber nun geht es endlos, von einem Satz in den anderen, und doch soll alles Titel sein; aber wenn der erste Satz zu Ende ist, haben wir längst vergessen, wie es angefangen hat, so dafs man die Ungeheuerlichkeit kaum bemerkt. Ein Beispiel wird genügen:

Conversio Gallicani principis militiae; qui, iturus ad bellum contra Scythas, sacratissimam virginem Constantiam, Constantini imperatoris filiam, desponsavit, | sed in conflictu praelii nimium coartatus, per Iohannem et Paulum, primicerios Constantiae, conversus, | ad baptisma convolavit | caelibemque vitam elegit, | postea autem iubente Iuliano apostata in exilium missus, | martyrio est coronatus. | Sed et Iohannes et Paulus eodem iubente clam occisi | et in domo occulte sunt sepulti. | Nec mora, percussoris filius, | a daemonio arreptus, | patris commissum | et martyrum confitendo meritum, | iuxta eorum sepulchra salvatus, | una cum patre est baptizatus. |

Dieses ganze sonderbare Verfahren läfst nur eine Erklärung zu. Die lateinische Komödie des Terenz und ebenso der Mimus (z. B. des Laberius) waren mit Prologen ausgestattet, worin der Dichter über sich und das Sujet des Dramas referierte, ohne doch eine Inhaltsangabe zu bieten. Später, als man diese Dramen nur noch als Buchdramen las, kamen dann die *periochae* des C. Sulpicius Apollinaris hinzu. Diese waren in dem Hauptversmafs der terenzianischen Komödie gehalten, im jambischen Senar: reine Inhaltsangaben, weiter nichts, in abgemessenem Umfang. Auch der Mimus wird, zumal in der Zeit, wo er das dramatische Element überhaupt einschränkte, den eigentlichen

Prolog, den ein Schauspiel zu agieren hatte (die pronuntiatio fabulae), auf eine prosaische, die Zuhörer schlicht instruierende Inhaltsangabe reduziert haben, die etwa den ältesten Theaterzetteln entspricht, welche sich auch nicht auf den bloſsen Titel beschränken, sondern angeben, was in der Komödie 'vorgestellt' wird. Die langen Titel Hrotsvits aber sind ein Ersatz für die Periochen der terenzianischen Komödie und zwar in einer dem Mimus, wie sie ihn kannte, angepaſsten Form, in derselben kunstvollen Reimprosa wie das Drama selbst und der Titel der Marienlegende. Freilich, woher wissen wir, daſs der dramatische Mimus ihrer Zeit noch einen solchen Prolog hatte? Nun, dieser Prolog ist das naturgemäſse Gegenstück zu dem, nicht obligatorischen, aber weitverbreiteten Rhythmenprolog des erzählenden Mimus. Wie z. B. der Rhythmus vom Antichristen beginnt:

Quiconque cupitis audire ex meo ore carmina,
de summo deo nunc audite gloriosa famina
et de adventum antichristi in extremo tempore,

wie so viele Rhythmen ihr Thema mit *audite omnes* ankündigen, so bedurfte das Drama, bedurfte der Mimus in einer Zeit, die noch keine gedruckten Theaterzettel kannte, unbedingt einer voraufgehenden Orientierung der Zuhörer. Eine einzige Ausnahme ist hier vorzubehalten. Bei den Weihnachts-, Dreikönigs-, Passions- und Osterspielen (und das ist ja die Mehrzahl der Mysterien) wuſste das Publikum von vornherein, was ihm geboten werden sollte; da war keine Belehrung nötig. Trug ein Mysterium anderen Charakter, so wurde eine Einleitung voraufgeschickt: dafür ist lehrreich das niederdeutsche Theophilusspiel, das Hoffmann von Fallersleben 1853 herausgegeben hat, wo sogar ein zwiefacher Prolog voraufgeht, weil man damit rechnet, daſs der kürzere erste bei der Zuhörerschaft im allgemeinen Lärm verloren gehen würde: er ist gewissermaſsen das Zeichen mit der Theaterklingel. Dem lateinischen *ludus de Antichristo* geht in der Hs. von Tegernsee keine solche Orientierung voran. Da hat eben bei der Aufzeichnung die Analogie der kirchlichen Festfeiern eingewirkt; aber als das Stück gegeben wurde, hat sicher eine solche kurze Belehrung stattfinden müssen.

Daneben wird man guttun, an das englische Theater vor Shakespeare und an das zu denken, was Shakespeare selber bei seinen Schauspielen im Schauspiel, im Hamlet als das Übliche voraussetzt und, im Sommernachtstraum, verspottet. Im Sommernachtstraum die Orientierung über die Geschichte von Pyramus und Thisbe und die allerdings sehr eigentümlichen Verhältnisse der Darstellung. Im Hamlet geht eine kurze Pantomine vorauf. Ophelia vermutet sofort, daſs 'diese Vorstellung den Inhalt des Stückes anzeige', und erwartet dann von dem auf-

tretenden Prolog, der allerdings nachher blofs um geneigtes Gehör bittet (das 'nu hôrt, nu hôrt unde swyget stille' des Theophilus), dafs er sagen werde, 'was diese Vorstellung bedeute': alles vor dem Beginn des eigentlichen Schauspiels.

Hrotsvits Dramen aber mit ihrer Inhaltsangabe im Titel sind vollgültige Zeugen der Mimenpraxis ihrer Zeit: '(wir werden agieren) die wunderbare Historie von dem Herzog Gallican; dem hat Kaiser Konstantin seine Tochter versprochen,' usw.

Aufserdem, sollte man denken, käme noch das Personenverzeichnis in Betracht. Dieses lehrt uns aber nichts. Die Personen werden bei Hrotsvit ganz wie bei Terenz in der Reihenfolge aufgeführt, wie sie auftreten; nur werden Nebenpersonen (z. B. die Frau des Dulcitius, der Wirt im Abraham) übergangen, Gruppen von Personen, wie die *principes* im Gallican, die *milites* im Dulcitius, ans Ende gestellt: dafs im Callimachus die *amici* gleich an zweiter Stelle stehen, erklärt sich aus der Rückbeziehung auf die Hauptperson — hiefsen sie etwa *cives,* so würden sie auch an letzter Stelle stehen. Aus dieser Anlehnung an Terenz ist gar nichts zu schliefsen. Wichtig für uns ist nicht, was Hrotsvit mit Terenz gemein hat, sondern das, worin sie von ihm abweicht.

Gedacht, meine ich, hat Hrotsvit zuerst an Darstellung, ohne viel szenischen Apparat, nach dem Vorbilde der Mimen. Aber wirklich aufgeführt sind ihre Dramen damals nicht worden, weder im Kloster noch, was Scherer für denkbar hielt,[1] von den Mimen. Wohl aber hat die Stauferzeit die Dramen Hrotsvits als Geist von ihrem Geist erkannt. Damals wurde der Gallican aus der Regensburger Hs. in das grofse österreichische Passionale übernommen. Und der Anfang desselben Dramas trägt, in staufischer Schrift, eine Reihe von Beischriften zu den Personennamen, wie *C. d.* (= Constantinus dicit), *G. r.* (= Gallicanus respondet), Beischriften, wie sie in den lateinischen Dramen der Stauferzeit, den Mysterienspielen, üblich sind.

Wenn übrigens hier das Passionale die Wortstellung vereinfacht und dadurch die Reimprosa zerstört, so sollte uns das eine Lehre sein, frei von Buchstabenfurcht und Verehrung würdigen Pergamentes auch über die Regensburger Hs. hinaus der echten Wortstellung, d. h. der Reimprosa Hrotsvits nachzuspüren. Ich bin darin, als ich meine Ausgabe druckte, noch viel zu ängstlich gewesen; Strecker ist der Sache, wie schon seine Rezension zeigte, mit glücklichstem Erfolge weiter nachgegangen, und wir dürfen noch viel Aufklärung darüber von ihm erwarten. Wer hätte so leicht gedacht, dafs im Callimachus 9, 13 zu lesen sei: *ex cuius flammea facie | candentes in bustum transiliebant*

[1] *Gesch. d. dt. Dichtung im 11. und 12. Jh.,* S. 17.

scintillae; | *quarum una mihi in faciem ferebatur resiliens,* | *simulque vox facta est dicens:* | *Calimache, morere, ut vivas.* Zwei kühne Umstellungen, die Strecker vornimmt; aber sie sind schlechterdings zwingend. Hätte Hrotsvit geschrieben, was die Hs. gibt, *scintillae transiliebant* und *q. u. res. m. in f. ferebatur,* sie wäre der von ihr so heiſs geliebten Reimprosa geflissentlich aus dem Wege gegangen. Und so noch vieles.

Es ist nicht Zufall, daſs, gerade ebenso wie Dulcitius und Sapientia nebeneinanderstehen, zum Abraham der Paphnutius tritt. Dagegen möchte ich den dritten analogen Fall absondern, die doppelte Behandlung des Teufelsbundes in den Legenden: ich wies schon früher darauf hin, daſs es sich dort um verschiedene Motive, um Ehrgeiz und Liebe, handelt. Hier aber ist zwar auch ein Gegensatz vorhanden: Maria, die Nichte Abrahams, nach langer, strenger Askese verführt und zur Dirne herabgesunken, während wir über das Vorleben der Thais gar nichts erfahren; aber es ist doch mehr als fraglich, ob Hrotsvit sich dieses Gegensatzes genügend bewuſst geworden ist, um den Paphnutius deswegen als selbständig und nicht als Dublette zu empfinden. Mir scheint der Umstand, daſs Paphnutius und Sapientia die beiden letzten Dramen sind, eine andere Auffassung zu empfehlen.

Nicht als ob die dramatische Kraft der Dichterin erlahmt wäre, daſs sie plötzlich sich selbst hätte ausschreiben müssen. Wer so kühn und sicher seinen Weg genommen und nach dem etwas ungeschickten (ich möchte lieber sagen: noch nicht bühnensicheren) Gallican die meisterhafte Burleske des Dulcitius, danach den wenigstens in seiner ersten Hälfte straff komponierten Callimachus gedichtet hat, dann den ohne jede Einschränkung vollendeten Abraham: der ist auf dem Gipfel und nicht mit einem Male am Ende seines Könnens; ganz abgesehen davon, daſs Hrotsvit ja noch, nach der vorhin vorgetragenen Einteilung der Werke, in ihrer ersten Periode steht und ein Meisterwerk wie das Gedicht über ihr Kloster erst vor sich hat. Wenn die beiden letzten Dramen so ganz abfallen oder wenigstens etwas so ganz anderes sind, dann muſs dies seine besondere Ursache haben. Hier kann freilich von strengem Beweis keine Rede sein. Hier braucht es des psychologischen Verständnisses, eines Hineinlebens in die ganze Art der Dichterin; wir müssen versuchen, die äuſseren und inneren Bedingungen zu erfassen, worunter sie ihre Dichtungen geschaffen hat — vielleicht daſs wir dann eher die Ursache des Umschwunges erraten. Ich meine, wie gesagt, Hrotsvit hat, als sie ihr erstes Drama begann, allerdings mimische Aufführungen gekannt und hat bei ihren vier ersten Dramen eine Aufführung ins Auge gefaſst, wenn auch nur im stillen; wir wissen, es war nicht ihre Art, in den Anfängen viel

über Werdendes zu reden. Von ihren Legenden hat sie ihrer Äbtissin, ihrer Lehrerin und vertrauten Freundin Gerberge, erst gesagt, als der Theophilus, die fünfte Legende, fertig war: die vielen Einzelausgaben, die ich auf Grund der angehängten Gebete konstruiert habe (Maria; Maria + Himmelfahrt; Gongolf; Pelagius; Maria + Himmelfahrt + Gongolf + Pelagius + Theophilus), sind nichts als Privatreinschriften der Dichterin, die dabei wohl hier und da nachgebessert haben wird, auch mögen ihr selber allerhand Versehen und Schreibfehler untergelaufen sein, wovon zumal die Maria geradezu wimmelt. Gerade so schüchtern und zaghaft wird sie zuerst ihre Dramen gehegt und geheimgehalten, ganz und gar nicht sogleich von einer Aufführung als dem Ziel ihrer Wünsche gesprochen haben. Was da vorgegangen ist, läſst uns die *epistola ad quosdam sapientes huius libri* (der Dramen) *fautores* erraten. Sie hat bisher nur ganz wenigen nahe Vertrauten (wir verstehen Gerberge und Klosterschwestern) gezeigt, was sie geschrieben; aber Ermunterung oder Belehrung sei ihr so gut wie gar nicht zuteil geworden. Jetzt aber, wo sich drei Stimmen zu ihren Gunsten erhoben (*quia trium testimonium constat esse verum,* nach 5. Mos. 19, 15), ist ihre Zuversicht und ihr Selbstvertrauen gewachsen; sie wolle mit ihrem Pfunde wuchern, und so habe sie einige Fetzen vom Kleide der Frau Weltweisheit (nach Boethius) in ihr Werk verwoben. Wer waren nun jene *sapientes?* so fragen wir. Und was kannten sie von Hrotsvit? Ich habe schon früher[1] vermutet, daſs es Gelehrte aus St. Emmeram waren. Und die Werke Hrotsvits? Das könnten allenfalls die Legenden sein. Aber wahrscheinlicher ist es doch, daſs es sich um eine Probe der Dramen, und zwar die ersten vier, handelt, d. h. daſs das neue, mehr als verwegene Unterfangen Hrotsvits ihrer Äbtissin, als diese davon erfuhr, gar zu bedenklich vorgekommen ist: Gerberge wird Bedenken getragen und erst ein Obergutachten eingeholt haben bei ihren eigenen Lehrern; wir müssen bedenken, daſs St. Emmeram in Regensburg das berühmteste Kloster Bayerns und Herzog Heinrich von Bayern der Vater Gerberges war. Das Gutachten fiel zu Gunsten der Dichterin aus; aber aus der erhofften Darstellung wurde nichts. Dafür wurde gehörig Wasser in den Wein gegossen: etwas gelehrtes Beiwerk als Markknochenzugabe, das werde gut sein — *utile cum dulci.* Nun, Hrotsvit hatte von Anfang an ihre dramatische Diktion an den Komödien des Terenz gebildet; er war das Vorbild, das sie wegen seiner Kunst bewundern und wegen seiner Heidenhaftigkeit und Ungebundenheit als Nonne hassen muſste. Ich verstehe nicht, wie Ebert es hat bestreiten können, daſs sie ihn

[1] *Hrosvitausgabe* S. XII, Anm. 39.

verdrängen will. So fügte sie, obwohl ihre Hoffnungen zerstört waren, um doch die Sechszahl der Komödien des Terenz zu erreichen, jene zwei Dubletten hinzu. Aber sie bekamen eine Mitgift, die sie von ihren Geschwistern merklich unterschied. Mit der Aufführung war es nichts; dafür wollte man etwas Gelehrsamkeit. Nun, gelehrte Kenntnis in Frage und Antwort zu vermitteln, das war längst üblich und ist es ja noch heute. Wir nennen das Katechismus. Das Mittelalter hatte dergleichen auch: besonders charakteristisch ist die *disputatio de rhetorica et de virtutibus sapientissimi regis Karli et Albini* (d. h. Alcvins) *magistri.* Auch sie mochte der Dichterin von St. Emmeram aus zugekommen sein, woher eine Hauptbs. des 10. Jahrhunderts stammt. Das, was uns zunächst ins Auge fällt, worin sich diese mittelalterlichen Katechismen von vornherein von unseren modernen unterscheiden, ist dies: nicht der Lehrer 'überhört' und der Schüler gibt nun in vorgeschriebener Form seine Antworten, sondern der wissenschaftlich interessierte, wifsbegierige Schüler fragt und der Lehrer antwortet, wobei sich seine Antworten natürlich gleich sehr ausführlich nach allen Seiten hin verbreiten können, so dafs der triviale, elementare Charakter unserer modernen Katechismen gar nicht aufkommen kann. Wie diese Form des Dialogs allmählich entstanden ist, gehört nicht hierher: genug, dafs Hrotsvit sie fertig vorfand. Ihrer hat sie sich dann in den beiden letzten Dramen bedient, um 'einige Fetzen vom Kleide der Frau Weltweisheit' hineinzuweben, d. h. die Erörterungen über Musik und Zahlentheorie, die zu den sieben freien Künsten gehören. Sie mochte sich dazu um so eher entschliefsen, als sie schon im Callimachus mit den scholastischen Terminis gespielt hatte. Freilich war es dort ein anderes gewesen, viel kürzer und keine Belehrung Unwissender durch einen Eingeweihten, sondern es sind lauter Adepten, die unter sich ihren Schuljargon sprechen. Aber allerdings wird die Szene im Callimachus die wohlmeinenden Ratgeber auf ihren weisen Rat gebracht haben.

Noch eines. Die Sapientia ist verhältnismäfsig frei bearbeitet. Darüber wollte, als ich im Herbst 1900 die Ausgabe druckte, ein Schüler H. Useners und L. Traubes handeln, der über diese Legende arbeitete; ich weifs jedoch nicht, was daraus geworden ist oder noch werden will. Aber K. Strecker hat fein beobachtet, dafs Hrotsvit sich überall, wo sie ihrer Quelle frei gegenübertritt (Gongolf, Sapientia) oder überhaupt keine schriftliche Quelle hat (Pelagius), desto enger an die Sprache und die Bilder des Prudenz hält: hier hat sie, wie ich früher gesehen hatte und Strecker in den Nachträgen weiter ausführt, gar ganze Szenen nach seiner Romanuslegende gestaltet.

Wenn wir so begriffen haben, was Hrotsvits Dramen eigent-

lich sind, so werden wir gewifs nicht lange im Zweifel sein, wie wir sie zu übersetzen haben. Sie sind geschrieben in Reimprosa; und es hat sich wirklich ein Übersetzer gefunden, der das schöne Prinzip vom Versmafs des Originals auch hier — ich mufs, um ihm gerecht zu werden, auch von der Prosa den papiernen Ausdruck brauchen — zur Geltung gebracht hat. Dafs Reimprosa, wie Hrotsvit sie schreibt, für uns etwas ganz anderes ist, dafs ihr Stil für uns durch Rückerts Makamen festgelegt ist, dafs das nun und nimmer ein Drama gibt, überhaupt einen geläufigen Stil — denn das war doch die Reimprosa für Hrotsvit —, das hat O. Piltz gar nicht gemerkt.

Ein anderer, der mit drei dicken Büchern die mittelalterliche Literatur hat popularisieren wollen, ohne überhaupt erst zu wissen, was sie Gutes hat, W. Gundlach, hat den Abraham in unseren modernen Blankvers übertragen. An sich nicht so übel. Aber es ist Schablone, nicht intimes Verständnis. Wie weit er davon entfernt ist, zeigt die unglaublich triviale oder vielmehr groteske Übersetzung des Gongolf und der Heldentaten Ottos.

Schwanken könnte man allenfalls zwischen zwei Stilformen. Man könnte an eine völlig unverkünstelte Prosa denken, dafs die Personen redeten, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und sich der Ton nur ausnahmsweise höbe, wie im Gebete der Konstantia. Aber diese Prosa würde wieder zu realistisch sein und den feinen Duft und Blütenstaub abstreifen, der für uns über diesen Dichtungen liegt, wenn wir sie im Original lesen. Und auch den Zeitgenossen der Dichterin war diese Dramendichtung, wenn nicht eben ein Wagnis, so doch wenigstens nichts Alltägliches.

Nein. Hrotsvit steht im Banne des Mimus, ihr Drama ist ein Vorläufer der Mysterien, des Puppenspiels und der Fastnachtspiele des Nürnberger Schuhmachers und Poeten. Der treuherzig biedere Stil Hans Sachsens, sein Knittelvers, ist uns ja nicht fremd, und wer ihn nicht aus seinen eigenen Werken kennt, der kennt ihn aus Goethes Gedicht von Hans Sachsens poetischer Sendung. In diesen Stil aber hat schon vor einem halben Jahrhundert ein guter Kenner Hrotsvits und feinfühliger Übersetzer ihre Dramen übertragen. Was wir brauchen, ist nicht eine neue Übersetzung, sondern eine Revision der vortrefflichen, aber heute kaum noch zu beschaffenden Übersetzung von J. Bendixen.

Schöneberg-Berlin. P. v. Winterfeld.*

---

* Als gerade der erste Teil der vorliegenden Abhandlung erschien, raffte ein plötzlicher Tod den Verfasser dahin, am 4. April, in jungen Jahren. Paul von Winterfeld war geboren 1872 zu Tynwalde bei Löbau in West-

preuſsen, studierte in Berlin, besonders unter Vahlen und Kirchhof, und promovierte 1895 mit der Dissertation *De Rufi Festi Avieni Metaphrasi ad Aratea recensenda et emendanda.* Er wurde Mitarbeiter an den *Monumenta Germaniae historica* und habilitierte sich einige Jahre später in Berlin. Im Frühjahr 1904 wurde er Professor extraordinarius für mittelalterliches Latein. Als ausgezeichneten Konjekturalkritiker im Geiste der Lachmannschen Schule erwies ihn der erste Teil des vierten Bandes der *Poetæ latini æri Carolini* und seine groſse Hrotsvith-Ausgabe. Sehr bedeutsam waren auch seine Arbeiten über den Satzschluſs, und seine Kennerschaft der mittelalterlichen Handschriften ist nur von Ludwig Traube übertroffen. Mit welcher Liebe und lebendigen Phantasie er das Mittelalter und seine groſsen Dichter, zumal Notker und die Dichterschule von Sankt Gallen, umfaſste, zeigen zahlreiche Aufsätze im *Neuen Archiv der Gesellschaft für alte deutsche Geschichtsforschung,* im *Hermes,* im *Rh. Museum,* in den '*Neuen Jahrbüchern*', in der *Zeitschrift für deutsches Altertum,* die soeben von ihm eine groſse Abhandlung über Sequenzen gebracht hat. Es stand von ihm eine Ausgabe der Sequenzen Notkers zu erwarten, für die er auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise wichtige Kollationen gemacht hatte. Seine lebendige poetische Gestaltungskraft machte ihn zum berufenen Übersetzer, davon legen seine '*Stilfragen aus der lateinischen Dichtung des Mittelalters*' Zeugnis ab. Auch gab er wenige Monate vor seinem Hinscheiden eigene '*Gedichte*' heraus. In seinem Nachlasse befinden sich noch mehr Übersetzungen, die er als mittellateinisches 'Dichterbuch' zu drucken beabsichtigte. Der oben veröffentlichte Aufsatz gewinnt an Bedeutsamkeit, wenn man ihn im Zusammenhange mit diesen gröſseren Unternehmungen würdigt. Persönlich war er ein einsamer Mann. Nur einige Mitarbeiter auf verwandtem Gebiete kamen ihm nahe. Der Trieb nach schöner Formgebung machte ihn innerlich vornehm. Der Geist der Nonne von Gandersheim war ihm die liebste Gesellschaft. Was Deutsche im verachteten Spätlatein gedichtet hatten, wollte er im modernsten Poesiegewande zu besserem Leben erwecken. (Nach Mitteilungen von Privatdozent Dr. H. Reich. A. B.)

Das Liederbuch Ms. Rawlinson Poet. 185.

Man findet es häufig als eine unbestreitbare Tatsache hingestellt, daſs dem englischen Volke im Gegensatz zu dem irischen und schottischen eine musikalische Begabung vollständig abgehe und dieser Mangel nicht nur in der Kunst-, sondern besonders in der Volksmusik und Volkspoesie sich bemerkbar mache. So groſse Berechtigung ein Blick auf die letzten Jahrzehnte dieser Behauptung auch geben mag, der Literarhistoriker kann ihr keine allgemeingültige, sondern nur zeitweise Richtigkeit zuerkennen. Je mehr sich die Forschung mit der Volkspoesie des 15., 16. und 17. Jahrhunderts beschäftigt, mit um so gröſserem Erstaunen sieht man, was für ein sangesfreudiges und auch sangesbegabtes Volk zu jenen Zeiten England bewohnte, wie sehr, vor allem in der Zeit Elisabeths, das poetische Vermögen mit dem musikalischen Hand in Hand ging. Nicht nur die gebildeten Stände pflegten Gesang und Musik, auch das Volk in seinen niederen Schichten nahm teil an diesem Besitz und besaſs einen unerschöpflichen Schatz von Liedern, die Gemeingut der gesamten Nation waren. Sei es in den *madrigals, ballads, catches, glees, ditties* oder auch, allgemein genannt, *songs,* in allen stand die Poesie in engster Verbindung mit der Musik und kam für die damalige Zeit nur mit dieser vereint in Betracht. Die Dichter volkstümlicher Lieder paſsten ihre Texte von vornherein alten bekannten Melodien an oder erfanden gar selbst eigene dazu; hervorragende Komponisten hielten es nicht für unter ihrer Würde, ihre musikalischen Kräfte in den Dienst der Volkspoesie zu stellen und umgekehrt auch aus ihrem Schatz zu schöpfen. Erst das 17. Jahrhundert mit seinen strengen puritanischen Grundsätzen, seinen Bürgerkriegen und Verfassungsstreitigkeiten erstickte allmählich die Freude an der alten weltlichen Volkspoesie und machte dem *'merry old England'* ein Ende.

Leider ist aber noch immer unsere Kenntnis von der Entwickelung und dem Umfang der Volkspoesie in allen ihren Phasen und Gattungen eine lückenhafte infolge der geringen Beachtung, die man ihr lange Zeit zuwandte. Gerade auf dem Gebiete der Lieder, die bei dem gewöhnlichen Volke beliebt und von ihm gesungen wurden, wäre die Kenntnis des gesamten vorhandenen gedruckten und handschriftlichen Materials von der gröſsten Wichtigkeit, da sie am besten und unmittelbarsten das

Leben und den Geist des damaligen Volkes widerspiegeln. Durch die Veröffentlichungen der Ballad Society ist uns schon ein guter Teil Strafsenballaden in den Bagford- und Roxburghe-Sammlungen zugänglich geworden; aber aufser ihnen und der unveröffentlichten Pepys-Sammlung in Cambridge befindet sich noch viel Material in den Hss.-Sammlungen von Douce, Wood und Rawlinson auf der Bodleiana. Die Volkspoesie in den Rawlinson-Mss. gehört zum gröfsten Teil dem Anfang des 17. Jahrhunderts an; eine Sammlung von Balladen aus der Zeit Elisabeths aber enthält die Handschrift Ms. Rawl. Poet. 185. Die Kopie, die dem folgenden Abdruck zugrunde liegt, ist von Dr. S. Schayer auf Prof. Brandls Anregung nach dem Original in der Bodleiana angefertigt worden.

Beschreibung der Handschrift.

Das jetzt in schwarz Leinen mit der Goldaufschrift *'Poems'* gebundene Ms. befindet sich, wie schon erwähnt, in der Bodleiana und ist unter der Nummer 14677 katalogisiert. Es ist nur unvollkommen erhalten; so fehlt mindestens ein Blatt nach fol. 5, da Blatt 6 mitten in einem neuen Gedicht beginnt; einige Seiten sind am Rande ziemlich stark beschädigt. Die Hs. besteht aus 25 Blättern mit je einem Schutzblatt vorn und hinten, die mit allerhand Schnörkeleien bedeckt sind. Die Texte reichen bis fol. 23^{r}; 23^{v} und 24, das ausgerissen und von dem nur ein Streifen vorhanden, enthalten kurze englische Sätze mit ihren lateinischen Übersetzungen in gleichzeitiger Handschrift. Jede Seite ist in zwei Spalten geteilt und demgemäfs doppelt beschrieben; nur in dem Dialog (Nr. 14) ist eine Teilung nicht vorhanden. Die Handschrift ist durchweg dieselbe; nur erscheint in dem letzten Liede die Tinte bedeutend frischer als in den vorhergehenden.

Auf fol. 25^{r} stehen am unteren Rande die Namen William Wagstaffe und Thomas Wagstaffe. Dies waren sicherlich die Besitzer der Hs.; einer von ihnen auch der Urheber der Schnörkeleien. Auf dem Rande von fol. 9 finden wir den ersteren Namen noch einmal; hier ist deutlich zu erkennen, dafs er von einer anderen Hand und mit anderer Tinte geschrieben ist. — Auch der Name Dorothy Halford auf fol. 1^{r}, der in anderer, späterer Schrift als der Text geschrieben ist, wird der einer Besitzerin des Ms. gewesen sein.

Entstehungszeit und Art der Lieder.

Über die Entstehungszeit der einzelnen Lieder kann man mit Sicherheit annehmen, dafs sie in die Jahre vor 1590 anzusetzen sind; in F. Madans *Summary catalogue of western mss. in*

the Bodleian library III 324 werden sie in die Zeit zwischen 1580 und 1590 verlegt. Das Lied von Thos. Preston stammt nach eigener Angabe der Handschrift aus 1589; aus derselben Zeit werden die beiden Preislieder auf Elisabeth sein, da sie unter dem Eindruck des Unterganges der spanischen Flotte entstanden sein mögen und auch Anspielungen auf dieses Ereignis enthalten. Tarlton starb 1588, seine Ballade, *Piggy and Willy,* mufs somit noch vor dieser Zeit verfafst sein. Die beiden Lieder *The carmans whistle* und *Mother Watkins ale* finden wir 1592 bei Chettle, *Kind hearts dream,* erwähnt (vgl. Anmerkungen zu den einzelnen Liedern).

In allen Texten haben wir es mit Erzeugnissen derselben Art zu tun, wie sie uns in den Bagford- und Roxburghe-Sammlungen der Ballad Society entgegentreten. F. Madan bezeichnete sie in seinem Katalog als *'songs and ballads'.* Den eigenen Überschriften zufolge finden wir in ihnen die Bezeichnungen *ballad, ditty, song.* In der damaligen Zeit wurde kein strenger Unterschied zwischen diesen gemacht; *song* war natürlich der weitere Begriff, der alles in sich fafste; aber das Volk bezeichnete auch manche Dichtung mit *ballad,* der wir heute diesen Namen nicht mehr geben würden. Auf den Inhalt kam es kaum an, denn dieser konnte sowohl weltlichen als auch religiösen Charakters sein; auch wurden die vorhandenen Melodien ohne Unterschied auf Lieder jeden Inhalts angewandt. In erster Linie sprach hier das Interesse der 'ballad publishers', die natürlich solche Dichtungen drucken und verkaufen liefsen, von denen sie glaubten, dafs sie dem Volke beim Vortrag gefallen und zum Kauf für einen Penny das Stück anreizen würden. Daher ist auch der Inhalt unserer Liedersammlung aufserordentlich mannigfaltig. Bufs- und Moralpredigten im Stil der populären Psalmenbearbeitungen mit starker Benutzung der biblischen Geschichten, elternliche Ermahnungen an ihren Sohn, die Freuden des Landlebens und Schilderungen des Stadtlebens, die Liebe in allen ihren Phasen mit besonderer Neigung zum Erotischen und Zotenhaften, das Ehe- und das Junggesellenleben und daneben begeisterte Preislieder auf die Königin bilden den Inhalt der Texte. Bemerkenswert ist, dafs fast allen etwas Lehrhaftes und Gelehrtes anhaftet; so überrascht förmlich die aufserordentlich genaue Kenntnis der antiken Götter- und Heroensagen und ihre häufige Heranziehung zu Vergleichen.

Über die Verfasser.

Wie überhaupt bei dem weitaus gröfsten Teile der Volkspoesie jener Zeit sind uns auch hier nur vereinzelt Verfassernamen überliefert. In dem dritten Liede stehen hinter dem Titel

A goodly and good example to avoyde all inconveniences as hereafter followeth; to Wilsons tune die Buchstaben *R. H.* Vielleicht beziehen sich diese Anfangsbuchstaben des Namens des Dichters auf Richard Hill, von dem wir drei Lieder im *Paradise of dainty devices* 1576 vorfinden.

Nr. 8, *A ballad from the countrie sent to showe how we should fast this lent,* trägt die Unterschrift *quod Thomas Preston 1589.* Thomas Preston (1537—1598) lebte in Cambridge und wurde besonders 1569 bekannt durch seine Tragödie *Cambyses*; er betätigte sich aber auch als Balladendichter. Aufser der im Rawl.-Ms. vorliegenden ist von ihm noch eine zweite Ballade erhalten: *A lamentation from Rome how the Pope doth bewayle the rebelles of England cannot prevayle* 1570 [abgedruckt bei Collier, *Percy Society* I 68], und der Titel einer verlorenen dritten, *A geliflower of swete marygolde, wherein the frutes of tyranny you may beholde* 1569/70 [Collier, *Shakespeare Society* 1848 S. 222]. Der Artikel im *Dict. of nat. biogr.* über ihn führt ihn nur als den Verfasser von diesen beiden letztgenannten Balladen an.

In Nr. 10, der Ballade von *Willie and Peggie,* stehen am Ende die Worte: *quod Richard Tarlton*; da es auch nach *'Tarltons caroll'* gesungen wurde, werden wir in ihm sowohl den Dichter als auch den Komponisten der Ballade zu sehen haben. Das Preislied auf Elisabeth (Nr. 12) geht ebenfalls nach *'Tarltons caroll'*; aus dem durchaus anders gestalteten strophischen Bau wird aber ersichtlich, dafs es nicht dieselbe Melodie, sondern eine andere Komposition desselben Mannes ist. Ein *T,* das am Schlufs dieses zweiten Liedes steht, könnte vielleicht darauf schliefsen lassen, dafs auch hier in der Person Tarltons eine Personalunion von Komponist und Dichter vorliegt. Wenn uns dieser auch sonst als Musiker [1] und Poet überliefert ist, so bleibt dies aber immerhin nur eine Vermutung. — Richard Tarlton gehörte als komischer Schauspieler der königlichen Truppe Elisabeths an und bekleidete bei ihr auch zugleich das Amt eines 'groom of her chamber'. Sowohl bei der Königin und dem Hofe als auch beim Volke stand er in aufserordentlich hoher Gunst; besonders in den letzten Jahren vor seinem 1588 erfolgten Tode stieg seine Popularität ins Ungeheure, wie die häufigen Anspielungen und Lobpreisungen auf ihn zeigen. [2] Einen Sturm von Begeisterung erregten besonders seine Improvisationen auf der Bühne über irgendein Thema, das ihm das Publikum vorschlug; daneben trat er als Balladensänger zeitweilig hervor. 1570 erfahren wir zuerst von ihm aus den *Stationer Registers* (Collier, *Shak. Soc.* 1849 S. 12), in denen eine

---

[1] Kompositionen von ihm sind erhalten in Mss. der Cambridge University library.

[2] Vgl. Halliwell, Vorrede zum Neudruck von Tarltons *Jests* in der Shak. Soc. 1844.

Ballade, *A very lamentable and wofull discourse of the fierce flud which lately flowed in Bedfordshire, in Lincolnshire, and in many other places, with the great losses of sheep and other cattel; the 5. Oktober 1570,* mit seiner Autorschaft zum Druck angemeldet wird (abgedruckt von Collier, *Percy Soc.* V 64). In dem Artikel über ihn im *Dict. of nat. biogr.* wird als unwahrscheinlich hingestellt, dafs Tarlton wirklich der Verfasser war, und angenommen, dafs sein Name vom Drucker nur als Lockmittel benutzt worden sei. Dagegen spricht aber:

1) Zu dieser Zeit wird Tarlton kaum schon so populär gewesen sein; erst 13 Jahre später finden wir ihn als Mitglied der königlichen Truppe genannt.

2) 1578 ist eine zweite Ballade von ihm auf ein ähnliches Naturereignis, einen tagelang andauernden Schneefall, von demselben Drucker angemeldet worden, *Tarlton advice upon this unlocked for great snow,* die leider nicht erhalten.

3) Seine Begabung zum Dichten geht aus seiner berühmten Improvisationskunst hervor und ist auch durch einzelne noch vorhandene Werke sichergestellt; auch in unserem Rawl.-Ms. ist seine Verfasserschaft, die ja besonders angegeben, nicht zu bezweifeln.

In einem Neudruck von Spensers *Teares of the muses* 1611 wird Tarlton mit dem 'pleasant Willy' identifiziert, dessen Tod Thalia beklagt;[1] im *Dict. of nat. biogr.* wird zur Erklärung dafür, dafs Spenser ihn unter diesem Namen einführt, angegeben, Willy sei zu jener Zeit als familiäre Bezeichnung ohne Rücksicht auf den wirklichen Vornamen gebraucht worden. Diese Annahme erscheint mir in diesem Falle nicht zutreffend. In der uns vorliegenden Ballade ist der Name Willy ebenfalls gebraucht, und zwar figuriert unter ihm Tarlton selbst. Dies geht unzweideutig aus dem Liede hervor, in dem er seiner ausgelassenen Fröhlichkeit wegen als Schauspieler, Sänger, Liebling der Königin, des Hofes und des Volkes gefeiert wird; es wird von ihm erzählt, dafs er von auswärts nach London kam, was bei ihm ja der Fall war, und bei der Königin 'groom of her chamber' wurde; auf seine Improvisation auf der Bühne wird angespielt, wenn es heifst: *to sing them* (= dem Publikum] *their themes he never denied* (12, 3). Aus dem ironischen Ton, der an manchen Stellen unverkennbar hervordringt, auch aus dem Schlufs, in dem der Dichter der trauernden Peggie voraussagt, dafs sie sich mit einem

---

[1] And he, the man whom Nature selfe had made,
To mock her selfe, and Truth to imitate,
With kindly counter under Mimick shade,
Our pleasant Willy, ah! is dead of late:
With whom all ioy and iolly meriment
Is also deaded, and in dolour drent.

anderen trösten werde, und aus dem Umstand, dafs Tarlton am Schlufs als Verfasser angegeben ist, wird man mit einiger Sicherheit annehmen können, dafs dieser berühmte Komiker nach echter Clown-Art sich selbst durch den Mund seiner Geliebten einen Nekrolog setzte und ironisch seine eigenen Verdienste feierte. Dafs Tarlton selbst diesen Namen verwandte, geht aus einer Komposition von ihm hervor, die in Cambridge sich im Manuskript befindet, und die die Aufschrift *Tarltons Willy*[1] trägt. Willy war für ihn wohl eine Art Gattungsname für das männliche Geschlecht, den er auch auf sich selbst anwendete, und der nun auch beim Volke für ihn typisch wurde. Somit konnte ihn auch Spenser unter diesem Namen in seine Dichtung einführen und sicher sein, dafs er von jedem seiner Zeitgenossen verstanden wurde.

Texte.[2]

[I.]

A sonnge of the guise of London.

Will you buy any broome, birch and greene,
The finest broome *that* ever was seene,
broome of *the* best, you knowe what I meane?
will you buy any Broome, mistris? 4

Will you buy any brushes *that* be stronge,
Brushes short and Brushes lonnge,
Lylie white Brushes? this is my sonnge:
Will you buy any Broome, mistres? 8

Will you buy any brushes for your cotes
To brush away dust and allso motes,
Very fine Brushes for gownes and clokes?
Will you buy any Broome, mistres? 12

Will you buy any Rods or holly wands,
Pyes the best *that* ever came in your hands?
I have the daintiest puddings in all these lands.
Will you buy any Broome, mistres? 16

What lacke you, goodwife, what do you seeke,
A good neates foote or a good hogge Cheeke?
my ware is *the* best *that* you saw this weeke.
will you buy any Broome, mistres? 20

New place, new, as new as *the* daye,
new whittings, new hore have you may;
Come buy all my fishe and send me away.
will you buy any Broome, mistres? 24

---

[1] Ob diese Komposition vielleicht in Zusammenhang steht mit der Ballade *Willy and Peggy*, konnte ich leider nicht feststellen, da mir die Melodie nicht zugänglich war.

[2] Die Orthographie der Hs. ist beibehalten mit Ausnahme der vorkommenden Eigennamen, die ich immer mit grofsem Anfangsbuchstaben geschrieben habe; auch habe ich Gleichmäfsigkeit in den Überschriften der einzelnen Lieder durchgeführt.

Mackrell, new choppers, longe and greate,
Walflett Oysters, they be very good meate;
fishe of *the* best and scant to gett.
will you buy any Broome, mistres? 28

Will you buy any flory *that* is blacke,
worke for a tinker, mistres, what do you lack?
have you any olde Bellows to mend *that* be in wrack?
will you buy any Broome, mistres? 32

Will you buy any mille and firmetie,
A good sawsedge, a good? comme, buy of me
fine Orenges, the best you did see.
will you buy any Broome, mistres? 36

Pippins fine, *the* best in *the* streat,
Quinces and wardons, *the* best you can meet,
nutte of *the* best, both smale and great.
will you buy any Broome, mistres? 40

Have you any old Ironfosell,
Old broken silver? I pray you, tell;
An old broken goblett would do very well.
will you buy any Broome, mistres? 44

Old pastes, or cunney fures, maides,
good shomakers heres, or good all blades,
In Smithfield is to sell good horses and jades.
will you buy any Broome, mistres? 48

Chimney sweep, maides, chimney sweepp,
aqua vite of *the* best to spend or to keepp,
Callis sand of *the* best between London and Deepp,
Will you buy any Broome, mistris? 52

Kitchen stufe, maids, have you any to sell,
shirt laces and bottons that bere the bell?
I have other thinges that will like you well.
will you buy any Broome, mistres? 56

Hard yong letuce, faire and white,
A ripe cowcumber a ripe,
I have all fine herbes *that* you can resite.
will you buy any Broome, mistres? 60

finis.

[II.]

A prety songe to the tune of Legoranto.

These passions here which I professe,
good sir, requires great cost;
I pray you, make not to much hast,
lest that your love be lost. 4

[I.] Z. 38 *Der Rand ist beschädigt; von* meet *nur* m *noch erhalten.* — 41 *have zu ergänzen; nur* e *noch vorhanden.* — 42 *Von* old *nur* ld *vorhanden.* — 45 *Das Wort nach* cunney *ist unlesbar, nur* es *erkennbar*; fures *würde dem Sinne nach passen und auch den undeutlichen Zeichen der Hs. entsprechen.* — 47 Smithfield *war ein Platz in der City of London, auf dem früher die Hinrichtungen vollzogen wurden, und auf dem zu jener Zeit die Viehmärkte stattfanden.*

When summer is goinge, there winter is comminge
apace;
I you advise, if you be wise,
In time to stay your chase. 8

Lest *that* you run as Phebus did
who Daphne did persue
with flyinge flyght, yet naught avayld,
although his love was trew; 12
for she desired rather Peneius, her father,
agree
To turne this wenche Joves love to quench
Into a lawrell tree. 16

I pray you therefore, stay your steppes,
your sute is very cold;
To love to soone without advise
I dare not be so bolde. 20
The tymes they do varry, and I cannot tarry
or staye;
Your sute or prayer I will not here,
for needs I must awaye. 24

Dianaes love I doe embrace,
from which I will not change;
I meane as yet to locke my love,
least forwardly it range. 28
The thinge you requested to grant I detested,
for why?
I will be said to live a maide,
Till Atropos drawe nye. 32

Your foresaid love and sute I scorne,
from Cupid I am free;
In Baies I boste with Daphne faire,
I love *the* lawrell tree. 36
Then who can remove me, althoughe ye do love me
so deere?
for Cupids lawe I passe not a strawe,
His shafte I little feare. 40

What cankered care and Jelowsie
the maried wives sustaine,
what fancie fond *the* husbands have —
to show it were in vain. 44
If I should be maried, my corpes should be caried
awaye;
for stormes of strife would end my life,|
and close me fast in claye.| 48

Beholde how Jove most cunningly
did take *the* shape of Bull,
Who, though he maried Juno faire,
deceived many a trull. 52
Seeth gods have abused *the* thing *that* well used
should bee.'
Ill not be made but very glade
to love the Lawrell tree. 56

The silly soule, poore Prochris once,
who was a maried wife,

the crooked earlle Jelowsie
did cause her end her life; 60
for when her spouse Cephall in huntyng thus calle
for ayre,
With leveled darte he perced her harte,
thinking she was a dere. 64

A virgin hath none of these harmes
her daintie minde to cloye;
a maiden hath noe jelows thoughts
to kill her with annoye. 68
A maide hath no moninge, in childbed no groninge;
but still
she lives in joy far from anoye;
she houldes her ease at will. 72

Yet surely I am sorye, sir,
because such paines you take
In lovinge her *that* loves not you,
who doth you quite forsake. 76
yet reson pretendeth, and wisdome intendeth
to use
A medicine pure your wites to cure,
The which you do refuse. 80

Let reason rule *that* raginge love
of Cupids flaminge fire;
let wisdome have *the* uper hande
of this your fond desire; 84
let not love dismaye you, swete freend, I pray you:
remaine
In wisdomes power and reasons bower;
then shall you be whole againe. 88

finis.

[III.]

A goodly and good example to avoyde all inconveniences as hereafter followeth. To Wilsons tune. R. H.

Why should not mortall men awake, and see *the* day appere?
why should we not shake of our pride, and serve *the* lord with fere?
men are so drowned in peevishe pride, the worser part they take;
But what attaines to p*er*fect good they wholly do forsake.
The day is nye! for shame, awake with humbly hart*es* therefore;
approche the place where mercy is, and lerne to sinne no more! 6

How lonnge shall we forgett our god, and laye his lawe aside?
how lonnge shall we procure his wrath by this excesse of pride?
High tyme it is for Englishe harts to god for grace to call
with bendinge knees and liftinge hands and strikinge voice withall. 10
The day is nye! &c.

The axe is sett unto *the* tree; then, if we be not rotten,
let us shake of our vanitie; let pride be quite forgotten.
for god hath shewed examples store to move us to repente,
But we, alas! sinne more and more, we are so lewdly bente. 14
The day is nye! &c.

For pride, alas! doth bere the sway in outwarde showe and harte;
but weeknes of *the* minde we may perceave is put aparte.

have minde therefore, howe angells bright *that* once with god did dwell,
for pride wherein they tooke delight were headlonng throwne to hell. 18
The day is nye! &c.

Proud Jesabell whose sinne so great did move *the* lorde to Ire,
was headlonge from her tower so neat cast in the filthy myre.
The ravininge dogges in open streates devored her wicked corse,
her fleshe and bloode with horses feett was trode without remorse. 22
The day is nye! &c.

Nabuchadnezar so greate, of Babylon *the* kinge,
was quite excluded from his seate, which playge his pride did bring;
for when *that* pride in him encrest, he therin did abounde;
But for his pride he was a beast, and eat *the* grasse on grounde. 26
The day is nye! &c.

Antiocus through pride thought good equall to be with god,
whose thoughts most vile the Lord withstood by his revenging rod;
he made this wicked king accurst who showed himselfe so stout,
and caused his bowells so to burst that wormes came cralinge out. 30
The day is nye! &c.

The daughter of a merchant late in Italy *that* dwelt
accepted pride to be her mate, which caused her soule to swelt;
whose ruffes to sett none plesed her sight, she was so coye a dame,
tyll Sathan had her for his right unto her parentes shame. 34
The day is nye! &c.

The Gyantes once, to have *the* seat of suprem-head, presumed,
the which was very hard to gett; at length they were consumed.
The bewtye of Narcis so strainge, which did his witte devoure,
the godes decree the same did chainge into a yellow flower. 38
The day is nye! &c.

Loe, daintye dames of London brave, that now in plesures barge,
how mighty Kinges and ladies have from vertue runne at large
By hauty hartes before *the* lord of sinnes which is the worst,
and angells bright with one accord how pride hath made accurst. 42
The day is nye! &c.

What makes *the* rich without all feare disdaine *the* lowly minde?
What caused *the* sonne his father dere denye against all kinde?
What causes whordome now prevayle, or theft so muche to raigne?
this filthy pride, for why, some steale their mynions to maintaine. 46
The day is nye! &c.

Leave of therffore this vaine excesse, whilst mercye may be had!
abandon all presumptuousnes which makes your soules full sad!
For god lifted up *the* humble harte! he lawdes the lowly minde,
But puffinge pride he puttes aparte, as chaffe against the winde. 50
The day is nye! &c.

God doth compare unto a childe his glorious kingdome wholly,
and to *the* little dove so milde that sheweth her selfe so lowly;
The first, saith Christ, shalbe the last, the gretest shalbe lest,
and he that never pride did tast with god shall live in rest. 54
The day is nye! &c.

Strive not for welth, let vertue bounde with lowly minds accord;
for when god doth the prowed confound, the meeke shall see the lorde.

The meeke who seekes *the* lord to plese for his deserved hire
Shalle were a crowne of Blisfull bayes; what more can he desire? 58
The day is nye! &c.

What can avayle your velvet gownes, your caules of glitteringe golde,
your ruffes so deepe, your chaines of jette, when you are tournd to mould?
your painted face, your frisled heare, your cotes of scarlet red,
your colloured hose, your jewels deare, your hoodes upon your head? 62
The day is nye! &c.

Your fingers fine bedect with rings, your countenance, brave and bolde,
your tatlinge tongues, and other thinges most sinfull to beholde,
your trippinge pace, and gaddinge grace, your lives to Venus bente,
your lofty lookes with lustfull hookes will cause your soules be shente. 66
The day is nye! &c.

When doomes day comes, as it is nye, all thinges shall loose there light,
those which are ioyned with meeknes clere shall shine in glory bright.
for shame therfore shake of your pride, put vaine delights awaye,
and let dame vertue be your guide, your state shall not decaye. 70
The day is nye! &c.

finis.

[IV.]

A pretie dittie and a pithie, intituled: O mortall man.

O mortall man behold and see:
this world is but vanitie. 2

Who shall profoundly way and scan
the unassured state of man,
shall well perceve by reson then,
That ther is no stabilitie,
all is subiect to vanety. 7

If thow be kinge, or emperoure,
prince ether lord of might or poure,
thy poore subiectes do not devoure;
Beware of pride and crueltye,
Lose not thy fame for vanetie, 12
Lose not thy fame &c.

If thow be set to do justice,
reward vertue, and punish vice,
oppresse no man — I thee advice;
abuse not thine autoritye
to vexe poore men for vanetye; 17
to vexe poore men &c.

If thow have landes, or goodes great store,
consider then: thy charge is more,
sith that thow must accompt therfore.
they are not thine, but lent to thee,
and yet they are but vanetie; 22
and yet they are &c.

And if thow forten to be poore,
so that thow gow from dore to dore,
humblie give thankes to god therfore,
and thinke in thine adversitie:
this world is but a vanetie; 27
this world is but &c.

If thou of youth have oversight,
refraine thy will with all thy might;
for wicked will doth worke his spight.
Let them at no tyme idle bee,
for that encreseth vanetie; 32
for that encreseth &c.

If to serve others thow be bent,
serve with goodwill, and be content
to do thy lordes commandement;
serve trew and eeke painfully,
do not delight in vanetie; 37
do not delight &c.

But if thow have mens soul*es* in cure,
thy charge is great, I thee assure,
in wordes and deedes thow must be pure;
all vertue must abound in thee;
thou must eschew all vanetie; 42
thou must eschew &c.

If thou be stronge and faire of face,
sikenes or age doth both deface;
then be not prowed in any case;
for how can ther more follye be
Then to be prowed in vanetie, 47
Then to be prowed &c.?

[III] 57 plese] pless *Hs.*

Now finally be not infect
with worldly care, but have respect
how god rewardes his trew elect
with most perfect felicitie;
voide of all worldly vanetie; 52
voide of all wordly &c.

Now let us pray to god above
that he voutsaffe our harts to move
each one another for to love,
and flye from all inyquitie:
so shall we voide all vanitie; 57
so shall we voide &c.

finis.

[V.]

A pretie dittie to the tune off Ladie Jane.

It was a maide of Islington,
and her wheell ran very rounde;
and many a wanton web she spun,
and it cost her many a pound. 4
Alas! said she, what hap had I,
run round, run round, my whele!
I fere a mayden I shall die,
before my web I rele. 8

My mistris is a daintie dame,
and bravely she can iet it,
and if my whele runs out of frame,
she will say wanton lette it. 12
thus many a check and taunt have I,
run round, run round, my whele!
I fere a maiden I shall die,
before my web I reele. 16

[VI.]

[The admonition of his father and his counsaile at the departing of the son.]

— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
and he that hath the hevenly skill of lernings lore attaind,
a jewell rare, a perle of price that happie men hath gaind. 4 (?)

Though now to thee *the* frutes therof doth not so fully growe,
the profit of so rare a tree thow shalt hereafter knowe;
for why, by learninge first the trew and livinge god was knowne,
whose perfect truth from falshood vile therby is plainly showne. 8

The vertue ecke of Sunne and moone, *the* stares and plannetes seven,
and each thinge els that beareth life and dwelleth under heaven,
yea, every beast and fathered foule, the fish in fominge flood,
each plant and tree in Summer tyme that on the earth doth bood. 12

Then sith it is so rare a thinge with lerninge to abide,
forsake not thou that gratious guest which is so good a guide;
and last of all, my loving sonne, have thou in heedfull mynde
the perfect knowledge of *the* trade wherto I shall thee binde. 16

That thou maist be in tyme to come a worthy workman deemd,
and for thy skill in curious arte amonge *the* best esteemd,
Apelles and Pygmalion both examples well may be,
whose fame doth live, though they be dead, and florish still we see. 20

Then thinke no scorne, my lovinge sonne, a handy craft to learne,
though yet *the* profit of *the* same thy wittes do not discerne;
no one thinge in *the* world so sure by all mens iust consent
for still doth stay, when goodes be gone and riches all be spente. 24

No Tyrante traine, nor furious foe can reeve thee of thy skill,
except that they by envie seeke the guiltles life to spill.

---

ad V: *Unvollständig; vgl. Bemerkungen über Text und Melodie der Lieder.* — 3 wanton] waton *Hs.* — 12 lettes *Hs.*
ad VI: *Ebenfalls unvollständig; vgl.* V *und S.* 327.

Besides it is no triflinge trade that I would have thee use,
but such as one as worthie weightes to do did not refuse. 28

An arte whose end was never knowne, a curious arte and fine,
even such as Pallas hevenly dame did practis many a time.
Therfore to doe thy fathers will thy paines do thou imploye,
so shalt thow be a common welth a member of great ioy. 32

finis.

[VII.]

The admonition of his mother and her consaile at his departing.

My Father having moved his minde that now his tale was done,
with watery eyes my mother dere vnto me straight doth tourne,
and takinge oft my hand in holde, when teres were wipte awaye,
her inward thoughtes she vttered, and thus she gan to saye. 4

Marke well, quoth she, the sage precepts thy father lately taught,
and set not thow thy mother*es* word*es* and counsell cleane at naught;
But ponder well within thy brest the thing*es* I shall declare,
and evermore in redie minde thy mothers sainge beare. 8

Although thie Father with great care hath well instructed thee,
yet eare thow parte, my lovinge sonne, somme counsaile take of me.
when to thy m*aster* thow arte bound, apply thy busie paine
In each respect to plese him well, his favour to obtaine. 12

So shalt thou be in happie case, and live in quiet rest;
But yet to be in ioyfull state plese thou thy mistres best;
for why thy meirth is very smale whereas her frendshipp fayles,
and of thy fellowes in the house take heede thow tell no tales. 16

Thus breefly have I tould *the* su*m*me of that I had to say,
But why thou shouldst observe *the* same I will somme resons laye.
The London dames be hasty shrowes, and therfore it is best
To win ther favour first of all; soone shalt thow have the rest. 20

For if *that* stubborne thow remaine against thy mistres mynde,
thou shalt be sure of all *the* rest the hardest mache to finde.
If thow shouldst chance in christmas tyme the knave of clubes to playe,
she wilbe sure *the* Queene of trumpes vpon *that* trycke to laye. 24

And if she see by course of cards her porposse do not frame,
she will not sticke to steale a carde, but she will win *the* game.
But if thy master chance to chide, and she remaine thy freend,
the wande shall not come nere thy backe before she hould *the* end. 28

And if intrance may prevayle thy suretyshipe to crave,
then maist thou make thy full accompt thy pardon for to have.
Thus maist thou live in good accompt, if thou regarde dost take;
these resons from an hundred more I utter for thy sake. 32

Now if thow hast thy maisters love, thy mistres eke as well,
yet if thy fellowes bere thee spight, thow are not far from hell;
and therfore seeke with willinge mynde to plese thy fellowes all;
so shalt thou be esteemed well, and loved of great and smale. 36

And thus I end for wante (quoth she) of longer tyme and space;
Beseeching him *that* rules *the* heavens to sheeld thee with his grace. 38

finis.

[VII] 29 intretance *Hs.*

[VIII.]

A ballad from *the* countrie sent to showe how we should fast this lent. To *the* tune of *the* crampe.

Prepare yo*ur*selves to fast this lent,
as princesse law hath willed;
to obay *the* same be you content,
and let it be fulfilled.
Submit yo*ur*selves most humbly
to *the* hyare powers hartely,
for conscience sake doe not denie. 7

And seeth a fast commanded is,
I wish you to obay it,
and follow ther precepts in this;
seeme not once to denay yt;
and though from flesh retrayned ye be,
observe a greater fast must we,
for Christ and Pall made *that* decree. 14

It is not for to fast from meate,
of *that* to make a sparinge,
but fast above *that* and more great,
for this we must be caringe:
our hand*es* and feete and members all
must fast this fast as tell I shall,
as all should fast in generall. 21

With all *our* power to fast from sinn,
and keep vs vndefiled,
this lent therfore let vs begine,
lest *that* we be begyled.
let vs no longer glottons rest,
and lyve in sin, but it detest;
to learne this fast I thinke it best. 28

From thinking evill or wishing it
our mynd*es* must fast each day a;
but thinking good and seeking it,
to *that* it ought to stay a;
for many wayes *the* mynde is bent,
to many eviles yt doth consent,
from which *the* mynde must fast this lent. 35

The head must fast from craftines,
which ever is devysing,
to splay *the* flage of wickednes
by sutteltye dysguysinge;
for head*es* in these dayes sottle be,
for to devise the world may see
to finde out a commoditye. 42

In singlenes *the* eye must fast,
not wish to see thing wicked;
On vanetie *the* sight to cast,
which is not to be lyked,
as eyes should fast and should not see;
some eyes at those dayes blynded be,
to Englande*s* harme *the* more pittie. 49

The tounge must fast from sclandering
or using for to lye a;
the mouth allso from evill spekinge,
where no treuth one can flye a.
who keeps this fast I do not knowe,
some tounges to swift and some to slowe;
Both good and bad Esopp doth showe. 56

Our eares lykewise from hering evyll
shoud fast and keepe a dyet;
when wordes be spoke even from *the* devill,
they should not then be quiet.
But few men cares this fast to keepe,
for they can heare and seeme to sleep;
a covetous man can play to peep. 63

From hatred should *our* hartes all fast,
and ever feed on pittie;
and shew mercy, while life doth last,
in country towne and cittie;
but many hartes be frosen harde,
and hartes from trewth have lately erd,
from falshed hartes have no regarde. 70

The bodye also it must fast
from meates and drinkes excessing;
superfluytye they must of cast,
lest yt suffer oppressinge.
continew not in banquet styll;
set not delight *the* panch to fill;
lerne now this lent to fast from ill. 77

The hands allso must fast likewise
from brawling and from fitynge,
from theft or murdor or yll guysse,
from rounging and from smittinge.

---

7 fallow *Hs.* — 14 pall = Paulus. — 63 to] bo *Hs.* — 78 allso *über durchstrichenem* likewise *Hs.* — 79 fitynge] fitetynge *Hs.* — 81 and *über durchstrichenem* or *Hs.*

To fast from bribes hands must begine,
and hand*es* must fast from games of sinn,
from dice, from cardes, and polling in. 84

But let *our* hand*es* wide open bee
to helpe the poore afflicted;
to distribute where need we see,
let hand*es* be so adicted;
and let *our* hand*es* no whitt be slow
our charetie for to bestow;
we fast to much from this, I know. 91

And feet also this fast must keep;
they must not still be runnynge
for to shed blood, and make some weepp;
from *that* they must be turninge.
and feet must fast for making hast
to hurt *our* neighbour, him to wast;
but of this fast but few will tast. 98

For feet be redy at this day
to go for to do wrong a,
to run to law each weeke & day
feet thinkes no iorney long a;
and feet can go for to beguyle
an other man an hundred myle;
eares, mouth, and feet worke many a wyle. 105

For eyes can see lonng tyme before,
what afterward will hap a;
The mouth can speake, and eares can heare,
and hand*es* can it vp snap a;
and feet can run before it fall,
mouth, hand*es* be ope to swallow-all:
this fast is kept of great and smale. 112

From whordome, drunck*en*nes, & such
we all should fast and leave yt;
and covetousnes is vsed much,
each one doth still receave yt.
from vsery but few will fast,
in pryson still *the* poore they cast,
oppression sett*es* them on *the* last. 119

Thus few or none lernes *the* trew fast,
and few therbe will vse yt;
away from vs we do it cast,
and styll we do refuse yt.
yet every man can fast amysse,
and every man can hould fast this,
and eeke *that* keep *that* none of his. 126

Each man fasts from restoring *that*
which wrongfully is gotton;
they feed still of I wot not what,
all serves, be it ripe or rotton.
God grant vs *the* trew fast to learne,
to drive *the* fox out of *the* fearne,
the wolves from lambes for to descerne. 133

finis quod Tho. preston (1589).

[IX.]

A verie pretie sonnge. To *the* tune of Hobbinoble and John a Side.

Assist me now, you dolefull dames,
sing hevely, now my ioyes do weare;
sound forth *your* rewfull morning plants,
lament my sorofull wayling cheare!
lament with me, for I am he
who lives, alas! and faine would die.
oh paine, sorofull paine, paine *that* nipes me sore! 7

Great cause I have, alas! to morne;
sing hevely, now my ioyes do weare!
woe worth *the* tyme, *that* I was borne
to tast of this my wayling cheare;
and cursed be that crewell happ
that fostred me to this ill happ.
oh paine, sorofull paine, paine *that* nipes &c. 14

Did ever weight feell halfe such woe?
sing hevely, now my ioyes do weare!
o fortune fraile, why frownest thow so
to make me langwish still in feare?
relent, you stoney hartes, I saye,
my heapes of greefes for to beraye!
oh paine, sorofull paine, paine *that* nipes &c. 21

[VIII] 128 wongfully *Hs.*

My sighes and sobes doth testefie,
sing hevely, now my ioyes do weare!
what greefes w*it*hin my hart do lye.
lament my sorofull wailing cheare!
the grones that comes from my poore hart
beres witnes of my wofull smarte.
oh paine, sorofull &c. 28

If that I might my ladie vew!
sing hevely, now my ioyes do weare!
I know she is a dame so trew,
she would redresse my wayling cheare,
and shew remorse of me, poor rache,
w*hic*h liveth heare comfortles.
oh paine, sorofull &c. 35

What dost thow meane, thow crewell spight,
sing hevely, now my ioyes do weare!
to keep me from my ladies sight,
who should this wailling cheare?
did ever I deserve of thee
that thow shouldest worke such woe to me?
oh paine, sorofull paine &c. 42

Full oft I tooke my penn in hand,
sing hevely, now my ioyes do weare!
to let my ladie vnderstand
of this sorofull wailing cheare;
but then dispaire aresteth me,
and saith in vaine thy seuet shalbe.
oh paine, sorofull &c. 49

Then hope she comes, and comforts me,
sing hevely, now my ioyes do weare!
and bides me of good cheare to be,
and not to languish still in feare,
aud biddes me write vnto my love,
that she my sorroes might remove.
oh paine, sorofull &c. 56

The same is donne in continent,
sing hevely, now my ioyes do weare!
and to my ladie it is sente,
who should redresse my wailing cheare,
to see if she will pittie me,
and show some love of ametie.
oh paine, sorofull &c. 63

With hope and despaire am I fed,
sing hevely, now my ioyes do weare!
with trobles tombling in my bed,
lament my sorofull wailing chea*re*!
till *that* I meete with Venus mine,
whose grace excells *the* muses nine.
oh paine, sorofull paine, paine *that* nipes me sore. 70

finis.

[X.]

A pretie new ballad, intituled: Willie and Peggie.
To *the* tune of Tarltons carroll.

Regard my sorroes, you lasses *that* love,
for now I have cause to complaine:
the weight whome I loved in harte above all
is now away from me tane. 4
my trewest love he is gone,
my nowne sweet Willie is laide in his grave.
ay me! what comforte may Peggie now have?
sweet lasses, then ayde me to waile and to moone! 8

I morne for to here, how in bower and hall
men say sweet Willie farewell.
his like behinde him for merth is not left,
all other he did excell. 12
but now he is dead and gonne,
my nowne sweet Willie is laide in his grave &c.

Commended he was both of great and smale,
where soever he did abide:

[IX] 50 hope] home *Hs.* — [X] 4 tane = ta'en.

in courte or in cittie, in countrie or towne,
so well him selfe he could guide. 16
  but now he is dead and gone &c.

His lookes and his gesture, his tornes and his grace,
each man so well did delight,
that none would be wery to see him one stage,
from morning vntill it were night. 20
  but now he is dead and gonne &c.

Admetus to Alcest was never more trew,
sweet Willie, then thow arte to me;
and as Alcest for Admetus her life would give,
so would I have donne for thee. 24
  but now he is dead and gonne &c.

Rest naught for Peggie but sorroe and care
to waile *the* losse of her frend;
seeth, death, he hath taken my Willie away,
would God, my life it would end. 28
  but now he is dead and gonne &c.

Dead is my Willie, whome one Peggies white hand*es*
bestowed *per*fumed gloves,
his silver himselfe, and his gaye gouldring,
as token of *our* trew loves. 32
  but now he is dead and gonne, etc.

Tyme caused my Willie to come to *the* courte,
and in favour to be w*ith* *the* Queene;
wher oft he made her grace for to smile,
when she full sad was seene. 36
  but now he is dead and gone, &c.

A groome of her chamber my Willie was made
to waight vpon her grace,
and well he behaved him selfe therin,
when he had obtayned *the* place. 40
  but now he is dead and gonne, &c.

Regarded he was of gentelmen all,
that in *the* corte did remaine;
and ladies desired his companie oft,
because of his plesant vaine. 44
  but now he is dead and gonne, &c.

Lyke Argoes my Willie had eyes for to see,
least any he might offend;
and though *that* he iested, his iestes they weare such,
as vnto reason did tend. 48
  but now he is dead and gonne, &c.

To rich and to poore my Willy was found
so meeke, so courteous, and kynde;
to singe them their themes he never denied,
so *that* it might plese their minde. 25
  but now he is dead and gonne, &c.

O poet*es*, now aide me w*ith* *your* grave style
to deck his toome with your verse,

Zwischen Z. 17 *und* 18 *steht ein überflüssiger Vers:* that in the courte did remaine. — 45 now] no *Hs.* — 46 *nach* me *durchstrichenes* and.

seeinge, whilst he was living, on themes so hard
the meaning he could well rehersse. 56
but now he is dead and gonne, &c.

Now farewell, my Willy, my ioy and delight,
my tortle so trew of love;
though dead be thy bodie, thy soule yet I hope
in heaven is dwelling above; 60
and seeth thow arte dead and gonne,
sweet Willy, now farewell and adew.
I will never forgett thee for no new;
but like *the* tortle still will I moone.

Thus Peggy bewailed *the* losse of her freend,
whom fates had taken away,
and wished her bodie intoombed w*ith* his
in grave, wheras he lay. 64
but seeth thy Willy is gonne,
what neede*s* thow for to waile and moone?
be merry, I say, let sorro alone!
some other will love thee, as he hath done.

*finis q*uod *Richard Tarlton.*

[XI.]

A hartie thankes givinge to God
for o*ur* queenes most excellent maiestie;
and is to be sounge to *the* tune of *the* medley.

Prepare with speed:
Crist commyng is at hand,
as by straing signes and tokens both
the learned sort have scand. 4
God*es* workes plainly declares
each day vnto vs all,
that soddenly an end shalbe
of thing*es* on earth mortall. 8
fyre fearce abroad shall flye
from east vnto *the* west,
Consumyng thing*es that* be earthly,
the greatest w*ith the* least. 12
no succor shalbe found,
for favour, gould, nor fee;
but even as all *the* world was drownd,
so bournt shall all thing*es* bee. 16
wherfore I say: make no delay,
vnfold and hould
on Christ o*ur* only stay;
for it is hee, *that* remedie 20
must be we see;
or els with open crye
we shall to hell fire, o*ur* ded*es* deserve no les;
meet meed for o*ur* hire, o*ur* lives do so expresse. 24
then vnto o*ur* Christ inclyne quickly,
and fly from follies desire,
and aske of him mercie for remedie;
he will not be any denier. 28
while life doth last, linger not, if yo*u* may have it;
he askes but a penitent harte;
to late will it be, when tyme is gon, to crave it;
make speed therfor, ere you departe. 32
Imbrace gode holy worde
for fere of wrathfull sword;
love well *the* povertie,
and then God will blesse thee. 36

What Realme on earth
may be compared to this
that hath *the* gospell plainly taught!
it is a heavenly blisse. 40
allso a maiden meeke
amongst vs hee hath sent
to shew his glorios wonderous workes
and power omnypotent; 44
she sitt*es* in princly throwne,
and rules *the* Relme in quiet;
she hath allso *the* trew touchstone,
God*es* word, her only dyet. 48
though foes do frett and fume,
yet God will blesse her still

[X] 55 him *über durchstrichenem* her.

with maiestie and eke with Crowne,
as is his blessed will. 52
wherfore to pray let vs not stay;
but be redie
to aske of Christ alwaye,
that she from strife may lead her life 56
among vs longe.
let these prayers be reefe
amonge all good christians both day, night, and howre,
that god will indue her with his mightie powre; 60
then neede we not feare any forren foes,
Christ wilbe her only defence.
o*ur* queene, she hath plentie to plucke downe all thoes
that seeketh by subtill pretence; 64
In each towne and cittie her grace doth delight it
to have god*es* word p*r*eached at large;
all things done amisse to have them soone wrighted,
the maiestrats all she doth charge. 68
let each poore have his wright,
oppresse no man with might;
then god that sit*es* above
will knitt vs all in love. 72

God grant to vs,
that we may have *the* grace
to love o*ur* queene with faithfull harte,
and his word to imbrace; 76
that at *the* latter day
with him we may assend
to heavenly ioyes, for vs prepard
by him world w*it*hout end. 80
God save England so smale
and nobles of *the* same;
god grant each on *that* live in thrale
may assend w*it*h Christ*es* name. 84
o*ur* commons so direct,
o lord, we thee desire,
that none of them may be infect
to taste thy wrathfull ire; 88
and then I know, both hye and lowe
will iudg smale grudg
in England for to growe;
that vnitie mongst men may be, 92
God graunt it haunt
and vsen in each degree.
then shall we be glasse to each towne and cittie;
wher love doth last lonng tyme, spight hath but smale pittie; 96
as tyme is *the* tryall for truth to be tride,
so all thing*es* ther beinge shall have,
till death doth come, that will have no deniall,
bring kinde out of mind vnto grave; 100
then riches, nor beauty, nor nothing will save vs,
if we do not help o*ur* pore brother;
and if we live well, *the* lord God will have vs;
we are his owne and for none other: 104
he bought vs w*it*h his bloud.
to taste *the* heavenly foode
god grant vs therfor, aye,
both rich and pore to staye. 108

finis.

[XII.]

A proper new ballade wherin is plaine to be seene,
how god blesseth England for love of o*ur* Queene:
Soung to *the* tune of Tarletons caroll.

London, London, singe and praise thy lord,
let Englande*s* Joy be seene!
Trew subiect*es*, quickly shew w*it*h one accorde
yo*ur* love vnto yo*ur* queene,
Elizabeth so brave,
Whose vertues rare beseeme her well; 6
from all *the* world she beares *the* bell;
her dew deserts no tonng can tell.
Her selfe she doth behave,
That all *the* world doth marvell much,
how nature should frame anie such:
of vice none lyving can her tuch. 12

For iustice, for grace, and pittie both
no Realme hath had her like;
she pardons them full oft *that* would be loth
to hold, if they durst strike.
  Elizabeth, Lord, save!
she is *the* iuell, makes vs glade; 18
a greater good cannot be had;
whilst we have her, who can be sad?
  Elizabeth so brave
doth never tread from vertues trace;
her hart and mind are full of grace,
from pittie she tournes not her face. 24

Godes word with sword and eke her crowne
from foes she doth defend;
yet pagon pope, *the* filthy hore of Roome,
the devill doth legat send
  To spoile *our* iuell brave.
But god will have no such ill don, 30
he teacheth England how to shonne;
and traitors to *the* gallows runne.
  Elizabeth, Lord, save,
and still defend her with thy hand,
her happie daies to passe *the* sand;
so shall this be a blessed land. 36

The Spannish spite, which made *the* papiste boast,
hath done them little good:
God dealt with them as w*ith* king Pharoes host,
who were drowned in *the* flood,
  Elizabeth to save.
The lord him selfe w*ith* streached arme 42
did quell ther rage, *that* sought *our* harme,
ther threatning brages *the* lord did charme.
  Elizabeth so brave
The lord did quite from tirant swaye,
and traitors lost ther hoped praye.
grant all her foes, lord, like decaye. 48

The subtill engines, *that* her foes prepard
to worke *our* fatall fall,
are tourned to snares, wherw*ith* them selves are snard,
and brought to shame w*ith*all.
  Elizabeth so brave
Did not in strength of navie trust, 54
nor yet in steell, *that* is but rust,
but in her lord who is most iust,
  w*hich* Lord and God doth save
our land and vs from wo and teene
so wondrously as never was seene,
even for *the* vertues of *our* Queene. 60

Thou England, thou maist say thou happie art
above a thousand soyles;

---

44 brages *durch Verbesserungen undeutlich.* — 47 praye *durchstrichen und* day *darüber.*

thou feelst no parte of other countries smarte,
God gives thy foes *the* foyles.
  Elizabeth most brave,
for her it is, God doth vs spare! 66
one her he hath a fervent care.
to give him thankes England prepare:
  our iuell he doth save
and all we have els; be it knowne
his mercies great w*hich* he hath showne
all for her sake, not for *our* owne. 72

God for her cause doth cloath *the* ground w*ith* store
of plentie and encrease;
our barnes are full, *our* backes can bere no more,
and blest we are w*ith* peace.
  Elizabeth most brave,
for thee doth England feell all this; 78
we nothing want *that* needfull is,
this iuell England cannot misse.
  Elizabeth, lord, save
that England may be happie still;
confound all those *that* would her ill,
so lawd thy name *the* faithfull will. 84

Though God do this, yet London learne to feare;
all England do *the* like.
away w*ith* prid, shun hores, and shame to swere,
or els *the* lord will strike.
  Then no good can we have,
but all *our* good we shall forgoe, 90
and feele his plagues, both hye and lowe,
our vices vile do greeve him so. .
  and still our queene to save
the lord his iustice still forberes,
as he hath done these manie yeares.
then let vs morne *our* sines with teres. 96

Do this and live in ioye and happie case,
In favour of *the* lord;
from vices past *the* lord will tourne his face,
then let vs all accord
  to praie *that* England brave
may florish everie howre and day, 102
fresh and greene like greene baye,
and *that* her foes come to decaye.
  Elizabeth, lord, save,
That England may, as it hath beene,
be frutefull, and peace in it be seene.
lonng live and Raigne *our* gratious Queene! 108

finis.

T.

[XIII.]

A new ballad of Mother Watkins ale.

As Watkine walked by the way,
he met a las, and made her stay.
faire maide, quoth he, go you w*ith* me,
and Watkins ale I will give thee. 4

[XII] 92 do] doth *mit durchstrichenem* th *Hs.*

She did not him denie,
but went forth merely,
and thanked him hartely
for his good merry tale. 8
Watkin perceaving tha*n*
that she did love a man,
with pleasant talke began
to walke alonng the dale. 12
They slipt aside cleane out of sight;
what they did more, let Venus wright;
but as it seemed by poett*es* tale,
he gave her well of Watkins ale. 16

She said to Watkin lovingly:
what ale is this which comes soe free? —
tys Watkings ale, doe you not know,
tys now abroach and layd full low. — 20
yf Watkings ale be such,
I cannot drinke too much,
I like so well the touch.
It is worthy of good sale: 24
Suger and claret wine,
malmesey and musketdine,
there tast is not so fine
as my sweet Watkings ale. 28
Watking, give me more of the same,
I like so well of this same game:
Ambroso with his fine flood,
nor Nextus drinke seeme halfe so good. 32

The mylkemayde went home merely,
and sunge for ioy with mirth and gle,
that she had sped of Watkings ale;
but marke the sequall of my tale: 36
ere fortye weekes was past,
this maide she went vnlaste;
she sweld beneath the waste,
her kertill grew to shorte. 40
she sighed and sayde: alas!
how comes this geare to pas?
I am not as I was,
all spoyld is our sporte. 44
So lonng the fishe snaps at the baite,
she taken is by subtell sleyght,
Watkins ale and pleasant sporte,
that brought one in fooles paradice. 48

Where got you this? her mother saide. —
at Watkings ale, whereas I stayde. —
Is watkins ale of such force,
my daughter must goe seeke a nurce. 52
Watkins ale was so stronng,
I thinke it went not wronnge;
well spiced with pech lonnge,
Beaten in morter well, 56
hys ale most pleasant is;
with many a loving kisse,
he strikes to hit or misse,
my Watkings did excell. 60
Of Watking ale I tooke a pull,
that I have druncke my belly full;
the proverbe old, as I do thinke:
such ale I brew, such must I drincke. 64

Hath Watkings ale thus me betrayde,
I can no longer be a maide;
our maides and younge men storm at me,
as though the like could never be. 68
take heed, you silly fooles,
deale not in Venus scholes,
nor yet with Watkins tooles;
his ale full stronnge will rise. 72
buy not, before you cheape;
looke in tyme, before you leape.
Argoes was slayne a sleape
with all his hundred eyes. 76
My frend Watking hath such a lure,
he will your hart*es* to love p*ro*cure,
and tell you many a faire tale,
tyll he hath given you of his ale. 80

Watking, my love, from me is gone;
now for his sake I will trust none.
I may bewaile my great mishapp,
I have to shew within my lapp. 84
when my sweete babie crye,
I may singe lullabye.
she therefor hath this; why,
you lassis, consider, 88
make you no scorne at me;
you doe not know, perdie,
what chaunce maye fortune thee,
when you playe to gether. 92
my Watkinge was a livelie lade,
I was my owne that Watkinge had;
thus have you hard my merye talle.
I thanke Watkinge for his good ale. 96

---

8 his *doppelt Hs.* — 10 *In seinem Abdruck der ersten Strophe* (*Roxb. Ballads* VII, XIV) *ersetzt Ebsworth* wright *durch* right*; näher läge doch wohl* write. — 45 *Nach* loung *durchstrichenes* sunges — 48 *Wahrscheinlich zu lesen:* that in fooles paradice one brought *wegen des sonst fehlenden Reimes.* — 85 swete] sete *Hs.*

[XIV.]

A proper new ballett, intituled Rowlands god sonne.
To the tune of Loth to departe.

Besse: Tell me, Jhon, why art thow soe sade?
tell me Jhon, tell me Jhon, what iste will make thee glade?
thow knowest thy misteries loves thee well,
soe dearelye as I shune to tell.
Tell me, I praye thee, lett nothinge dismaye thee.
but lett mee inioye thy love, thy love. 6

Jhon: O misteris myne, I cannot be merrye.
Bes: Tell mee, Jhon, tell me, Jhon, why lookes thow soe heavylye?
Jhon: my master carries a jealous eie,
and warnes me ffrom your companie.
Beso: heavens forfend it! — *Jo:* you maist amende it,
or ells fare well to our love, our love. 12

Be: why, Jhon, thy master mistrustes not thee?
Jo: wo is me, wo is me, much he mistrust*es* me,
and sayes he sawe me kisse your lippes,
suspectinge other secrete slippes.
Be: I will excuse thee. — *Jo:* I will refuse thee,
except you excuse our love. 18

Be: why, tell me, Jacke, and be not afrade;
Tell me, Jacke; tell me, Jacke, haste thow not hard it saied
That weomen in love have witt at will?
Jo: I praye you, misteries, shew your skill:
heare comes your husband. — *Be:* Hid thee, my leaman,
and I will goe plead ffor our love, our love. 24

Hu: How now, sweete wiffe, what all amorte?
Be: I, my deare, I, my deare, I have no lust to sporte,
although I was tempted very late
to abuse yo*ur* bed and my maringe state;
yet in my tryall I made a denyall.
Hu: how happie am I in my love, my love. 30

But tell me Wyffe who temmpted thee?
Be: John your man, John yo*ur* man, vrginge me shamfully;
and had I not graunted to meete him at length,
he would have forst me with his strength.
Hu: out, one him villaine! — *Be:* not for a millaine
of gould would I loose my love, my love. 36

Hu: O Besse, the knave is growne to proude,
take him downe, take him downe, such twiges must need*es* be bound.
Be: but in *the* Orchade, where I should meete him,
there in my apparell yo*ur*selfe shall greete him;
gett thee a coudgell. — Ile pay the young lossell
Hu: for offering to tempt my love, my love. 42

Thou didst appoynte to meete him there?
Be: out alas! out alas! I ded it all for feare.
Hu: how didst thou say thow wouldst come attired?
Be: In my blacke silke gowne, for soe he desired.
Hu: that will I put on. — *Be:* looke to thy selffe, John!
Hu: Ile course him for tempting my love, my love. 48

But where did he point this sporte should bee?
Be: all alone, all alone, vnder the holly tree.
Hu: then of that tree Ile get a wande.
Be: I would you had a stronger hande
to chastise the treacher. — *Hu:* out one him, leachar,
that would have defieled my love &c. 54

O what a wiffe have I of thee.
Be: praise thy God, praise thy God, tis he hath blessed thee.
Hus: would all my neighbors were so sped
with such a trew love in their bed.
Be: good wives are daintie! — *Hus:* not one amongest twentie
so constant as thow in thy love &c. 60

Hus: Vppon what howre did you agree?
Be: By and by, by and by after the stroke of three.
Hus: then it is tyme that I were gone?
Be: I, if you meane to meete w*ith* John;
lay him one sowndlye. — *Hus:* Ile beat him pr*o*foundly
for offeringe to tempte my love &c. 66

Be: But hide yo*ur* bearde in any case.
Hus: hould thy peace, hould thy peace: a moufler shall hide my face;
and when he comes, and thinkes to settle,[1]
his flowre shall prowfe a stinkinge nettle.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — 72

Be: Then goe and make you readie straight.
Hus: now I goe, now I goe, for John to lie in waight:
the goosse is betraide vnto *the* fox.
Be: the asse will prowfe himselfe an ox.
Hus: what sayest thow, my sweetinge? — *Be:* I say in yo*ur* meetinge
you will course him for tempting yo*ur* love. — 78

Thus doe the weed*es* overgroe the corne,
al unseene, al unseene, w*ith* laughing and great scorne.
Ist not a world to heare vs speeake,
then doe yo*ur* vessels ssoonest leake.
men are importune, then blame not o*ur* fortune:
o*ur* sexe were ordained to love, to love. 84

Jo: Say, mistris, which waie blowes the winde?
Be: toward*es* the cost, toward*es* the cost, w*hich* we too strive to finde.
Jo: oh, that I could *that* cost descerne!
Be: playe thow the pylot at the stearne,
and feare not aryving, no winde is dryvinge
to hinder vs of our love, o*ur* love. 90

Jo: What sayes my m*aster* to this geare?
Be: now the mouse, now the mouse sleepes in *the* catt*es* eare.
Jo: but tell me, m*istris*, what doth hee say?
Be: that he will wincke, while we two playe.[1]
Jo: Is all this veritie? — *Be:* I, of my honestye.
Jo: but tell me how, my love, my love? 96

Be: O John, I have complayned of thee;
Blamynge thee, blaminge thee all for thy leachery.
Jo: out alas! why did you soe?

Nach Z. 70 *fehlen zwei Zeilen; auch im Ms. ein entsprechender Zwischenraum.*

Be: thow knowest not how the winde doth blowe.
It was my pollicye. — *Jo:* to kyll his Jelowsie?
Be: onely for that, my love, my love. 102

Jo: I stande accused in this case.
Be: be content, be content, Ile keepe thee fro*m* abuse:
w*it*hin the orchard looke thow staye,
and when thy m*aster* comes this waye,
In my apparell, — *Jo:* will he not quarrell
w*it*h me about o*ur* love, o*ur* love? 108

Be: Thow must suppose him to be me.
raile one me, raile one me, blame my dysloyaltie;
and to make his love to roote the faster,
— — — — — — — — — — —
and in yo*ur* talkinge let blowes be walkinge,
and call him a whore in his love, his love. 114

Jo: The finest device *that* ever I harde,
That so soone, that so soone my love hath got a bearde;
therefore, m*istris*, get you awaye.
Be: looke in *the* ocharde, see you staye.
Jo: I do conceyte you. — *Be:* I will awaight you,
and see how you handle o*ur* love, o*ur* love. 120

Hus: Now, John, we will pay the score.
Jo: fye one thee, fye one thee, thou arte an arrant whore!
Hus: John, I know thou doest but iest.
Jo: I know thou art a filthie beast
to fawne one a leaman, and leave thy good husbande.
Hus: o John, it is for love, for love. 126

Jo: The devill in hell take such a wiffe.
hearest thou me, hearest thou me, tys pittie of thy liffe!
Hus: why wilt thou wound and give no plaster?
Jo: why wilt thou have me wronng my master?
Hus: thou saidst thou didst love me. — *Jo:* I did it to prove thee,
and therefore take this for thy love, thy love. 132

Be: Be advised and hould thy hand;
seest thou not, seest thou not, where thy m*aster* doth stand?
Jo: what makes my m*aster* in yo*ur* weede?
Be: he came to rate thy filthy deed.
Hus: o John, I love thee, for now I have proved thee:
thou wilt not fleet in thy love, thy love. 138

Be: O husband, you will not take it soe.
Hus: yes my love, yes my love, and ioy in every blowe.
Jo: m*aster*, my m*istris* is very light.
Hus: no, John, my wiffe is pure and right.
now I have tryde ye. — *Be:* knave, I defie thee
for callinge me light in my love, my love. 144

Hus: O John, thow art my servant trew.
and my love, and my love, Ile change the for no new.
Jo: a servant*es* dewtie prict me one.
Hus: now Jesus blese thee, gentle John.
o ioy out of measure to have such a treasure
of such a servant and love, and love! 150

Nach Z. 111 *fehlt wieder eine Zeile.* — 132 love] *nur* 1 *Hs.* — 144 love] *nur* lo *Hs.*

Goe, wiffe, goe make vs merrie cheare
of the best, of the best; let nothinge be to deare!
Be: I will, seeth you will have it soe.
Jo: about y*our* busines I will goe.
Hus: doe soe, good John, how happie I am
that have such a servant and love, and love. 156

finis.

[XV.]

A proper new ballad, intituled
The mery life of the Countriman &c.
Wherin is shewed his contented minde and laboursome toyle, mixed with pleasure, most pleasaunte and delightfull to be songe.
To the tune of Lacaranto.

A Prince dothe sit a slippery seate,
and beares a carefull minde;
the nobles, w*hich* in silkes doe iet,
do litle pleasure finde. 4
Our safegard and safetie w*it*h many great matters
they scan;
and non lives merrier in my mynde
than dothe the plaine countryman. 8

Although w*it*h patched clothes he go
and storkinge out at heele,
he litle knowes the greife and wo
that mightie men do feele. 12
But merrely whistles, and plowes vp the thistles
a pace;
when sunne goes downe so rounde as a crowne,
his oxen he dothe vnbrace. 16

when they are in stall, his wife he dothe call:
come hether, my owne sweete megge,
and peele the hempe at the chimney wall,
while I my shewes do pegge. 20
Then by good fier he merrely tels her
a tale,
and then w*it*h delight to quicken their sprite
they drinke of their apples and ale. 24

when springe time comes, his pleasure he turnes
about his grownd to go,
to see howe trime his corne dothe springe,
w*hich* he did lately sowe. 28
w*hich* when he p*er*ceiveth bothe forwarde and fruitfull
to bee,
vpon his toe he turnes him tho,
so pleasant as any can see. 32

And then in may, by breake of day,
w*it*h morrice daunces trime
his men, and he dothe quickly agree
to fetch their may powle in, 36

w*it*h pipe and w*it*h tabor, in very good order
you knowe:
throughout the towne bothe vp and downe
their May game they will sho. 40

And though they do great toyle abide,
and labour all the weeke,
of a sommer lorde at whitsontide
thy will not be to seeke; 44
the lorde and the lady, so merry as may bee,
all day
like kinge and queene will there be sene,
all in their best array. 48

At sheeringe of sheeps, w*hich* they do keepe,
good lorde, what sporte is than!
what great good cheire, what ale and beare
is set to every man! 52
w*it*h beefe and w*it*h baken in wadden browne platter*es*
good store,
they fall to their meate and merrily eate;
they call for no sawce therfore. 56

when midsommer comes, w*it*h banens and bromes
they do bonefiers make,
and swifly then the nimble yonge men
runnes leapinge over the same. 60
The women and maydens together do couple
their handes,
with bagpipes sounde they dannce a rounde;
no malice amongest them standes. 64

when sommers day hath dryde the hay,
that growes vppon the grownde,
they merrily iet their sythes to whet,
and downe they cut it rounde. 68
their wives and daughters w*it*h forkes and w*it*h rakers
do come
in petticotes gay to spread out the hay
w*it*h a strawne hat for the sunne. 72

when corne is ripe, w*it*h tabor and pipe
their sickles they prepare,
and wagers they lay, howe muche in a day
they meane to cut downe there. 76
And he w*hich* is quickest, and cutt*es* downe cleanest
the corne,
a garlande trime they make for him,
and bravely they bringe him home. 80

And when in the barne w*it*hout any harme
they have laid vp their corne,
In hart they singe high praises to him
that so increast their gaine. 84
And vnto the p*er*son, their pastor, and teacher
also,
w*it*h hartes most blyth they geve their tyth;
their duties full well they knowe. 88

77 cuttes] cuttetes *Hs.*

But when they ride to fetche home a bride,
the bagpipes not forgot;
Nor bride cakes fine to beare *with* them,
whether cut do amble or trot. 92
And then at the Qui*n*ten the yongemen p*re*pare them
to ride;
and manly their they breake a speare
in honno*ur* of mistris bride. 96

when christmas drawes neare, to make god cheare
they nede not to m*ar*ket go;
For brawne and souse they have in the house
with goose and capon also. 100
for brewer and Baker they care not a couple
of flyes;
yet will they have ale, both nappy and stale,
yea white lones and christmas pyes. 104

And thus you heare throughout the yeare
the merrie countrie mans life,
how pleasantly they do spende the day
with little trouble or strife. 108
for backe and for belly if that they have redie
in store,
And rent to pay at the quarter day,
they never desier more. 112

But *with* a quiet contented minde
he spend*es* his time till deathe,
yet beares away as muche as they
that lives like lordes on earthe. 116
And allwayes continewes to God and his princesse
most true,
and geveth plaine *with*out disdaine
to every man his due. 120

Whose harte is not ambitiously bent
to clinke to high estate,
but all his life is well content
to live in simple rate. 124
through faith in Christ Jesus his soule is saved
from thralle,
and plast in ioy, where Christ we pray
bringe vs bothe great and smale. 128

finis.

[XVI.]

A pleasante new sonnge, called the carmans whistle: to *the* tune of neighbor Roberte.

In a pleasant morninge,
in the merrie month of may,
Amounge the frutefull meddowes,
a youngman tooke his way; 4
and gazinge rounde aboute him
what pleasures he could see,
he spied a prop*er* maidden
vnder an oken tree. 8

Comely was her countenau*n*ce,
and lovely was her lookes;
seeminge that wanton Venus
had write her in her bookes; 12
many a smirkinge smile she lente
amidst those meddoes greene;
the which he well p*er*ceaved,
yet was of her vnseene. — 16

[XV] 104 chistmas *Hs.* — 115 as] at *Hs.* — 125 chist *Hs.*

At length she changed her smilinge
into a sighinge sonnge,
bewailing her bad fortune,
that was a maide so lonnge; 20
for many one more yonger,
quoth she, hath lonnge bene wedd;
yet do I feare that I shall die,
and keepe my maidenhed. 24

My fathers rich and welthie
and hath no child but I;
yet wante I still a husband
to keepe me companie. 28
my yeares are younge and tender;
and I am faire withall;
yet is there nere a youngma*n*
will comforte me at all. 32

The youngma*n* which listned,
and markt her greevous mone,
was sorrie for to see her
sit musing all alone. 36
he nimblie lepte vnto her,
which made the maide to start;
But when he did embrace her,
it ioyed her wofull harte. 40

Faire maide, quoth he, whie morne you?
what meanes yo*ur* heavie chere?
be ruld by me, I pray you,
and to my word*es* give care: 44
a pleasante note ile tell you
your sadnes to expell. —
good sir, how do you call it?
the truth vnto me tell. 48

Tis calld the carmans whistell,
a note so sweete and good,
It will turne a womans sadnes
into a merrie moode. — 52
good sir, then let me heare it,
if so it be no harme. —
Doute not, quoth he, faire maiden,
ile kepe you in mine arme. 56

But first let me intreate yo*u*
with patience to attende,
till I have broute my musike
vnto a parfet end. — 60

If I may heare yo*u* whistle,
quoth she, I will be still,
and thinke, so I molest yo*u*,
tis sore against my will. — 64

When he to her had whistled
a merrie note or two,
she was so blith and pleasant,
she knew not what to doe. 68
Quoth she: of all the musike
that I did ever know,
the carmans plesant whistle
shall for my monie goe. 72

Good sir, quoth she, I pray yo*u*
who made this pleasante game?
Quoth he, a gentle carman
did make it for his dame. 76
And she was well contented
with him to beare a parte. —
god*es* blessinge, quoth the maiden,
light one the carmans harte. 80

For never was I pleased
more better in my liffe
then with the carmans whistle
which pleaseth maide and wiffe. 84
and, sir, I do beseech you,
however I do speed,
to let me heare you whistle,
when I do stand in need. 88

Quoth he: farewell, faire maiden,
and as you like this sporte,
so of the carmans whistle
I pray you give reporte. — 92
good sir, quoth she, I thanke yo*u*
for this yo*ur* taken paine;
but when shall we, I pray yo*u*,
meete in this place againe? 96

Quoth he: at anie season,
by day or els by night,
commend the carmans whistle
for pleasure and delight; 100
and counte me slacke and slouthfull,
if twice you send for me. —
I faith then, quoth the maiden,
ile give thee kisses three. 104
finis.

[XVII.]

A sonnge in praise of *the* single life.
To the tune of the gostes hearse, alius *the* voice of the earth.

Some do write of bloodie warres;
some shewes the sundrie carres
twixt men through envie raised;
Some in praise of princes write; 4
some setts their whole delight
to heare faire bewtie blazed;
Some other p*er*sons are mooved
for to praise wher they are loved. 8

And let lovers still
praise bewtie as they will;
otherwise I am intended:
trew love is little regarded, 12
and oftentimes goes vnrewarded;
then to avoide all striffe
well fare a single liffe,
wherby the hart is not offended. 16

O, what sute and servis too
is vsed by them that wooe,
and all to purchase favour!
Oh, what greefe in harte and minde, 20
what sorrow do they finde
through womens fonde behaviour!
subiect to suffer eac to lowre,
and speaches, both sharp and sowre, 24
and labour, love, and cost:
perchaunce is all but lost,
and no way they be amended;
and some to purchase pleasure, 28
and after repent them by leasure.
then to avoide all striffe &c. 30

To a man in wedded state
doth happen much debate,
except gods speciall favour.
if his wiffe be prowdlie bent, 34
or secretly consent
to any leawde behaviour,
if shee be sloughtfull, or idle,
or such as her tounge cannot bridle, 38
O then will weare hee,
if death his bane would be.
no sorrow ells may be amended;
for looke, how lonng he weare livinge, 42
evermore would he be greevinge.
then to avoide all striffe &c. 44

Married folke we often heare
even through ther children deare
have manie causes of sorrow,
if disobedient they be founde, 48
or false in any grownd
by ther vnlawfull borrowes;
to see such wretched followes
shamfully comme to the gallowes, 52
whom parentes with great care
norished with daintie fare,
from the cradle trewlie tended;
when as the mother before them 56
doth curse the day that ever she bore them.
then to avoide all striffe. &c. 58

Do we not behould and see,
wher men and wives agree,
and live in love together,
wher the lord hath sent them eeke 62
faire children milde and meeke,
like flowers in sommers weather,
how greatly are they greeved,
and will not by ioy be releeved, 66
if that death do call
ether wiffe or chilldren smale,
whom the vertues so commended;
ther losses whom they thus loved 70
from ther hartes cannot be mooved.
then to avoide all striffe &c. 72

Who, being in happie state,
would worke himselffe such hate
his fancie for to followe;
Or livinge here devoide of striffe, 76
would take to him a wiffe
for to procure his sorrow;
with carpinge and with caringe
evermore must he be sparinge; 80
were not he worse then madd,
being merrie would be sadd,
were he to be commended,
that sure would take pleasure, 84
wher greefe is all his treasure.
then to avoide all striffe,
well fare a single liffe,
wher by the harte is not offended. 88

finis.

Bemerkungen zu den einzelnen Liedern.

I. In diesem *Song of the guise of London* haben wir eine Aufzählung alles dessen, was in den Londoner Strafsen und Märkten zur damaligen Zeit feilgeboten worden. Das Lied ist eine Zusammensetzung und Bearbeitung der verschiedenen Rufe, mit denen die Verkäufer ihre Waren feilzubieten pflegten. Eine ähnliche Ballade findet sich auch in der Bagford-Sammlung von Ebsworth I 115. Hier lautet der Titel: *The traders medley; or the crys of London; being a pleasant copy of verses on the daily cries in London from Billingsgate to Whitechapple Mount, and from thence to Tuttle street in Westminster, relating all sorts of hawkers and petty chapmen.* Eine dritte, ähnliche Ballade: *The cries of London,* ist abgedruckt

in den *Roxburghe ballads* (Ebsworth VII 57), stammt aber aus späterer Zeit. — Die Gestalt des Besenhändlers, der die Strafsen, laut zum Verkauf und Tausch auffordernd, durchzieht, und die Erwähnung des Besens ist in der damaligen Volkspoesie eine häufige Erscheinung. Schon 1562 63 wurde in den *Stationers registers* eine Ballade zum Druck angemeldet: *A description of the nature of a brychen brome.* 1563/64 folgte eine zweite: *Buy broomes buy* (Collier, *Shakespeare Soc. transcripts* S. 88). Unter den *Songs of London prentices and trades* (Collier, *Percy Soc.* I 135) befindet sich ein City round, dessen erste Strophe an unsere Ballade erinnert:

Broomes for old shooes! pouchrings, bootes, and buskings!
Will you buy any new broome?
New oysters! new oysters! new, new cockels!
Cockels nye! fresh herrings! Will you buy any straw?
Hay yee any kitchen stuffe, maides?
Pippins ripe, cherrie ripe, ripe, ripe!

In dem Stück *Three ladies of London,* 1584, betritt Conscience die Bühne als Besenverkäufer mit einem Bündel Besen auf dem Rücken und singt ein ähnliches Lied mit dem Refrain:

New broomes, greene broomes, will you buy any?
Come maidens, come quickly, let me take a penny.

Man kann wohl annehmen, dafs hierin die Balladen vorbildlich gewirkt haben.

II. Der *Tune of Legoranto* ist natürlich mit dem *Lacaranto* (Nr. XV) identisch, wie auch der gleiche metrische Bau der Strophen besagt. Über diese Melodie ist weiter nichts bekannt.

III. Wilson, nach dem die Melodie *Wilsons tune* benannt wurde, scheint ein Sänger und Musiker jener Zeit gewesen zu sein; von ihm ist noch ein Tanz, *Wilsons Wild,* erhalten, dessen Noten bei Chappel, *Old popular musick* I 267, abgedruckt sind.

V. Die Melodie des *Tune Lady Jane* ist unbekannt. Eine Ballade *Lady Jane* finden wir in den *Stationers registers* 1560/61 zum Druck angemeldet (Collier 72), und kurz darauf eine zweite, *Lamentation of Queen Jane.* Die Geschichte der Lady Jane Grey, auf die sich wahrscheinlich diese Balladen beziehen, ist noch weiterhin häufig in den Balladen verarbeitet worden. — Infolge des fehlenden Blattes sind uns nur zwei Strophen des Textes erhalten.

VI—VII. Der Titel und Anfang des Liedes VI ist aus demselben Grunde nicht vorhanden. Aus dem Sinn geht aber klar hervor, dafs es die Lehren eines Vaters an seinen Sohn enthält, der von ihm Abschied nimmt, um zur Erlernung eines Handwerks nach London zu ziehen. Es steht somit in direkter Verbindung mit dem folgenden Liede, in dem nach dem Vater die Mutter das Wort ergreift, um auch ihrerseits dem Sohn Ratschläge mit auf den Weg zu geben. Also auch hier in der Volkspoesie finden wir diese Dichtungsart fortgesetzt, die schon im Alt- und Mittelenglischen häufig Gegenstand poetischer Bearbeitung geworden war.

VIII. Diese Bufs- und Fastenpredigt sollte nach dem *Tune of the crampe* gesungen werden. Die Noten einer so benannten Melodie finden sich in der Liedersammlung *Cammelia* von 1609 und sind bei Chappel I 143 abgedruckt. Eldertons Ballade *Lenton stuffe* ist ebenfalls nach dem *Tune of the crampe* zu singen; es müssen aber verschiedene Melodien unter diesem Namen existiert haben, da alle drei, die beiden Dichtungen und die erhaltene Musik, untereinander gänzlich verschieden sind.

IX. Die Balladen von *Hobby Noble* und *John a Side,* von der die Melodie entlehnt ist, sind abgedruckt bei Childe, *English and Scottish popular ballads* III 475.

XI. *Medleys* waren eine Art von Potpourris, in denen allerhand Balladenanfänge, Refrains, Sprichwörter, volkstümliche Redensarten etc. miteinander zu einem Liede verflochten wurden. Solche *medleys* finden wir in den *Roxburghe ballads* I 52 ff.; III 240. Ein *medley* von Tarlton wird ebenda erwähnt II 239.

XII. Vielleicht bezieht sich hierauf eine Eintragung in den *Stat. reg.* (Arber III 53) vom 20. November 1595: *Entered ... a ballad intitulated Englands triumphe conteyninge diverse of those aboundant blessings wherewith this our realme hathe been blessed by our most gratious queene Elizabethes reign.*

XIII. *Mother Watkins ale* und *The carmans whistle* gehörten ihres bedenklichen Inhalts wegen zu den berüchtigtsten Strafsenballaden; Chettle, *Kind hearts dream,* 1592 (*Percy Soc.* V 15), nennt sie *'lascivious undersongs'*, die gesungen werden *'with such odious and detested boldnes, as if there be any one line in those lewel songs then other more abhominable, that with a double repetition is lowdly bellowed'*. In dem Briefe, der Mundys Übersetzung des *Gerilion of England* voransteht, heifst es: *I should hardly be perswaded that any professor of so excellent a science (as printing) could be so impudent to print such odious and lascivious ribauldrie at Watkins ale, The carmans whistle, and sundrie such other.'* — Die Melodie abgedruckt bei Chappel I 265.

XIV. In meiner Vorlage befindet sich eine Notiz, in der bezweifelt wird, ob Titel und Lied zusammengehören. Balladen in Dialogform finden sich aber sehr häufig; die Melodie wurde eben von den beiden Personen abwechselnd aufgenommen. Auch ist ja hier eine vollkommen strophische Gliederung vorhanden, es ist keineswegs ein fortlaufend dramatisiertes Gedicht. Der Stoff entstammt der 67. Erzählung aus Boccaccios *Decamerone.* — Zwei verschiedene Melodien, benannt *Loth to depart,* sind bei Chappel I 102 abgedruckt; jedoch pafst keine von ihnen. Der Text eines schottischen *Loath to depart* steht in den *Bagford ballads* II 481.

XVI. *The carmans whistle* scheint eine der beliebtesten Balladen gewesen zu sein. Sie ist aufserdem noch erhalten in den Sammlungen von Pepys III 291, von Roxburghe II 67 und von Wood E 25 (133). Zugänglich war mir nur die der Roxburghe-Sammlung (III 564), *The combers whistle or the sport of the spring. Tune of carmans whistle.* Diese letztere scheint eine spätere Bearbeitung von der ursprünglicheren Fassung im Rawl. Ms. zu sein, wie aus dem Text hervorgeht als auch daraus, dafs die Melodie, *The carmans whistle,* angegeben ist. Der Text lehnt sich häufig an und stimmt wörtlich überein, ist anderseits aber ganz und gar abweichend; es sind Strophen hinzugefügt, umgestellt und weggelassen. Es geschah häufig, dafs ein Balladendrucker eine Bearbeitung oder Nachahmung einer beliebten Ballade anfertigen liefs, um ebenfalls durch ihren Vertrieb sich sicheren Gewinn zu verschaffen.

Bei Ouvry, *Catalogue of old ballads* S. 17, ist dieselbe Ballade unter einem dritten Titel eingetragen: *The courtous carman and the amorous maid; or the carmans whistle. To the tune of the carmans whistle, or Lord Willoughby's March.* Diese beiden Melodien sind bei Chappel I 253 und I 152 abgedruckt. Da der bei Ouvry erwähnte Liederanfang, *As I abroade was walkinge,* nicht mit dem unserigen übereinstimmt, mufste hier eine dritte Version zugrunde gelegen haben.

Nach der in unserer Hs. angegebenen dritten Melodie *O neighbour Robert* geht auch eine Ballade *The wonderfull example of God shewed upon Jasper Conningham* (*Roxb. ballads* III 104); nach der Melodie *The carmans whistle* eine Ballade *All is ours and our husbands* (*Roxb. ballads* III 380).

Berlin. Wilhelm Bolle.

Zur englischen Syntax.

I. Zur Komparation.

In der neuen Bearbeitung seiner Aufsätze über das Indefinitum sagt Einenkel, *Anglia* XXVII, 80: 'Die Herkunft des für *than* gelegentlich eintretenden *nor* ist dunkel.' Und Stoffel, der *E. St.* XXXI, 265 Belege für diese Erscheinung zusammenträgt, spricht nicht von ihrer Entstehung. Das veranlaſst mich zu den folgenden Bemerkungen über die Herkunft der mir bekannten englischen Komparationspartikeln.

Wenn man die Entstehung der Konjunktionen beim Komparativ begreifen will, muſs man bedenken, daſs die Hilfsmitttel der Über- und Unterordnung aus Mitteln der Beiordnung hervorgegangen sind. Das ist von vornherein festzustellen.

Ursprünglich war bekanntlich für unsere Konjunktionen kein Bedürfnis vorhanden: der 'zweitverglichene' Gegenstand stand im Germanischen (und auch noch im Ae.) im Dativ.[1] Der Dativ als Komparationskasus ist längst als indogermanischer Ablativ erkannt, er ist nicht ein echter alter Dativ, wie neuerdings Winkler in seiner *Germanischen Kasussyntax* (S. 116 ff.) behauptet hat.

1. Die gebräuchlichste Komparationspartikel ist *than*, ae. *þonne*.[2] Sie ist natürlich ursprünglich beiordnend gewesen, erst aus der Parataxe hat sich die Hypotaxe entwickelt. Nach Ziemer a. a. O. S. 210, Tobler, *Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik* III, 79, ist *er ist klüger denn du* entstanden aus *er ist klüger, denn du* (d. h. dann, hernach, erst nach ihm du). In Wirklichkeit ist aber wohl die Grundbedeutung des ae. *þonne*, ahd. *danne* eine andere: Behaghel (in Kluges *Etymologischem Wörterbuch*[6] unter *dann* und *Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen* S. 176) sieht darin das Adverb (ahd.) *dana* (vgl. got. *þanamais!*): *gröſser denn das* = *gröſser von da aus*. Denselben Sinn hatte ja ursprünglich auch

---

[1] Über den Genitiv als Komparationskasus in germanischen Dialekten vgl. Grimm IV, 754; Wülfing, *Syntax Alfreds des Groſsen* § 10 a; H. Ziemer, *Vergleichende Syntax der indogermanischen Komparation*, Berlin 1884, S. 78.

[2] Die Ansicht von Koch, *Hist. Grammatik* § 506, über die Entstehung dieser komparativen Partikel ist unklar; Zupitza hat ein Fragezeichen hinzugesetzt.

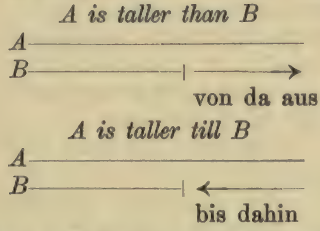
der alte Vergleichungskasus, der Ablativ. *Gaius doctior est Lucio* bedeutet: *G. ist gelehrter, von L. aus gerechnet.*

Einen ähnlichen Ersatz hat der Komparationskasus in anderen Sprachen gefunden: vgl. romanisches *de* (Meyer-Lübke, *Syntax* S. 305 ff.), griechisches *ἀπό*, slawisches *ot* 'von — an' (Ziemer, S. 250). Ähnlich wird die Vergleichung im Hebräischen zum Ausdruck gebracht.

Zu beachten ist, dafs die Pause vor *þonne* im Laufe der Zeit geschwunden ist. Es ist eine Verschiebung in der Gliederung eingetreten, wie so oft im Satzbau. *Gröfser — denn der andere* war gleichbedeutend mit dem älteren *gröfser dem anderen;* da im zweiten Falle keine Pause hinter dem Komparativ stattfindet, wurde sie auch im ersten erspart. Die Verschiebung in der Gliederung würde somit auf einer Analogiebildung beruhen.

2. Wegen der Komparationspartikel *þe* vgl. Delbrück, *Vergleichende Syntax der idg. Sprachen* III, 357.

3. Sehr beachtenswert ist das vergleichende *till* nach Komparativ in heutigen englischen Mundarten: *bis zu* an Stelle von *von ... aus. He is taller till you:* er ist gröfser bis zu dir. Man vergleiche:



Vgl. im Altslawischen *daže* 'bis' nach *drevlje* prius, Ziemer, S. 228.

Dialektisch werden *tin* und *tan* nach Komparativ gebraucht, vgl. Th. Darlington, *Folk-Speech of South Cheshire* S. 60; Wright, *Dialekt Dictionary* 153; Ellis, *Early English Pronunciation* V, 420. Das sind offenbar Kontaminationen der beiden gleichbedeutenden Wörter *till* und *than: t*ill + th*an* = *tin; t*ill + th*an* = *tan.*

4. Dem deutschen *als* entspricht englisches *as* in der älteren Sprache und in den heutigen Mundarten: *N. E. D.* I, 478, B I, 4 und *E. D. D.* I, 78. In der heutigen Schriftsprache ist *as* nur noch bei Gleichstellung gebräuchlich *(He is as tall as I, not so tall as I, not as tall as I). More as that* für *more than that* wird als Scoticismus verzeichnet von James Beattie, *Scoticisms,* Edinburg 1787, 1810, S. 2. *Er ist gröfser als ich* hiefs anfänglich *er ist gröfser, so (also,* engl. *as* < *eallswā) ich,* so grofs bin ich.

5. Nach alledem kann älteres *na* (nicht) als Komparationspartikel keine Schwierigkeit mehr machen.[1] *He is taller na his brother* hiefs

[1] Dafs dieses *na* aus dem Keltischen entlehnt sei, wird man nicht behaupten wollen. Das Neuirische, Hochschottische und Welsche verwenden nämlich *na* als Komparationspartikel (Ziemer, S. 236).

ursprünglich *He is taller; na his brother* = *er ist gröſser; nicht sein Bruder.* Vielleicht ist diese Konstruktion erst das Ergebnis einer Vermischung zweier Sätze: *he is taller* than his brother + he is tall, *na his brother.* — Im Slawischen dient die Verneinung zu demselben Zweck, wie Delbrück, *Vergleichende Syntax* IV, 519, mitteilt: Dem Lande der Sodomer und Gomorrer wird es erträglicher gehen am Jüngsten Gericht, nicht jener Stadt. H. Ziemer, *Syntax der indogerm. Komparation* S. 11 f., 145 ff., weist in verschiedenen Sprachen ähnliche Verwendungen der Negation bei der Vergleichung nach. Vgl. auch noch Diez, *Grammatik der rom. Sprachen*[5], 1057 (III, 400), der darauf hinweist, daſs die vergleichende Partikel wegfallen kann 'vor einem vollständigen Satze, sofern ihm die Negation nicht fehlt', z. B. *bon essemple valon mais, no fay sermos.*

6. Belege für *nor* beim Komparativ geben auſser Stoffel und Einenkel noch Murray, *Scottish Dialect* S. 169, und Mätzner, *Ae. Sprachproben* I, 1, S. 362. Aus den *Cely Papers, Selection from the Correspondence and Memoranda of the Cely Family, Merchants of the Staple,* edited for the Royal Historical Society by H. E. Malden, London 1900, füge ich folgende Belege an:

S. 19 (1479): ... ye schall here myche more in thys pertys nor I can at Brytys ...

S. 23 (1479): I have lever my money be note resayvyd ... radar nor ye schall labor yourselve.

S. 30 (1480): (it) is fayre woll (= wool) meche finar woll nor was the yere before.

S. 32 (1480): ye mythe (= might) write myche more nor ye doe.

In den heutigen Mundarten ist *nor* in dieser Verwendung bekanntlich sehr geläufig.

Wieder haben wir von ursprünglicher Parataxe auszugehen, von einer parataktischen Verwendung, die *nor* heute noch hat: *und nicht. He is taller nor I* = *he is taller, nor I,* d. h. *er ist gröſser und nicht ich.* Auch hier kann man wieder an eine Konstruktionsmischung denken. Diese Konstruktion berührt sich nahe mit der anderen *he is taller na I.* Und wieder ist die ursprüngliche Pause hinter dem Komparativ weggefallen, wieder infolge einer Verschiebung der syntaktischen Gliederung.

Wie *nor* für *than* nach Komp. ist im Altschott. umgekehrt für *nawther — nor nawther — than* eingetreten (s. Mätzner a. a. O.).

Wie übrigens *nother, nor* zur Bedeutung *und nicht* gekommen ist, erörtert Einenkel, *Anglia* XXVII, § 242.

Im älteren Deutschen und in heutigen deutschen Mundarten treffen wir *weder* in derselben Verwendung wie engl. *nor;* Beitr. V, 379 f.; Ziemer, S. 185 f.; O. Schwab, *Hist. Syntax der griechischen Komparation* I, 48[1], vgl. auch die Angabe des Grammatikers Johann Bödiker 1698 (*Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins* 1901, S. 40), für die Mundarten z. B. Ph. Lenz, *Handschuhsheimer*

Dialekt, Progr. 1887 (I), 54, G. Binz, *Zur Syntax der Ma. von Basel,* Diss. 1888, S. 67.

Ähnliches finden wir auch im Skandinavischen, worauf Storm, *Englische Philologie*[2] S. 811, aufmerksam macht.

7. *or* 'eher' für *than* nach Komparativ in der älteren Sprache und in heutigen Mundarten verzeichnen *N. E. D.* VII, 166, C, 3 und *E. D. D.* IV, 356, 5. Vgl. z. B. aus Sir Gawayne and the green Knight, V. 1543:

> To yow þat, I wot wel, weldeȝ more slyȝt
> Of þat art, bi þe halfe, or a hundreth of seche
> As I am.

Aus Douglas V, VIII, 88: ... othir strenth or mannis force has delt with the.

Das letzte Beispiel mag die Herausbildung von *or* als Komparationspartikel veranschaulichen. Es hieſs ursprünglich: othir (greter) strenth has delt with the or — mannis force = stärkere Kraft hat dich eher, vorher besiegt, dann Mannes Kraft, nicht Mannes Kraft.[1]

8. Schlieſslich sei noch auf *but* nach negativem Satz mit Komparativ hingewiesen, vgl. *N. E. D.* I, 1211 unter *but,* C, 5, und H. Varnhagen, *An inquiry into the origin and different meanings of the Engl. particle but,* Diss. 1876, S. 54 ff. Z. B.: *I have no more but ten shillings* (c. 1500). Natürlich war anfangs vor *but* eine Pause. Man vergleiche damit mhd. *wan* nach Komparativ in Verbindung mit Negation, Paul, *Mhd. Grammatik,* § 319.

Selten finden wir Präpositionen hinter dem Komparativ.[2]

9. Gelegentlich steht *by* an Stelle von *than.* Murray, *Scottish Dialect* S. 169, zitiert schottisch *hey's yunger be onie o thaim.* Daneben steht *he is young by you* (auch südenglisch, vgl. Elworthy, *Grammar of the Dialect of West Somerset* S. 24), und das erklären Murray und Elworthy richtig als *jung neben dir (im Vergleich mit dir).* Und *younger by you* scheint nichts anderes zu sein als eine Kontamination aus *younger than you* und *young by you.*[3]

Ähnlich leitet O. Schwab, *Griech. Komp.* II, 152 griech. *παρά* nach komparativischen Begriffen aus der Grundbedeutung der Präposition (nebenhin, iuxta) ab.

10. *To* als Komparationspartikel finde ich in dem Satz aus *The Fair Maid of Bristow* (hsg. nach dem Druck von 1605 von A. H. Quinn, Boston 1902), V. 609: *Delay is worse to danger,* was L. Tieck übersetzt: Aufschub ist schlimmer als Gefahr (*Shakespeare-*

---

[1] In englischen Mundarten vertritt *or* die Stelle von *bis,* vgl. Wright unter *or,* 6: *bide or you see = warte, bis du siehst.* Ursprünglich: warte vorher; du siehst (alsdann).

[2] Für die idg. Sprachen vgl. die Zusammenstellung von komparativen Präpositionen bei Ziemer S. 94 ff., 114 ff.

[3] Die Angabe des *N. E. D.* I, 1228 unter *by,* A, II, b, in *We came back the same way* sei *by* 'elliptically omitted', beruht auf falscher Auffassung.

Jahrbuch XXXI, 149). *Worse to* ist wohl nach Analogie von *not like to* gebildet.

Änlich werden lat. *inferior, dexterior* mit dem Dativ verbunden nach Analogie von *impar,* vgl. Wölfflin im *Archiv f. lat. Lexikographie* VI, 466 f.[1]

Aus dieser Übersicht geht hervor, daſs die ursprünglichen Bedeutungen der Komparationspartikel recht verschiedenartig sind. Diese Verschiedenartigkeit ist beachtenswert auch für Untersuchungen auf anderen Sprachgebieten. O. Schwab findet die Verwendung der griechischen Gleichheitspartikel ὡς neben, wie er glaubt, disjunktivem ἤ höchst auffällig. 'Mit der Vorstellung des Sprachkörpers als eines organischen Ganzen verträgt sich wenigstens die gleichzeitige Verwendung heterogener Sprachmittel zum Ausdruck einer Denkform nicht. Die verschiedenen Sprachen haben verschiedene Wege eingeschlagen; aber innerhalb einer Sprache gerät die Entwickelung wohl bisweilen auf Umwege und Abwege, nie jedoch strebt sie von Anfang an demselben Ziele auf zwei entgegengesetzten Wegen zu' (II, 155). Das ist eine irrige Anschauung. Auch im sprachlichen Leben führen viele Wege nach Rom. Das Englische mit seiner durchsichtigeren Entwickelung zeigt uns eine noch viel gröſsere Verschiedenartigkeit als das Griechische. Übrigens sind die Wege durchaus nicht entgegengesetzt, wie Schwab meint.[2]

Wir schlieſsen die Erörterung einiger 'Unregelmäſsigkeiten' im Bau von Vergleichungssätzen an.

Da fällt zunächst auf, daſs unsere Komparationspartikel gelegentlich nach einem Positiv statt Komparativ stehen. Belege bieten Grein, *Sprachschatz* II, 563 ff., Bugge, *Z. f. d. Ph.* IV, 193, Wülker, *Anglia* I, 185 und neuerdings Köppel, *E. St.* XXXI, 376 f., unter

[1] So erklärt sich wohl auch der Dativ beim Komparativ in einem Goetheschen Satz. Vgl. Ziemer S. 75: 'Als ganz ungewöhnlich und der heutigen Zeit fast unverständlich muſs das nhd. Beispiel des komparativen Dativs bezeichnet werden, welchen Goethe 2, 323 zu bilden sich erlaubt hat, jedenfalls aus zufälliger Laune und aus jener das Seltsame liebenden genialen Ungebundenheit heraus, welche ihn so oft auf syntaktischem Gebiet zu Neuerungen führt. Denn von altdeutschem Sprachgebrauch war der Dichter wohl unabhängig oder dachte nicht an ihn, wenn er schrieb:

> Jedem Gift, das ich erprobet,
> Schlimmer ist dein eignes noch.

Ist dieser Dativ eine freie Schöpfung Goethes, so läſst er nicht nur das feine Gefühl des Dichters für den Geist der Muttersprache bewundern, sondern behält auch von grammatischem Gesichtspunkte aus unvergänglichen Wert.'

[2] Ich sehe hier ganz davon ab, daſs Schwabs Identifizierung des vielerörterten komparativen ἤ mit der disjunktiven Konjunktion auf berechtigten Widerspruch gestoſsen ist; vgl. z. B. Brugmann, *Griech. Grammatik*³ S. 541 f.

dem Titel 'Ellipse des Komparativs von *than*'. Am bekanntesten ist die Stelle aus dem *Beowulf,* V. 69 f.:

> Him on mōd bearn,
> þæt heal-reced hātan wolde,
> medo-ærn micel men gewyrcean,
> þone yldo bearn æfre gefrūnon.

Also: er liefs eine grofse Halle bauen, als man je gesehen. Grein, *Sprachschatz* (*đanne* II), bemerkt dazu, im vorhergehenden Satzglied sei der Begriff des Komparativs hinzuzudenken; vgl. auch die Anmerkung in der Ausgabe von Heyne-Socin. Gewifs, aber das erklärt die Entstehung dieses 'Anakoluth' noch nicht. Unser Satz ist das Ergebnis der Vermischung von zwei Konstruktionen: *er liefs eine grofse Halle bauen;* so eine hatte noch niemand gesehen + er liefs eine gröfsere Halle bauen, *als man je gesehen.*

Ähnliche Mischungen kommen auch im Deutschen vor. Heyne zitiert in seinem *Wtbch.* III, 1342 zwei Belege aus Grimmelshausen, darunter Simpl. 3, 49: *Dieselbe fand ich gar arm, weder* (= als) *ich sie verlassen* = *dieselbe fand ich gar arm,* so arm hatte ich sie nicht verlassen + dieselbe fand ich ärmer, *als ich sie verlassen.*

Ebenso steht es mit der sog. Ellipse von *potius* und *magis* im Lateinischen, vgl. Kühner, *Ausführliche Grammatik der lat. Sprache* II, 972, Anm. 6. Z. B.: *Oratio fuit precibus quam jurgio similis.* Schmalz weist im *Handbuch der klassischen Altertumswissenschaften* II², 503 die Annahme einer Ellipse zurück, natürlich mit Recht; und er fügt hinzu: hier liegt im Adjektiv ... ein Komparativ begriffen. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Konstruktionsmischung:

Oratio fuit precibus, non jurgio similis
oratio fuit precibus magis *quam jurgio similis*

---

oratio fuit precibus quam jurgio similis.

Ähnliches findet sich im Griechischen, vgl. Schwab I, 52 Fufsnote.

Auch im Neuenglischen findet man gelegentlich *than* nach dem Positiv. So nach *scarcely, hardly. I had scarcely addressed him than he knew me.* Belege findet man bei W. B. Hodgson, *Errors in the Use of English,* Edinburgh⁷ 1896, S. 122 f., der richtig bemerkt: This also is a confusion of two constructions *I had no sooner addressed him than* and *I had scarcely addressed him when he knew me.* — Aus *not so ... as* und *more ... than* ist gelegentlich *not so ... than* geworden. Belege gibt wieder Hodgson S. 124, darunter aus Bulwer: ... *nothing was so teasing to Lord Erskine than being addressed by his second title of Baron Clackamannan.*

Im Anschlufs daran sei auf *different than* hingewiesen, das im älteren Neuenglischen und in heutigen Mundarten nicht selten ist, vgl. F. Hall, *Modern English* III, 341; Hodgson, S. 112 ff.; *N. E. D.* III, 341; Storm, S. 748; Darlington, *Folk-Speech of South Cheshire,* S. 60. Hier haben natürlich *other than* und andere komparativische Wendungen

eingewirkt. Umgekehrt ist *another from* durch Einfluſs von *different from* zustande gekommen: another thing from your ... games, Storm[2] 769. *different to* schlieſslich (z. B. bei Thackeray) ist von *unequal to, dissimilar to* u. dgl. beeinfluſst, vgl. Sattler, *Anglia* IV, 172, 292, und Storm[2] 751.

Auch Sätze wie *I prefer hearing you* **than** *speaking myself* kann man gelegentlich hören und lesen. Dieser Satz ist offenbar gemischt aus *I prefer hearing* to speaking + I like better hearing *than speaking.* Belege dieser Art aus der neueren Literatur sind gesammelt von Hodgson, S. 125.

Nach (komparativischem) *other* erscheint gelegentlich **except** statt *than: I saw no other disappointed individual ... except myself,* nachgewiesen von Hodgson, S. 123, der dazu bemerkt: Read either *than me* for *except myself,* or delete *other.* Der Satz ist eben gemischt aus *no other disappointed individual* than me + no disappointed individual *except me.*

Überhaupt macht man die Beobachtung, daſs bei Vergleichungen sich besonders oft Konstruktionsmischungen einstellen, vgl. Behaghel, *Heliandsyntax* S. 374 und *Litbl.* 1904, Sp. 322.

Dafür noch ein paar Beispiele. Auf einige einschlägige Fälle im älteren Neuenglisch habe ich *Anglia-Beiblatt* XVI, 135 f. hingewiesen. Das dort erwähnte *His ascent is not by such easy degrees as those who ...*, Shakespeare, Cor. II, 2, 29 (Beispiele bei A. Schmidt, Coriolan-Ausgabe, Anm. zur Stelle, und Franz, *Shakespeare-Grammatik* § 185), findet sein Seitenstück in der modernen Sprache. W. Hazlitt schrieb 1806: *The courage of the soldier and the citizen are essentially different,* und Hodgson, S. 139, gibt die Anweisung: Insert *that of* after *soldier and.* In beiden Fällen ist also *that of* 'ausgelassen'. Beide Sätze beruhen auf Konstruktionsmischung. Das zeigt das moderne Beispiel sehr deutlich (*are!*):

the courage of the soldier and that of the citizen is different
the soldier *and the citizen are different*

---

the courage of the soldier and the citizen are different.

Man vergleiche damit die *Comparatio compendiaria* im Lateinischen und Griechischen, z. B.: *Ingenia nostrorum hominum ceteris hominibus omnium gentium praestiterunt* (Cicero). Belege gibt Kühner, *Ausführliche Grammatik der lat. Sprache* II, § 241, 11 und *Ausf. Gramm. der griech. Sprache* II, § 543, 3. Diese Konstruktion ist wohl ebenso entstanden wie die eben erörterte englische Erscheinung.

Nicht selten hört man Sätze wie *St. Paul's is the greatest of all the* **other** *London churches.* Es ist kein Zweifel, daſs dieser Satz gemischt ist aus *St. Paul's is the greatest of all* the London churches + St. Paul's is greater than all *the other London churches.* Ähnliche

Sätze mit 'pleonastischem *other*' hat Hodgson, S. 72, aus der neueren Literatur gesammelt. Vgl. griech. *ἄριστός ἐστιν τῶν ἄλλων* und dazu Schwab I, 30 ff., dem ich nicht in allem beistimme.[1]

II. Zur Tempuslehre.

Wir haben in den Vergleichungssätzen mehrfach Vermischungen von zwei Konstruktionen vorgefunden. 'Zwei synonyme oder irgendwie verwandte Ausdrucksformen drängen sich gleichzeitig ins Bewufstsein, so dafs keine von beiden rein zur Geltung kommt, sondern eine neue Form entsteht, in der sich Elemente der einen mit Elementen der anderen mischen.' Paul, *Principien*[3] S. 145. Die Zahl der Kontaminationen in der lebenden Sprache ist sehr grofs. In der Unterhaltungssprache hört man wohl tagtäglich Kontaminationen, und in der Literatur sind sie auch nicht selten.

Verschiedenartige Kontaminationen und andere Analogiewirkungen in verschiedenen Sprachen stellt G. Krüger zusammen in einer kleinen Abhandlung über *die Übertragung im sprachlichen Leben* (Dresden u. Leipzig 1900). Eine systematische Zusammenstellung der Konstruktionsmischungen in einem älteren Sprachdenkmal gibt Behaghel in seiner *Heliandsyntax* S. 368 ff.; dieses Beispiel verdiente Nachahmung für andere Denkmäler und andere Sprachgebiete.

Hier möchte ich auf eine Gruppe von Mischungen besonderer Art aufmerksam machen. Ich gehe von einem Beispiel aus.

Hundert Mark hätte ich noch! Wer so sagt, h a t in Wirklichkeit noch hundert Mark — aber es wäre ihm lieb, wenn er noch mehr hätte. Dieser Wunsch mengt sich gleich in den Ausdruck der Tatsache, daher der Optativ. Ähnlich ist die Ausdrucksweise: *So weit wären wir!* zustande gekommen. Vgl. dazu Hildebrand, *Z. f. deutschen Unterricht* III, 545; Th. Matthias IV, 433, K. Tomanetz VII, 788, und wieder Hildebrand VIII, 690 und endlich Behaghel, *Deutsche Sprache* [1]212, [2]327.

Wenn es in der hessischen Umgangssprache heifst *Er kommt bis Sonntag,* so hat wohl die Vorstellung hereingespielt: wir müssen warten *bis* Sonntag.

Dem Englischen eigentümlich ist der Gebrauch des Präsens in *I forget,* wo wir sagen: *ich habe (es) vergessen: I forget what I was going to observe.* Dieser Sprachgebrauch ist allgemein bekannt, und unsere Grammatiken haben gelegentlich Notiz davon genommen; so Koch-Zupitza § 42; Immanuel Schmidt, *Grammatik der engl. Spr.*[6] § 315, Anm. 3; Gustav Krüger, *Englische Ergänzungsgrammatik* § 431. Dieses *I forget* erkläre ich mir als eine Vermischung von zwei Vor-

[1] Mehr als gewöhnliche Gedankenlosigkeit hat zu folgender Konstruktionsmischung in *The Examiner* 1878, S. 204 (vgl. Hodgson, S. 72) geführt: Mr. Stanley was the only one of his *predecessors* who slaughtered the natives of the region he passed through.

stellungen: ich habe es vergessen + ich weiſs es jetzt nicht. Es handelt sich hier nicht um eine Kontamination von zwei Ausdrucksformen: aus *I forgot (have forgotten)* + *I don't know* hätte nie *I forget* werden können. Es ist vielmehr eine Vermischung von zwei Vorstellungen, die noch nicht zur Deutlichkeit des sprachlichen Ausdrucks gediehen sind. Wie in unserem ersten deutschen Satz der Modusgebrauch durch eine Vermischung zweier Vorstellungen sich erklärt, so erklärt sich in *I forget* die Wahl des Tempus auf dieselbe Weise.

Ähnlich ist m. E. der perfektische Imperativ entstanden: *Have done,* for more I hardly can endure (Shakespeare, Henry VI B, I, 4, 31). Weitere Belege aus Shakespeare bei A. Schmidt unter *do,* 8. Daraus ist dialektisch *a done!* geworden. Heute noch geläufig ist *be gone!* Mätzner sagt von dieser Erscheinung (¹II, 138, 3, ³II, 148): 'Obwohl nur Zukünftiges geboten werden kann, so wird doch bisweilen die Vorstellung einer vollzogenen Handlung vom Affekte in das Gebot aufgenommen. Die Forderung, daſs ein Akt vollzogen sein solle, ist eine Mahnung desjenigen, welcher die Tätigkeit auf das eiligste bewerkstelligt oder abgebrochen sehen will.' Vgl. auch Koch-Zupitza § 51, Schluſs, Franz § 492, Anm., J. Schmidt § 330, Anm. 5. Ähnlich im Frz., vgl. Mätzner, *Frz. Grammatik* § 128, 1, Lücking, *Frz. Grammatik* § 339. Der Wunsch, daſs die Handlung schon vollzogen sei, tritt ins Bewuſstsein, während eben erst der Befehl ausgesprochen werden soll.

So erkläre ich mir auch die Fälle, wo die 'durative Form' des engl. Verbums futurische Bedeutung hat. Man sagt *Are you coming to-morrow?* oder *Where are you going for your holiday this autumn?* oder *I am spending my Christmas with my sister at Streatham this year.*[1] Mit dem Gedanken: Wohin werden Sie reisen? (futurisch) vermischt sich der andere: Welche Reise planen Sie eben? (durativ.)

In das Kapitel von den Vermischungen zweier Vorstellungen scheint mir auch das vielerörterte und vielgetadelte

I intended to have written

zu gehören. Beispiele für den Infinitiv des Präteritums nach Verben des Wünschens u. dgl. aus me. und ne. Zeit sind bei Mätzner, *Engl. Grammatik*³ III, 64 ff., zusammengestellt, auſserdem in einem Aufsatz von C. Stoffel, *Taalstudie* IX (1888), 342—362. Belege aus Shakespeare bei A. Schmidt unter *have* 1) und Franz, *Sh.-Grammatik* § 500. Kellner, *Syntax* § 375, sagt: This use was continued in the sixteenth century. Aber er findet sich heute noch. Belege aus der modernen Sprache findet man in groſser Anzahl in der Literatur

[1] Vgl. Sweet, *New English Grammar* II, 102, § 2232; Krüger, *Ergänzungsgrammatik* § 438 und *Syntax* § 2542.

über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, in den englischen Seitenstücken zu Wustmann. Diese Antibarbari enthalten die wertvollsten Sammlungen zur Syntax der lebenden Sprache, vgl. Behaghel, *Litbl.* 1904, Sp. 2. Die Auffassung dieser Sprachmeister ist natürlich meistens sehr engherzig, sie suchen der Sprache die Gesetze der Logik aufzuzwängen. Aber wenn auch ihr Standpunkt falsch ist, so sind doch ihre Sammlungen und Beobachtungen von bleibendem Wert. Besonders W. B. Hodgsons mehrfach zitiertes Buch *Errors in the Use of English* (1. Aufl. 1881, 7. Aufl. 1896) ist eine Fundgrube für neuenglische Syntax: der Verfasser hat eine Fülle von 'Sprachdummheiten' aus der modernen Literatur mit genauer Quellenangabe zusammengestellt. Unsere Erscheinung wird S. 98 ff. reichlich belegt. T. Williams, *Grammatical Errors of the Educated*, London 1883, S. 9 ff., findet den Sprachgebrauch 'even in educated circles'; er fügt hinzu: Members of Parliament are much addicted to this mistake, z. B.: I expected, when the Right Hon. gentleman rose, that he would have stated what the intentions of the Government are. Alfred G. Compton, *Some common Errors of Speech* (Neuyork 1902) S. 37, meint: This construction, which is not often met with in America, is rather common among English writers.

Den Belegen aus älterer Zeit seien noch einige aus den *Cely Papers* (1475—1488) hinzugefügt:

S. 59 (1481): I had forgettyn to have spokyn with you ... for to a provyded for me a fur ...

S. 141 (1483): ... on Tewsday the XXV day of Fevere he was with a thousand horsys at Bruges gattes for to acomon yn (= for to have come in).

S. 153 (1484): ... the person that laboryd for to abe afore yow.

S. 160 (1487): I promysyd hym to a delyverd hym II sarplers of your wull.

S. 167 (1487): ... hys mynd was for to aben yn Ynglond long or thys but the Danys ar on the see.

Zwischen *he intended to write* und *he intended to have written* besteht gewöhnlich ein Unterschied in der Bedeutung. Die zweite Ausdrucksweise schliefst den Nebengedanken der Nichtverwirklichung der Absicht in sich: *he intended to have written* = *he intended to write, but he did not write.*

Man hat schon verschiedentlich versucht, unsere Erscheinung zu erklären. Es sei verwiesen auf Stoffels oben zitierten Aufsatz in der *Taalstudie*, auf Einenkel in Pauls *Grundrifs* I², 1080, auf Franz, *Shakespeare-Grammatik* § 500.

In den seither vorgetragenen Hypothesen ist nicht beachtet, dafs diese Konstruktion in mehreren anderen Sprachen zu finden ist. Stoffel ist im Irrtum, wenn er beiläufig (S. 354) behauptet, die

englische Konstruktion habe keine Parallele in anderen germanischen Sprachen. Paul, *Mittelhochdeutsche Grammatik* § 299, stellt fest: 'Nach den Hilfsverben *wellen, suln* etc. steht nicht selten der Inf. Perf., wo man den Inf. Praes. erwartet.' Weiterhin trifft man Inf. Perf. statt Inf. Praes. auf romanischem Sprachgebiet. So im Altfrz. (vgl. Th. Engwer, *Über die Anwendung der Tempora Perfectae statt der Tempora Imperfectae Actionis im Altfrz.,* Diss. Berlin 1884), im Lateinischen[1] (Belege bei Kühner, *Ausf. Grammatik* S. 101, 10), im älteren Italienischen (vgl. Tobler, *Jahrbuch für rom. u. engl. Lit.* XV, 249).

Einenkel zieht eine der englischen parallele Konstruktion in einer fremden Sprache heran, im Altfranzösischen. Aber er macht ohne weiteres die frz. Konstruktion zur Quelle der englischen. In unserem Fall ist frz. Einfluſs unwahrscheinlich: wenn sich im Deutschen der perfektische Infinitiv unabhängig vom Romanischen entwickeln konnte, so konnte doch wohl auch das Englische diese Konstruktion aus eigener Kraft bilden.[2]

Im Satzbau findet man ja oft Übereinstimmungen in verschiedenen Sprachen, ohne daſs Entlehnung vorläge. 'Die Entwickelung des Satzbaues beruht im wesentlichen auf der unbewuſsten Tätigkeit der menschlichen Seele, und diese hat zu den verschiedensten Zeiten bei den verschiedensten Völkern gleiches hervorgebracht' (Behaghel, *Entstehung der abhängigen Rede* 1877, S. 14, wiederholt von Ziemer, *Junggrammatische Streifzüge*[2] S. 146). Bei Behandlung syntaktischer Probleme einer einzelnen Sprache ist es deshalb oft von groſsem Vorteil, einen Blick zu werfen auf andere, vielleicht entlegene Sprachen. Das hebt Behaghel in seinen Erörterungen über die Aufgaben

---

[1] Auf die lat. Konstruktion bin ich zuerst durch Behaghel aufmerksam gemacht worden, dann durch Kellner, *Syntax* § 375.

[2] Derselbe Einwand ist gegen Stoffels Hypothese, *E. St.* XXVII, 253, zu machen; nach Abbots Vorgang vergleicht er *oon the beste, one the best* mit lat. *justissimus unus* und erklärt ohne Zögern (I feel little hesitation) die englische Konstruktion für einen Latinismus. Soll auch *ein der beste* im Nibelungenlied (Bartsch: 723, 3; 1217, 2; 1233, 4) auf lat. Einfluſs beruhen? Vgl. zu dieser Erscheinung L. Tobler, *Beitr.* XV, 383. [Zu *one* + Superlativ vgl. jetzt auch Holthausen, *E. St.* XXXV, 186. Korr.-Note.] — Auch die weitere a. a. O. niedergelegte Hypothese, daſs die Konstruktion *one the best* heute noch nachwirke, will ich noch ausdrücklich zurückweisen, zumal sie schon von L. Pound, *The Comparison of Adjectives,* Heidelberg 1901, S. 70, ohne Widerspruch zitiert wird. In *one of the best books that has been written* soll nämlich das ältere *one the best book* noch nachwirken. Stoffel hat eine Anzahl Beispiele aus der neueren Literatur gesammelt. Das wäre nicht nötig gewesen: die Antibarbari hatten die Arbeit schon getan, Hodgson bietet S. 144 ff. eine viel gröſsere Anzahl von Belegen, auch Williams, S. 10 ff., hat solche Sätze gesammelt. *Survivals* aber werden das nicht sein. Es würde niemand auf den Gedanken kommen, in dem deutschen Satz *Das ist eines der besten Bücher, das ich gelesen habe* eine Nachwirkung von *ein das beste* zu suchen. Es handelt sich natürlich wieder um Konstruktionsmischungen: *one of the best books that* have been written + the best book *that has been written.*

des syntaktischen Forschung (*Gebrauch der Zeitformen* S. 11) nachdrücklich hervor; *Z. f. d. Ph.* XXXII, 69 nennt er die Heranziehung fremder Sprachen 'eines der wichtigsten Hilfsmittel der syntaktischen Forschung.' Ich halte diese methodische Anweisung für aufserordentlich förderlich. Vgl. auch *Anglia-Beiblatt* XVI, 143.

Stoffel stellt für die englische Konstruktion eine Erklärung auf, die für die gleichartige deutsche, frz., lat. nicht gelten kann. Er geht davon aus, dafs die englische Konstruktion die Nebenbedeutung der Nichtverwirklichung in sich schliefst. Sonst wird die Nichtverwirklichung durch den Konjunktiv ausgedrückt: *er hätte geschrieben, he hadde iwriten.* Für den Konj. trat zunächst eine Umschreibung ein: *he wolde have iwriten.* Hier wurde nun *he wolde* durch *he intended* u. dgl. ersetzt, und *he intended to have written* war fertig.

Diese Erklärung ist schon deshalb abzuweisen, weil sie für die gleichartige Erscheinung in anderen Sprachen nicht in Betracht kommen kann.

Wir kommen zu der Erklärung von Franz, der auf einem anderen und kürzeren Wege als Stoffel zu der Konstruktion gelangt. Er geht aus von Sätzen, in denen der Konj. Plusquamperf. zum Ausdruck bringt, dafs eine Voraussetzung irgendwelcher Art sich in Wirklichkeit als nicht zutreffend erwiesen hat: *I thought your honour had already been at Shrewsbury,* Shakesp. (ich glaubte, Euer Gnaden wären schon zu Shrewsbury). Wird der Nebensatz durch den Infinitiv ersetzt, so ergibt sich: *I thought your honour to have been at Shrewsbury.* Aber auf diesem Wege kommen wir keinen Schritt weiter: die Konstruktion, von der F. ausgeht, ist ebenso erklärungsbedürftig wie die, zu der er gelangt.

Den bis jetzt besprochenen Erklärungen gegenüber ist m. E. der Hauptnachdruck darauf zu legen, dafs unsere Konstruktion in mehreren Sprachen heimisch ist. Wir werden also hoffen können, das Richtige zu treffen, wenn die Erklärung für alle in Betracht kommenden Sprachen gelten kann. Die Erscheinung gehört offenbar zu denen, die in verschiedenen Sprachen aus derselben Quelle hervorgehen.

Die Erklärung liegt nahe, wenn wir die obenbehandelten Fälle von Tempusverschiebung im Auge behalten: es handelt sich auch hier um Vermischung zweier Vorstellungen, um Angleichung des Ausdrucks einer Vorstellung an den Ausdruck einer anderen. Diese naheliegende Erklärung, die ich mir für das Englische zurechtgelegt habe, war schon lange für das Lateinische und Französische ausgesprochen. H. Ziemer behandelt in seinen anregenden *Junggrammatischen Streifzügen auf dem Gebiet der Syntax* die lat. Konstruktion ausführlich (S. 76 ff.), und ihm folgt Th. Engwer in der Auffassung der afrz. Konstruktion. 'Der Wunsch hat zu seinem Objekt an und für sich nicht blofs die Handlung, die zu seiner Befriedigung führt, sondern auch den aus dieser Handlung sich ergebenden Zustand:

z. B. *ich will trinken* enthält nicht blofs a) den Wunsch, den Durst zu löschen, sondern auch b) den, frei von den Qualen des Durstes zu sein. Je nachdem ich nun die Auffassung von a) oder b) in den Vordergrund treten lasse, sage ich *bibere volo* oder *bibisse volo'* (Engwer, S. 9). Wenn wir sagen *I intended to have written,* so ist das eine Vermischung von *I intended to write* und *I should like to have written.* Die Vermischung tritt besonders dann auf, wenn der Wunsch, die Absicht nicht verwirklicht worden ist: dann tritt eben die zweite Vorstellung *I should like to have written* in den Vordergrund.

Dem Infinitiv Perf. entspricht im abhängigen Satz das Perf., Plusquamperf. an Stelle des Präsens. Im Altfrz. findet sich diese Tempusverschiebung ebenso wie der Inf. Perf. nach Verben des Wünschens, Fürchtens u. dgl., vgl. Engwer, S. 24 ff. Ein paralleles Beispiel (mit *fear* im Hauptsatz) aus dem Englischen wäre: *When I inserted the stripes and the curves, her delight was such that I greatly feared she would have embraced me.* Dilke, *Greater Britain* I (1868), S. 370. Hodgson, der den Satz S. 98 zitiert, verbessert: *would embrace.*

Ein Beispiel mit *expect* im Hauptsatz zitiert Kellner, *Syntax* S. 233: I expected that he would have praised me for my prudence; but on the contrary, he blamed me. Edgeworth, *Popular Tales* II, 13.

Das Plusquamperfekt im abhängigen Wunschsatz erklärt sich wie der Inf. Perf. nach Verben des Wünschens: der Sprechende denkt, während er den Wunsch ausspricht, schon an den Zustand nach der Ausführung des Wunsches.

Giefsen. Wilhelm Horn.

Cyrano de Bergerac (1619—1655),
sein Leben und seine Werke.
Ein Versuch.
(Fortsetzung.)

V. L'Autre Monde.

Der komische Roman, der am meisten dazu beigetragen hat, Cyranos Namen bekannt zu machen, und der wohl auch in Zukunft mehr als die vorhergehenden Schriften diesen Namen erhalten wird, zerfällt in zwei Abschnitte, die gesondert herausgekommen sind, aber wohl schon ursprünglich beide beabsichtigt waren, jedenfalls schon von dem Autor selbst durch eine Zwischenerzählung zu einem einheitlichen Werk unter obigem Titel gemacht wurden. Der erste Teil, die Reise nach dem Mond, wurde in den Jahren 1648/49 geschrieben und war 1650 mindestens im Manuskript bekannt; denn in der Vorrede zu den *Œuvres de Le Royer de Prade* (s. Bd. CXIII, S. 368) liest man ein *sonnet à l'auteur du voyage dans la lune,* welches mit den Versen beginnt:

> *Ton esprit qu'en son vol nul obstacle n'arrête*
> *Découvre un Autre Monde à nos ambitieux.*

In der oben S. 120 angeführten Notiz bezeugt der Abbé de Marolles, daſs ihm von Cyrano selbst die Reise nach dem Mond zugleich mit der Agrippina übergeben wurde; es heiſst aber nicht, ob in einem handschriftlichen oder einem gedruckten Exemplar. Nach P. Lacroix' *Notice historique* p. X soll eine Ausgabe des Romans *'Histoire comique ou Voyage dans la Lune, sans privilège, sans nom de lieu, sans date, vers 1650 dans une ville du Midi, soit à Montauban soit à Toulouse'* herausgekommen sein, und er fügt hinzu, daſs diese Ausgabe nur im *Catalogue de la bibliothèque du Roi* des *abbé Sallier* erwähnt werde,[1] was durch P. Brun bestätigt wird. Aber niemand hat je diese Ausgabe gesehen, ebensowenig wie die von dem Père Nicéron zitierte *Histoire comique des Etats et Empires de la Lune,* Paris, in -12, 1656. Die älteste erhaltene Ausgabe ist nach P. Brun (p. IV und 250) die *Histoire comique contenant les Etats et Empires de la Lune, Charles de Sercy,* Paris, in -12, 1659: sie hat ein *privilège* vom 25 janvier und ein *achevé*

---

[1] Anderseits sagt P. L. p. 4 n. 1 seiner Ausgabe des Romans: *'Au reste nous sommes a peu près sur d'avoir rencontré le Voyage dans la Lune dans un recueil de pièces imprimé vers 1654.'*

d'imprimer vom 29 mars 1657. Die Auslassungen und Änderungen des Textes in dieser Ausgabe, welche auf alle folgenden übergegangen sind, sind das Werk von Lebret, welcher das Manuskript und den Druckauftrag von Cyrano selbst hatte und die Vorrede dazu verfafst hat. Diese zahlreichen Lücken sind sämtlich ausgefüllt in dem Ms. No. 4558 F. F. der Bibliothèque Nationale in Paris, sehr schön geschrieben (von der Hand Cyranos?). Es ist betitelt *L'autre Monde ou les Estats et empires de la lune,* war 1858 in den Händen von M. de Monmerqué, der die Publikation oder die Mitteilung an P. Lacroix verweigerte (siehe dessen *avertissement de l'éditeur* p. VII). 1890 kam das Manuskript unter den gleichen Bedingungen wie No. 4557 (siehe oben S. 115 f.) an die Bibliothèque nationale. Es enthält ein Epigramm signé R. de P. (Le Royer de Prade), das mit den Versen schliefst:

> '*Car autant qu'une affreuse Mort*
> *Je crains les vens de l'Autre Monde,*'

was uns, zusammengehalten mit dem oben zitierten Sonett, auf das Jahr 1650 führt. Das Manuskript ist auch am Schlufs komplett, gibt den korrekten Text, enthält aber nur die Reise in den Mond.

Den zweiten Teil, die Reise in die Sonne, hat Cyrano erst nach dem Bekanntwerden des ersten Teils, 1650, ausgearbeitet,[1] und er war nicht fertig damit, als ihn der schwere Unfall traf, der seine Arbeiten für immer unterbrach. Während seiner Krankheit wurden ihm Manuskripte gestohlen, wie wir Bd. CXIII, S. 371 erzählt haben. Der Raub betraf, wie Le Bret in der préface (p. 17 der Ausgabe des Bibliophile Jacob) erzählt, die *Histoire de l'Etincelle et de la République du Soleil.* Das Manuskript wurde, man weifs nicht von wem und wo, vor 1662 wiedergefunden und in diesem Jahre von Charles de Sercy unter dem Titel *Histoire comique des Estats et Empires du Soleil* in den *Œuvres diverses de Cyrano Bergerac* gedruckt mit einer Dedikation des Buchhändlers an Monsieur de Cyrano de Mauvières und einer Vorrede, die jedenfalls von einem Schüler Descartes', wahrscheinlich von Jacques Rohault, herstammt, der auch das bei der gleichen Gelegenheit aufgefundene Fragment de physique eingeführt hat. Das Manuskript, welches der Ausgabe von 1662 zugrunde lag, ist verschwunden. Wir können daher nicht sagen, ob die *histoire de l'Etincelle* einen Teil des für uns Verlorenen bildete oder ein besonderes Werk war; doch spricht die Ausdrucksweise Le Brets eher für das erstere. Der *Voyage au Soleil* ist unvollendet und enthält auch im Verlauf des Erhaltenen Lücken, die aber Aus-

[1] Descartes wird in demselben als neulich gestorben bezeichnet. † 11. Februar 1650 in Stockholm.

lassungen zu sein scheinen. Ob diese das Werk des Herausgebers oder des Zufalls sind, ist nicht zu entscheiden. Die beiden Teile des Romans gehören aber zusammen, und eine künftige Ausgabe müfste sie unter dem Titel *L'Autre Monde* als Einheit geben, wie sie Cyrano erdacht hat. Die Bezeichnung der Reisen als *histoires comiques* ist nur ein Buchhändlerkniff und entspricht dem Inhalt nicht.

Was nun den Stoff des Romans und gewisse Einzelheiten der in demselben erzählten phantastischen Reisen betrifft, so hat man mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dafs Cyrano hierin Vorgänger hatte, denen er sich oft ziemlich genau anschliefst, dafs die ganze Frage der Bewohnbarkeit der Himmelskörper, speziell des Mondes, in seiner Zeit auch wissenschaftlich erörtert wurde und Flugmaschinen bekannt waren. P. Brun hat p. 281 f. eine Reihe von Dichtern und Gelehrten zusammengestellt, die sich mit dem Gegenstande von Cyranos Roman befafst haben, und nachgewiesen, dafs derselbe damals zur öffentlichen Diskussion stand. Unserem Dichter bekannt konnten sein der antike Reiseroman des Antoninus Diogenes: Von den Dingen, die man jenseit Thule sieht, von welchem Photius' *Bibliotheca Graeca* eine Übersicht gibt, und des Lucian *Wahrhaftige Geschichte.* Ariost läfst im Rasenden Roland den Astolph im Monde reisen, Francis Bacon schrieb die Neue Atlantis, Thomas Morus die Reise nach der Insel Utopien, Pierre Leloyer gab in seiner Néphélococygie eine schwerfällige Nachahmung der Vögel des Aristophanes, Thomas Artus, sieur d'Embry, schrieb L'Ile des Hermaphrodites, eine Satire gegen Henri III. und seine Mignons. Francis Godwin[1] schrieb einen Roman, der Cyrano in einer französischen Übersetzung zugänglich war: *L'homme dans la lune ou Relation d'un voyage à cet astre par Domingo Gonzalès, traduit par Jean Baudouin* 1648. Von Philosophen und Astronomen kommen in Betracht: Giordano Bruno in verschiedenen Schriften, Kepler in seiner Astronomischen Vision, Quevedos 6ᵉ vision und besonders Pierre Borel: *Discours nouvel prouvant la pluralité des Mondes* (Manuskript der Bibliothèque de l'arsenal), und darin Kap. 10: *Des choses qui sont dans la lune,* und Kap. 44, wo ärostatische Maschinen beschrieben werden. Nachweisbar nachgeahmt hat unser Autor aufser Godwin Campanella (*de civitate solis*) und Sorel (*Francion*), die er sogar zitiert, ferner Rabelais und

---

[1] Godwin, Francis: *The man in the moon; or, a Discourse of a voyage thither by Domingo Gonzales, written between 1599 and 1603.* Perth 1638. Umgekehrt wurde Cyranos Roman unter dem Titel: *SELENARCHIA or the government of the world in the moon* von Tho. Sᵗ Serf 1659 ins Englische übersetzt. Die offenbar sehr seltene und in der Cyrano-Literatur nirgends erwähnte Übersetzung habe ich im Dezember 1904 in der Bodleiana in Oxford gefunden.

Beroalde de Verville, wie wir an ihren Orten nachweisen werden. Wir werden aber auch zeigen, daſs diese Nachahmungen der Originalität der Erzählung keinen Eintrag tun. Das nämliche ist der Fall mit Bezug auf die Luftschiffahrten Cyranos. Schon vor ihm machten Simon der Magier, William of Malmesbury, Roger Bacon, J. B. Dante von Perugia Versuche mit künstlichen Flügeln, Cyrano selbst zitiert die Taube des Archytas und die Flugmaschine eines polnischen Ingenieurs. 1650 fabrizierte der P. Lanaterzi mechanische Vögel, aber erst 1670 schlug der P. François Lana ernstlich vor, luftleere Kupferhülsen zum Emporheben eines Luftschiffes zu benutzen, was nur eine der vielen Methoden in unserem Roman ist.

Daſs dieser viele literarische und einige mechanische Nachahmer gefunden hat, ist bekannt; wir brauchen nur die Namen Swift und Voltaire zu nennen. Worin sich unser Autor von diesen zu seinem Vorteil oder Nachteil unterscheidet, wird aus der Analyse des Romans ersichtlich sein, zu der wir nun übergehen. Wir werden dabei auch Gelegenheit haben, auf die Lücken im gedruckten Text aufmerksam zu machen und sie auszufüllen.

Inhalt des Romans.

Der Autor, dessen Name im Manuskript nicht genannt wird, kehrt mit vier Freunden abends 9 Uhr bei Vollmond von einem Landgut in der Nähe von Paris zurück.[1] Der Anblick dieser 'Safrankugel' gibt Anlaſs zu heiteren Gesprächen; die einen erblicken darin eine Dachluke des Himmels, 'durch welche hindurch man die Glorie der Seligen sehen könne,' die anderen das Plättbrett (*platine*), auf welchem Diana die Kragen Apollos stärkt usw. Der Autor, der von sich in der ersten Person redet, wirft die Behauptung in die Diskussion: Ich glaube, der Mond ist eine Welt wie die unsere, welcher die unsere als Mond dient; und als ihn die anderen auslachen, bemerkt er: Vielleicht spottet man jetzt im Monde über jemand, der behauptet, daſs unsere

[1] Die Namen Clamart und Monsieur de Cuigy sind im Druck von Le Bret hinzugefügt worden, der wohl einer der Teilnehmer dieser Landpartie war. Damit beginnen seine Änderungen am Cyranotext, die, ich muſs es sagen, demselben nirgend zum wahren Vorteil gereicht haben. Er läſst nicht nur aus und zwar einzelne Worte und lange Stellen, er korrigiert auch den Stil, dem er seine originelle Frische nimmt, um ihn korrekter zu machen. Diese Änderungen sind namentlich fatal, wo es sich um die technischen Beschreibungen handelt, die dadurch in den Ausgaben oft unsinnig erscheinen. Meine Darstellung folgt ausschlieſslich dem Manuskript, über das ich in der Beilage B weitere Auskunft geben werde. Kleinere Auslassungen oder Änderungen im gedruckten Text sind im folgenden durch '—' bezeichnet, gröſsere werden besonders hervorgehoben werden, damit man sich eine Vorstellung machen kann, wie Le Bret seine Aufgabe aufgefaſst hat.

Kugel eine andere Welt sei, und beruft sich für seine Behauptung auf '*Pitagore Epicure, Democrite et de nostre âge Copernic et Keppler*'. Ein Wunder oder ein Ereignis, dessen sich die Vorsehung oder der Zufall (*fortune*) bedienten, kommt ihm zu Hilfe. Beim Betreten seines Studierzimmers findet er das Buch des Hieronymus Cardanus, *De subtilitate,* das von dem Bücherbrett herabgeflogen sein mufs, denn er hat es nicht hingelegt, aufgeschlagen auf dem Tische. Eine geheimnisvolle Kraft zwingt ihn, die betreffende Stelle zu lesen, welche eine auffallende Analogie mit seinem Projekte hat.

Cardanus erzählt, dafs eines Abends, als er bei Kerzenschein studierte, durch die verschlossenen Türen zwei ehrwürdige Greise ihm erschienen seien, die ihm auf Befragen erklärt hätten, sie seien Bewohner des Mondes, und darauf wieder verschwunden wären. Cyrano sinnt auf Mittel, in den Mond zu gelangen. Zu diesem Zwecke wendet er folgendes an: er behängt sich ringsum mit einer Menge von Flaschen voll Tau, und 'die Sonnenhitze, welche sie an sich zog, hob ihn so hoch, dafs er sich endlich über den höchsten Wolken befand'. Aber da er zu bemerken glaubte, dafs die Entfernung vom Monde eher zu- als abnehme, zerbrach er einige Flaschen, bis seine Schwere die Anziehung des Mondes überwand und er wieder zur Erde sank. Nach seiner Zeitberechnung sollte es Mitternacht sein, aber an dem Orte, wo er landete, war es Mittag. Mit Mühe gelingt es ihm, einen von den nackten Eingeborenen, die vor dem mit Flaschen bekleideten und in seltsamer Weise über dem Erdboden dahinschwebenden Fremdling fliehen, einzuholen, aber er kann keine Antwort aus ihm herauslocken. Eine Abteilung Soldaten, die ihn als verdächtig verhaften, belehrt ihn, dafs er in der *Nouvelle France,* d. i. in Kanada, sei. Der 'Vizekönig *Monsieur de Montmagnie*' nimmt ihn freundlich auf, akzeptiert aus Höflichkeit seine Erklärung, die Erde müsse sich während seiner Luftreise unter ihm gedreht haben, dafs er, in gerader Linie zwei Meilen von Paris aufsteigend, kurze Zeit darauf in Kanada zur Erde gefallen sei, und schützt ihn gegen die Mönche (*nos pères*), welche ihn für einen Hexenmeister oder im besten Falle für einen Betrüger halten möchten. Cyrano hält nun mit dem Vizekönig eine interessante Besprechung, in welcher dieser eine auf das ptolemäische (geozentrische) System gestützte Erklärung von Cyranos Reise vorbringt und gegen dessen Behauptung, die Sonnenwärme lasse die Erde sich drehen, indem ihre Strahlen sie schräg treffen, wie wir einen Globus mit der Hand in Bewegung setzen, mit dem opponiert, was ihm einer der ehrwürdigen Väter eines Tages gesagt habe. Nach dessen Meinung komme die Drehung der Erde um ihre Achse davon, dafs das höllische Feuer sich im Zentrum der Erde befinde, und dafs die Verdammten, um seiner Hitze zu

entgehen, an der Wölbung der Hölle emporklettern und die Erde so ins Drehen bringen, wie ein Hund ein Rad, in welchem er eingesperrt ist. Der Vizekönig vertritt die hergebrachten Gründe und Vorurteile des Augenscheins, aber mit Mäfsigung, und läfst seinen Opponenten auch die religiöse Seite der Frage ruhig erörtern.[1] Die Belehrung, welche Cyrano im Sinne seines Lehrers Gassendi dem Vizekönig über das Kopernikanische System spendet, ist eine vorurteilslose und konsequent durchgeführte Gedankenreihe, in einer lebhaften, aber sachlichen Sprache vorgetragen und von warmer Überzeugung diktiert. Nur selten stofsen wir darin auf burleske Wendungen, wie: *il seroit aussi ridicule de croire que ce grand corps lumineux* (die Sonne) *tournât autour d'un point dont il n'a que faire* (die Erde) *que de s'imaginer quand nous voyons une alouette rôtie qu'on a pour la cuire, tourné la cheminée alentour,* oder: *de sorte que tous ces autres mondes qu'on ne voit point ou qu'on ne voit qu'imparfaitement, ne sont rien que l'écume des Soleils qui se purgent — de même que notre cœur se dégage, par le vomissement, des humeurs indigestes qui l'attaquent.* Sonst ist die Ausdrucksweise immer würdig und ernsthaft. Und wie schonungslos deckt Cyrano die Kleinheit des sich so wichtig dünkenden Menschen innerhalb des ewigen und unbegrenzten Universums auf mit den Worten: Wenn die Sonne dem Menschen leuchtet, so geschieht das zufällig, wie die Fackel des Königs zufällig dem Lumpensammler, der auf der Strafse geht, den Weg erhellt. Cyrano schreckt vor keiner Konsequenz seines Systems zurück. Die Erde bewegt sich um die Sonne, also ist sie ein Planet, ein Stern, ein Wort, das die *congregation de l'Index* aus den Werken von Galilei und Kopernikus entfernt hatte. Die Sonne steht im Mittelpunkt unseres Universums, dem sie Licht und Wärme spendet. Aber die Fixsterne sind auch Sonnen, welche Planeten um sich haben, und so geht es weiter und immer weiter in den Weltenraum hinaus, der unbegrenzt und unendlich ist. Aber auch der Stoff der Himmelskörper ist unvergänglich und unverwüstlich, indem die Sonnen sich immer wieder ernähren von den von ihnen ausgestofsenen und wieder in sie zurückfallenden kleineren Weltkörpern. Mit seinem Spott verschont der Sprecher weder die Schrulle des h. Augustinus, die Erde sei platt wie ein Ofen (*four*)

[1] Le Bret hat die Argumentation Cyranos, 'die H. Schrift erwähne unsere Welt nur darum einzig, weil sie die einzige sei, welche Gott sich die Mühe genommen habe mit eigener Hand zu schaffen, während die vielen sichtbaren und unsichtbaren Welten, die im Azur des Firmamentes aufgehängt seien, nur Ausschwitzungen der Sonnen seien', ersetzt durch ein Zurückziehen der Diskussion aus Vernunftgründen, sobald der Glaube aufs Tapet gebracht werde, von dem auch Cyrano denkt, dafs er höher sei denn alle Vernunft. Schlimmer konnte man einen Text nicht entstellen.

und schwimme auf dem Meere wie die Hälfte einer durchgeschnittenen Orange, noch die *excentriques, concentriques* und *epicycles'*, durch welche Descartes das alte System mit den Beobachtungen der neueren Astronomen, von denen 'Galilei, Kepler und Tycho de Brahe' im Manuskript genannt werden, auszugleichen suchte. Cyrano ist hier ausgesprochener Gassendist. Interessant sind auch zwei seiner Äufserungen in diesem Gespräch. Davon ausgehend, dafs unsere Vorgänger den Atlantischen Ozean mehr als tausendmal durchfahren haben, ohne auf Amerika zu stofsen, schliefst er, dafs dieses Festland, so gut wie viele Inseln, Halbinseln und Berge sich erst seitdem auf unserer Erdkugel erhoben hätten, als Ausschwitzungen abgenutzter Sonnenteilchen, welche sich verdichtet und erschwert hätten, bis sie von dem Zentrum unserer Erde angezogen werden konnten, sei es allmählich in kleinen Flocken (*pelotons*), sei es auf einmal in einer Masse. Er verspricht dem Vizekönig, wenn dieser einmal nach Frankreich komme, in einem starken Fernrohr *certaines obscurités qui d'icy paroissent des taches* (die Sonnenflecken oder Sternnebel?) zu zeigen, welches sich eben bildende Welten seien.

Trotz der freundlichen Aufnahme und dem interessanten Gespräch bei dem Vizekönig sehnt sich unser Abenteurer danach, seine Reise fortzusetzen. Er versucht es diesmal mit einer Flugmaschine, deren Feder grofse Flügel in Bewegung setzen soll. Aber das Experiment mifsglückt. Er stürzt von einem Felsen ins Tal hinunter, zieht sich in sein Zimmer zurück und salbt sich gegen seine Quetschungen mit Rindermark am ganzen Leibe. Dann sucht er seine Maschine, die er auf dem Hauptplatz von Quebec wiederfindet. Die Soldaten haben an ihr Raketen angebracht, um sie am Johannistag (*fête de St-Jean*) als Feuerdrachen zu brauchen. Eben haben sie die Raketen angezündet, als Cyrano sich in die Maschine stürzt, um zu löschen. Aber in diesem Moment fängt sie, durch die Raketen gehoben, an zu steigen. Sobald das Feuerwerk ausgebrannt ist, fällt die Maschine zu Boden, Cyrano aber fliegt weiter, weil der Mond das feuchte Rindermark ansaugt. In dreiviertel Höhe ungefähr der Entfernung zwischen Erde und Mond fängt er an, kopfüber zu fallen. Er landet im '*Paradis terrestre*' unter dem 'Lebensbaum (*arbre de vie*)', verwickelt in drei oder vier ziemlich dicke Äste, die er durch seinen Fall zerbrochen hatte, und das Gesicht benetzt von einem Apfel, der auf demselben zerquetscht worden war. Der Saft dieser Frucht hat offenbar 'die noch nicht weit entfernte Seele in den noch warmen Körper zurückgebracht'. Er empfindet weder Schmerz noch Hunger und geniefst entzückt die Schönheit der Landschaft, in welcher er fortwandelt, und von welcher er eine reizende Beschreibung entwirft, die nämliche übrigens, die wir in seinem Briefe *Le campagnard* (s. oben S. 128) gefunden

haben. Auch hier ist der Urtext des Manuskriptes im Stil viel besser als der gedruckte der Ausgaben.

Für die Geschichte der Gartenkunst mag es nicht uninteressant sein, zu erwähnen, daſs Cyrano zum Mittelpunkt seines Edens einen Stern von fünf Alleen bis zum Himmel reichender Baumhecken hat, daſs an diesen Park (*bois*) sich zwei mit wilden Blumen besäten Wiesen anschlieſsen, deren Grün mit dem Horizonte verschwimmt, und in deren Mitte eine ländliche Quelle (*fontaine rustique*) sich in Silberwellen hinschlängelt. In diesem Paradies verjüngt sich der Erzähler selbst. Seine alten Haare fallen ab und werden durch andere *'plus déliez'* ersetzt, sein Gesicht wird rosig (*vermeil*), seine natürliche Wärme verbindet sich sanft mit seiner radikalen Feuchtigkeit, und er gewinnt an seinem Alter etwa vierzehn Jahre zurück. Kaum hat er in so angenehmen Empfindungen des Auges, des Ohres und des Geruches eine halbe Meile durch einen Wald von Jasmin und Myrten zurückgelegt, als er einen Jüngling erblickt, dessen überirdische Schönheit ihn zur Anbetung reizt, welche dieser aber verhindert, da er nicht Gott sei. Dieser Jüngling gibt nun Cyrano folgende Auskunft: 'Diese Erde hier ist der Mond, den ihr von eurer Kugel aus seht, und der Ort, wo wir wandeln, ist das irdische Paradies, das bisher nur sechs Personen betreten haben, Adam, Eva, Enoch, ich der alte Elias, der Evangelist Johannes und Cyrano. Nach dem Sündenfall und der Verbannung aus dem Paradiese flüchtete sich Adam vor Gottes Zorn auf die Erde.' In jener Zeit war bei dem Menschen die Einbildungskraft so lebendig, da sie weder durch Ausschweifungen noch durch die Roheit der Nahrung noch durch Krankheit verdorben war, daſs er in dem lebhaften Verlangen, dieses Asyl zu erreichen, und weil seine Masse durch dieses Feuer des Enthusiasmus leichter geworden war, in der Weise emporgehoben wurde, wie einige Philosophen in der Ekstase durch die Luft entführt worden sein sollen. Der 'Eva' (Name steht im Manuskript) hätte die Schwäche ihres Geschlechtes nicht erlaubt, durch das Feuer ihres Willens die Schwere des Stoffes aufzuheben, aber 'da es noch nicht lange her war, daſs sie aus dem Körper ihres Mannes genommen war', so trug die Sympathie, durch welche diese Hälfte noch mit ihrem Ganzen verbunden war, sie zu ihm, und er hob, im Verhältnis wie er aufstieg, 'das Werk seiner Rippe mit sich empor,' wie der Bernstein von dem Stroh gefolgt wird, und wie der Magnet sich dem Norden zukehrt, dem er entrissen worden ist. Auf der Erde angekommen, lieſs sich das erste Paar zwischen Mesopotamien und Arabien in einem Lande nieder, welches 'den Hebräern unter dem Namen Adam,[1] den Götzendienern unter dem Namen des

---

[1] So das Manuskript. Vielleicht liegt eine Verschreibung für Eden vor.

Prometheus (*Promethée*) bekannt war, von dem ihre Dichter fabelten, daſs er das Feuer vom Himmel gestohlen habe, weil er seine Nachkommen mit einer ebenso vollkommenen Seele hinterlieſs wie die war, mit der 'Gott' ihn erfüllt hatte. Der 'erste Mensch' lieſs also, um auf der Erde zu wohnen, diese Welt (den Mond) unbewohnt. Aber der Allweise, der nicht wollte, daſs ein solcher Ort unbewohnt bleibe, erlaubte einige Jahrhunderte darauf 'Enoch', dem Urenkel dieses Paares, den die zunehmende Verderbnis seiner Mitmenschen verdroſs, die Erde gegen das Land der Verheiſsung (*terre bienheureuse*) zu vertauschen, von der ihm sein Urgroſsvater 'Adam' so viel erzählt hatte. 'Niemand kannte den Weg, und die Leiter Jakobs war noch nicht erfunden. Aber die Gnade des Allerhöchsten half ihm, denn gemäſs den Worten der Schrift: der Geruch der Opfer des Gerechten ist bis zum Herrn gestiegen, füllte er eines Tages mit dem Rauche des Opfers, das er dem Ewigen darbrachte', zwei groſse Gefäſse, die er hermetisch zuschmolz, und befestigte sie unter den Armen. Der Rauch, 'der die Tendenz hatte, sich gerade zu Gott zu erheben,' hob die Gefäſse und mit ihnen den 'heiligen' Mann in die Höhe. Als er im Monde angekommen war und 'an der Freude seines Herzens erkannte, daſs dieser schöne Garten das Paradies sei, wo ehedem sein Urgroſsvater gewohnt hatte,' entfernte er die Gefäſse und lieſs sie fahren, als er vier Klafter über der Oberfläche des Mondes war. Sein groſser Mantel, in dem der Wind sich fing, 'und das Feuer seiner Frömmigkeit' hielten ihn auch auf, so daſs er sich nicht verletzte. Die Gefäſse flogen weiter, 'bis Gott sie am Himmel befestigte, wo sie noch unter dem Namen der Wage zu sehen sind und den Geruch ihrer Heiligkeit noch in dem günstigen Einfluſs zeigen, den sie auf das Horoskop Ludwigs des Gerechten ausübten, der unter diesem Zeichen geboren ist. Enoch war damit aber noch nicht ganz im Paradies, er gelangte erst später dorthin durch folgendes Ereignis. Als zur Zeit der Sündflut die Wogen so hoch stiegen, daſs die Arche in den Himmeln nahe dem Monde schwamm, erkannte Achab, eine Tochter Noahs, daſs die vor ihnen schwebende Kugel der Mond und nicht, wie die anderen glaubten, ein nicht überschwemmter Teil der Erde sei, warf sich trotz des Abratens und Spottes der Männer in einen Kahn, der alsobald durch eine Woge von der Arche getrennt wurde und dem Monde zutrieb. Die meisten der vierfüſsigen Tiere folgten schwimmend ihrem Beispiel, bevor die Türen der Arche geschlossen werden konnten; ebenso die Vögel. Achab landete auf der Spitze eines Hügels, fand später Enoch und vermählte sich mit ihm. Die Gottlosigkeit seiner Kinder und der Hochmut seiner Frau zwangen diesen später, sich in die Wälder zurückzuziehen, wo er kümmerlich lebte und jeden Tag Gott sein Herz zum Opfer darbrachte.

Eines Tages fing er in seinem Fischernetze einen Apfel vom Baume der Erkenntnis auf, der auf dem Flusse aus dem Paradiese herausgeschwemmt worden war. Er afs ihn, erfuhr so, wo das irdische Paradies sei, und wählte es zu seiner Wohnung.' Elias erzählt dann weiter die Art, wie er in das Paradies gelangt sei. Er wohnte einst 'mit einem anderen Hebräer Elisa an den Ufern des Jordans' und führte daselbst ein behagliches, den Studien gewidmetes Leben, aber die Sehnsucht nach vollkommenem Wissen, wie es der berühmte 'Adam' besessen hatte, liefs ihn zu keinem dauernden Genusse kommen. Einst 'offenbarte ihm im Schlafe der Engel des Herrn, er solle in den Mond aufsteigen, dort ins Paradies gehen und von der Frucht des Baumes der Erkenntnis essen. Auf Anraten des Engels' konstruierte er folgendes: Aus einem, zwei Quadratfufs grofsen Stück Magneteisen schaffte er durch Ausschmelzen, Reinigen, Precipitieren und Lösen ein Attraktiv, 'kalzinierte dieses Elixier' und reduzierte es auf die Gröfse einer gewöhnlichen Kugel. Mit dieser versehen, bestieg er einen aus Eisen konstruierten, sehr leichten Wagen, warf, darin sitzend, seinen Ball senkrecht in die Höhe, wurde ihm mit der Maschine nachgezogen und setzte durch beständiges Aufwerfen und Auffangen des Balles die Luftreise in seinem 'feurigen Wagen' fort. Das Experiment, durch blofses Emporhalten des Balles aufzusteigen, machte er nur einmal, weil die Gewalt des aufschnellenden Eisenbodens seinen Körper in zwei Teile bog. Auch das Umkippen und der Fall gegen den Mond im letzten Drittel der Fahrt ging ohne Unfall vor sich, weil er durch Rückwärtswerfen des Balles die Bewegung nach Belieben verzögern konnte. In der Nähe des Bodens angekommen, manövriert er mit dem Ball so geschickt, dafs er landet, ohne sich Schaden zu tun. (Die technische Beschreibung ist wiederum im Manuskript viel verständlicher als in den Ausgaben.) Elias schliefst seinen Bericht mit dem Hinweis darauf,[1] 'dafs er am nächsten Tage den Lebensbaum gefunden habe, mit dessen Hilfe er nicht altere. Dieser habe die Schlange aufgezehrt und in Rauch aufgehen lassen. Cyrano fragt den Patriarchen, was unter dem Aufzehren der Schlange zu verstehen sei. Dieser erzählt ihm lächelnd, dafs Gott nach dem Sündenfall die Schlange in den Bauch des Menschen verwiesen habe, wo sie noch jetzt in der Form der Eingeweide ihr Unwesen treibe. Cyrano ergreift den Anlafs, um eine sehr riskierte Ergänzung dieser Geschichte zu geben, und benutzt eine Schriftstelle zu einem obscönen Witze. Elias verweist ihm dies unter Hinweis auf die

[1] Hier beginnt die zweite grofse Lücke in allen Ausgaben, die Brun p. 368—393 nur teilweise ausgefüllt hat, indem er die Erzählung von der Schlange, als gegen Moral und Orthodoxie gleichmäfsig verstofsend, ausgelassen hat.

Heiligkeit des Ortes und fährt in seinen Erinnerungen an das Paradies fort. Der Geschmack der Frucht des Lebensbaumes, von dem Elias nur alle hundert Jahre geniefst, ähnelt dem Weingeist. Adam hat wohl von diesem Apfel gegessen und darum lebten seine ersten Nachkommen so lange. Der Baum der Erkenntnis, welcher dem Lebensbaume gegenübersteht, hat eine Frucht, deren Rinde Unwissenheit erzeugt. Adam hat, weil Gott ihm das Zahnfleisch damit einrieb, alles vergessen, was ihm früher bekannt war, und so seine Nachkommen bis auf Moses. Elias selbst ist zu seinem Glück auf einen reifen Apfel ohne Rinde gestofsen und hat daher seine *philosophie universelle,* die ihm, wie er glaubt, auch erlaubte, die Wachsamkeit des Seraphim (sic) zu täuschen; aber die Dankbarkeit zwang ihn, diesen Hüter des Paradieses aufzusuchen. In einer Gegend, wo tausend Blitze sich kreuzten, fand er den Erzengel, der ihm erklärte, er müsse dieses Feuerwerk mit seinem flammenden Schwerte jeden Abend um das irdische Paradies herum machen, um die Hexenmeister abzuhalten. Die äufsere Rinde des Apfels vom Baume der Erkenntnis lasse den sie Geniefsenden unter den Menschen hinabsinken, der Inhalt aber erhebe ihn zu den Engeln. Ein kleiner Mann, Enoch, kommt in diesem Augenblicke zu den beiden und präsentiert ihnen eine Schale voll von einer Art Granatäpfel, von denen Cyrano auf den Rat des Elias einige in die Taschen steckt. Sie kommen im Gespräch zu einer Einsiedelei, die aus Palmenzweigen, verbunden mit Myrten und Orangenzweigen, geflochten ist. In einem Anbau sieht Cyrano schneeweifsen Flachs und auch die dazugehörenden Spinnrocken liegen. Von seinem Begleiter erhält er die Auskunft, dafs Enoch, in den Pausen seiner Meditationen, diesen Flachs zupfe und die Leinwand für die Hemden der Elftausend Jungfrauen daraus spinne. Die Sommerfäden, die wir auf unserer Erde flattern sehen (Cyrano spricht vom Herbst, *environ la saison des Semailles*), und welche die Bauern *cotton de notre Dame* nennen, sind nach Elias *la bourre dont Enoc purge son lin quand il le carde.* Enoch zieht sich zurück, um seinen alle sechs Stunden wiederkehrenden geistlichen Übungen obzuliegen. Cyrano bittet Elias, ihm die Geschichte von der Himmelfahrt des Evangelisten Johannes zu Ende zu erzählen. Aber kaum hat Elias, um seine unzeitige Neugier zu befriedigen, angefangen zu erzählen und dabei den Namen Gottes erwähnt, als der Teufel Cyrano dazu verleitet, in gotteslästerlicher Weise das Ableben des h. Johannes zu erwähnen. Aber das bekommt ihm schlecht. Mit flammenden Augen und Worten verweist der Prophet den gottlosen Spötter aus diesem heiligen Orte: *Va publier dans ce petit monde et dans L'autre car tu es predestiné d'y retourner La haine irreconciliable que dieu porte aux athées.* Er schleppt ihn zum Ausgang, in dessen Nähe der Baum der

Erkenntnis (*arbre du sçavoir*) seine mit Früchten beladenen Äste fast bis zur Erde senkt. Cyrano, den der Prophet auf den Baum aufmerksam macht, gelingt es, bevor er hinausgeworfen wird, einen Apfel zu entwenden. Von Hunger geplagt, will er sich einen Granatapfel aus der Tasche holen; aber er irrt sich und schlägt seine Zähne in die Rinde des gestohlenen Apfels.'

Kaum hat er davon gekostet, als sich eine dichte Nacht auf seine Seele legt, er sieht 'weder Elias noch den Apfel noch eine Spur des Paradieses mehr,' aber er erinnert sich an alles, was ihm darin begegnet ist. Er ist ganz allein in der Mitte eines Landes, das er nicht kennt. Er beginnt aufs Geratewohl seine Wanderung und begegnet nach einer halben Viertelmeile einer Art von Menschen, die auf vier Füſsen gehen und zwölf Ellen lang sind. Er wird in ihre Stadt gebracht und dort von einem *'basteleur de bêtes rares'* gehütet, der ihn allerlei Künste lehrt und ihn für Geld zeigt. Einmal redet ihn jemand griechisch an und teilt ihm in einer langen Unterredung mit, daſs er (der Sprechende) aus der Sonne stamme, dann als Kolonist mit anderen in den Mond und von diesem schon zweimal auf die Erde geschickt worden sei. Das erste Mal sei er dort als Dämon des Sokrates, des Epaminondas, des Cato minor und des Brutus gewesen und zuletzt dem Drusus in Germanien erschienen. Das zweite Mal habe er Cardanus, Agrippa von Nettesheim, den Abt Trithème, den Dr. Faust, La Brosse, Caesar Nostradamus und die Rosenkreuzer besucht; auch Campanella, dem er gewisse Ratschläge gegen die Inquisition erteilt habe, ferner La Mothe le Vayer und Gassendi, endlich in England Tristan l'Hermite, dem er vergeblich *l'huile de Talk, la poudre de projection* und *l'or potable* angeboten habe. Die Sonnenbewohner werden, nach seiner Angabe, drei- bis viertausend Jahre alt und sind nicht so zahlreich wie die der Erde. In sehr geistreicher Weise setzt der Dämon des Sokrates auseinander, warum er gewisse Mysterien, z. B. Geburt und Tod der Sonnenbewohner, Ebbe und Flut, Magnetnadel etc. dem Menschen Cyrano nicht erklären könne. Es sei zu wenig Beziehung zwischen dessen Sinnen und dem Sinn dieser Geheimnisse. Im Monde ist die Sprache der Vornehmen eine Art Musik (*difference de tons non articulés*), die des Pöbels ein Gestikulieren. Von einem Unbekannten wird dann Cyrano aus seiner unwürdigen Haft befreit und auf dem Rücken in eine Herberge (*hotellerie*) getragen, wo ein ganz junger Mensch, der verwandelte Dämon des Sokrates, ihn französisch begrüſst und seine eigene Verwandlung erzählt. Er hat, 'nachdem er vom Hofe die Erlaubnis erbeten, Cyrano dorthin zu bringen, den Leib eines jungen Menschen angezogen, der eben im Spital gestorben war, indem er seinen Mund auf den des Gestorbenen drückte und wie ein Hauch in dessen Leib eindrang; sein eigener,

abgenutzter Leib bleibt liegen, und die Umstehenden rufen Wunder.' In dieser Herberge geschieht das Essen im Hemd durch Einatmen von ernährenden Gerüchen. Geschlafen wird von Cyrano in einem Bette von Orangenblüten, von seinem Begleiter in einem solchen von Nelken und Jasmin. Die Beleuchtung bilden Glühwürmchen in einer Kristallschale. Drei oder vier schöne junge Knaben, die ihn schon für die Mahlzeit entkleidet haben, kitzeln ihn in den Schlaf, der sogleich eintritt. Am nächsten Morgen frühstückt Cyrano mit Lerchen, die ein Knabe aus der Luft gebraten herabschiefst, und sein Begleiter bezahlt den Wirt mit Versen. Diese Verse werden von einer Behörde auf ihre Pointe geprüft und dienen als Geld, nachdem ihnen eine Art Wertstempel aufgedrückt worden ist. Auch in der Form von Wechseln können sie gebraucht werden. Die Form der Sicht auf die andere Welt, die Eintragung in das Register der *'comptes de Dieu'*, der Vermerk: *item la valeur de tant de vers délivrez un tel jour, à un tel, que 'Dieu' me doit rembourser aussi-tost l'acquit receu du premier fonds qui se trouvera* muten uns ganz modern an, bizarr dagegen ist die Notiz, dafs die Wechselbesitzer ihre Register vor dem Tode, in Stücke gehackt, aufessen, um sich die Bezahlung im Jenseits zu sichern. Cyrano 'erinnert sich sogleich, dafs das die Münze sei, deren Sorel sich den Hortensius im Francion bedienen lasse.[1] Unstreitig habe er sie aus dem Monde gestohlen, aber wie habe er das lernen können? Offenbar von seiner Mutter, von der die Leute sagen, sie sei mondsüchtig gewesen.' Im königlichen Palaste angekommen, gilt Cyrano als das Weibchen *du petit animal de la Reyne.* Dieses stellt sich heraus als ein Altkastilianer,[2] der Mittel gefunden hat, mit Hilfe von automatischen Vögeln in den Mond zu gelangen, und der dort für einen Affen gehalten worden war, weil man in diesem Lande die Affen spanisch kleidet. Es entspinnt sich ein ziemlich spitziger Dialog über diese Tracht und anderes zwischen Cyrano und dem Spanier. Dieser hatte 'vor den Verfolgungen der Inquisition' die Erde verlassen, weil er dort kein Land hatte auffinden

---

[1] Le Bret hat diese Berufung auf Sorel, die für Cyranos literarische Grundsätze charakteristisch ist, ersetzt durch das aus Marot geschöpfte Bedauern, dafs diese Bezahlung von Zechschulden auf Erden nicht eingeführt sei, wo sie manchem ehrlichen Hungerleider von Poeten zugute käme. Diese Wendung ist also nicht von Cyrano, und es ist zu bedauern, dafs Brun p. 291 die Sachlage nicht klarer dargestellt und Cyrano nicht von dem Vorwurf eines Plagiates an Sorel befreit hat. Über die Entlehnungen Cyranos aus Sorel siehe Em. Roy: *La vie et les œuvres de Ch. Sorel* (Paris, Hachette, 1891) p. 386—87. Dafs übrigens Sorel diese 'Anlehnungen' nicht übelgenommen hat, beweisen die von P. Brun p. 367 zitierten Äufserungen Sorels über Cyranos Roman.

[2] Dies scheint eine Anspielung auf Cyranos englisch-französischen Vorgänger und dessen spanischen Helden zu sein. Siehe oben S. 373.

können, in welchem auch nur die Einbildungskraft sich hätte frei ergehen können. Sein philosophischer Standpunkt erinnert an den Abbé Galliani und dessen *dès pipés*: *Vous trouuerez que la matière n'est qu'une qui comme excellente comedienne joüe ici-bas toutes sortes de personnages sous toutes sortes d'habit.* Sein Hauptsatz ist, *que tout est en tout.* Diese konsequente Durchführung der Lehren Epikurs wird sonst auch bei den Gassendisten viel verschleierter vorgetragen. Der Spanier, d. h. Cyrano, bringt für dieselben einen Beweis, der vor Pasteur kaum erwartet worden wäre. Er bietet den Scholastikern folgende Wette an: *Creuser un fossé, le remplir du sirop de l'esguiere, qu'ils passeront encore s'ils veulent à travers un bluteau pour eschapper aux objections des aveugles, et je veux en cas qu'ils n'y trouvent du poisson dans quelque temps, avaler toute l'eau qu'ils y auront versée.* Der nämliche spricht sich auch für das Vorhandensein des leeren Raumes und die Einheit der Materie aus mit Gründen, die offenbar Cyrano nicht, wie P. Brun meint, verspotten will; sonst würde er seine Opposition besser markiert haben. Er schweigt aber zu allem und spricht nicht für Descartes, dessen Lehre von der Verdünnung (*raréfaction*) mit dem Argument bekämpft wird, wie denn ein Partikelchen der Masse sich von einem anderen entfernen könne, ohne in der Mitte einen leeren Raum zu lassen. Der Spanier stellt also den Satz auf: ohne Leere ist keine Bewegung möglich, aber dann sind die Körper nicht undurchdringlich, und begründet ihn mit einem Beweis à la Cyrano: Es wäre lächerlich, anzunehmen, dafs, wenn eine Mücke mit ihrem Flügel ein Luftteilchen in Bewegung setzt, dieses ein anderes vor sich her treibt und so immer weiter, bis zuletzt die Bewegung des kleinen Zehens eines Flohs einen Buckel (*bosse*) hinter der Welt hervorbringt. Nicht so originell und weniger glücklich ist der Spanier in seiner Kritik der Erscheinungen der Schwerkraft und der Anziehung, deren Zusammengehörigkeit Cyrano offenbar nicht erkannt hat; dagegen ist seine Schilderung der Rückverwandlung eines brennenden Holzscheites in die Elemente, aus denen es zusammengesetzt ist, ein Meisterstück poetisch gefärbter Naturphilosophie. Mit solchen Gesprächen vertreiben sich die beiden Gefangenen die Zeit. Da sie aber, entgegen den Erwartungen des Hofes, keine Nachkommenschaft haben, werden sie für zwei Waldmenschen (*hommes sauvages*) gehalten, die wegen mangelhafter Nahrung und Anlage in der Entwickelung zurückgeblieben seien und deswegen auf zwei Füfsen gehen. Die 'Priester' des Landes erklären sich gegen diese gottlose Ansicht. Cyrano wird auf Beschlufs des Hohen Rates (*conseil d'enhaut*) dem Vogelsteller des Königs als eine Art ungefiederten Papageis übergeben. Er erlernt die Sprache des Landes, und seine philosophischen Reden erregen Ärgernis. Die 'Priesterschaft (*clergé*)' beschliefst zuerst, es sei

verboten, dem Fremden etwas zu glauben und seine Reden anders denn als Ausfluſs des Instinkts anzusehen. Schlieſslich wird eine Standesversammlung einberufen und Cyrano vor derselben examiniert. Seine Berufung auf die Schulmeinung und Aristoteles wird als unphilosophisch verworfen. Er wird als eine Art Strauſs erklärt und in seinen Käfig zurückgebracht. Dort macht er die Bekanntschaft einer Hofdame der Königin und Fluchtpläne bei Gelegenheit des bevorstehenden Krieges mit dem 'Groſsen' König 'La Fa La La Mi' (Name in Notenschrift). Sie gibt ihm Auskunft über die schiedsgerichtliche Kriegführung, die bei den Mondbewohnern Regel ist. Dem Kampf mit den Waffen, der von sorgfältig ausgewählten und gleichgepaarten Einzelkämpfern geführt wird, folgt noch ein Kampf der Gelehrsamkeit, der erst die Entscheidung gibt. Es folgt eine bittere, aber gerechte Kritik der auf der Erde gebräuchlichen Kriegführung.

Es ist nicht zu verkennen, daſs in diesem Abschnitt Rabelais benutzt ist, dessen Ideen über die Rolle der Fürsten im Krieg und die Vorzüge des Friedens bekannt sind. [1]

Das Gespräch der Dame mit Cyrano erregt Aufsehen, nicht wegen Prüderie der Mondbewohner, bei denen der Geschlechtsverkehr absolut frei ist und eine Frau den Mann, der ihr Liebesanerbieten zurückgewiesen hat, gerichtlich belangen kann, aber weil 'die Priester bei dem letzten Opfer gepredigt hatten,' die Neugierde der Hofdamen sei unnatürliche Lust, sich mit diesen Tieren zu vergehen. Cyrano wird zu einer zweiten Disputation abgeholt, und da er sich der Meinung eines Redners, welcher die Ewigkeit der Welt verficht, widersetzt und sich auf 'Moses' und Aristoteles beruft, wird er ausgelacht. Weil er 'gottloserweise' gesagt hatte, daſs der Mond, von dem er komme, eine Welt (*monde*) sei und ihre Welt nur ein Mond, wird er 'auf Betreiben der Priester' zum drittenmal vor Gericht gestellt. Der 'Hohepriester (*grand pontife*)' hält mit Hilfe einer Trompete, die den Angeklagten ebenso betäubt, wie unsere Soldaten durch Trommeln und Musik über ihre Todesfurcht hinweggetäuscht werden, eine heftige Anklagerede. Ein Unbekannter hält zu seinen Gunsten ein Plaidoyer, das auf folgendem Dilemma beruht: Entweder ist der Angeklagte vernünftig und denkt, was er sagt; dann darf man diese, wenn auch im Irrtum befangene Vernunft nicht vergewaltigen. Oder er ist unvernünftig wie ein Tier und spricht aus Instinkt; dann ist er nicht schuldig. Dies bewirkt so viel, daſs Cyrano als Mensch erklärt und zu der schimpflichen Buſse (*amende honteuse,* denn im Monde gibt es keine *amende*

[1] Eine Stelle, in welcher geradezu der Patriotismus des Soldaten verhöhnt wird, der für die wichtige Frage stirbt, ob er der Vasall eines Königs mit einem Vorhemdchen (*rabat*) oder eines solchen mit einer Halskrause (*fraise*) sein werde, ist von Le Bret klüglich ausgelassen worden.

honorable) verurteilt wird, zu widerrufen, in feierlichem Aufzuge und auf fünf Plätzen der Stadt. Sein Advokat, der Dämon des Sokrates, nimmt ihn dann mit nach Hause. Sie halten hier ein Abendessen mit zwei Professoren der Akademie und einem jungen Libertin, dem Sohne des Hauswirtes, dem grofse Ehre erwiesen wird. In geistreicher Weise wird dies erklärt durch die Vorzüge, welche die Jugend vor dem Alter besitzt, alles von dem Standpunkte der Natur aus, welcher die Erhaltung der Rasse Hauptzweck ist. Darüber sind beide Redner, der Dämon des Sokrates und der junge Libertin, vollkommen einig, und ihre Argumente sind gleich vorurteilslos, wenn auch der Dämon des Sokrates es geraten findet, gegen einige Argumente des Libertin über die vernunftwidrige Nutzlosigkeit des Zölibats die Absichten vorzubringen, die Gott haben konnte, uns in der Ausnutzung des Geschlechtstriebes einzuschränken. Vielleicht wollte er uns durch Bekämpfung dieser Leidenschaft für die himmlische Glorie vorbereiten, vielleicht wollte er den Trieb durch Verbot reizen, vielleicht fürchtete er, dafs durch Übermafs die Fortpflanzung verloren gehe, vielleicht besorgte er, dafs die Erde für so viele Hungrige nicht Nahrung genug hatte, vielleicht wollte er diejenigen belohnen, die gegen allen Anschein der Vernunft sich auf sein Wort verliefsen. Wenn schon alle diese *'que scavés vous si'* eine sehr laue Verteidigung der orthodoxen Lehre von der Heiligkeit des jungfräulichen Standes sind, so werden in dieser höchst merkwürdigen Dissertation zwischen dem Dämon und dem Libertin, bei welcher Cyrano den stummen Zuhörer spielt, eine Reihe von Dogmen, welche die Menschen aufgestellt haben und Gott sanktioniert haben soll, mit rücksichtsloser Logik und mit den derbsten Worten bekämpft, so dafs man es begreift, wenn in den Ausgaben dieses Gespräch auf ein Drittel seiner Länge gekürzt wurde. In den unterdrückten Teilen setzt der Dämon des Sokrates auseinander, 'es wäre lächerlich, anzunehmen, dafs Herkules, Achilles, Epaminondas, Alexander und Cäsar, welche alle vor dem vierzigsten Jahre (sic!) gestorben seien, deswegen weniger Ehre verdienten als ein kindischer alter Stammler (*radoteux*), dessen Ernte die Sonne neunzigmal beschienen habe. Wenn alle Gesetze den Respekt vor dem Alter predigen, so haben eben alte Leute die Gesetze gemacht. — Aber der Himmel verspricht dem ein langes Leben, der Vater und Mutter ehrt. — Das gilt höchstens für einen Vater, der seinem Sohne nie etwas gegen die Eingebungen des Allerhöchsten befiehlt, anderen Eltern mag ein Sohn auf dem Bauche herumtrampeln, denn anzunehmen, dafs Gehorsam gegen einen lasterhaften und tyrannischen Vater das Leben verlängere, widerspricht der einfachen Tatsache, dafs durch solche Höflichkeiten noch keine Verwundung oder Krankheit geheilt worden ist. Das Verdienst des Vaters bei der Zeugung ist null, denn er gibt nur weiter, was

er von seinen Voreltern empfangen hat. Aufserdem denken die Eltern bei diesem Akte nur an sich und ihre Lüste, sind ja doch Wollust und Habsucht die Triebfedern der Eheschliefsung. Im besten Falle ist der Vater der sterbliche Baumeister nur des Körpers seines Kindes. Dessen Seele kommt ihm direkt von Gott zu, der sie ebensogut in eine andere Scheide (*fourreau*) hätte stecken können, so dafs, der jetzt Vater ist, der Sohn geworden wäre und umgekehrt.' Ja, fährt der Dämon fort (diese Partie ist in den Ausgaben nur wenig entstellt wiedergegeben): es ist keineswegs gesagt, dafs deine Seele bei diesem Tausche, indem sie auf dem Wege zu einem vornehmeren Körper war, durch dieses Abirren in den von deinem Vater gezeugten Embryo nicht zu kurz gekommen ist. In jedem Falle hat man dich, den die Sache am meisten interessierte, am wenigsten darüber befragt, ob es dir gefällig sei, in dieses Jahrhundert einzutreten oder ein besseres abzuwarten oder in dem Nichts zu verbleiben, wo es dir schliefslich auch nicht schlechter geht als im Leben.

In den unterdrückten Partien nimmt der junge Libertin die These in verschärfter Tonart auf. 'Man soll mir nicht die Lobreden auf die Jungfräulichkeit entgegenhalten, das ist ein Dunst (*fumée*) und ein schreiender Widerspruch zu dem Gebot: Du sollt nicht töten; denn Nichterzeugen ist schlimmer als Töten. Wenn die Enthaltung besser wäre als Fortpflanzung, warum kommen wir nicht zur Welt wie die Pilze oder wenigstens wie die Krokodile (sic!), die aus dem Nilschlamm entstehen? Warum schickt Gott keine natürlichen Eunuchen zur Welt, warum entreifst er den Mönchen, Priestern und Kardinälen die Zeugungsglieder nicht, da er doch der Herr der Natur ist? Warum befahl er den Juden nicht, sie ebenso abzuschneiden wie die Vorhaut? Warum soll dieser Körperteil unheiliger und seine Berührung sündiger sein als der Rest? Warum diese Lust schlechter als andere Vergnügungen? Selbst die Erhebung der Frommen zu Gott ist mit einem Kitzel der Einbildungskraft verbunden. Alle diese religiösen Verbote sind wider die vernünftige Natur, die allen grofsen Männern, wie Simson, David, Herkules, Cäsar, Hannibal, Charles-magne, ein lebhaftes Liebesbedürfnis eingeflöfst hat und selbst Diogenes in seiner Tonne für Lais seufzen liefs. Also war dein Vater im Gewissen verpflichtet, dich zu zeugen (*lascher à la lumière*), und verdient nicht besondere Anerkennung für das, was ein gewöhnlicher Stier seinen Rindern zehnmal des Tages zu seinem Vergnügen macht.'

Beim Abendessen speist einer der Akademiker in einem besonderen Zimmer, weil er nicht von etwas geniefsen mag, das durch Gewalt gestorben ist, was selbst auf die Pflanzen ausgedehnt wird. Der Dämon gibt Cyrano hierzu eine geistreiche Belehrung über die Seele des Kohls und seine moralischen Vor-

züge vor dem Menschen, dem Mörder der unschuldigen Kreatur. In den Ausgaben hat diese Apotheose des Kohls nur dort Verkürzungen erfahren, wo Anspielungen auf die Bibel Bedenken erregten. Originell ist im Anfang die Wendung: 'Haben der Mensch und der Kohl nicht gemeinsame Eltern, Gott und die Not (*privation*)?' Und am Schlufs: Wenn ihr mich fragt, woher ich wisse, dafs der Kohl so schöne Gedanken habe, so frage ich euch, woher ihr wifst, dafs er solche nicht habe, und dafs zum Beispiel, wie ihr, einer des Abends, wenn er sich einschliefst, sagt: *Je suis, Monsieur le Chou frisé Vostre tres humble serviteur, Chou cabus.* 'Gott hat dem Kohl einen höheren Intellekt verliehen als selbst dem Menschen, und wenn wir diese Wesen höherer Art nicht verstehen, so kommt dies nur von unseren geringeren Fähigkeiten. Wie hätten sie den Menschen belehren sollen, und was haben euch denn die Engel je gelehrt?'

Der abgetretene Philosoph kehrt zurück, weil er gesättigt ist und der *phisionome* ihm erlaubt hat, an der gemeinsamen Mahlzeit teilzunehmen. In jedem Hause ist ein solcher Arzt, der aber nur die Gesunden leitet und ihre Diät usw. regelt. Dann hält der letztgekommene Gelehrte einen Vortrag darüber, dafs es unzählige Welten in einem unbegrenzten Universum gebe. Darin kommt die merkwürdige Stelle vor: Vielleicht dafs unser Fleisch, unser Blut, unsere Lebensgeister nichts anderes sind als ein Gewebe kleiner Tierchen, welche alle zusammen die Tätigkeit ausmachen, die wir Leben nennen. Als Beweis für diese allgemeine Keimung (*cironalité universelle*) werden die Vorgänge beim Bluten einer Wunde besprochen. Das Leben verschwindet erst, wenn die Bewegung dieser kleinsten Körper aufgehört hat.

Der zweite Philosoph ist an seinem Vortrag: Erklärung des ewigen Ursprungs der Welt, gehindert, weil er die Blasebälge für den Transport seines Hauses in Bewegung setzen mufs; denn morgen reist die Stadt ab.

Der junge Libertin tadelt seinen Vater mit Schimpfworten 'und mifshandelt ihn', weil er ihn auf dieses Ereignis nicht rechtzeitig aufmerksam gemacht habe. Er läfst ihn sein Bild (*effigie*) herbeiholen und prügelt dieses eine Viertelstunde lang. Der Greis wird fortgejagt und ihm befohlen, zur Bufse einen Tag lang auf zwei Füfsen zu gehen. 'Der Junge beklagt sich bitter über den ungeratenen Vater, der ihn noch unter die Erde bringen werde, und den er schon mehrmals habe verfluchen wollen.'

Auf seine Fragen erhält Cyrano von dem jungen Menschen Auskunft über die wandelnden Häuser und die verstellbaren Türme. Die ersteren sind aus ganz leichtem Holze gebaut und stehen auf vier grofsen Rädern; in der Dicke der Mauer befinden sich grofse, starke Blasebälge, deren Röhren horizontal durch das letzte Stockwerk von einem Giebel zum anderen gehen.

Vor die Blasebälge werden auf der einen Seite des Hauses groſse Segel aufgespannt und die Mechanik durch eine Feder (*ressort*) zum Spielen gebracht, worauf die Häuser in acht Tagen mehr als hundert Meilen weit reisen. Die Türme haben eine vom Keller bis zum Dach durchgehende Schraube, mittels welcher sie im Winter in die Erde versenkt werden können.

Der nämliche gibt Cyrano eine ganz atomistische Erklärung des Weltganzen nach den Kategorien der Ewigkeit der Materie und der Bewegung. Als Supposition wird die Bewegung besprochen, welche eine Elfenbeinkugel auf einer vollkommen ebenen Fläche bei dem geringsten Anstoſs längere Zeit hindurch ohne Anhalt machen würde. Die verschiedene Art der Bewegung hängt ab von der verschiedenen Form der Atome. Grundprinzip ist das Feuer. Die verschiedene Lagerung der Teilchen bedingt die verschiedenen Gegenstände der Erscheinungswelt. Interessant ist der Beweis von den drei Würfeln, deren Augen die verschiedensten Kombinationen ergeben, ohne daſs wir darin ein Wunder sehen dürfen, von dem Flusse 'Fa Do La Fa', der eine Mühle oder eine Wasseruhr treibt, und dem Bache Fa La Do Do, dem nur die Gelegenheit fehlt, um die gleichen Wundertaten zu verrichten. Die Sinneswahrnehmungen Sehen, Hören, Fühlen, Riechen und Schmecken werden atomistisch erklärt. Interessant ist die Deutung des Spiegelbildes, des Lautenschlägers u. ä. Einige Beispiele aus dem Gebiete des Fühlens sind dem Soldatenleben entnommen und erinnern an Cyranos Verwundungen. Schneidend ist der Hohn über diejenigen, welche eine Schöpfung annehmen; ähnlich einem Manne, der sich in einen Fluſs stürzen würde aus Furcht vor dem Regen, retten sie sich aus Zwergenhänden in das Mitleid eines Riesen und verleihen die Ewigkeit, welche sie der Welt entziehen, Gott, wie wenn es einfacher wäre, sich ihn in der einen als in der anderen vorzustellen. Um dem unentwirrbaren Labyrinth zu entgehen, welches der Übergang vom Nichts zum ersten Atom ist, stellen sie Gott neben die ewige Materie.

Man sieht, daſs Cyrano die Welträtsel, die uns heute noch plagen, wohl erkannt hat, und daſs er im innersten Herzen vielleicht doch nicht der Deist war, als den er sich geflissentlich gibt.

Da es während der Unterredung finster geworden ist und die Leuchtwürmer, mit denen der Wirt den Saal erhellen will, zu alt sind, holt der Dämon aus seinem Zimmer zwei Feuerkugeln, die er aus Sonnenstrahlen, denen die Wärme entzogen ist, destilliert hat. Den Philosophen wird 'auf Befehl des Sohnes' nach Hause geleuchtet von 'dem Gastwirt', der ein Dutzend Glaskugeln an seinen vier Füſsen hängen hat.

Am folgenden Tage verkündet der Dämon dem Cyrano, daſs die Hofdame La Do Fa La Mi immer bereit sei, ihm auf die

Erde zu folgen und Christin zu werden. Der Dämon will zu diesem Zweck eine Flugmaschine erfinden, die mehrere Personen tragen kann. Während er daran arbeitet, soll Cyrano das von dem Dämon aus seiner Heimat mitgebrachte Buch: *'Les Estats et Empires du Soleil'*[1] lesen und: *Le Grand Œuvre des Philosophes,* welches einen gelehrten Sonnenbewohner zum Verfasser hat und lauter Paradoxa enthält. Sicherlich ist Campanella, der Verfasser der *Civitas solis,* gemeint und wahrscheinlich sein Werk: *Universalis Philosophia seu Metaphysica Rerum iuxta propria dogmata,* Paris 1637. Diese Bücher stecken in kostbaren Gehäusen, und ihre Lektüre geschieht nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren. Wenn jemand zu lesen wünscht, so zieht er mit einer grofsen Zahl kleiner 'Schlüssel (*clefs*)' dieses metallene Uhrwerk auf, dreht dann den Zeiger auf das Kapitel, das er zu lesen wünscht, und zu gleicher Zeit ertönen, wie aus dem Munde eines Menschen oder aus einem Musikinstrument, die Klanglaute, deren die vornehmen Mondbewohner sich als Sprache bedienen.

Dieser vorbildliche Phonograph scheint eine Erfindung Cyranos zu sein. Was ähnliches von ihm selber angedeutet wird, wie die Schwämme, in die man hineinspricht, und die, ausgedrückt, die Worte wiedergeben (cf. *Le Courrier véritable,* N° d'avril 1632, Zitat bei P. Brun p. 301, Note 1), ist denn doch zu rudimentär.

Cyrano fährt dann in seiner Erzählung fort: 'Nachdem ich mich eine Zeitlang mit diesen Schachteln und mit dem Gedanken an die Vorzüge der Bildung der Mondbewohner unterhalten und sie mir als Ohrgehänge (*pendants d'oreilles*) angehängt hatte, verliefs ich das Haus zu einem Spaziergang, aber noch hatte ich die Strafse nicht durchschritten, welche senkrecht auf unser Haus mündet, als ich am anderen Ende einen ziemlich grofsen Trauerzug (*trouppe — de personnes tristes*) antraf.' Vier unter ihnen trugen auf ihren Schultern einen schwarzen, verhüllten Sarg. Cyrano erhält von einem Zuschauer die Auskunft, der gestern Verstorbene sei der schlechte 'Fa La Do Fa', vom Volke durch einen Stüber auf das rechte Knie bezeichnet, welcher des Neides und des Undankes überführt worden sei. Dafür sei er vom Parlament schon vor mehr als zwanzig Jahren dazu verurteilt worden, in seinem Bett eines natürlichen Todes zu sterben und nachher begraben und von seinen Freunden betrauert zu werden, während die Mondbewohner, mit Ausnahme der Verbrecher, die reinliche Feuerbestattung ohne Leidtragende erfahren, 'die ihnen auch eine Art Fortdauer nach dem Leben sichert'. Ganz seltsam ist der

---

[1] So steht ausdrücklich und in Majuskeln im Manuskript. Die Lesart: *Les Estats et Empires de la Lune avec une addition de l'Histoire de l'Estincelle,* welche so viel Kopfzerbrechen verursacht hat, stammt also von Le Bret. Warum er den Text geändert hat, werden wir unten zu erklären suchen.

Tod und das Begräbnis der Weisen. Wenn diesen im hohen Alter eine Art Ehrengericht den Selbstmord erlaubt hat (*luy a mis son souffle entre les mains*), so versammelt der Weise seine besten Freunde, die sich durch Purgieren und Fasten dazu vorbereiten, um sein Paradebett und stöfst sich, während sein bester Freund seinen Mund küfst, einen Dolch ins Herz. Die Freunde saugen der Reihe nach sein Herzblut aus der Wunde. Vier bis fünf Stunden später wird jedem der Freunde ein Mädchen von sechzehn oder siebzehn Jahren zugeführt, und drei bis vier Tage lang ergeben sie sich mit diesen den Freuden der Liebe, wobei sie sich von dem rohen Fleische des Verstorbenen ernähren. In den Früchten dieser Umarmungen glauben sie ihren wiedererstandenen Freund zu sehen.

Cyrano kehrt von dem Spaziergang, auf welchem er so ungewöhnliche Gebräuche hat kennen lernen, verspätet heim und erfährt die Art, wie die Mondbewohner die Zeit bestimmen. Sie öffnen den Mund, schliefsen die Zähne und wenden das Gesicht seitwärts. Der Schatten, welchen ihre grofse Nase auf die Zähne wirft, gibt, wie der Zeiger einer Sonnenuhr, die Tagesstunde an. Die Selenier haben deswegen alle grofse Nasen, weil die männlichen Kinder gleich nach der Geburt und nach Ablauf eines Jahres einer Behörde vorgestellt werden. Werden ihre Nasen zu kurz befunden, so werden die Knaben kastriert; denn eine dreitausend Jahre alte Erfahrung hat gezeigt, dafs eine grofse Nase das Zeichen einer grofsen Denkweise und Gesinnung ist und eine kleine das Zeichen des Gegenteils.

Nach Beendigung dieses Gespräches tritt ein nackter Mann herein, dem Cyrano seinen Respekt bezeugt, indem er sich setzt und bedeckt, was die Sitte des Landes erheischt. Der Abgesandte bringt einen Befehl der Behörden des Königreiches, der Cyrano eine Mission nach der Erde aufträgt und sagt, dafs ein Mathematiker des Mondes einen Plan gemacht habe, wie die beiden Globus vereinigt werden könnten. Der Abgesandte trägt am Gürtel ein männliches Glied in Bronze. Cyrano hat dies auch früher schon bei dem Publikum, das sich um seinen Käfig versammelt, beobachtet und erfährt nun von dem Sohne seines Wirtes, dafs der Phallus das Abzeichen des Edelmannes sei und in hoher Achtung stehe. Weder eine Frau noch eine Jungfrau sei so undankbar, über das Ding zu erröten, dem sie ihr Leben verdanken, und das einzig den Namen der Natur trage. Dafs bei den Menschen der Degen den Edelmann ziere, findet der Selenier absurd und bedauert eine Welt, in welcher die Merkmale der Zeugung schimpflich und die der Vernichtung ehrbar seien. Wie! Ihr nennt dieses Glied Schamteile (*parties honteuses*), wie wenn es etwas Ruhmvolleres gäbe als das Leben zu geben und etwas Schimpflicheres als es nehmen.

Nach diesem Tischgespräch, dessen Ideen Cyrano offenbar aus Béroalde de Verville, Charron und Sorel hat, ergeht sich die Gesellschaft im Garten. 'Hier versucht nun Cyrano, der für den Sohn seines Wirtes wegen seiner hohen Geistesgaben eine grofse Zuneigung gefafst hat, und der auf den Rat des Dämons Diskussionen über philosophische und religiöse Fragen mit demselben nicht aus dem Wege geht, damit der eitle Libertin aus dem Schweigen des Gegners nicht den Schlufs ziehe, er habe gewonnen, ihn von seinen Irrlehren zu bekehren. Er stöfst aber mit seinem Hinweis auf die Vorzüge, welche dem Menschen durch die Unsterblichkeit seiner Seele von Gott gewährt sind, bei seinem jungen Antagonisten auf einen so geschickt mit dem Argumente der Gerechtigkeit Gottes argumentierenden Unglauben, dafs er das Gespräch abbricht und zu seinem Gouverneur hinaufsteigt, um sich von ihm die Gegenbeweise zu erbitten. Dieser behauptet zwar, die bezüglichen Argumente seien nur scheinbar und durch die Autorität von Kirchenvätern und Philosophen zu widerlegen, besser aber doch durch ein von ihm enthülltes Geheimnis.' Er gibt nun seinem Zuhörer eine Entwickelungstheorie zum besten, die auf Metempsychose beruht, und zu der aufser den Antiken auch Rabelais beigesteuert zu haben scheint. Unter der Voraussetzung, dafs alle Natur beseelt ist, auch die pflanzliche, ist dem hier vorgetragenen Durchgang von der Grasnarbe zum Fruchtbaum, vom Fruchtbaum zum Schwein, vom Schwein zum Menschen, hervorgerufen durch das angeborene Streben nach Vervollkommnung und begünstigt durch den Stoffwechsel innerhalb dieser Stufen, die Konsequenz nicht abzusprechen.' 'Wenn einst sämtliche Materie durch den Menschen hindurchgegangen sein wird, dann wird der grofse Tag des Gerichtes anbrechen, an welchem die Propheten die Geheimnisse ihrer Philosophie endigen lassen.'

Von diesen Argumenten kann Cyrano momentan nicht Gebrauch machen, da der *phisionom* sie alle zu Bett schickt. Am folgenden Morgen sucht er seinen Gegner im Schlafzimmer auf und geht ihm zunächst mit Erwähnung einiger Wunderkuren zu Leibe. Aber er kommt schlecht an. Der ungläubige Jüngling leugnet rundweg alles Wunderbare, Übernatürliche und erklärt solche Heilungen sehr verständig als Wirkungen der Einbildungskraft, welche fähig sei, auch den Heilmitteln eines unwissenden Arztes Wirkung zu verleihen, sofern der Patient an die Fähigkeit des Arztes, ihn zu heilen, glaubt. Höchst skeptisch spricht er sich auch aus über den Wert von Gelübden. Zugegeben auch, dafs ein Kranker der Gefahr entronnen sei, warum über Wunder schreien, da wir täglich Personen, welche Gelübde getan haben, elendiglich samt ihren Gelübden zugrunde gehen sehen.

Ausgehend von einer Anspielung des Jünglings auf das in der Natur vorhandene Heilmittel (*baume*), dessen sich der Mensch unwillkürlich bedient, sucht nun Cyrano die Vernünftigkeit (*raisonnabilité*) der Menschenseele und damit ihre Unsterblichkeit zu beweisen, aber der Libertin durchkreuzt ihm die Beweisführung mit dem Argument, 'warum denn die Menschenseele, wenn sie wirklich unkörperlich, intellektuell und unsterblich sei, bei irgendeinem Anlaſs, einer Verwundung z. B., den Leib verlasse wie die eines Ochsen den ihrigen, auf die Gefahr hin, in eine viel schlechtere Wohnung (*logis*), die Hölle, zu kommen. Wenn die Seele ebenso intelligent ist, getrennt von dem Körper wie in demselben, warum sehen denn die Blinden, warum hören die Tauben nicht mit dieser Seelenfähigkeit? Man wende nicht ein, die Seele bedürfe der Organe wie der Maler der Pinsel. Denn der Maler malt doch nicht besser, wenn er zu den Pinseln auch noch seine übrigen Utensilien verliert; wie soll denn die Seele, die durch das Fehlen eines Organs im Leben sichtlich gehindert ist, nach dem Tode ohne alle Organe vollendeter funktionieren?' — Aber, wendet Cyrano ein, wenn die Seele stirbt, so wäre die uns versprochene Auferstehung eine Schimäre. — Der Libertin verlacht diese Hoffnung als Ammenmärchen (*peau d'asne*) und macht sich anheischig, von dem, was Cyrano eine unbestreitbare Wahrheit (*verité undubitable*) nennt, das Gegenteil zu beweisen.

Er tut dies in sophistisch durchtriebener Weise, indem er sich auf das eben zugegebene Axiom von der Einheit der Materie in ihrem Durchgang durch die verschiedenen Stufen der Körperwelt stützt. Der Beweis beruht allerdings auf einer burlesken Supposition, dem Aufessen eines Mohammedaners durch einen Christen und der Erzeugung eines kleinen Christen durch den Mann, welcher den Mohammedaner in sich aufgenommen hat. Wie wird es nun bei der fleischlichen Auferstehung gehen? Gibt Gott den Leib dem Mohammedaner, dann kommt der kleine Christ um den seinen, und umgekehrt. Würde aber Gott, um dieser Ungerechtigkeit zu entgehen, Materie nacherschaffen, um den fehlenden Leib zu ersetzen, so entstehen andere Schwierigkeiten. Da Seele und Leib untrennbar zusammengehören, um ein Individuum zu bilden, so steckt entweder eine unschuldige Seele (des Christen) in einem verdammten Leibe (des Mohammedaners) oder umgekehrt, und Gott mag es anfangen wie er will, mit Hölle oder Paradies, er trifft nie das richtige und muſs, wenn er gerecht (*equitable*) sein will, das nämliche Individuum ewig verdammen und erlösen.

Cyrano wendet gegen diese sophistischen Argumente das untrügliche Wort Gottes ein, worauf der Jüngling höhnisch repliziert: vorerst müſste das Dasein Gottes bewiesen sein. In der hitzigen Diskussion über diese neue Streitfrage wendet der Libertin

gegen das utilitarische Argument Cyranos, daſs man mit der Annahme eines Gottes sich jedenfalls nicht schlechter stelle als ohne diese, kecklich ein: Doch; denn wenn es keinen Gott gibt, so stehen du und ich uns allein gegenüber; wenn es aber einen gibt, so kann ich ihn durch meinen Unglauben nicht beleidigt haben, sowenig wie ein Weiser sich durch den unbeabsichtigten Anstoſs eines betrunkenen Lumpensammlers (*crocheteur*) gekränkt fühlen wird. Denn Gott selbst, wenn es einen gibt, hat uns die sicheren Mittel, ihn zu erkennen, verweigert. Anzunehmen aber, daſs er mit uns und unserem Glauben nur Verstecken spielt (*faire toutou le voila*), hieſse einen Gott sich schaffen, der entweder dumm oder boshaft wäre.

Durch diese diabolischen und lächerlichen Meinungen wird Cyrano veranlaſst, sich seinen Gegner näher anzusehen, und er entdeckt zu seinem Entsetzen in ihm die Züge eines gefallenen Engels (*reprouué de cette vie*) und vielleicht sogar des Antichrists. Dennoch gibt er die Bekehrung nicht auf, sondern sucht den Unglücklichen, der ihm immer noch sympathisch ist, durch Drohungen und Verwünschungen einzuschüchtern. Dieser ist im Begriff, mit einer Blasphemie zu antworten, als an die Türe geklopft wird und ein groſser, schwarzer, haariger Mann ins Zimmer tritt, den Frevler um den Leib faſst und ihn durch den Kamin entführt. Erschrocken klammert sich Cyrano an den Unglücklichen an, um ihn zu retten, beide werden so von dem Schwarzen davongetragen, viele Tage lang, ohne daſs Cyrano weiſs, wohin die Reise geht. Dann erkennt er, daſs er sich der Erde nähert. Schon kann er die Erdteile unterscheiden, bei gröſserer Nähe aber wegen der Krümmung der Erde nicht mehr als Italien übersehen. Da kommt ihm die Furcht, daſs der Teufel, der offenbar ihr Gefährt (*voiture*) ist, den Ungläubigen durch die Erde zur Hölle führe. Der Anblick eines feuerspeienden Berges, den sie beinahe berühren, läſst ihn Jesus Maria! rufen, und im nächsten Augenblick befindet er sich im Heidekraut auf der Spitze eines kleinen Hügels, umgeben von Hirten, welche die Litaneien rezitieren und italienisch zu ihm sprechen. Nachdem er sich mit einiger Mühe überzeugt hat, daſs er wirklich auf der Erde ist, läſst er sich von den Hirten führen, wohin sie wollen. Als er sich den Mauern von ... (hier die einzige Lücke im Manuskript) nähert, fallen alle Hunde der Stadt über ihn her; er flüchtet in ein Haus, wo er sich verbarrikadiert, aber nach einer Viertelstunde vernimmt er einen wahren Sabbat aller Hunde des Königreiches, die vor dem Hause entsetzlich heulen, wie wenn sie den Jahrestag (*anniversaire*) ihres ersten Adam feierten. Da die Hunde offenbar den Mondgeruch an ihm wittern, so reinigt er sich durch ein mehrstündiges Sonnenbad auf der Terrasse des Hauses, worauf ihn die Hunde beim Heraustreten in Ruhe lassen.

Er erkundigt sich im Hafen, wann das nächste Schiff nach Frankreich abgehe, und als er sich eingeschifft hat, denkt er auf der Fahrt an nichts als die seltsamen Abenteuer seiner Reise. Er bewundert die Vorsehung Gottes, welche die Gottesleugner im Monde an einen Ort verwiesen hat, wo sie die von ihm Auserwählten nicht verführen können, und wo sie, ihrer eitlen Selbstüberhebung preisgegeben, ohne Kenntnis des Evangeliums, um so sicherer ihrer Strafe in der anderen Welt entgegensehen.

Diesen originalen Schlufs hat nun Le Bret, der auch die Schlufsgespräche im Monde nur verstümmelt und unverständlich wiedergibt, zu folgender Erzählung umgemodelt:

Cyrano, durch die Blasphemien des jungen Mannes erschreckt, bricht das gefährliche Gespräch ab. Er sehnt sich nach der Erde zurück, erhält auch Urlaub auf den Schwur hin, dort seine Erlebnisse im Monde zu erzählen. Von der Hofdame ist nicht weiter die Rede. Nachdem Cyrano dem Dämon als Ziel der Fahrt Rom angegeben und sie beschlossen haben, nicht auf die Maschine des Mathematikers zu warten, der viel verspricht und nichts hält, wird er von dem Dämon wie ein Wirbelwind (*tourbillon*) in anderthalb Tagen zur Erde getragen. Von den Ausdünstungen eines Vulkans halb erstickt, wird er von einigen Hirten gefunden und in ein Landhaus gebracht, wo er sich durch ein Sonnenbad auf einer Terrasse von dem Mondgeruch reinigt, wegen dessen ihn alle Hunde anbellen. In Rom bleibt er vierzehn Tage bei seinem Vetter Monsieur de Cyrano, der ihn mit Geld versieht, und begibt sich dann nach Civitavecchia. Auf einer Galeere fährt er nach Marseille. Unterwegs arbeitet er an seinen Memoiren und hat sie seitdem so weit in Ordnung gebracht, als es ihm seine Krankheit erlaubt. Aber da er sein frühes Ende voraussieht, so hat er seinen Freund Le Bret gebeten, die dem Rate im Monde versprochene Arbeit, sowie die Geschichte der Republik der Sonne, die des Funkens und einige andere Schriften gleicher Art herauszugeben, wenn die, welche sie uns gestohlen haben, sie ihm zurückgeben, warum er sie von Herzen bittet.

Aus dem Vorhergehenden lassen sich meines Erachtens zwei evidente Schlüsse ziehen:

Erstens: Im Jahre 1650, als M. Le Royer de Prade (siehe Bd. CXIII, S. 368 und oben S. 371) und der Abbé de Marolles (s. oben S. 120 und 371) die Reise nach dem Mond im Manuskript sahen, war ihre Form die im Ms. No. 4588 uns heute noch vorliegende. Als Fortsetzung, ohne eigentliche Unterbrechung, war die Reise nach der Sonne gedacht und bereits begonnen in einem Manuskript, das während Cyranos Krankheit gestohlen wurde und erst 1662 wieder zum Vorschein kam, worauf es zur Herstellung der ersten Ausgabe der Reise nach der Sonne be-

nützt wurde, mit geringen Änderungen, wie es scheint, und ohne den Schlufs, der wohl überhaupt nicht vorlag, sowenig wie der gröfste Teil des *traité de physique.*

Zweitens: Die Änderungen in der von Le Bret 1659 herausgegebenen und mit einer Vorrede an den Leser eingeleiteten ersten Ausgabe der Reise nach dem Monde sind alle, mit Ausnahme der durch Druckfehler und Versehen später hinzugekommenen Verderbnisse, das Werk Le Brets, welcher das Manuskript für den Druck revidierte. Ob diese Revision noch zu Cyranos Lebzeiten und mit seinem Einverständnis für jede Einzelheit geschah, wissen wir nicht, und ich möchte es bezweifeln. Die Änderungen betreffen sowohl die Form als auch den Inhalt. In ersterer Beziehung wurden die Eigentümlichkeiten von Cyranos Grammatik und Stil den neuen Regeln der Akademie etwas angeglichen, zum Glück nicht so, dafs alle Sprachkühnheiten, die an Rabelais' und Montaignes Meisterschaft erinnern, und die wohl eine besondere Behandlung verdienten, verschwanden. In sachlicher Beziehung wurde massenhaft weggeschnitten, was bei den Frommen oder den Prüden Ärgernis erregt hatte und den schlimmen Ruf Cyranos als Freigeist und Wüstling zu rechtfertigen schien. Dafs Cyrano bei Lebzeiten üblen Nachreden, selbst Verfolgungen wegen Häresie und Unmoral ausgesetzt war, geht aus Stellen in seinen Werken, in Le Brets Vorrede und Briefen und aus der Vorrede zur Reise in die Sonne hervor. Ja, er selbst hatte in seinem Manuskript, namentlich in dem Schlufs, wo der Teufel den Atheisten des Mondes holt usw., darauf Bedacht genommen, sich in dieser Beziehung zu diskulpieren. Aber dem *Chanoine du Chapitre Cathédrale de Montauban* schien das — vielleicht nicht ohne Grund — nicht hinlänglich, und so ging er in der Reinigung des Textes weiter. Auch die Namen der ersten Beamten in Kanada hat er aus Vorsicht weggelassen, dagegen in Eingang und Schlufs Kameraden und Verwandte seines Freundes, die sich um denselben verdient gemacht hatten, ehrenhalber erwähnt. Der Zusatz wegen der Manuskripte am Schlufs und die entsprechende Änderung im Text (s. oben S. 390) verfolgen den Zweck, das Gestohlene wiederzugewinnen. Die Beweggründe Le Brets sind durchaus ehrenwert, können uns aber heutzutage nicht abhalten, Cyrano wiederzugeben, was Cyranos ist.

Bern. H. Dübi.

(Fortsetzung folgt.)

Note sulla fortuna
del
Boccaccio in Ispagna nell' Età Media.[1]

... tous ses livres sont de vertu droit ymaige,
A vertu font chemin, de mal font devoyer;
Tel auteur adonc doit avoir ou ciel partage.

(*Vers faiz a la louenge de Jehan Bocace* par Laurens de Premierfait. Vedi Hauvette, *De Laurentio de Primofato*, Paris 1903, p. 26.)

No trae sentencia, de donde no mana
Loable á su auctor y eterna memoria
Al qual Jesucristo resciba en su gloria
Por su passion santa, que á todos nos sana.

(*Celestina*, El Autor.)

A giudizio del Gallardo, lettor prodigioso, attento e sagace, il verbo 'novelar' appare usato la prima volta in Ispagna nella versione quattrocentista del Centonovelle.[2] Tardi appresero gli Spagnuoli a novellare boccaccescamente; tardi videro nell' opera maggiore del Certaldese la rivelazione più spontanea e naturale del suo genio, e riconobbero l'originalità sua vera, il suo mondo di idee e di sentimenti: un mondo fragile, festoso, gioviale, disposto al gaudio più che alla riflessione incresciosa, con più

---

[1] Più utili e men frammentarie sarebbero riuscite queste mie note, se, ad Innsbruck, dove le scrissi, in tempi procellosi, e in mezzo a incivilissimi conflitti, meno sgomentevole fosse la penuria di libri, più agevole la comunicazione cogli amici e colleghi lontani. Un capitolo: *Appunti sulla fortuna del Corbaccio in Ispagna nell' Età Media* apparve nel volume di onoranze ad Adolfo Mussafia; qui accennava ad uno studio ampio e d'imminente pubblicazione sul *Boccaccio in Ispagna* di Miss Carolina Bourland (allieva dell' egregio De Haan, come a me fu detto), la quale, più di me fortunata, potè soggiornare gran tempo in Ispagna, a Madrid, a Barcellona ed altrove, vide, lesse e trascrisse manoscritti e stampe, irreperibili, inabordabili a me, perduto nelle tenebre di lontanissima terra. È dalle biblioteche di Monaco e di Vienna ch'io potei ottenere qualche notizia di pregio ed agli amici e dotti uomini che lassù mi sovvennero, mando io qui l'espressione della mia viva gratitudine.

[2] '*contó* Boccacio', scrive Gomez Manrique nel *Planto de las Virtudes é Poesia*, accennando alle famosissime *Caydas* (*Canç. de G. M.* II 57). 'Començó á *narrar*', '*Fablavan novellas*', così il Marchese di Santillana nella *Comedieta de Ponça* (*Obras*, p. 105. 115).

radici nella madre terra che in cielo, più preoccupato della carne maledetta che dello spirito acceso in Dio, più incline ai diletti fugaci, che alle cose eterne. Colle chiavi che agli uomini contemplativi dell'Età Media aprivano le porte del tempio della Divinità, difficilmente assai riuscivasi a penetrare nel tempio della terrena beatitudine, eretto dal Boccaccio nel *Decameron*. Ne rimaser fuori, per gran tempo, le genti Ispane, e preferirono foggiarsi, a somiglianza de' fratelli di Francia, un Boccaccio, sapiente come Salomone, austero come Catone, eloquente come Cicerone, quale poteva apparire dalla superficie de' suoi trattati morali; preferirono incamminarsi con cotal guida al conseguimento del sommo bene, drizzarsi agli eterni lumi, piuttosto che rovinare al basso nella selva del peccato e del vizio, con un Boccaccio, derisore de' dogmi santissimi, delle santissime reliquie e de' miracoli, che, sulla via di Paradiso, poneva mille demoni e folletti tentatori. Per la salute dell'anima de' dotti e candidati del cielo fu questo un bene incontestabile; fu un male per l'arte, stentata, fredda e anemica, quando vive di soli succhi morali e di pure astrazioni, ignara degli Inferni e degli Elisei Campi, a cui l'anima s'avvia.

Gli Spagnuoli ebbero troppo impacciata l'arte, correndo dietro, con ostinazione vera, alle visioni, a' sogni, alle allegorie; ingombrando e mortificando il fantasma creatore con scolastiche pedanterie ed astruserie. Per guadagnare prestamente il cielo, vagaron per le nuvole, perdettero alquanto del loro buon naturale, ci diedero a sazietà trionfi e tempi e nobili castelli e palagi e limbi e giardini d'onore e d'amore, e avrebber potuto darci, assai presto, con sincerità d'ispirazione, qualcosa come il dramma umano della *Celestina*. Ostinatamente doveva apparire il Boccaccio agli Spagnuoli, tacciati un tempo dal Certaldese come 'semibarbari et efferati'[1], nell'abito di erudito e di gran dottore, indossato, anche per coprire quel tanto di leggero e di profano ch'era in lui e fugare il ricordo de' falli funesti di gioventù. La sostanza era tutta nell'apparenza. Eppure, fuor de' viluppi della sua toga veneranda, il Boccaccio, efficacissimo pittore della società in cui viveva, motteggiatore faceto e arguto, prontissimo nella percezione del comico, era più che altri mai atto a rivelare agli Spagnuoli, ciechi per volontà propria, le qualità loro artistiche predominanti, che non consistono già, come alcuni ancor vorrebbero, negli icari voli alle altissime sfere d'un ideale irraggiungibile, nella visione estatica, e neppure nella rappresentazione delle

---

[1] Come l'ingiuria, lanciata nella lettera a Mainardo, fosse dagli Spagnuoli parafrasata nella traduzione, può vedersi nel bell'operone dell'Hortis, *Studi sulle opere latine del Boccaccio,* Trieste 1879, p. 846: 'en algun tiempo los de ciertas comarcas del mundo fueron tenidos poco menos que bestias: y llamados barbaros'.

lotte tragiche, violenti e crude nel cuor dell' uomo, ma, se io veramente non m'inganno, nella destra e penetrante e luminosa visione del reale e del naturale, nel motteggiare e novellare pronto ed arguto, con abbondanza di vena comica, con sapor di terra, più che di cielo, col buon senso divino di Sancho.

* * *

Non appare adunque il Boccaccio fra il tripudio e le risa bonarie de' personaggi della sua gran Commedia, ma in tutta la gravità ostentata degli scritti di scienza e di morale, mescolato al corteo solenne de' saggi, de' filosofi, a' quali non fuggon di bocca che parole d'oro, sentenze memorande. A raccoglier queste parole e sentenze, ed a far ghirlande di fiori di virtù, molti attendono, nel basso '300 e nel '400; molti sentono il prurito, la febbre dell' erudizione. Un nome solo de' grandi antichi che si veggon risorgere, quante memorie destava, qual fiamma d'entusiasmo accendeva ne' petti! Il Boccaccio, di tali nomi n'avea pur infilzati a dovizia nell' opere sue, sfrondando le storie; aveva prodigati gli esempi, tratti dalla vita, dai casi degli illustri di Ellade e di Roma. Come a' grandi antichi, anche a lui gli Spagnuoli s'inchinano; lo reputano un' arca di scienza; trovano in lui, quello che il Boccaccio trovava in Solone (*Vita di Dante* ed. Rostagno, Bologna 1899, p. 3) 'il cui petto uno umano tempio di divina sapienza fu reputato'; traduce il Boccaccio, chi da Seneca e da Cicerone traduce; si consola col Boccaccio e le sue esortatorie, chi dall' aureo libro di Boezio trae consiglio e conforto agli affanni in vita.

Vero è che il Boccaccio, oltre ogni sua speranza, era acclamato poeta[1]; 'poeta excellente é orador insine', lo chiama il Marchese di Santillana, nel *Proemio* al 'condestavel' Don Pedro de Portugal; superiore a qualsiasi poeta, è detto da Eleonora nella *Comedieta de Ponça* ('yo non entiendo | que otro poeta á tí se igualó')[2]; qual 'soberan poeta laureat' l'esalta Narcis Franch, traducendo il *Corbaccio;* 'poeta laureado' lo titola, pur gratuitamente, il traduttore del *De los montes é rios é selvas;* di 'verde lauro' coronavalo il Santillana, d'altronde, nella *Comedieta,* confondendolo col Petrarca, cinto d'alloro in Campidoglio, o, più

[1] 'yo no soy poeta | ni tanta locura en mi esta | que yo no tengo que lo soy | mas desso yo querria lo ser y es verdad que lo desseo | y todo mi estudio y trabajo es de lo alcançar', così nella versione castigliana del *De Casibus*, Lib. III, cap. XIV, f. LI dell' ediz. di Toledo 1511, ch'io potei consultare (*Como el autor se escusa y loa la poesia y la rethorica manera del hablar*).

[2] 'poeta moderno,' 'poeta florentin', nelle chiose ai *Proverbios* (*Obras*, p. 69. 78); 'poeta' chiama pure il Boccaccio Mossen Diego de Valera nel *Tratado en deffension de las mugeres;* 'trobador' lo titola Francesch Farrer nel *Conort.* — Qual 'poet excellent' appariva il Boccaccio al traduttore scozzese del *De Casibus,* John Lydgate; 'tres faconde poete' è detto nella traduzione francese delle questioni d'amore del *Filocolo.*

probabilmente assai, seguendo una leggenda, accolta e divulgata anche in Francia.[1] Al 'grant poeta de Florencia' s'inchina il traduttore anonimo del *Decameron;* ma, poesia era allora scienza, esposta con belle ed utili fizioni; scienza 'gaya', leggiadramente avvolta nel velo dell' allegoria, erano l'opere adorne di 'fermosas é pelegrinas estorias'. Come autore di prose 'de grand eloqüencia, á la manera del Boeçio consolatorio' (*Proemio* del Santillana), il Boccaccio godeva stima universale nel mondo de' sapienti. Il *De Casibus,* il *De mulieribus claris* erano, come i trattati di Seneca, di Boezio[2], di Valerio, nelle mani di tutti i compilatori e trascrittori, e fornivano, in gran copia, il materiale caotico, scientifico, dottrinario, de' libri e compendi di storia, di filosofia e di morale; precetti di saggezza, le 'rahons totes philosophicals', vantate da un traduttore catalano del *De Consolatio* Boeziano;[3] nutrivano le Enciclopedie, i Fiori di sentenze, che dilagarono fino a Rinascimento inoltrato. Dov' era maggior sfoggio di erudizione, maggior affastellamento di nomi e di titoli, dove più fiorito e pomposo appariva il discorso, più alacre facevasi il lavorio del trascrittore; più profondi eran gli inchini al grande maestro,

Non era scienza che non chiarisse il Boccaccio co' suoi lumi e la dottrina. I suoi trattati abbracciavano l'umano scibile; insegnavano, oltre la morale, la storia e la retorica, anche la mitologia e la geografia. Di lui, più d'uno avrà pensato, quanto Fernán Pérez de Guzmán scrisse del suo Seneca, il vescovo de Burgos, Don Alonso de Cartagena, ammiratore e traduttore del

---

[1] **Quam meruit vivens laurum post fata recepit,**
Si qua deis pietas et merces aequa labori.

Così un carme latino del Premierfait al Boccaccio, ricordato da H. Hauvette, *De Laurentio de Primofato, qui primus Joannis Boccacii opera quaedam gallice transtulit ineunte seculo XV,* Paris 1903, p. 23. Coronavalo già il Petrarca nella lettera all'amico diletto (*Epist. fam.* XVII) 'An forte quia nondum Poenia fronde redimitus sis, poeta esse non potes? An si laurus ulla usquam esset Musae omnes conticescerent? 'Laureato cittadino Fiorentino' è detto il Boccaccio, in fine del codice del *Filostrato,* posseduto dal Santillana, amantissimo delle 'estorias' de' 'laureados é sacros poetas' (*Obras* 139). Anche a Dante, gli Spagnuoli, generosi, accordarono la poetica laurea: 'sagrado poeta myrifico laureado Dante florentin, de memoria esclarecidamente perpetua', è detto il sacro vate nelle chiose al Purgatorio di Martin Gonzalez de Lucena.

[2] Il 'condestavel' Don Pedro de Portugal santificava Boeçio nella *Tragedia de la ynsigne Reyna Doña Isabel* ('el sancto Boeçio'; *Homenaje á Menéndez y Pelayo* I 703). Su Seneca, grandissimo dispensatore di precetti in tutta l'Età Media, i Portoghesi si foggiarono, sembra, la parola *sengo, senego.* Vedi C. Michaëlis de Vasconcellos, *Port. Etymol.* in *Zeitschr. f. rom. Phil.* VII 102 sgg. Duarte Nunes de Leão indicava, già nel '500, quest' etimologia; pur non sarebbe da escludersi un *senicus* da *senis.*

[3] Vedi la dedica del *Libre de Consolacio de Philosophia* 'transladat en romanç catalanesch', stampato dall'Aguiló nella *Bibl. catal.,* Barcelona 1877.

Boccaccio, uscirgli cioè di bocca, come da fonte perenne: 'la moral sabiduria, | las leyes y los decretos, | los naturales secretos | del alta philosophia, | la sacra theologia, | la dulce arte oratoria, | toda verissima historia, | toda sotil poesia'. Veri detrattori il Boccaccio non ne ebbe, e quei pochissimi che gli mosser rampogna erano difensori a tutt' oltranza dell' onor femminile; paladini di tutte le Dulcinee, vedevano a malincuore macchiate tante belle e sagge scritture, guasta la 'fama loable', coi vituperi follemente lanciati nel *Corbaccio.* Non fu torto mai al Boccaccio un capello per la sua leggerezza e spensieratezza; non si dubitò mai della sincerità e profondità della fede nel cuor dell' uomo, che tanti morali e cristiani insegnamenti impartiva, svegliava le genti dal mortal sonno e mostrava instancabile la fallacia e inanità delle mondane cose, il mutar perenne di fortuna. Chiedevasi il Boccaccio nel proemio del *De Casibus:* 'Qual cosa più piena di carità può essere al ben vivere de' mortali e all' eterna salvazione più utile, che ridurre, potendo, a dritto cammino quelli che fallano?'[1] La religione a fior di pelle non poteva esser giudicata allora superstizione, bisogno di tranquillizzar la coscienza, mettendola d'accordo con Dio, e facendosi un' agevol scala fra terra e cielo. Se già quel cattivo di Ser Ciappelletto era santificato, figuratevi quale onore, qual beatificazione dovessero le devote genti serbare al Boccaccio!

Tra i più intinti di scienza boccaccesca e più zelanti nel tradurre, nell' imitare, nell' assimilare le opere latine del Boccaccio, troviamo nella Spagna medievale: frati, monsignori, teologi, canonici, arcipreti, vescovi, ai quali non passava neppur per la mente che il Boccaccio potesse essere di pregiudizio alla Chiesa, e facesse serpeggiare nell' animo de' fedeli il veleno della incredulità e dell' indifferenza. Tutto era scritto, per diletto ed ammaestramento, a fin di bene, per stimolare alla virtù e bandire il vizio. Nel *Corbaccio* medesimo, vedevasi un trattato di morale, in cui echeggiava solenne il gran memento ai perduti dietro le femmine rie, una satira salutare, che non disdiceva punto dalle massime sante del Catechismo e potevasi leggere con profitto, come leggevansi gli scritti del Cavalca, del Passavanti, di Jacopone da Todi, di Santa Caterina. Quel lusso di erudizione, la pompa, lo sfarzo delle frasi, ch' eran nell' opere del Boccaccio, seduceva, abbagliava gli uomini di chiesa, creduti pur sempre i più colti ed intelligenti. L'umanesimo in Ispagna non

[1] E il traduttore castigliano (*Caydas,* ed. Toledo 1511, cap. I, lib. II): 'Empero que cosa puede ser mas santa ni mas leal que poner hombre todas las fuerças si pudiere alcançar a ser emendada por el alguna soltura de la vida desordenada | y los que yerran puedan ser traydos a mejor carrera: y los soñolientos y adormidos en yerros y en pecados pue(n)dan ser corregidos y tornados virtuosos.'

era in lotta alcuna con Dio e co' Santi; si rappattumava con essi, senza fatica, senz' astio e cruccio. L'Olimpo de' Pagani viveva allegramente e pacificamente accanto al Paradiso de' Cristiani. Il pensiero antico è tratto a reggere ed a fortificare il pensiero moderno. I miraggi del mondo, le scale di contemplazione e di Paradiso, gli *Espejos del alma,* gli orti e giardini di *consolacion de las almas* rigurgitano di saggi precetti per rettamente vivere, tolti a' magnifici e gloriosi dottori antichi.[1] Che il Boccaccio andasse ad attingere dal gran fondo del sapere antico tanta roba erudita, tante norme di saggezza e virtù, e profondesse, negli scritti, gli esempi di vita di tempi gloriosi e illustri, a beneficio d'ognuno, era inestimabil fortuna pei dotti, che vedevan risparmiata ad essi tanta fatica di compilare e di estrarre. 'Quae quis quaeso pro munere, seu saltem parum fructuoso labore, velit exquirere, et tot volumina volvere, legere et hinc inde excerpere perpauca?' così il Boccaccio, nella lettera proemiale al *De Genealogiis Deorum gentilium,* ben prevedendo la pratica utilità dell' opere sue.

Già sul finire del '300, i trattati del Boccaccio, così provvidenziali ai cervelli enciclopedici di un' età ancor caotica, trovano facile cammino in Ispagna, dove coi militi, i mercanti, il corteo de' principi, che nel bel paese s'eran fatta un' appendice di regno, fonte di guai, passano i frutti della coltura d'Italia, passano i codici, passano i poemi e le storie, passa la scienza vecchia e nuova, immagazzinata ne' libri.[2] Non sappiamo bene se gli Spagnuoli conoscessero prima le opere moralizzanti del Petrarca, o quelle del Boccaccio, ma è lecito supporre che, il *De Remediis,* assai presto divulgato e diffuso nel Settentrione e nel Mezzodì della penisola, porgesse, a' dotti e a' saggi, utili ammaestramenti, in ogni vicissitudine, nell' avversa e nella buona fortuna, ad un tempo stesso, del *De Casibus.* Per il Boccaccio s'era tuttavia un po' più teneri che per il Petrarca. La scienza del Boccaccio era di più facile accesso, più gradita della dottrina petrarchesca, e gli eruditi, gli umanisti attingevano ad essa instancabili.[3] Il

---

[1] 'Et ajunté rrasones et abtoridades de sanctos et de sabios', così Pero Gomez Barroso nel *Libro de los Consejos et Consejeros* (A. de los Rios, *Hist.* IV 9?. — Jehan le Fèvre ammoniva nelle *Lamentations de Matheolus* II v. 2678 sg.): 'Pour ce, qui veult a droit plaidier, | d'exemples se convient aidier.'

[2] 'Las obras de Petrarca y Boccaccio ... empiezan á correr de mano en mano entre príncipes, obispos, maestros y próceres yá en copias del texto original, hermosas muestras de la caligrafía é iluminacion del primer Renacimiento,' così il Menéndez y Pelayo in un suo 'prologo' della *Antología de poetas líricos castellanos.* Vol. IV, p. VI.

[3] Gli elogi che il Boccaccio non lesinava mai al suo grandissimo amico, la menzione di molte opere petrarchesche nell' opere sue (il *De Geneal.* rammenta p. es. *l'Invectiva in medicum*) contribuivan pure, in parte, ad accrescere in Ispagna il favore accordato ai trattati morali del Petrarca.

Marchese di Santillana, mecenate intelligentissimo, 'perfetto amador del dulçe saber' (Juan de Mena, in *Obras de Don Iñigo Lopez de Mendoza,* p. 317) che, finch' ebbe vita, raccolse codici, li fè trascrivere e tradurre, possedeva una collezione vistosa di opere boccaccesche; aveva, tra' suoi libri, oltre l'*Amorosa Visione,* l'*Ameto,* il *Ninfale,* la *Fiammetta,* il *Filostrato,* anche la *Vita di Dante,* allor conosciuta e letta da pochissimi, fuor d'Italia.[1] In molti inventari de' libri, posseduti da prenci e gran signori e dottori e poeti, trovi registrate una o più opere del Boccaccio, tradotte, o nella lingua originale. Figura il Boccaccio tra i libri e le reliquie del Villena,[2] del 'condestavel' Don Pedro di Portogallo (No. 92: '*Boccaccio* en vulgar castella o portugues'), di Alvar García de Santa Maria, di Gomez Manrique, del conde de Haro, della regina cattolica Doña Isabel,[3] del duca di Calabria.[4] Lo zio di Alonso de Cartagena, Alvar García de Santa Maria, lagnavasi di un Boccaccio 'que tenia en latin e rromanceado todo de pergamino', probabilmente il *De Casibus,* prestato in buona fede ad una sua parente, e non più riavuto: 'prestelo

[1] Alla cortesia di Mario Schiff, che, da più tempo, e con gran corredo di dottrina, attende all' illustrazione della biblioteca del Santillana, debbo una conoscenza dell' opere boccaccesche, possedute dal Marchese, più sicura di quella che dalla nota biografia di A. de los Rios avrei potuto desumere.

[2] Ne' precedenti appunti miei sulla fortuna di Dante e del Petrarca in Ispagna dava l'indicazione dei cataloghi e degli inventari del' 400, omessa qui, perchè i lettori più non ne siano infastiditi. È singolarissimo, dicevo, che la ricca biblioteca di re Martin (l'inventario è recentemente pubblicato con cura e integro da Massó y Torrents nell' *Avenç)* nessuna copia registri dell' opere dei massimi trecentisti d'Italia. Nessuna, medesimamente, figura nell' *Inventari dels libres de la Senyora Donna Maria,* stampato per cura di Velasco y Vignau nella *Rev. de Arch., Bibl. y Mus.* ant. ser. 1872, II 11 sg. e, a parte, nella *Colecc. de docum. histór.* No. I. Madrid 1872. — Il maestro de Calatrava, D. Luis Nuñez de Guzman avrà posseduto, pur lui, sicuramente, un Boccaccio, o latino, o volgare.

[3] Particolarmente ricca di opere boccaccesche. Vedi *l'Inventario de los libros proprios de la reina Doña Isabel,* pubblicato dal Clemencin nel noto *Elogio (Memor. d. la R. Acad. de la Hist.* Vol. VI. Madrid 1821, p. 461 sgg.), 'libro de pliego entero de mano é en romance en papel, que se dice Juan Bocacio' (Con questo titolo, che pur si ripeteva in Francia: 'ung livre appellé Bocasse,' intendevasi generalmente il *De Casibus,* l'opera del Boccaccio più diffusa, ma il Clemencin avverte in nota: 'pudo ser la obra *De claris mulieribus*'). — No. 149: 'Otro libro ... que se llama de Juan Bocacio de la *Caida de los Principes.*' — No. 150: 'Otro libro en romance de mano que son las *novelas de Juan Bocacio,* con unas tablas de papel forradas en cuero colorado.' — No. 151: 'Otro libro de pliego entero de pergamino en papel de romance italiano de mano que se dice *Frometa.*'

[4] Vedi l'inventario dei libri che, nel 1550, il duca de Calabria legava al monastero di San Miguel de los Reyes di Valencia, in *Revista de Arch., Bibl. y Mus.* ant. ser. IV 7 sg. Istruttivo assai è l'atto di donazione dei manoscritti di Filippo II all' Escorial, che R. Beer pubblica, con illustrazioni scarse, ma opportune, nello *Jahrb. der kunsthist. Sammlungen des allerh. Kaiserh.* 1903, vedi pp. CVII. CXIII sg. Vi figuran, fra altre opere boccaccesche, cinque esemplari delle *Caydas.*

á doña Juana de Cartagena mi sobrina e non lo pude cobrar della';[1] segno evidente che libri siffatti e così glorificati non poltrivano negli scaffali.

Tranne forse il *Commento* alla *Commedia* e le *Egloghe,* men note, fuor d'Italia, delle *Egloghe* Petrarchesche, tutte l'opere del Boccaccio eran conosciute in Ispagna nell'Età Media, l'opere latine maggiori, più delle volgari, ben s'intende, quelle di edificazione spirituale, più delle poetiche e ricreative. I letterati badavan poco a spassarsela, a perder tempo con trastulli di fantasia; anche i più tediosi e prolissi correvano, o s'immaginavan correre, all' acquisto delle cose gravi, utili ed eterne. Il latino, biascicato da tutti gli uomini di chiesa, tipo perfettissimo di favella, la lingua dei dotti per eccellenza, era assai più comunicabile e inteso del volgare italico (per un' eccezion rara il Santillana sapeva poco di latino e molto d'italiano). Quando venne in uso il tradurre, l'accomodare il latino alla 'romancial texedura', è nella veste latina, tagliata dal Petrarca sul corpo formoso del volgare del Boccaccio, che gli Spagnuoli conobbero, come i dotti di Francia, d'Inghilterra, di Germania e d'Olanda, la pietosa novella di Griselda del *Decameron.* Un abito castigliano, più o meno acconcio, s'ebbero poi tutti i trattati boccacceschi, 'por avisar é ennoblecer la gente é nacion de Castilla', come avrebbe detto l'austero cancelliere Pero Lopez de Ayala.

La propaganda erudita veniva dall' alto, dalle corti illuminate, e non poteva mancare d'effetto. Un monarca saggio si circonda di sudditi sapienti; spande pel regno il seme delle dottrine acquisite; impone il suo esempio, i suoi gusti. Fu viva la tradizione de' 'buon re di Castella', sbattuti qua e là dall'onde infide e torbide de' negozi di stato, forti d'intelletto, ma fiacchi d'animo; sventuratissimi in guerra, ma fortunati ed acclamati negli studi. Don Juan II, più fulgente 'que el cielo estrellado', 'rey magno bienaventurado', come lo chiama, con dolce illusione, Juan de Mena nel *Labyrintho,* leggeva gli umanisti, il Petrarca, il Boccaccio, Leonardo Bruni d'Arezzo, il Decembrio, il Bessarione, leggeva anche Dante. Portava sul suo capo una corona di spine, pur, mentre le faccende del suo stato miseramente rovinavano, le lettere fiorivano e gli eruditi si moltiplicavano. Sotto il suo regno il Boccaccio ha il culto maggiore. Tutte le traduzioni, cominciate già sullo scorcio del '300, si continuano, non più interrotte; le promuovono, dietro l'esempio di Castiglia, i monarchi stessi del Portogallo; così, a beneficio

---

[1] M. Martinez Añibarro, *Intento de un diccion. biogr. y bibliogr. de autor. de la prov. de Burgos,* Madrid 1889, p. 245 e R. Beer, *Handschriftensch.* 80. No. 31. — Il 'bohacio en rromançe .... con la glosa', No. 12, 'è evidentemente errore di stampa per *bohecio.*'

dell' erede del trono portoghese, Alonso de Cartagena voltava, nel 1422, a compimento dell' opera del D'Ayala, gli ultimi capitoli del *De Casibus.*[1]

* * *

Libro d'oro il *De Casibus* pei letterati e moralisti di Spagna, ripieno di 'muchos buenos enxemplos et de buenas doctrinas para bien vivir espiritualmente et moral et onestamente', non meno delle consultatissime e venerandissime 'Memorabilie' di Valerio Massimo,[2] e fu, con tutta probabilità, la prima opera del Boccaccio che gli Spagnuoli ebber tra mani. Con quella sua tendenza al grave e all' eroico, inteso sempre a trarre norme sagge di vita dalle esperienze e vicissitudini proprie e altrui, dal continuo studio delle cose di stato e dal governo de' popoli, dalle 'historias de cosas grandes et nobles', che già vedeva raccolte dal padre Fernán Pérez, si può capire, quale scossa provasse il cancelliere di Castiglia, Pero Lopez de Ayala, leggendo nel volume del Boccaccio i casi degli illustri infelici, saliti a grande altezza, 'fasta los cielos y las estrellas', e poi caduti in misero stato, 'fasta los abismos'. Eran mozze tragedie della vita,[3]

---

[1] 'Fablando con vos ... en materia de sciencia en que vos sabedes fablar', così il Cartagena, rivolgendosi al dotto principe, nel prologo della *Retorica* di Cicerone, da lui volgarizzata 'á ynstancia del muy esclarecido Principe Don Eduarte Rey de Portugal'. Gallardo, *Ensayo* II 260, No. 1638.

[2] 'como nos estudiando algunas vegadas en el valerio máximo viésemos que las notables estorias e muy escelentes abtoridades que en él son puestas ... son muy provechosas al anima e al cuerpo e al regimiento de la cosa pública e familiar ...', leggesi in testa alla versione di Valerio Massimo, eseguita, intorno al 1395, per incarico del Cardinal Jaime de Aragon, figlio del Conte di Pradés. *Rev. de Arch., Bibl. y Mus.* VI (1902) p. 203. — Più versioni castigliane, catalane e valenziane s'ebbero dell' opera di Valerio, prodigiosamente divulgata in tutta l'Età Media; nè erano ignorati in Ispagna i commenti di Dionigio da Borgo S. Sepolcro e Benvenuto da Imola, e ritradotta fu persino la versione francese di Symon de Hesdin. — Dava già ai nervi al Petrarca il culto, crescente ognora, per Valerio ed in una memoranda epistola usciva a dire (*Famil.* IV 15): 'At, quod sequitur, te inter morales Valerium praeferre, quis non stupeat? Si tamen serio perseveranterque dictum est et non iocandi tentandique animo. Si enim Valerius primus est, quotus, quaeso, Plato est? quotus Aristoteles, quotus Cicero, quotus Annaeus Seneca, quem in hac re magni quidam aestimatores omnibus praetulerunt?'

[3] Voleva il Marchese di Santillana, scrivendo il prologo a Donna Violante de Prades, un esempio di stile da tragedia, che 'contiene en sí caydas de grandes reyes é prinçipes, asy como de Hércoles, Priamo, é Agamenon, é otros atales, cuyos nasçimientos é vidas alegremente se començaron, é grand tiempo se continuaron, é despues tristemente cayeron' (*Obras*, p. 94), da contrapporsi allo stile da commedia, rappresentato dal poema di Dante, e gli soccorre alla mente il *De Casibus* del Boccaccio. — Già il Chaucer doveva considerare qual collana di tragedie il *De Casibus,* da lui imitato ne' *Monkes Tales,* e tragedie portano in fronte scritto le stampe della libera versione inglese del *De Casibus,* compiuta dal Lydgate: *The Tragedies gathered by Jhon Bochas of all such Princes as fell from theyr Estates through the*

semplici ed elementari abbozzi di drammi che movevan lo spirito, già per natura incline alla tristezza e malinconia, avvezzo a considerare l'instabilità di fortuna, il rapido vanire e precipitare di ogni umana grandezza. Come aveva tradotto dagli antichi, per illuminare i contemporanei, il D'Ayala tradusse,[1] non sappiam quando, probabilmente nel crepuscolo della vita, i primi 8 libri del trattato del Boccaccio[2] (de' 9 libri dell' originale se n'eran fatti 10 in Castiglia). Aveva assistito alla caduta di più prenci nella sua Castiglia. Le lotte, i tumulti continui, l'azione e la riflessione acuivano il suo intendimento. Sentiva anche lui prepotente il bisogno di sermoneggiare con austerità catonica, di erigere ben alto il suo faro a guida delle perdute genti, brancolanti per le tenebre. De' fatti, delle avventure, dell' am-

---

mutability of Fortune since the creation of Adam until his time (1527); *A Treatise excellent and compendious, shewing and declaring, in manner of tragedye, the falls of sondry most notable Princes and Princesses* ecc. (1554). Vedi E. Koeppel, *Laurents de Premierfait und John Lydgates Bearbeitungen von Boccaccios De Casibus Virorum Illustrium.* München 1885.

[1] O ordinò piuttosto, sorvegliò, guidò il lavoro del traduttore? Le parole del nipote Fernán Pérez de Guzmán, ch'io ricorderò ancora più innanzi: *'por causa dél son conocidos algunos libros ... las Caidas de los Principes'*, danno a pensare.

[2] Come e su qual testo e con quanta fedeltà ed esattezza sia condotta la versione del D'Ayala non posso io dire per sventura, nè ho ora modo di fare alcun confronto fra le stampe, (che abbracciano, s'intende, anche il seguito della versione, compiuta da Alonso de Cartagena) e i codici manoscritti. Inclinerei tuttavia a supporre mero arbitrio degli stampatori le lacune frequenti che offrono le *Caydas* e mutilano il testo boccaccesco del *De Casibus.* Non poteva anche il dottissimo Hortis (*Studi sulle opere latine del Boccaccio,* Trieste 1879, pp. 607 sgg.) approfondire il suo giudizio sulla versione castigliana del *De Casibus,* che suppone fedele all'originale trascelto; meravigliavasi come nella stampa, da lui esaminata (1525), vi fossero tralasciati 'molti capitoli, non già di quelli che portano censure o riflessioni morali, ma nomi di re disgraziati e fatti storici'; p. 608, 'se talvolta il senso non è da lui (il d'Ayala) esattamente recato dalla lingua straniera nella sua, non è per reticenza, ma per aver franteso qualche vocabolo o la costruzione latina, o per difficoltà incontrata nel voltarli in lingua spagnuola; sicchè per levarsi d'impiccio ricorse a mal riescite perifrasi'. Sulle interpolazioni nel testo latino, trascelto dal D'Ayala, e seguito dal traduttore inglese, che pur dipendeva dal Premierfait, vedi l'opuscolo del Koeppel citato p. 45. Pare doversi escludere che il Lydgate nei *Falls of Princes* avesse pure presente un esemplare delle *Caydas* castigliane. Vero è che il gran cancelliere, se pure non fu in Inghilterra, era agli Inglesi ben noto per le trattative intavolate e condotte a buon porto fra la casa di Lancaster e re Don Pedro, e qualcosa doveva pur pispligliarsi lassù nell'isole dell'opera sua letteraria, pregevole quanto il diplomatico maneggio; nè giurerei che il duca Humphrey di Gloucester, mecenate ed umanista sullo stampo del Santillana, ghiottissimo di codici in ogni lingua, non possedesse, oltre la versione del Premierfait, una trascrizione delle *Caydas* castigliane. — Uno studioso che in uno o più viaggi in Ispagna prendesse in serio esame i manoscritti sparsi, mutili in parte, delle versioni dell' opere latine del Boccaccio e del Petrarca, farebbe opera grata ed utile sicuramente.

basciate, dell' opere e degli studi del Boccaccio, certamente qualcosa avrà udito, peregrinando su e giù pel mondo, o soggiornando in Francia per sbrigarvi i negozi politici intricati; nè è probabile ch'egli del Boccaccio unicamente abbia conosciuto il trattato sulle vicende disastrose degli illustri. Accarezzava nella mente la figura di un principe ideale, forte della sua scienza di stato, agguerrito contro gli strali di fortuna. Un suo zio, il cardinale Gomez Barroso († 1345) s'era fabbricato, aiutandosi anche un po' col *De regimine* di Egidio Colonna ('ome de grant saber' *Rim. d. Pal.*), un suo specchio de' principi, il *Libro de los consejos y consejeros del Principe;* ai prenci e a chi nelle grandezze fallaci e nel potere confidava, il D'Ayala, già brusco e franco riprenditore dei vizi e degli abusi dei ministri degeneri della chiesa e dello stato, nel *Rimado de Palacio,* acceso a volte d'ira e di sdegno dantesco, dava ora solenne ammonimento colle boccaccesche *Caydas,* 'extrannas caydas', così nomavale ancora, nel primo '400, il giudice Gonzalo Martinez de Medina[1], e il trattato sulle precipitose cadute, ancor monco della

---

[1] Il titolo della versione ha anch'esso la sua fortuna. In Francia era corrente, ne' codici manoscritti e nelle stampe, il titolo: *Des cas des nobles hommes, Du déchiet d. n. h., De la ruyne* (Hauvette, *Premierfait* p. 39; *Facsimiles of designs from engraved copperplates illustrating Le Livre de la Ruyne des nobles Hommes et Femmes, par J. B.* Bruges 1878, dalla preziosa stampa del 1476). Quale 'réciteur des fortunes du monde et des tristes malheureuses matières collecteur véritable', apostrofa il Boccaccio, Georges Chastellain nel *Temple de Boccace* (Œuvres ed. K. v. Lettenhove VII 97), che pur chiama il grand'uomo 'original traitteur des malheureux' (*Œuvres* VII 142); nell'allegorico poema *La Chasse et le Départ d'amours* (Goujet, *Bibl. franç.* X 241) Octavien de Saint-Gelais fa dire a Franchise:

> Si Bocace, l'élégant Escrivain
> Qui mist *les cas des chétifs* en son livre,
> Qui pas ne fut en tous ses escripts vains,
> Et bien valloit de plus longuement vivre,
> Fut or icy, bientost seroie délivre,
> Et laisseroit tout autre affaire à part;
> Car le grant heur dont je suis déboutée
> M'eut en effect en ses escripts boutée.

E nel *Séjour d'honneur,* accennando ai rovesci di fortuna degli illustri:

> Bocace fist ample escriture
> De leur *cheute très-misérable.*
> Et racompte leur adventure
> Par éloquente dictature
> Qui est aux lisans agréable.

In Ispagna alludevasi quasi generalmente al *De Casibus* col titolo *caydas* ('Proverbio es antiguo, que de muy alto grandes caydas se dan' — *Celestina*); 'caydas de los claros varones' chiamava l'opera Alonso de Cartagena, commentando Seneca; 'caymientos', per 'caydas', trovi in rima in un componimento anonimo del *Cancionero* di Herberay des Essarts (Gallardo, *Ens.* I 566), in cui è un' allusione palese al trattato del Boccaccio; 'aparejas la

fine, che in cento foggie, con sovrabbondanza di esempi, esagerando le sciagure, i pianti, i gemiti de' travolti e caduti, ripeteva la morale de' trionfi petrarcheschi e la santissima morale biblica: 'umiliatevi e sarete sollevati', trovò rapida diffusione.

'De las mudanças arrebatadas de la fortuna muchas escripturas hablan ... E que otra cosa contiene en sí el libro de las caydas de los claros varones syno mostrar por enxemplos de los antiguos quan flacos y mudables son estos bienes que se llaman de la fortuna?' così il dotto Alonso García (de Carta-

---

cayda', 'sus desastres, sus caydas', 'á Theseo | ordenaste la cayda', trovi nel *Bías contra fortuna* del Santillana (*Obras* 171. 173. 180); 'triste e grave cayda', 'diversas caydas e muertes', 'mi total cayda', 'las caydas antiguas', 'caydas de prinçipes e cavalleros', nella *Tragedia* del 'condestavel' D. Pedro de Portugal (*Homen. á Ménéndez* I 694 sg. 729 sgg.). Non sdegnavasi tuttavia qualche volta il titolo *casos*, che pur compare nella traduzione castigliana del trattato boccaccesco (cap. I, p. II) 'obra llamada los casos y caydas y acaescimientos muy contrarios que ovieron muchos nobles y grandes principes y señores'; 'Oyd la mi bos todos los potentes, | A quien aministra sus casos fortuna' (Gonzalo Martinez de Medina); 'los casos de adversa fortuna' — 'los ásperos é duros casos generalmente acaecidos á muchos grandes en el mundo' — 'los peligrosos casos de la fortuna' (*Crón. de Juan II.*); 'casos lagrimosos' (Santill., *Bías contra fortuna,* p. 184); 'fuerte caso' (*Comed. de Ponça,* p. 105); 'casos tristes, llorosos' (*Coplas* di Jorge Manrique); 'casos infortunados' (*Canc. d'Herb. d. Essarts.* Gallardo, *Ens.* I 565; qui pur t'imbatti in un 'derrocamiento'); 'caso desastrado' (P. de Escavias, *Coplas que fizo á Perez de Guzman* in *Canc. de Castañeda* pubbl. d. F. de Uhagon, *Rev. d. Arch., Bibl. y Mus.* 1900, IV 518; 'casos sinestres de fortuna' nel *Tirant lo Blanch,* cap. 291, nel cap. 128 si favella de' 'cayments' di fortuna). Dubito che rammentasse il *De Casibus* il Lucena quando, nel dialogo *Vida Beata* (*Opusc. liter. de los sigl. XIV á XVI,* Madrid 1892, p. 130) derivato dal Faccio, fa dire ad Alonso de Cartagena: 'Son algunos destos privados que sy con poca razon son altifechos, governados con menos, *baxitornan* muy presto.' Unicamente il Marchese di Santillana, nella *Comedieta de Ponça,* chiama le *caydas* 'los casos *perversos* del siglo mundano' e su questi casi perversi, cioè sciagurati, nefasti, ricama poi, nella cantilena del 'taratántara', alcuni suoi sciagurati versi nella favella italiana, a lui famigliare: 'Ve[d]iamo li casi e ciò che (e)narrate, | e vostri infortuni contate perversi' (A torto A. de los Rios, che nelle *Obras de Iñigo Lopez de Mendoza,* p. 101, stampa giustamente 'los casos *perversos*', corregge nella *Hist.* VI 120 'los casos *adversos*'). Nella *Comedieta* medesima le 'caydas' son dette: 'los infortunios de los humanales' ('dubdo si Ecuba sintió más graveça en sus infortunios qué Homero ha contados', *Defunssion de Don Enrique de Villena,* p. 244). 'Perverso' nel senso di 'nefasto' poteva trovare il Santillana nel verso di Francesca: 'poichè hai pietà del nostro mal perverso'. 'Perverser' equivaleva nel franc. ant. a 'bouleverser', 'perversité' a 'renversement'. Rammento i versi di Christine de Pisan nel *Livre du Chemin de long estude* (ed. Püschel, p. 3). 'Comme fortune perverse | M'ait esté long temps adverse'; G. Chastellain nel *Temple de Boccace* (*Œuv.* VII 75) ci presenta la regina d'Inghilterra 'soy complaignant à moy de fortune, dure et parverse'. Il Lydgate nei *Falls of Princes* (Koeppel, op. c. p. 80) chiamava il *De Remediis utriusque fortunae:* trattato 'of two fortunes weleful and perverse'. Stainhövel dava alla versione sua del *De Casibus* il titolo: 'Historien ... von widerwärtigem Glück.'

gena), chiosando il *De Providentia* di Seneca, da lui tradotto, con scarsissime reminiscence del Boccaccio e copiosi raffronti con Valerio, Macrobio, Ovidio, Boezio, San Tommaso ed altri saggi.[1] Primeggiava il Cartagena tra i sapienti del suo tempo, accarezzato, ossequiato anche dai più dotti d'Italia, acclamato qual Salomone e Seneca novello dal monarca stesso. La sua pietà profonda, che gli fruttava il vescovato di Burgos, non gli impediva di trar consiglio dagli scritti morali del gaudente Certaldese che sì bene e con cristiana, cristianissima unzione copriva le brame d'Epicuro in lui serpeggianti. Ancor non molto lungi nella dignità della prelatura, 'decano' di Santiago e di Segovia, ambasciatore alla corte di Portogallo, è sollecitato, intorno al 1422, da Juan Alfonso de Zamora, secretario del re di Castiglia, perchè desse compimento all' opera, lasciata interrotta dal D'Ayala e voltasse, 'romanzasse' gli ultimi due libri delle *Caydas.* Meravigliavasi lo Zamora che la traduzione di opera sì bella, di gran 'dulzor', di 'muy hermoso tratar' fosse rimasta un torso; 'creo', diceva del gran cancelliere, 'que lo embargó ó muerte suya á lo facer, ó ser el libro menguado por do lo romanzó, ó otro algun impedimento,' e, amantissimo delle 'obras notables de los antiguos', nelle quali 'oviesse articulos de sciencia engastonados en el casco de eloquencia (versione del *De Officiis*)', davasi gran briga per pescar l'originale, irreperibile in Castiglia; la copia scoverta a Barcellona eragli lassù di poco frutto 'porque quien me lo tornase en nuestra lengua allí hallar no pude. E despues acá en Castilla, assaz de letrados dello requiriendo, no me daban á ello remedio, diciendo que la retórica del era muy escura para romanzar'. Dio misericordioso, provvido sempre d'aiuto a coloro che s'adoperano 'en algunas buenas obras', diè allora opportuno suggerimento e rivelò la perizia del dottor Alonso García: 'romanzó el dicho Dean' i libri mancanti, dalla metà del capitolo 'que habla del rey Artus de Inglaterra ... y de Morderete su hijo', innanzi, 'él diciendo é yo escribiendo. Los cuales lo hicieron muy bien, guardando su retórica, segun que por el paresce'.[2] Con quest' arringa

---

[1] Ho citato questo passo dalla rarissima stampa *Cinco libros de Seneca,* Sevilla 1491 (non pagin.) nelle note sul *Corbaccio in Ispagna.*

[2] Come al Boccaccio stesse a cuore questa benedetta 'retorica', il pomposo modo di esporre le sue gravi sentenze è saputo. Vedi nella traduzione castigliana del *De Casibus* il cap. XIV del Lib. III ('loa la poesia y la retorica manera del hablar') ed il XIII del Lib. VI ('habla contra algunos que dizen mal de la Rhetorica'). Alonso de Cartagena traduceva con libertà e scioltezza maggiore del D'Ayala ed avvertiva nell' introduzione alla *Retorica* di Cicerone, da lui tradotta (Menéndez y Pelayo, *Bibl. hisp. lat.* p. 574): 'ca como cada lengua tenga su manera de fablar, si el interpretador sigue del todo la letra, nescesario es que la escriptura sea obscura et pierda gran parte del dulzor'.

proemiale[1] offrivasi al pubblico l'intera *Cayda de principes*, e la versione, così allestita, senza le parafrasi, profondamente tediose, aggiunte alla versione inglese del Lydgate, frutto d'una triade di ingegni, scritta, come il frontespizio avvertiva, 'a loor y alabança de dios todo poderoso: y de la inmaculata soberana reyna del cielo virgen sancta Maria madre suya, y en enxemplo y castigo de todos los grandes Emperadores Reyes Señores y Señoras que sobre la haz de la tierra en este circular orbe dominan: e cuyos señorios no pueden exceder de passar por tal via como los tales sean sojuzgados a la mayor parte so el desordenado poder de la fortuna y su Rueda', davasi una prima volta alle stampe, nel 1495, quando già nel regno eccelso delle Spagne gli spiriti cominciavano a disinteressarsi all'opera boccaccesca, così dotta e così morale.[2]

Qualche efficacia sicuramente dovè esercitare il *De Casibus* sui suoi traduttori, e, se al critico più attento e meticoloso non verrebbe fatto riscontrare l'influsso del Certaldese nelle 'Cronache' famose del grave Cancelliere, qualcosa delle invettive acerbe del *De Casibus* a' potenti, sommessi a' vani e caduchi piaceri di fortuna, può pur scorgersi nel *Rimado de Palacio*, che flagella le magagne, le insidie, le corruzioni e dissipazioni della corte. Meno agevole è seguire le traccie del *De Casibus* nel-

[1] Da me già in parte ricordata nelle note su *Dante in Ispagna*. Vedi R. de Floranes, *Vida liter. d. canc. D. P. Lopez de Ayala* in *Colecc. d. docum. inéd. para la hist. de Esp.* XIX 457; A. de los Rios, *Hist.* V 113 che pur rileva il pregio del codice escurialense della versione. È singolare come non figuri la traduzione del *De Casibus* nell' inventario della biblioteca del Re Dom Duarte, riprodotto in Braga, *Hist. d. litter. portug. Introducç.*, Porto 1870, pp. 213 sgg. Un manoscritto, proveniente dalla biblioteca Olivariense, *Caida de Principes de Joan Bocacio con muchos ejemplos* è citato nell' *Ensayo* (IV 1486) del Gallardo.

[2] Fu poi edita più volte. A Monaco potei consultare l'edizione di Toledo 1511: '*Aqui comiença un libro: que presento un doctor famoso de la cibdad de Florencia: llamado Juan Bocacio de cercaldo a un cavallero su amigo: que avia nombre Maginardo marískal de la Reyna de Sicilia: en el qual se cuentan las caydas y los abaxamientos que ovieron de sus estados en este mundo muchos nobles y grandes cavalleros, por que los hombres no se ensobervezcan con los abondamientos de la fortuna.*' Il frontispizio dell' edizione princeps dell' Ungut di Sevilla, 1495, è dato dall' Hortis, *Op. lat.* p. 843. Un facsimile figura nella raccolta di K. Haebler, *Tipografía ibérica del siglo XV.* La Haya, Leipzig 1902. LIII. Un' edizione del 1552: *Libro llamado Cayda de Principes compuesto por el famoso varon Juan Bocacio de Certaldo, florentino* è alla Palatina di Vienna. Alle stampe posteriori alludono gli scellerati versi della litania, posta in fronte al *Pelegrino curioso y grandezas de España* del Villalba (*Socied. d. bibl. españ.* Madrid 1886, p. 66):

> No trato por no dar en la fortuna
> de Caida de príncipes famosos;
> á Bocacio entre faltas ponen una,
> que bien muestra ser tacha de tramposos,
> que pues ellos topetan como bueyes,
> no aprovechó avisar él á Reyes.

l'opere latine, negli scritti storici, filosofici, religiosi e moralizzanti del Cartagena, ignoti, o sepolti ancora più che per metà, e dall'inesorabil tempo e dall'incuria degli uomini in parte distrutti. È vaghissimo il ricordo delle *Caydas* nell' *Anacephaleosis* (Schott, *Hisp. illust.* I, 246 sgg.), dove pure, a specchio salutare della vita, a infondere abborrimento delle larve terrene e amore alla virtù, s'infilzano, racimolati dalle storie di monarchi e di prenci, esempi di casi umani sciagurati e prosperi. Le ammonizioni gravi del novelliere moralista echeggian forse in quel *Tratado de la Virtud* che, occulto a tutti, riposa tra le rovine dell'Escorial.[1]

Le compilazioni storiche del Boccaccio, 'doctor famoso' e venerato ('el maestro' lo chiama più volte il D'Ayala nella nota versione), servivano, nel '400, anche fuori d'Italia, quanto le enciclopedie, i dizionari, i manuali d'oggidì; vi si pescavano, come nel Valerio, nomi di chiari uomini e di chiare donne, definizioni, fatti storici, esempi mitologici. Benchè voluminose, erano un comodo 'vademecum' agli studiosi. Con poca fatica s'aveva modo di figurare tra i dotti, perduti e immersi nel mondo antico, l'Eldorado de' saggi; si allineavano con esse, prontamente, nelle prose e ne' versi, schiere di nomi illustri. Tra i primi ad attingere al *De Casibus* figura il Villena, traduttore di Virgilio e di Dante, che non si perita di citare il Boccaccio colla Bibbia ed i Santi Padri.[2] A lenire il dolore e gli affanni dell' amico Juan Fernández de Valera, a conforto degli uomini tutti, ne' triboli della vita, scrive, con dottrina affastellata e reminiscenze soverchie del trattato di Arrigo di Settimello, goffamente calcato sul *De Consolatione* di Boezio, una sua *Consolatoria* o *Tratado de la Consolacion;* dai casi degli illustri, oppressi dalla sventura, voleva s'apprendesse a tollerare le sciagure ed a far fronte ad ogni rovescio di fortuna.

Drizzate all' alto gli occhi che vagan quaggiù fra le tenebre e le follie del mondo; le pompe precipitano; i regni si disfano, nè più che sogno od ombra è la vita; tutto posa in grembo a Dio. La morale de' *Trionfi* petrarcheschi, diffusi già in Ispagna,

---

[1] S'è fantasticato parecchio di un *Libro de las ilustres mugeres,* scritto dall'illustre vescovo dietro l'esempio del Boccaccio. Ho espresso altrove i miei dubbi sull'opportunità di questa attribuzione, ma vorrei pure che uno studioso di lena raccogliesse gli scritti sparsi, i trattati, le epistole del Cartagena, e si sobbarcasse ad ardue ricerche d'archivi, per tessere una monografia sul grand'uomo, caro ai' dotti d'Italia e guida sicura ed esperta agli umanisti della Spagna rinascente.

[2] A volte anche il Petrarca è citato. Vedi E. Cotarelo, *Don Enrique de Villena,* Madrid 1896, p. 69, e le mie note sul *Petrarca in Ispagna* p. 9 dell'estratto. Se meno frettolosamente e superficialmente avessi letto, anni or sono, i trattati del Villena, inaccessibili ormai, in parte, nelle mie solitudini, con maggior sicurezza, con confronti veri e non vaghi, con utilità maggiore pei nostri poveri studi, avrei potuto studiarvi l'influsso del Boccaccio.

nell' ultimo scorcio del '300, appare rafforzata dalla morale del *De Casibus.* Le esortazioni a mutar vita e costumi, a lasciar la terra per il cielo, piovono nelle terre di Castiglia, anche un po' dietro le esortazioni ed il gran memento gridati dal Petrarca e dal Boccaccio. Con un 'Deum summa veneratione colite, et integro corde diligite, sequimini sapientiam, et virtutes apprehendite', ponevasi l'ultima volta al tempio delle sciagure degli illustri.[1] Medesimamente Gonzalo Martinez de Medina chiudeva un suo 'deçir' *sobre la justicia et pleitos de la grand vanidad de este mundo,* anteriore di qualche anno alla versione del *De Casibus*, compiuta dal Cartagena, coi versi: 'Catad, que ante Dios non ay poderoso, | Qué todo se juzga por alta potencia. | Abrid bien las puertas de vuestra conciencia, | Amat la justicia, verdad et derecho ... | Desde Lucifer fasta el papa Juan | Podedes leer extrannas caydas, | Segund las estorias vos lo contaran | Et por Juan Boccacio vos son repetidas | ... Por ende emendad en las vuestras vidas.'[2] E il 'deçir', che dal poema petrarchesco dell' età cadente qualche ispirazione deve pure aver tratto, procede accogliendo bibliche e boccaccesche sentenze; ricorda il salmo de David; ammonisce fuggir le glorie mondane, durevoli 'asy commo viento'.[3] Nulla è stabile nella vita 'esquiva, engañosa'; nessun piacere ha compimento. Si vider giammai nel mondo 'omnes abondantes | De onrras é vicios é muy alto estado |

---

[1] Rammento qui la chiusa castigliana delle *Caydas* (ediz. di Toledo 1511, p. CXXVII): 'Por ende tomando exemplo en las caydas agenas: mirad y ved en quanto peligro estades puestos; y aprended a poner termino a las cosas, dexando avaricia y luxuria y saña y vana gloria y ambicion: y menbrando vos en tanto que tenedes ensanchadas las voluntades con alegria. ... E por alguna manera deste juego por instabilidad y mobilidad de la fortuna no seades engañados: esto fincad en vuestros coraçones: que quantas vezes paresce estar seguro el estado de los hombres tantas vezes a los mezquinos de los hombres que lo creen son paradas asechanças. E quanto mas vos paresciere que sodes traspasados en las estrellas y dignidades altas: tanto en mayor cuydado finque vuestro desseo en humilde lugar: porque en vuestro ensalçamiento ayades con que vos alegredes: y en la cayda no ayades cosa porque vos contristar. E adorad a Dios en soberana honrra y amalde con entera aficion y seguid la sabiduria | y tened en acatamiento las virtudes. Honrrad a los dignos, guardad los amigos con soberana fe. ... E si acaesciere que fueredes derribados: parezca que no es fecho por vuestra maldad | mas por la sobervia de la fortuna que todas las cosas trastorna y rebuelve.'

[2] *El Cancionero de Juan Alfonso de Baena,* Madrid 1851, p. 386. Dagli accenni ad avvenimenti contemporanei nel 'deçir', A. de los Rios, *Hist.* V 317 conchiudeva, ragionevolmente, che 'Gonzalo de Medina se referia aquí al original latino de Boccaccio'. Dovevagli esser nota tuttavia la frammentaria versione del d'Ayala, alla quale indubbiamente ci riconduce il nome 'caydas'. 'Aun que yo me calle de dezir de aquella yrreparable cayda de aquel Luzifer ... el primero soberbio' (*Cayda de Princ.* Lib. I, cap. V, f. V).

[3] 'E assi como fumo e sombra las nobles costumbres e floresciente juventud ... pasara' (*Tragedia* di D. Pedro de Portugal, *Homen. Menéndez* I 731).

... en un ser estantes, | Nin aver un solo plaser acabado?' Considerate come ogni potenza e grandezza 'en polvo é cenisa del todo' si dissolve, come passano i beni di fortuna e sen va la 'rugiada' della vana gloria 'así commo sueño é cosa muy vana. | ... E de todo ello non finca memoria.'

Segue un arido elenco di nomi d'illustri (tolto solo in parte al *De Casibus*) 'todos los ... que en los libros leo', corteggio lugubre di tramontati e precipitati, spogli di potere, di fama e d'impero. Così, a tutti i potenti, fortuna 'aministra sus casos'. 'Catad las sobervias atan ensalçadas | Quel universo conquerir quisyeron | E cuan de ligero por sy se cayeron.' E il memento a' piaceri fallaci si ripete in altro anologo 'deçir' (scritto 'cuando estava en privança de Juan Furtado de Mendoza') pur grave, pur ispirato al Boccaccio.[1] Gira e rigira instancabile la ruota di fortuna; si veggon trascinare miseramente al basso magnanimi e prodi, salire all' alto i malvagi, prima che la divina giustizia si compia. 'Estrañas', capricciose son l'opere della volubil Dea; 'en pocas jornadas | Muda, trasmuda todo lo umano'. Ce lo mostran luminosamente le 'istorias, antiguas fasañas | De los que pasaron'. Tra siffatte storie, un posto cospicuo doveva tenere nel concetto di Gonzalo de Medina il *De Casibus,* perocchè da esso è tratta la sfilata degli illustri infelici che da Adamo e Nembrotte ci conduce al 'gran Papa Juan'. Dai trionfi e le conquiste si passa alla sciagurata morte di Annibale, di Scipione, Cesare, Pompeo.[2] E gli uomini non par s'avvedano della miseria loro, della corruttibilità e inanità di ogni cosa, del frangersi inesorabile d'ogni grandezza. 'E la perfecçion de Dios se le olvida.' Il pensiero ascetico traeva alimento dall' esperienza antica, da' fatti memorandi, registrati nelle morali e storiche compilazioni.[3]

Un legger ricordo alle *Caydas* è pure nell' opere di Fernán Pérez de Guzmán, nipote del D'Ayala e zio del Santillana, esperto e meditabondo scrutatore degli umani destini, 'cavallero doto en toda buena dotrina', che delle massime sagge del suo

[1] *Canc. de Baena,* pp. 387 sgg.

[2] Scrive il Boccaccio p. es. di Pompeo (Lib. VI, cap. 9): 'Laceratum corpus, et truncus nudarum factus ludibrium, noctu, ignique modico ab homine unico semiustus, et harenis contectus', e Gonçalo Martinez de Medina (*Canc. de Baena,* p. 389): 'Fue de Julio Cesar en campo vencido | E su noble cuerpo en la mar fundido | E la su cabeça cortó una vil gente'.

[3] Per gran tempo la Francia pascevasi pure degli insegnamenti morali e ascetici del Boccaccio. Ancora nei primi anni del '500 Jean d'Auton segnalava nelle sue 'Cronache' la conquista di Milano con un ricordo al Boccaccio, e, sul ritornello: 'Gloire mondaine est fragille et caducque', ricamava questi poveri versi: 'Sy mon dire nul en doubte revocque | Bocace et autres en ont bien trecté, jucque | A suffyre, en prose et equivocque.' *Chroniques de Louis XII par Jean d'Auton* p. R. d. Maulde La Clavière, Paris 1889, I 283.

saviissimo parente faceva tesoro e pensava doverglisi tributar gratitudine anche perchè 'por causa dél son conocidos algunos libros que antes no lo eran, ansí como el Tito Livio, las Caidas de los Principes' (*Generaciones y Semblanzas*, cap. VII). Nel memento in rima: 'Tu hombre que estas leyendo'[1] grida il suo: 'Perirete, tornerete cenere e polvere,' commosso nel cuore. Le letture e lo studio delle 'escrituras provadas', degli zibaldoni di Valerio e del Boccaccio, massimamente, gli riempivan il capo di gran nomi dell' auree età tramontate, che si seguono ed inseguono nel suo 'sinple deytado', a significare il gran 'vanitas vanitatum', lo sfacelo a cui tutti soggiacciono: Pompeo, Alessandro, Ettore, Achille, Ulisse, Annibale, Scipione, gentiluomini e gentildonne, 'onbres nobles, esforçados', 'dueñas de linda apostura', donne che 'tan amorosas fueron, | Todas tristes padeçieron | Esta espantosa pena'. Nulla è stabile che non riposi in Dio.

Il trattato morale del Boccaccio mostrava con particolare compiacimento, fondendo e rifondendo concetti tolti da Boezio, come Fortuna reggesse capricciosa e insensata i beni mondani, prendendosi giuoco degli uomini che stolti l'invocavano, maggior fiducia riponendo nel poter suo bizzarro e fallace, che nel poter di Dio, più devoti al fato, che alla Provvidenza. Il dibattito fra la Fortuna e la Povertà dava vita e figura alle idee astratte, e s'imprimeva nella mente, ancor più delle tirate gonfie di storica dottrina, e de' gravi sermoni. Ricorreva ad esso Alfonso Martinez de Toledo per solennemente coronare l'opera sua, nota a' posteri col titolo *Reprobación del amor mundano* (con minor proprietà ancora chiamata *Corvacho*), mostrando la follia degli uomini, che il libero arbitrio, la ragione, l'anima sommettono ai pianeti e al fato.[2]

---

[1] *Canc. de Baena*, p. 632.

[2] Sorprende in verità come nessuno ancora abbia badato a questo ingente prestito fatto al *De Casibus* nell' opera dell'arciprete di Talavera, compiuta nel 1438 (or riprodotta nella nitida ristampa della *Socied. de Bibl. Españ.*, Madrid 1901, per cura dell' amico mio Pérez Pastor), novella prova della superficialità estrema colla quale si suol discorrere e scrivere degli influssi stranieri sulla letteratura di Castiglia antica e moderna. Nè l'arciprete pretendeva in modo alcuno occultare la sua fonte, come prima di lui soleva fare il Metge in Catalogna. (Lib. III, cap. II, p. 284:) 'Otra razon te diré, la qual Juan Bocaçio prosygne, de la qual pone un enxemplo tal. Dize que el, estando en Napoles oyendo un dia liçion de un grand natural filosofo maestro que ally tenia escuela de estrologia, el qual avia nombre Andalo de Nigro, de Genova çibdadano, leyendo la materia que los çielos en sus movimientos fazen e de los cursos de las planetas e sus ynfluençias, dixo esta razon: non deve poner culpa a las estrellas, sygnos e planetas, quando el causador busca su desaventura e es causador de su mal ('Non deven poner culpa a las estrellas: quando el cuydado procuro y busco su desaventura' *Caydas* Lib. III, cap. II, f. XXXIII. *De la disputacion y contienda que ovieron la fortuna y la pobreza segund el maestro da testimonio de lo que vio*), e pone un enxemplo para provança desta

Non solo l'arciprete trasfonde nell' opera sua il *Certamen* boccaccesco, 'el qual queriendolo entender alegoricamente tiene en sy mucha moraldad, quien en el byen pensare, aunque a prima

razon ec.' Sembra che avesse innanzi l'originale latino del *De Casibus*, non la versione castigliana (Anche il Petrarca era citato a preferenza nel testo latino). Or veggasi, dall' esordio del *Certamen*, come l'arciprete svolge il testo del Boccaccio, ampliandolo, trasformandolo.

Arciprete, p. 285:

Dize que la Pobreza un dia estava muy triste e como trabajada, pensativa e muy dolorida e muy flaca, en solo los huesos e la pelleja, negra, fea, magra e llena toda de sarna, los ojos somidos, los dientes regañando, su sarna rascando, la pelleja cortida e arrugada, muy espantable e fiera. E estava echada al sol en encuentro de tres caminos, faziendo al rascar jestos estraños e feas continençias, sus cejas abaxadas como de persona que está comidiendo en algund grand pensamiento. E la Pobreza asy estando, he vos aquí donde viene por el camino adelante la Fortuna, muy poderosa, de edad de treynta años, muy loçana e valiente, riendo e cantando con mucha alegria, en somo de un caballo muy grueso e fermoso, vna guirnalda de flores en la cabeça, muy ceñida por el cuerpo e frescamente arreada segund la gala del mundo. E como llegase a la vista de la Pobreza, su cavallo començó de tornar atrás e començó a dar muy fuertes ronquidos por quanto vido la Pobreza yazer muy fea e desfigurada, que paresçia a la muerte propia que entonçe del sepulcro salia. E desque la Fortuna la vido, dió de las espuelas al cavallo e como a forçado fizole a ella llegar, e la Fortuna comencó a sonreyrse a manera de escarnio. Pero la Pobreza, quando la vido, con grand seso e mansedumbre alço sus ojos en alto e començo de mirar la pompa e loçania e locura e vanagloria, la jactancia e orgullo que la Fortuna consygo tenia, e en manera muy suave, a guisa de persona entendida e ançiana, la

Boccaccio, *De Casibus*, ed. Augusta 1544, p. 61.

Sedebat forsan in trivio Paupertas amicta centaculo, et obducto supercilio, et secum (ut moris est) revolvebat plurima. Eo ferente casu, Fortuna superbo fasto, et numine pleno transiens, oculos iniecit in eam. Adversus quam ridentem, atque praetereuntem Paupertas, nullis ferè onusta lacinijs surrexit, et acri vultu inquit. Quid stolida rides? cui fortuna, miror te ipsam macie obsitam, strabosam, scabiosam, pallentem, palliastro tenui, semesisque vestibus semitectam, amicitias fugantem, ac canes quocũque iueris excitantem, et nõ urgente extremitatis tuae verecundia, in solitudine residentem. His irritata Paupertas, vix manus continuit, dixitque: Ecce, si insipida arbitraris, quasi dea sis, ut stolidi credidêre, te quidẽ agente, sic fermè. Non equidem, quinimo me volente sinamus haec: cum tibi sit plena, mollisque cutis, roseus color, ac purpurea vestis, et ancillarum longior ordo. Vis ne mecum in palestra certare viribus?

Caydas, Lib. III, cap. II, f. XXXIII.

Assi fue: que la pobreza estava assentada en un lugar donde se ayuntavan tres caminos, vestida de una piel de oveja y abaxada la sobreceja: segund que los ombres: lo acostumbran quando piensan en algunas cosas señaladamente graves. E assi acaesció que en aquel passo que la pobreza assi estava: passava la fortuna con gesto muy sobervio toda llena de orgullo y la pobreza desnuda sin carga de ropa con gesto triste y amargo. y la fortuna començose de reyr. y la pobreza le dixo. o loca sin seso querria yo saber de ti: de que te ries. entonces respondio la fortuna. digote pobreza: que esto pensando y considerando como estas magra y sarnosa y amarilla, cubie[r]ta de viles ropas todas rasgadas: y assi apartada de toda buena amistad: y veote ladrada de todos los canes: que contigo encuentran y agora estas: perdida toda verguença. y creo que en ti no la ha. Por ende yo te pregunto que me digas la cabsa porque estas assi sola y mezquina con tu pobreza que suffres. y la po-

vista paresca patraña de vieja', ma lo dilata e allunga con invenzioni e ragionamenti propri, v'aggiunge nuovi detti mordaci, nuove sentenze e provverbi ('las paredes ā las oras oyen e orejas tienen',[1] ecc.) frizzi contro le donne e i preti.[2] Di un cenno si foggia intere scene, sempre con inesauribil vena. Nè la loquacità sovrabbondevole delle due contendenti, che s'ingiuriano e si battono, riesce a stancarci e ad infastidire, tanto è vivace, brioso,

---

Pobreza dixo asy: amiga ¿de que' te ries? que plazer veas de ty! ¿rieste de mi, en que me vees fea e desdonada, sola e apartada de los plazeres del mundo, echada entre estos tres caminos? Respondió la Fortuna: Pobreza, mucho me maravillo de tí, ¿e non me devo reyr consyderando tu jesto e presençia, fea, negra, mal vestida, cubierta de mucha sarna, huesos toda e pellejo, apartada de todo byen, alexada de plazeres, acompañada de tristeza, complida de pensamientos, llena toda de dolores? Dizes que non me ria: sy reyré por buena fe: ¿quién será, el que non riese sy tu donayre viese? Mirate á un espejo antes que respondas, e verás quién, cómo e quál estás. Entonce la Pobreza, non moviendo su coraçon a yra, dixo: dime, amiga, ¿quién eres tu? Dixo la Fortuna: yo só la alta Fortuna, que fago e desfago, mando e viedo; todas las cosas a mi regimiento son.

breza con estas palabras que la fortuna le dixo fue muy sañuda en tanto grado que apenas pudo tener las manos quedas . y tornando a su humildad y paciencia respondiole: diciendole assi . O loca como hablas tu presuntuosamente pensando que tu seas una grand diosa : y las cosas presumes que tu las ordenas : segund que algunos locos lo creen y tienen . y sey bien cierta que esto non es ni viene porque tu as poder de lo fazer, mas es por culpa del que padece asi como yo . Mas dexemos agora de fablar en estas cosas . y pues tu estas rica y bien andante teniendo tu rostro hermoso de color de rosas . y tus vestiduras de purpuras de oro, muy acompañada de donzellas que te sirven: y otras compañas asaz . Mas si a ti pluyesse entrar comigo en un campo cerrado y provar tus fuerças con las mias : yo te aria conoscer la virtud de mi cōdicion.

Anche le lodi impartite alla povertà, in altra parte del trattato (Lib. I, cap. XVI, f. XVII della trad. cast.), sono messe a profitto dall'arciprete.

[1] È pure fra i *Proverbios* del Santillana: 'que en tal caso las paredes han oydo' (*Obras*, 38) e nel *Tirant lo Blanch* (cap. CXLVII ed. *Bib. catal.*): 'no saben que moltes voltes les parets tenen orelles'.

[2] Già discretamente frustati nel Lib. I, cap. XXIX: 'Pues sy fablamos de frayres é abades, en este caso non digo nada, que animales son de rapina, que quando non tienen de suyo acorrense de su vezino.'

salato lo stile dell' argutissimo autore. Prima di azzuffarsi, Fortuna e Povertà vuotano un gran sacco di contumelie, e, laddove il Boccaccio asciuttamente descrive la rissa e ci presenta in seguito Madonna Povertà vittoriosa e trionfante su Madonna Fortuna, il Talavera ci dà un torneo in piena regola, con finte e assalti parecchi e grandi colpi e grandi scosse. La Povertà, che ha all' uopo sante parole in bocca, e cita Valerio e Catone e Salomone e i Salmi di David[1] ha ancor modo di addentare la rivale, simulatrice, 'doña falsa, mala', di malizia gravida e coperta: 'non te pienses espantarme con tus gestos bravos de leon a manera de ytalianos, genoveses o lombardos'. La vittoria è poi altamente gridata, e la Fortuna pesta, umiliata, contrita è messa in ceppi; la Povertà pellegrina oltre a Bologna.

Il *Certamen* non è solo ad agire sull' immaginazione del salace, vivacissimo scrittore. La dottrina morale del *De Casibus* è specchiata qua e là nel trattato, che riprova e sferza l'amor mondano, il 'loco y vano amor',[2] la 'mala é desordenada cobdiçia' (p. 59);[3] e quegli illustri, 'los más fuertes del mundo, gigantes e poderosos, papas, emperadores e reyes', che la Fortuna si vanta di aver abbattuti (p. 298): 'David é Dario el famoso,' 'Alexandre, que del universo mundo fué señor,' 'Sanson e Golias,' 'el grand emperador virtuoso Pompeyo,' 'Julio Cesar, el syngular conquistador e emperador,' il 'grand Membroc, gigante que fizo la torre de Babilonia', 'Teseo, rey de Atenas,' il 'gran Priamo, rey de los troyanos', il 'grande Roboan, rey de los judios', 'la grande reyna Dido, reyna de Cartago', il 'fuerte Sedechias, rey de Iherusalem', il 'sobervio Tarquino, fijo del Tarquino emperador romano', 'Antioco, rey de Persia e de Asia', il 'famoso Anibal, señor de Cartago', il 'grande Marco Tulio Çiçero', il 'grande Herodes, rey de los judios', il 'grande emperador Nero', il 'varonil emperador Çesar Augusto', 'Valerio, de Roma emperador,' il 'grande Diocleçiano, emperador', 'Maximiano,' 'Juliano Apóstata,' 'Galero, emperadores de Roma,' l''emperador Constantyno romano', 'Andronico, emperador de Constantinopla; Diogenis emperador romano,' 'Radugayso rey de los godos' ('Rodaygasso' nella versione del *De Casibus*, Lib. VIII, cap. XI, f. CVII) avevan tutti la loro storia di sciagure, di grandezze e miserie nella storica compilazione del

[1] In una lunga enumerazione di dottori e poeti e maestri, uscita di bocca alla Fortuna (p. 299), il Boccaccio ('Bocazyo') appare tra Seneca e Ovidio; in altre stampe, tra Livio e Orazio (p. 300).

[2] Contrapposto sempre dagli scrittori del Medio Evo di Spagna al 'buen amor'. Santillana, *Proverb.* (*Obras*, 42) 'E ressiste en moçedat | Al loco amor'.

[3] 'O ciega codicia y desordenada de aquellos a los quales: por el don de dios era dado señorio (*Caydas*, Lib. I, cap. II, f. III). Vedi inoltre il cap. XXIII del Lib. I *que habla de la desordenada cobdicia.*

Boccaccio. Di suo l'arciprete non aggiungeva che: "los doze pares de Françia, 'el animoso Godofre de Bullon', 'Tristan de Leonis e Lançarote del Lago', e Lançalego(?) rey de Napoles", se pur quest' ultimo non è da identificarsi, com' io suppongo, con Ladislao, re d'Ungheria.[1]

Sul 'non incusanda sydera sunt, cum sibi infortunium quae sierit oppressus', il Talavera ricama parecchie morali considerazioni; inneggia al libero arbitrio, con più calore e convincimento assai che non faccia il Boccaccio, e forse l'arciprete di Spagna ignorava come il suo dottor fiorentino un po' di fede prestasse alle chimere astrologiche e si professasse grato al 'generoso e venerabil vegliardo' genovese, autore dell' *Introductio ad judicia astrologica,* per le nozioni avute sul moto e la virtù delle stelle.[2] Quando mai ebber potere sulle vicende umane: 'fortuna, fado nin ventura, que una cosa son', e questo, o quest' altro pianeta, non fila ognuno il suo proprio destino? Non si faccia ingiuria al franco e libero arbitrio, all' umana libertà, plaudendo all' illusoria e derisoria scienza degli astri (p. 319): 'el que dexa a Dios e su santo nombre e poderio, e se somete a fados e planetas, que sy fadas malas le vinieren por su culpa obrando, se les tenga'.[3]

---

[1] Le stampe danno (p. 299) 'Lançalao'. Anche re 'Cesar de Bretaña' (p. 298) m'è sospetto; evidentemente volevasi alludere a re Arturo.

[2] 'Arte da solennissimi ingegni' chiama il Boccaccio l'astrologia nella *Fiammetta* (cap. III). S'ebbe poi il lieto e faceto novellatore, col volger del tempo, quella fama di mago che ad altri molti giudiziosissimi scrittori non fu risparmiata dal volgo immaginoso. Vedi un opuscoletto nuziale di O. Bacci, *Burle e arti magiche di Giovanni Boccaccio.* Castelfiorentino 1904. Sulle credenze astrologiche del Boccaccio è notevole sempre quanto osserva il Graf, *Fu superstizioso il Boccaccio?* in *Miti, legg. e superst. d. Med. Evo* II, 173 sg.

[3] L'arciprete parrebbe nutrito della *Somma* di San Tommaso, che non cita. La vivace difesa del libero volere, di fronte al vantato poter delle stelle, ci rammenta il sermone di Marco Lombardo nel *Purgatorio* dantesco (canto XVI), sul quale, vedi C. Galanti, *Il libero arbitrio secondo la mente del divino poeta* in *Alighieri* II, 362 sgg. e G. Zoppi, *Il determinismo e il libero arbitrio in Dante.* Verona 1902. — Curiosa assai è la tirata sul libero arbitrio, o franco volere, capace di combattere l'influsso delle costellazioni sul destino degli uomini, nel frammento *La Fiction du lion* di Eustache Deschamps, anteriore di mezzo secolo al libro del Talavera (*Oeuvres de E. D.* publ. p. G. Raynaud in *Soc. de anc. textes,* Paris 1903, XI 159 sgg.) Ricordo un capitolo *De predestinacio e de franch arbitre* del *Libre de les Maravelles del Mon* (LVIII) di Ramon Lull ed un curioso discorso che Tirant fa a Plaerdemavida nel *Tirant lo Blanch* (cap. CCCLXI. vol. IV, p. 121 dell'ediz. nella *Bibl. catal.*): 'Mas lo franch arbitre, regit e reglat ab saviesa per les potencies intellectuals, com no sia sotmes a les costillacions dels cossos celestials, refrena les vanes e folles cogitacions e fantasies de les nostres penses, e ab prudencia senyoreja les adversitats de la trista fortuna.' — Ho cercato invano, con altri trattati del primo Quattrocento, il *Tratado del caso y fortuna,* compilato per desiderio espresso del re D. Juan II, dalla sua 'humilde fechura' il domenicano Lope de Barrientos (Nic. Ant. *Bib. Vet.* II 295), professore un tempo di teologia a

Il *De Casibus* offriva, inoltre, all' arciprete di Talavera il capitoletto *In mulieres* (Lib. I, cap. 18), un *Corbaccio* in miniatura, dove, a beneficio degli uomini, incamminati all' eterna salute, ed a frenare i disonesti appetiti, si discorre delle malizie e degli inganni perfidi delle nemiche di Dio. È innegabile che a nutrire le diatribe contro le donne nella *Reprobación* del mondano amore contribuirono, oltre le accuse lanciate in lingua volgare nel libello famoso, quelle, pur pungenti, all' 'animal amarissimum' del trattato latino. Il cenno a Sansone 'deceptus, tonsus, orbatus, atque detensus in gremio adamatae puellae, eiusque fraude ab hostibus suis captus ... et puerorum etiam factus ludibrium' può aver suggerito il racconto della frode di *Dalila* (Lib. II, cap. VI, p. 149), e qualcosa de' trovati femminili per correggere la natura: il rendersi con acque i capelli più lucenti che il sole, il farsi la fronte ampia e spaziosa, levandone e cavandone i peli, il togliersi i peli col vetro, non potendo altrimenti, l'acconciar colle forbici le ciglia raggiunte e folte, riducendole in sottilissimi archi, il render bianchi con le polveri i denti neri, e i caduti riprodurre coll' avorio, passò, coll' arti svelate nel *Corbaccio,* nella satira, or gioviale, or mordace dell'arciprete.[1]

Salamanca, vescovo di Segovia, poi di Avila e di Cuenca, nè posso dire se offra derivazioni dal *De Casibus,* o sia ispirato dal *De fato et fortuna* di Coluccio Salutati. Il Baist, *Grundriſs* II/II, 443 vagamente lo chiama: 'Untersuchungen über höhere Probleme, als sie sonst in der Vulgärsprache behandelt werden.' — Un capitolo di certo florilegio di sentenze morali, estratto da vari autori: *Setenario ó tratado de las siete partidas morales,* pure del '400, manoscritto tuttavia, ch'io veggo citato dal Gallardo, *Ens.* I 1133, 'tracta e dize que cosa es fortuna e que cosa es caso e de otras buenas costumbres de que los omnes deven usar assi commo de vertud'. Recherà traccie del *De Casibus?*

[1] A compimento di quanto, altrove, osservai sull'influsso del *Corbaccio* nell' opera dell' arciprete di Talavera, a proposito delle 'aguas para afeytar', 'para estirar el cuero' ecc. ed il modo di foggiarsi (p. 185) 'las çejas byen peladas, altas, puestas en arco, los ojos alcoholados, la frente toda pelada y aun toda la cara, grandes e chicos pelos, con pelada de pez ... los dientes anozegados o fregados con mambre' ecc., tengasi ancor presente l'esordio del capitolo boccaccesco: *que habla como las mugeres se apostavan en aquel tiempo* nelle *Caydas* (Lib. I, cap. XVIII, f. 8). 'Y las que veen que tienen los cabellos negros luego los tornan ruvios con aguas que saben hazer: y aun quando quieren con otros artificios que saben los hazen crespos y ensortijados. Y si la frente es pequeña tirandole los cabellos se alargan. Y si las sobre cejas son juntas con unas tenazuelas tirando cabellos los parten y tornan en la delgadeza que quieren, y si ruvias | o negras las quieren tales las hazen | y si en los dientes tienen mengua alguna de marfil los añaden: y si son amarillos o negros con unas gomas: o especias los tornan blancos . y a mayor abondamiento con vedrio sotil los cabellos del rostro tiran que no se atreven con navaja por no acrescentar otro daño peor . E la grosura del rostro ellas las saben bien adelgazar rayendola. Y otrosi si tienen rostro amarillo | o descolorado con sus artes que azen | luego le dan color y destas tales maneras se componen y afeytan | y aquellas que tu primero diras que eran feas juzgaras

Piacque ad altri monsignori e teologi, vissuti sotto il lungo regno di D. Juan II, il *Certamen* del *De Casibus*. Fra Martin de Cordova, 'en theologia maestro', servo devoto di Don Alvaro de Luna, uscito appena da 'una grave enfermedad', procacciatasi 'cuando venia de Francia', mette insieme un suo *Compendio de la Fortuna,* o trattato *De prospera y adversa fortuna:*[1] 'así natural como práctico é moral'; cava sentenze da Aristotile, Boezio, Seneca, Livio, e dedica un capitolo dell' operetta sua, dimenticata ormai, e inedita, ch'io sappia, (Lib. II, cap. III) alla descrizione o pittura della 'Fortuna' e della 'Pobreza', 'segund Francisco Petrarca é Juan Bocatio'.[2]

È notissima l'ammirazione del Marchese di Santillana per le stelle maggiori fiorentine che, a tratti, qualche bagliore di luce mandavano sulle contristate e travagliate terre di Castiglia; nota è la glorificazione del Boccaccio nella *Comedieta de Ponça,* dove il grand' uomo, raccoglitore ed espositore dei casi e delle sciagure umane, appare in persona, di verde alloro coronato, mosso dai lamenti, dalla 'fabla llorosa', a consolare e fortificare le afflitte, illustri regine, Donna Leonora in particolar modo, la quale, alle *Caydas* memorande, aggiunge il racconto del proprio lacrimevol infortunio, del capitombolar suo, dallo stato felice alla miseria profonda.[3] È per original capriccio, o dietro suggerimento della *Comedieta* del Marchese, la cui 'volante fama', al dire di Juan de Mena (*Prohemio* alla *Coronacion*), 'con alas de ligereza, que son glorias de buenas nuevas, encabalgó los gállicos Alpes, é discurrió hasta la frigiana tierra', che Georges Chastellain desta dal sonno d'oltretomba e fa risorgere in un

---

que Venus no pudo ser mas hermosa. Pues si yo quiero añadir por quantas maneras los cabellos rubios componen mucho me deternia.'

[1] Con questo secondo titolo, che rammenta il *De Remediis utriusque fortunae* del Petrarca, lo cita Nicol. Ant. *Bibl. Vet.* II 306.

[2] Di questo *Compendio de la Fortuna* che evidentemente riproduce il *Certamen Fortunae et Paupertatis* del Boccaccio, offre una sommaria descrizione il Gallardo, *Ens.* II 569. — Fa specie che alla dottrina racimolata da' Santi Padri e da' dottissimi uomini d'ogni nazione, nelle *Sentencias morales* (pur vi figura Brunetto Latini), assai lette e diffuse nella Catalogna del '400 (*Colecc. de docum. inédit. del Arch. gener. de la Cor. de Arag.* t. XIII), non s'aggiunga verun ricordo ai trattati del Petrarca e del Boccaccio, gustati assai al Settentrione della Penisola. Al Metge, che allegramente furava dal *Corbaccio,* era pur noto il *De Casibus,* ed è della famiglia degli illustri infelici, evocati dal Boccaccio, lo spirito del monarca apparso nel *Somni,* in quella camera 'la qual es testimoni de les mies cogitations' ('clamoribus cubiculum meum omne compleverant', *De Cas.*). Nella Catalogna tuttavia, fertile assai di traduzioni di opere latine e volgari, non trovo traccie di una traduzione del *De Casibus.*

[3] Nell' eloquio italiano del Boccaccio, barbaramente riprodotto in ogni stampa, è palese il ricordo al principio della *Fiorita* di Armannino: 'Io son Fiorita di molti colori, | Mostrarmi vegno per darmi diletto, | Poi che volete vedere il mio aspetto.'

suo 'Tempio' il Certaldese, grande e nobile 'réciteur des fortunes du monde et des tristes malheureuses matières collecteur véritable', 'docteur de patience en adversité,' perchè ad una desolata regina, cui pugna in cuore il travaglio di 'fortune dure et parverse', porga alleviamento, e vegga, in misteriosa visione, come un seguito de' suoi casi degli illustri, nuovi esempi del capovolgersi precipitoso d'ogni gloria mondana?[1] Non oserei pronunciare un giudizio reciso. Fu grande in ogni tempo nel Chastellain l'amore per il Boccaccio, il cui 'glorieux parler ... après Pétrarque son maistre, depuis les Romains n'a eu gaires de pareil'; della morale solenne del *De Casibus* ritrae il *Miroer des nobles hommes de France*[2]; alle cose del mondo, anche al di là de' limiti della sua dolce Francia, porgeva attento orecchio;

[1] *Le Temple de Bocace, Remonstrance, par manière de consolation à une désolée reyne d'Angleterre* (*Oeuvres* de Chastellain, pubbl. da K. de Lettenhove, Bruxelles 1865, VII, pp. 75 sgg.). Quando precisamente l'operetta del Santillana riuscisse a varcare la frontiera di Spagna, non so dire. Un manosc. della Nazionale di Parigi (Morel-Fatio, *Catal.* No. 586, anc. f. No. 7,819) contiene, con altre poesie castigliane, anche la *Comedieta de Ponça*.

[2] Ricorderebbe in parte il *De Casibus* anche la *Complainte de fortune*, ma non pare opera del Chastellain. Vedi Gröber in *Grundriſs* II 1132. Sicuramente l'autor suo, che versificava nella seconda metà del '400, dopo il Santillana, imita, nell' esordio, le riflessioni morali, gli accorati lamenti sul perire delle città, de' regni, degli imperi e delle glorie tutte in terra che il marchese poneva nel *Diálogo de Bías contra Fortuna* (*Obras*, 155 sgg.) Chiedevasi Bías:

Qué es lo que pienssas, Fortuna?
Tú me pienssas molestar,
O me pienssas espantar
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Essas edifficaçiones,
Ricos templos, torres, muros,
Serán ó fueron seguros
De las tus persecuçiones?
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Qués de *Ninive*, Fortuna?
Qués de *Thébas?* qués de *Athénas?*
De sus murallas é almenas,
Que non pareçe ninguna?
Qués de *Tyro* é de *Sydon*
E *Babilonia?*
Qué fué de *Laçedemonia* ...
Ca si fueron, ya non son!
Dime, ¿quál paraste á Roma,
A *Corintho* é á *Carthago?*
O golpho cruel é lago!
— — — — — — — —
Son imperios ó regiones,
O çibdades,
Coronas, nin dinidades
Que non fieras, ó baldones.
— — — — — — — —

E l'autore della *Complainte de Fortune* (*Oeuvres* de Chastellain, VIII 323 sgg.):

Long temps y a que je me plains
De fortune et de ma doleur
— — — — — — — —
— — — quant je regarde
Du monde l'instabilité
Et que fortune point ne tarde
Mais tousjours fait nouveleté
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Quantes cités sont à ruine,
Qui ont esté de grant pouvoir!
Quans roys a fait par sa bruine,
Fortune tomber et chéoir!
Où est le trésor et l'avoir
Des plus riches qui oncques furent?
Pour eux tout meurt, quant ils moururent.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Où est-ce que *Nynive* fu;
En laquelle y avoit maint fu?
Trois journées avoit de tour
Or n'y a mais ne mur, ne tour.
Qu'est devenu *Babylosne*,
De matière artificieuse

fama del Santillana giungeva a lui pure sicuramente. Discorre il Chastellain più volte, con senno e facondia, delle cose di Castiglia; nel *Temple* è lamentata la sorte iniqua di re Alfonso d'Aragona; Don Alvaro de Luna (VII 289), vi muove la sua 'complainte': 'vint droit-cy se remonstrer atout son hourt, son corps en quatre pièces dessus et la teste tollue, et voulant préadviser les hauts montes en la roue de futur péril, et leur estre figure et miroir de félicité mal usée.'

Certo, di tutti gli illustri saliti in gran potere e travolti poi miseramente al basso, nessuno dava, nel secolo e nella patria del Santillana, più solenne e terribile spettacolo del favorito del re e grandissimo e superbissimo 'factotum' Don Alvaro de Luna. L'esempio suo ben valeva gli esempi addotti dal Boccaccio nel *De Casibus,* e forse, al tramonto estremo della sua gloria funesta, venendo a morte, il De Luna medesimo pensò alle *Caydas* boccaccesche. Quando il capo dell' infelice, che s'ergeva orgoglioso su tutti, fu mozzo, ed i potenti tremarono, molti certo ebbero un pensiero allo storico e moralizzatore delle vicende de' prenci. E mentre il Santillana in un suo *Doctrinal de Privados* accusa, ingeneroso stavolta, il nemico caduto, e ripete la morale de' *Trionfi* e del *De Casibus,*[1] ammonisce chi follemente aspira

---

La non pareille dessous le throsne
Faite par gent ingénieuse?
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Où est *Troye* la renommée,
Et *Ylion,* chasteau sans per?
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Et *Thèbes* que jadis fonda
Cadanno, fils de Agénor
— — — — — — — —
— — — — — — — —

D'elle n'y a riens demoré
Pour bien jugier que ç'a esté.

Lacédêmone, dont les lois
Vinrent en maintes nations,
A toutes gens, mesmes aux rois.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Athènes, fleur de sapience
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Cartage — — — — — —

Il *Dialogo* e la *Complainte* rammentan poi le glorie ed i trionfi tramontati di prenci e sovrani. Di altre derivazioni dalle strofe del marchese di Santillana feci parola nelle *Note sulla fortuna del Petrarca in Ispagna,* p. 31, dell'estr.

[1] Pur ripetuta nella *Pregunta de nobles á Don Enrique Señor de Villena,* stampata tra le *Rimas inéd.* dell'Ochoa pp. 241 sgg., poi in *Obras,* 217 sgg.:

Pregunto ¿que fué d'aquellos que fueron
Sojudgadores del siglo mundano,
— — — — — — — —
— — — — — — — —
¿A do se sumieron Davit é Absalon,
El grand Josué, Saul, Tholomeo,
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Pregunto ¿que fué del fijo d'Aurora
Achilles, Ulixes, Ayax, Thalamon,
Pirro, Diomédes é Agamenon?
— — — — — — — —

— — — — — — — —
¿A do es Semirámis é Pantasilea,
E las Amaçonas — — — —
— — — — — — — —
Pregunto ¿que fué del magno Pompeo
De Céssar Augusto é Octaviano?
Otrossí pregunto por el grand Trajano,
— — — — — — — —
— — — — — — — —
¡O muy transçedentes poetas limados,
Intrínsicos sabios, discretos letrados,
Deçit ¿quien los roba, Fortuna ó sus ffados?

all' 'estrema soberania' di raccogliere a tempo il volo[1] e la fine dell' onnipossente ministro ricorda in un freddo bisticcio: 'temedes | tan gran eclipse de luna', l'autore delle *Generaciones y semblanzas,* giudice equo ed austero de' suoi tempi, rimaneggiando la *Crónica del rey Juan II,* cominciata dal 'muy bueno e discreto' Alvar Garçia de Santa Maria, riferita la fine lugubre di Alvaro de Luna, così apostrofa l'autore delle *Caydas* (cap. IV): '¡O Juan Bocacio! si oy fueses vivo, no creo que tu pluma olvidase poner en escripto la caida deste tan estremo y esforzado varon, entre aquellas que de muy grandes príncipes mencionó. ¿Qual exemplo mayor á todo estado puede ser? ¿qual mayor castigo? ¿Qual mayor doctrina para conocer la variedad é [los] movimientos de la engañosa é incierta fortuna?[2] ¡O ceguedad de todo el linage humano! ¡O acaecimiento sin sospecha de las cosas de este mundo ... pues miren aquellos que sola su esperanza, pensamiento é trabajo ponen en las cosas vanas, caducas, é ciegas deste mundo, é con ánimo atento acaten y vean qué fin ovieron todas las honras, todo el resplandor, todo el señorio, todo el tesoro, todo el mando de aqueste tan poderoso, tan rico, tan temido señor.'[3]

Scrissero i saggi antichi, avvertiva già il D'Ayala nel proemio

---

[1] *Proverb.* LXXVII (*Obras,* 59): 'Quiere aquello que pudieres | É non mas, | Ca vemos de oy á cras, | Si lo atendieres, | Grandes triunphos é poderes | Derribados.'

[2] L'apostrofe curiosa mi riconduce alla mente l'esordio della novella *Le galant morfondu* di Antoine de La Sale (*Les Cent Nouvelles Nouvelles* ed. Londra 1744. I 169). 'Se au temps du très renommé et eloquent Bocace, l'advanture dont je vueil fournir ma nouvelle fut advenüe a son audience, et congnoissance parvenüe, je ne doubte point qu'il ne l'eust adjoutée et mise ou renc des nobles hommes mal fortunez ... et se mal fortune n'est digne d'être ou dit livre de Bocace ce j'en fais juge tous ceux qui l'orront racompter.'

[3] Distinguere nella *Crónica* famosa (male stampata nella collezione *Crónicas de los reyes de Castilla* di Cayetano Rossell, Madrid 1871, t. II), ben nettamente, il lavoro dell' uno e dell' altro compilatore, rimaneggiatore e rifacitore è cosa ardua assai, sovente impossibile, ma ben parmi veder qui uno sfogo dell' animo di Fernán Pérez de Guzmán, che nelle *Generaciones,* caratterizzando lo zio D'Ayala, pur ricorda le *Caydas.* Pur da lui proverrà l'accenno al Boccaccio nel 'Prólogo' alla *Crónica* (p. 277). Il compilatore del *De Casibus* figura con altri illustri e saggi antichi che scrissero: 'las hazañosas é notables cosas hechas por los ilustres Príncipes', e detter esempio 'á todos los que despues vinieron para virtuosamente vivir é saberse guardar de los peligrosos casos de la fortuna.' — 'Tomad exemplo, privados, | En don Alvaro de Luna, | Condestable: | Vivid siempre moderados: | Que esta loca de fortuna | Es variable,' così esortava ancora, in versi sciatti, Francisco de Guzman in una sua *Glosa sobre la obra que hizo D. George Manrique á la muerte del Maestre de Santiago* (Menéndez y Pelayo, *Antol.* vol. VI, p. CXLVI). — Rileggo la *Crónica de D. Alvaro de Luna* e stupisco che in tanto dilagare di sentenze e di virtuosissimi precetti, non vi sia un cenno al *De Casibus.* La dottrina più eletta è qui attinta da Seneca.

alle 'Cronache' (t. I, p. XXIX ed. Madrid 1799), per 'tomar dende buenos exemplos para facer bien, é se guardar de mal', e in un discorso, testè esumato, il Dottor Gonzalo García de Santa Maria, che certamente deve aver tratto profitto dai casi memorandi degli illustri e dagli storici zibaldoni boccacceschi, dà maggiore importanza agli 'exemplos de la vida de los hombres' che a' precetti santi e alle dottrine della filosofia. Senz'essi, la vita nostra altro non sarebbe che 'navio syn velas y governario en el mar tempestuoso' — imperiture appaiono le opere eccelse degli storici.[1] Della poca scrupolosità usata dal novellatore nel registrare fatti e memorie, intento sempre ad inculcar massime sagge, alterando all' uopo, a' suoi fini, la verità storica, non davansi pensiero le dotte genti ispane. Boccaccio è grande autorità anche per il Dottor Pero Diaz de Toledo che, tra chiose e commenti, volle pur stemperare la sapienza dei *Proverbios* del suo ammiratissimo Marchese di Santillana.

Gli esempi e la moral scienza del *De Casibus* soccorrono Mossen Diego de Valera nella composizione dell' *Espejo de verdadera nobleza,* messo insieme, furacchiando, per invalsa abitudine, altri trattati d'altri grand' uomini: quelli, preziosi e vantati assai, di Bartolo da Sassoferrato, in particolar modo, pur giovandosi del *Policraticus* di Giovanni di Salisbury e di un ignoto *Tratado de las sesyones* del 'muy reverendo doctor Don Alfonso de Cartagena, Obispo de Burgos'.[2] Ripetute volte si citano qui le *Caydas* (pur ricordate nel *Tratado en deffension de virtuosas mugeres*), si discutono le opinioni del Boccaccio sulla nobiltà vera, riposta tutta, come Dante voleva, nella virtù e nel virtuoso operare. 'Juan Vocacio en el capitulo ciento é quatro del su libro de las Caydas aquesta opinion paresce seguir, ... tal definicion faze de la nobleza: nobleza es un resplandescimiento de honrra delante los ojos de los onbres con apostamiento de buenas costumbres, menospreciando las cosas en que ay tacha.'[3] Valerio Massimo ed il Boccaccio somministrano in copia 'antiguas y modernas ystorias', atte più che mai a dimostrare come, 'bien asy commo por virtudes de baxo linaje muchos fueron levantados, ennoblescidos y ensalçados, asy otros, viciosamente biviendo, perdieron la nobleza é dignidades que sus pro-

---

[1] *Rev. de Arch., Bibl. y Mus.* Madrid 1903, p. 462.

[2] È pur rammentato nel *Cerimonial de principes,* ch'io leggo in calce ad una rara stampa del *Tratado de los Rieptos y Desafios* (s. l. n. a).

[3] L'*Espejo* è aggiunto alle *Epistolas* nell'ediz. de' *Bibliöf. Españ.* Madrid 1878. Vedi cap. I, p. 173; cap. V, p. 185; cap. VI, p. 191; cap. VII, p. 195. Decisamente il Valera si serviva della traduzione del *De Casibus,* non dell'originale. Della nobiltà è detto nelle *Caydas* (Lib. VI, cap. III, f. LXXXI): 'no es al | salvo un resplandescimiento y honrra delante los ojos de los que la veen: lo qual es apostamiento de buenas costumbres hablando muy dulce y arentado.'

genitores con grandes trabajos ganaron' e si rammentano i casi di 'Menbroth', ,Sardanapolo', 'Andronico', 'Alexo', 'Çipion Africano', 'Fabio', 'Calfurnio', 'Piso', 'Quinto Fabio', 'Lucio', 'Lentulo'.[1]

Sulle *Caydas,* tessendo e ritessendo le medesime sciagurate storie degli illustri, esposte dal Boccaccio, il 'bachiller' Alfonso de Toledo si foggia un suo *Espejo de las historias* che tratta 'de todos los varones ilustres e famosos assi en santidad como en potencia e fortaleza e en sciencia que desde Adam ... fasta Juan XXII fueron en el mundo',[2] e quanti altri mai specchi, o gallerie, o riverberi di vite di uomini illustri si fecero in quell'età, sì fertile di compilazioni, tutti, qual più, qual meno, rilevano dal luminoso specchio del Boccaccio. Vedi il Boccaccio sulle alture, dispensatore di saggi precetti, con Boezio, il gran consolatore delle afflitte genti, al lato, e i dotti, i poeti, i facitori di trattati e di rime s'inerpicano ansanti per quelle cime. Il Boccaccio, Boezio, il libro di Giobbe, Seneca suggeriscono in gran parte al 'condestavel' Don Pedro de Portugal il lamento grave sulle miserie e gli affanni in vita, le considerazioni malinconiche della *Tragedia de la insigne Reyna Doña Isabel.* E se anche l'esplicito accenno al Boccaccio, nel prologo, non facesse fede della stima in cui Don Pedro, lettore assiduo dell' opere dei 'grandes e scientificos ombres', vissuto a lungo alla corte di Castiglia, pratico assai di sventure, di tragedie, di 'caydas' teneva il *De Casibus* del Boccaccio, ben rivelano le prose e i versi di questa giaculatoria ed effusione sua, gli accenni alle

[1] Non potei leggere il *Doctrinal de príncipes* di Diego de Valera, inedito tuttora; suppongo che tra i Santi Padri ed i dottori antichi v'abbia pure onorevol posto il Boccaccio. — Non attinge alla scienza del Boccaccio il *Verjel de príncipes* di Ruy Sánchez de Arévalo (stampato dall'Uhagon a Madrid nel 1900), tutto imbevuto delle dottrine di Aristotile, Vegezio, Cicerone, Seneca, Svetonio, Valerio, Sant'Isidoro. (Una sua *Suma de Política,* a me ignota, è in corso di stampa.) — Vuol difendere Pero Nuñez Delgado la castità di Didone 'á la qual muchos quisieron infamar, principalmente el Virgilio por alabar á Eneas', e si fa forte dell'autorità di Giustino e del Boccaccio, rivelata quest' ultima 'en la Cayda de Principes'. *Crónica y Destruicion Troyana compuesta e copilada por el famoso Poeta e Historiador Guido de Coluña e agora nuevamente enmendada por N. N. Delgado, clérigo,* Sevilla 1509 (nell'ediz. di Medina del Campo 1587, fol. 136).

[2] Così il *Prohemio* di un'altr'opera di Alonso de Toledo (manoscritta all'Escorial, a Madrid, a Parigi; Morel-Fatio *Catal.* No. 81, p. 29. Un manosc. incompleto è descritto dal Villanueva nel *Viaje a Monserrat — Viaje liter. á las iglesias de España* VII 146 ff.), dedicata all'arcivescovo Alfonso Carrillo: *Tratado llamado Invinçionario,* citata da A. de los Rios, *Hist.* VI 202. Invano feci ricerca, in Ispagna, ed altrove, dell'*Espejo* e del *Tratado.* — Altra cosa, e indipendente dal Boccaccio, è l'*Espejo de ilustres persona* di fray Alonso de Madrid, diviso in 16 capit. e stampato a Burgos 1524. Il Gallardo, *Ens.* II 549 registrava l'esemplare acquistato da Fernan Colon a Medina del Campo. No. 4101. La versione italiana che fece di questo *Specchio* il vescovo novarese Carlo Buscapé è da me rammentata in appendice all'opuscolo di B. Croce, *Lingua spagnuola in Italia,* Roma 1895, p. 76.

vicissitudini de' principi, ai 'tempestuosos rebuelcos de la fortuna', ai capricci della 'çiega dueña', qual profitto traesse il discepolo, l'amico del Santillana, dalle 'utiles doctrinas de sapiençia' del divulgatissimo e veneratissimo trattato boccaccesco.[1]

In certa parte della *Tragedia,* là dove è deplorata la sorte funesta del progenitore, hai un compendio delle miserie degli illustri, narrate nel *De Casibus,* che un messo della Providenza, 'con acatadura turbada, ojos espantados e las manos una con la otra apretadas', ammanisce a conforto dell' animo angoscioso del prence. Ai passati dolori altri s'aggiungeranno. Però non darti sgomento, e riduci alla memoria 'las diversas caydas e muertes que esta ciega dueña desde el comienço del mundo ha fecho con los mortales, començando en el primero padre derribandolo del parayso de la vida a la tierra de la miseria, e despues en Nenbrot, e Cadmo rey de Thebas faziendo lo viejo morir en destierro, e al viejo Tiestes con nueva manera de tormento fizo comer sus proprios fijos, sostenidas luengas penas e destierro, e a Jocasta e Edipo su fijo rey de Theba grandes e duros pesares padesçer, e a Theseo rey de Athenas despues de fecha injusta vengança del fijo Ypolito e veer la cruel espada morir su muger Fedra en destierro amargoso fenesçer, e aquel grande Atrides Agamenon emperador de los Griegos rey de Miçenas, passados largos affanes, en conquista troyana por descanso dellos a mano de Egisto ser muerto; e a Salamon de la cumbre de la sabiduria en locura e ydolatria trasformar; e a la casta Dido reyna e edificadora de Cartago con su mano matarse; e al noble virtuoso rey Creso mirar al sayon que lo avia de degollar, e al fuego donde lo avian de quemar; e Xerses e Alçibiades, Amilcar e Anibal e Pompeo e Gayo Çesar graves angustias e muertes sofrir, e Artur rey de los Ingleses, e Alfonso el sabio rey de Castilla de grandes señorias e potençias abaxar; e a otros syn cuento principes muy valerosos del todo aterrar e los que mas es las sus claras famas quasi de todo punto destroyr con la grande altesa e tenido nombre de otros, assy de los que he recontado, como de algunos que de muy baxos estados a grandes honores e dignidades los ensalço, de los quales Marco Varro carniçero e despues ditador, e Gayo Mario, de muy baxo linaje fecho claro emperador, bien son dignos de rememorar, e mucho mas Otaviano que de pobre ombre a ser emperador del mundo muchos años fue levantado.'

Più innanzi si esorta l'afflitto a volger l'occhio all' età presente, che, più dell' antica, abbonda di casi memorandi e salutari:

---

[1] Vedi Carolina Michaëlis de Vasconcellos, *Uma obra inedita do Condestavel D. Pedro de Portugal* nell' *Homenaje á Menéndez y Pelayo,* Madrid 1899, I 695. 729. 731.

'Todas las caydas antiguas, assi de Çiro como de Alexandre e de Salomon que fueron avidos por monarchas, e las de Aman e de Joab que con los reyes Assuero e David privaron, no son tanto de rememorar. No digo por la grandeza d'estas, mas por la antiguidad de aquellas, ni fablo por no ser dignas de mayor maravilla las unas, mas por la çertinidad e presencia de las otras. Aun que assi sea çegado ya el humano linaje, e assi los animos de los hombres endurescidos, que tan poco temen los males presentes como los passados, e tan poco retienen en la memoria las contemporaneas caydas, como las antiguas, e tan poco dan por las unas como por las otras, pensando aun lo que veen todo ser novelas e fablillas de viejas ... Parto me do los exemplos, de los quales quasi infinitos podria recontar, ca no son llenos los libros e coronicas salvo de muertes e de caydas de principes e cavalleros'.

Rivelano similmente un' attenta lettura del Boccaccio le stanze in lingua di Castiglia sul *menosprecio e contempto de las cosas fermosas del mundo ... demonstrando la sua vana e feble beldad,*[1] scritte intorno al 1455; variante del solenne e poetico memento 'Recuerde el alma dormida'; giaculatorie sulla caducità de' beni ingannevoli del mondo, sulla vanità delle dovizie, della bellezza, degli onori, delle glorie e pompe e grandezze; esortazioni perchè sieno fuggite in terra le sirene allettatrici, e l'uom peccatore tenda a Dio misericordioso le braccia, e pietà riceva, e muti in luce le tenebre del viver suo: 'Miremos al exçelso y muy grande Dios | Dexemos las cosas caducas y vanas'. Sfilano innanzi al poeta, gemente sulle larve di quaggiù, e l''engañosa fama', schiere di illustri che Fortuna innalzò, per poi travolgere al basso; tornano ad ammaestrare le *Caydas;* le *Caydas* suggeriscono gli esempi di Crasso, di Dario, Policrato, Alcibiade, Mida, Scipione, Pompeo, Agamennone, Nerone, Alessandro, Sardanapalo 'rey muy vicioso', che 'con fama muy fea murió deshonrrado'.[2]

---

[1] Lessi le 125 ottave del *De contemptu mundi* (*Coplas do Menosprezo do Mundo*) nel *Cancion. geral de Resende* ed. Kausler, Stuttgart 1848, II 73 sgg., falsamente attribuite qui all' Infante D. Pedro de Portugal. Sui manoscritti e le stampe del *De Cont.* vedi Carolina Michaëlis de Vasconcellos in *Grundr.* II/II, 262 sg. — Ricordano in parte i lamenti del *De Contemptu mundi* di papa Innocenzo III, assai diffuso nelle regioni romanze, in tutta l'Età Media, tradotto in prosa francese già sulla fine del secolo XIII°, compendiato in versi, nel 1383, da Eustache Deschamps (*Oeuvres* XI 39) nel *Lai de fragilité humaine* (vedi anche *Le Passe temps de tout homme et de toute femme* in *Oeuvres de G. Alexis. Soc. d. anc. textes* II 74), voltato in italiano da Bono Giamboni (vedi F. L. Mannucci in *Stud. d. filol. rom.* 1903, pp. 676 sgg.).

[2] Al trattato del Boccaccio, tradotto dal D'Ayala e dal Cartagena, ci rimanda l'uso ripetuto della parola 'cayda': p. 75: 'traxo sus caydas engañosamente | E traxo a Dario a morir vilmente'; p. 76: 'son de caydas

Tutta l'Età Media è piena di voci imprecanti alla terra ed anelanti al cielo; nè era mestieri che sempre si consultassero i trattati del Boccaccio e s'udissero i flebili e dolci lamenti de' *Trionfi* Petrarcheschi, perchè si ingombrassero versi e prose di luoghi comuni sul dileguar di tutto nella fuga degli anni, e sull'inesorabil disfazione delle schiatte e degli imperi, che già la Bibbia con accenti gravi annunciava. Pure, è con ostinazion vera che i letterati di Spagna, gemendo e sospirando sulle miserie in terra, s'aggrappano alla morale bandita dai grandi uomini d'Italia. Quando Gomez Manrique manda in rima i suoi consigli a Diego Arias de Avila: 'Pues sy pasas las ystorias | De los varones romanos, | De los griegos y troyanos, | De los godos y persianos, | Dinos de grandes memorias, | No fallaras al presente | Syno flama transitoria | De aguardiente,' egli meditava i casi degli illustri, compendiati dal Boccaccio. Esplicitamente, 'por no ser prolixo', rimanda all' 'eloquente Vocaçio que las Caydas de los principes escrivió', porgendo, in una *Consolatoria* sua alla Contessa de Castro, quel conforto che suol generare il racconto delle afflizioni altrui, additando, col poter di fortuna 'e qual es su gloria | e quan poco dura e como es mudable', l'onnipossenza divina: 'los casos que vienen estan destinados, por el fazedor de cielos e tierras', riepilogando alcuni di questi casi, le 'gran caydas': di Pompeo, di Cesare, di Scipione, di Annibale e d'altri molti, vissuti dopo il Boccaccio, Don Fernando, il miserissimo 'Gran Condestable'.[1] — Nelle stesse 'coplas' immortali di Jorge Manrique, dove è traccia de' *Trionfi* Petrarcheschi, e si ricorda la tragica fine di Don Alvaro de Luna, è un legger ricordo delle famosissime 'caydas'. Torna ad ammaestrare il Boccaccio, con altre 'escripturas', come morte pareggi le sorti degli uomini, come proceda lugubre il corteggio de' potenti, disfatti e caduti: 'Estos reyes poderosos | que vemos por escripturas | ya passadas, | con *casos tristes, llorosos*[2] | fueron sus buenas venturas | trastornadas; | Assi que no ay cosa fuerte'.[3]

Ammiratori e seguaci de' due Manrique consultano ancora, in quel volger di secolo, il dotto libro de' grandi precipitati e,

---

grandes causadoras | ni nuestro tiempo caresceran d'ellas'; p. 81: 'tus propios daños no miras ni veyes, | si no si delante veys tu cayda'.

[1] *Cancionero de Gomez Manrique* pubbl. da A. Paz y Melia, Madrid 1885, I 232. Pure altrove, II 57, è memoria delle 'caydas' che 'contó Vocacio'.

[2] Nelle *Caydas* Lib. VI trovi un capit. (VIII) *que habla de algunos que fueron tristes y llorosos*.

[3] *Cancion. gener. de Castillo*. Ed. *Soc. de Bibl.* II 361. — 'Deseé leer historias | por saber hablar sin mengua: | las mas antiguas memorias, | sus caidas, sus victorias,' così ancora, rammentando un po' anche il Boccaccio, Alvar Gato, ne' versi diretti a Hernan Mexía. Vedi E. Cotarelo in *Rev. españ.* 1901, p. 240.

prima che lo divulghino le stampe, v'attingono massime sagge sull'instabilità di Fortuna e gli editti misteriosi della Provvidenza, reggitrice de' popoli. La morale delle *Caydas* s'impone a Pero Guillen de Segovia in un suo *Dezir sobre la muerte de D. Alvaro de Luna*[1] e nelle riflessioni in rima sulle umane follie e grandezze con cui esordisce una sua fantastica visione: *Contienda entre la Filosofia y el Autor*. Ricordi alle *Caydas* ed alla *Consolatoria* di Gomez Manrique trovi in una composizione anonima, della seconda metà del '400, accolta nel *Cancionero* di Herberay des Essarts,[2] pur imprecante alla 'fortuna reboltosa', che muove la ruota funesta. Tra i 'casos infortunados', i 'derrocamientos', figura la miseranda fine di Alvaro de Luna e quella del duca William Poll di Soffolk, decapitato nel 1451.[3] Commemorare vorrebbe l'autore di queste povere rime, 'si fuesse necessidat', i fatti e le imprese di altri potenti e monarchi e trionfatori e conquistatori, 'relatando sus caydas, | Mas entiendo que seria | Extrema prolixidat | Para quien las ha oydas'. Bastino adunque, conchiude il versificatore, 'para exemplo tomar | Los caymientos presentes'; rivolga l'uom frale le sue preci a Dio ed alla Vergine; implori dall' alto ausilio, 'que esta es la via recta'.[4]

[1] Rimando al giudizio assennato dell' opera poetica di Pero Guillen de Segovia che s'asconde nel libro di Vera e Isla, *Traduccion en verso del salmo L de David 'Miserere Mei Deus'*, Madrid 1879, pp. 115 sgg. Si ricordano a p. 122 i versi: 'De cayda non escapa | nyn a buen entendimiento | quyen á la parte del mento | no sabe volver la capa.'

[2] Già da me citata. Vedi Gallardo, *Ens.* I 362 sgg. Il Canzoniere è al British Museum. Vedi *Rom. Forsch.* X 158 sgg.

[3] Nel 1527 Clément Marot, pure ispirato al *De Casibus* boccaccesco, piangeva in un' elegia (XXII) la tragica fine di un potente, favorito del re Carlo VIII, Jacques de Beaune, seigneur de Semblançay. Vedi A. Roedel, *Studien zu den Elegien Clément Marots*, Meiningen 1898, p. 45.

[4] Sempronio dice nel I atto della *Celestina:* 'Lee los historiales, estudia los philosophos, mira los poetas, llenos están los libros de sus viles y malos exemplos é de las caydas que levaron los que en algo, como tu, la reputaron. Oye á Salomon ecc.' E veramente l'autore del dramma che precorre, per la veracità sua, alle tragedie dello Shakespeare, leggeva, studiava, con assiduità soverchia, e storici e poeti e filosofi, ed ingombrava talora i discorsi de' suoi personaggi di assurdi citati, di gran nomi, di 'consolatorias palabras, colligidas e sacadas de antiguos libros', di massime e sentenze, suggerite dal 'gran poeta Ovidio', da Seneca, Aristotile, Cicerone, Valerio, Petrarca, Boccaccio, da altri molti. La povera Melibea partecipa dell' erudizione sua, superflua, e, negli estremi frangenti, apre il libro delle *Caydas* per leggervi i fatti di Nembrot, del 'magno Alexandre', di Pasifae, di Minerva, di Mirra, di Semiramide e d'altri illustri.

Gmunden. Arturo Farinelli.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Das Motiv von der untergeschobenen Braut.

Unter diesem Titel hat P. Arfert eine Rostocker Dissertation (gedr. Schwerin 1897) verfafst, worin ein in der internationalen Erzählungsliteratur sehr beliebter Stoff mit grofser Belesenheit durch alle Zeiten und bei vielen Völkern verfolgt wird.[1] S. 48 ff. bespricht der Verfasser 'das Unterschiebungsmotiv in den niederen Gattungen der Volksdichtung, Fabliaux und Schwänken etc.' und erwähnt dabei (S. 50 Anm.) auch ein Bild von Hogarth: *The Discovery,* auf dem dargestellt ist, wie der geprellte Liebhaber eine Negerin statt der Frau seines Freundes im Bette findet — angeblich eine wahre Geschichte. Eine ganz ähnliche Situation kenne ich zufällig aus einem bei Arfert nicht erwähnten französischen Abenteuerroman: *La vie et avantures du seigneur Rozelli,* Tome premier, troisième édition, Paris, M.DCC.IX, wo S. 90 ff. folgendermafsen erzählt wird:[2]

'Comme j'étois connu pour le favori de Madame, un jour qu'elle étoit allée à la campagne où elle dévoit coucher, je feignis d'être indisposé, & je priai ma Maîtresse de ne me mettre pas de cette partie, elle y consentit; car elle avoit de la tendresse pour moi, & je la divertissois agréablement par mes contes & par mille petits soins que j'afectois de lui rendre, car c'est la pierre d'aimant d'une vieille; elle consentit que je restasse & voulut que Béatrice ne me quittât point, de peur que je ne fusse courir. Je trouvai pourtant le moïen de faire tenir un billet à l'Officier de la part de Madame, par lequel elle le prioit de venir le plus tard qu'il pourroit à l'apartement, ne pouvant lui parler qu'après le souper, & à son retour de chez la jeune Marquise sa bru: mais qu'il n'avoit qu'à suivre son train ordinaire, et qu'il l'attendît dans le cabinet.

Le bon homme suivit les ordres qu'on lui donna, & sur les dix heures du soir on fut lui dire de se mettre au lit, où il ne fût pas plûtôt qu'une vieille Négresse Esclave que j'avois préparée à cette scéne, & à peu près de l'âge de la Marquise, fut se mettre à son côté avec deffense de parler de toute la nuit. Cependant j'avois enlevé une planche du cabinet qui répondoit dans ma chambre, & par ce moïen je m'étois saisi des habillemens de l'Officier jusqu'à sa

---

[1] Vgl. Schullerus, *Siebenbürg. Korrespondenzbl.* 21, 20 f.; Bolte, *Zeitschrift f. Volksk.* 7, 215 f.; Kampers, *Histor. Jahrb.* 18, 731, und G. Paris, *Romania* 26, 575 f.

[2] Der Band befindet sich in der Bibliothek des hiesigen romanisch-englischen Seminars.

chemise, j'avois racommodé cette planche avec beaucoup d'adresse & sans qu'on s'en aperçût. Le lendemain sur les huit heures du matin, le jour qui entra par une fenêtre faisant apercevoir l'Officier de son erreur, il crut être couché près du diable, en voiant le visage noir & afreux de la vieille Africaine, il invoqua tous les Saints & Saintes, & les pria de venir à son secours; & plus l'Esclave lui disoit de se taire de craindre d'être entendu, plus il crioit. Tout épouvanté il sortit hors du lit, cherchant les habits pour gagner la porte; son éfroi redoubla lors qu'il ne les trouva plus; il s'envelopa d'un linceul pour ne paroître pas exposé à la raillerie des personnes qui étoient acouruēs au bruit qu'il avoit fait. La Négresse de l'autre côté s'étoit saisie de l'autre drap du lit pour n'être pas connuë: on auroit crû voir deux figures, dont on orne certaines piéces d'architecture, qui gardant la porte de la chambre, ne répondoient rien, & sembloient pétrifiées de honte & de confusion. Le bruit que ce desordre causa dans le Palais, fit acourir le jeune Marquis T..., qui ne sachant pas l'intrigue de sa Mére, & ne connoissant pas le personnage, voulut qu'il fût exposé à la ruë dans cet équipage. Ses Domestiques l'acompagnérent avec de grandes huées, jusques à la prémiére Eglise, où il entra pour se dérober à la foule du peuple. Je ne sai comment il fit pour retourner à son quartier; ce qui arriva de cette affaire, c'est que l'Officier disparut & ne fut plus vû dans Naples, & que la Marquise à son retour ne savoit comment prendre la chose pour conserver sa réputation; l'Esclave fut mise dans un cachot & pressée par des menaces terribles, de dire qui l'avoit introduite dans la chambre de Madame; cette malheureuse me nomma, & depuis ce tems-là on n'en entendit plus parler.'

Gegenüber S. 92 befindet sich ein Stich, der den Offizier und die Negerin, beide in Laken gehüllt, vor dem Bette stehend darstellt, während der junge Marquis mit zwei Dienern eben ins Zimmer tritt. So ist das Bild allerdings von dem Hogarthschen ziemlich verschieden: hier liegt nämlich die Negerin im Bette und streichelt einem der vier davorstehenden Herren das Kinn, wobei ein anderer ein Licht hält.

Kiel. F. Holthausen.

Ne. *livelong.*

livelong (*the livelong day*) geht zurück auf me. *lēve longe* (*the lēve longe day = den lieben langen Tag*). *live* ist somit die flektierte Form von *lief*.[1] Aus me. *lēve longe* erwarten wir die ne. Aussprache *līvloŋ* oder mit nachträglicher Kürzung *lĭvloŋ*. Letzteres ist bis in die neueste Zeit die übliche Aussprache gewesen; heute ist dagegen,

[1] Dialektisch kommt *live* auch sonst für *lief* vor. Vgl. Wright, *Dialect Dictionary* III, 590. Ein in London 1817 anonym erschienenes Heft (*Errors in Pronunciation and Improper Expressions, used frequently, and chiefly by the inhabitants of London*) tadelt *live*, for *lief*, willingly; man solle nicht sagen: *I had as live walk as ride,* sondern *I would as lief* ....

wenigstens bei der jüngeren Generation, *laivloŋ* die geläufige Aussprache. Ellis, *On Early English Pronunciation* IV, 1042 (1875), hat *livelong* 'sometimes *i* long' (d. h. *ai*). Die Wörterbücher lehren auch heute noch durchaus *ĭ*, darunter das *Oxforder Wörterbuch* und die neue Bearbeitung von Griebs *Wörterbuch* durch Schröer. Aussprachebücher verzeichnen die Aussprache *laivloŋ*, aber nur, um davor zu warnen: W. H. Phyfe stellt *7000 Words often mispronounced* zusammen (1889) und darunter *lĭvloŋ*, not *laivloŋ* (S. 301). — W. Ramsay-Crawford hat unter seinen *Common Words commonly mispronounced* S. 89 *lĭvlong*, not *live*, d. h. *laiv*. — *The Handy Guide to Correct Pronouncing and Spelling*, L. o. J., lehrt S. 47 *livlong*, not *līvlong* (d. h. *ai*). Es geht uns mit unseren modernen Sprachbüchern wie mit denen früherer Jahrhunderte: die Sprachlehrer sind konservativer als die Sprache.

Diese Aussprache *laivloŋ* ist allem Anschein nach nur schriftsprachlich, nicht mundartlich. Es scheint eine neue *Spelling-pronunciation* zu sein, die sich gerade jetzt durchsetzt. Unser Wort wäre demnach der grofsen Zahl der von E. Koeppel gesammelten englischen Schriftaussprachen zuzufügen (*Spelling-pronunciations: Bemerkungen über den Einflufs des Schriftbildes auf den Laut im Englischen,* Strafsburg 1901. QF 89).

Giefsen. Wilhelm Horn.

Die Quelle des Hervis von Metz.

Der *Hervis von Metz* liegt uns nun in Stengels prächtiger Ausgabe für die *Bibliothek der Romanischen Gesellschaft* vor, und wir sind endlich imstande zu beurteilen, wie wenig dieser 'Vorabend' mit der gewaltigen *Lothringertrilogie* zu tun hat. Ein Dichter vom Ausgange des 12. Jahrhunderts hat Hervis, den Vater Garins, zum Helden einer Art Abenteuerroman gemacht. Die Quellen dieses Dichters waren keinesfalls epische. Welcher Natur dieselben waren, soll eine Zergliederung lehren, der wir eine kurze Inhaltsangabe vorausschicken müssen:

Hervis von Metz.

Hervis ist Sohn des reichen Prevost von Metz und seiner Gattin, der Tochter des Lothringer Herzogs, der sein Geld auf Kreuz- und Tournierfahrten verschleudert hat. Adlige Instinkte verleiten den Jüngling, Pferde und Sperber zu kaufen, statt Geschäfte zu machen. So kauft er auf dem Markte zu Lagny eine schöne Orientalin Namens Beatrix (1304), die ihren Eltern geraubt worden war, um eine Riesensumme. Sein Vater jagt ihn deshalb fort und enterbt ihn (1946), und er lebt nun mit Beatrix, die er heiratet, auf Kosten eines Schwagers (1976). Als auch dessen Einkünfte verzehrt sind (2875), fertigt Beatrix eine Stickerei und schickt Hervis damit nach ihrer Vaterstadt Tyrus. Dort erkennen ihre königlichen Anverwandten ihre Arbeit und zahlen einen ungeheuren Preis dafür (3764).

Hervis ist daher aus aller Not, versöhnt sich mit seinem Vater (5023) und wird Herzog. Er erhält Brabant zum Lehen, mufs es aber gegen Anseïs von Köln verteidigen, der Ansprüche darauf erhebt (5675 ff.).

Von Tyrus aus haben seinerzeit Spione Hervis verfolgt und ermittelt, wo ihre Königstochter Beatrix weilt. Zurückgekehrt (5886), melden sie ihren Erfolg. Dort hat der König von Spanien um Beatrix' Hand angehalten (?!). Floire, ihr Bruder, zieht deshalb aus, um sie zurückzuholen, denn der König von Spanien hat mit Krieg gedroht, falls sie ihm verweigert würde (!).

Während Hervis sich in Brabant mit Anseïs herumschlägt und ihn besiegt (6810), zieht Floire nach Metz (6963) und entführt seine Schwester wider ihren Willen (7353) nach Tyrus.

Dorthin schickt auch der König von Spanien, um die vermeintlich jungfräuliche Braut zu holen (7799). Zu gleicher Zeit kommt aber auch Hervis heimlich nach Tyrus und nimmt Beatrix den Spaniern unterwegs ab (8553), wobei seine Leute durch Abbruch einer Brücke sich den Rückzug sichern (8811).

Nun verbinden sich Tyrus und Spanien gegen Metz (8959). Zurückgekehrt, mufs Hervis abermals gegen Anseïs kämpfen, der einen Riesen von 15 Fufs im Gefolge hat (9150). Er besiegt diesen im Zweikampf (9780), der Analogien zum entsprechenden in *Girart von Vienne* und *Fierabras* zeigt.

Während der Zeit ist Metz von Spaniern und Tyrern belagert, wobei sich bereits Hervis' Söhne Garin und Bego auszeichnen. Hervis macht deshalb mit Anseïs Frieden (10339). Aber er findet den Streit schon beigelegt: Bego ist gefangen worden, der Spanier hat ihn töten wollen, aber die Tyrer haben ihm geholfen, als sie hörten, dafs er Beatrix' Sohn ist ('die Stimme des Blutes') (10489). Darum fliehen die Spanier vor Hervis' Ankunft, der sich dann mit der Sippe seiner Frau versöhnt. Ende gut, alles gut.

Es wäre nun an sich naheliegend, anzunehmen, dafs die abenteuerlichen Vorgänge, die wir eben dargestellt, von ihrem Verfasser erfunden worden sind, als eine Vorgeschichte zu den *Lothringern*. Gegen eine solche Ansicht gibt es nun gleichwohl Bedenken. Denn wenn ein französischer Dichter erfindet, so ist es *a priori* anzunehmen, dafs er die Vorgänge, die er in der Heimat lokalisiert, kulturell dieser anpafst.

Nun scheint das nicht der Fall zu sein, wenn er auf dem Markte zu Lagny ein Mädchen wie eine Sklavin zum Kaufe anbieten läfst. Der Verkauf als Sklavin oder Sklave auf dem Markte ist ein aus dem Orient stammendes Motiv, welches dem Abenteuerroman sich leicht einpafst, und das der Dichter aus der Bibel (Josef in Ägypten), dem *Apolloniusroman* und verwandten Stoffen wohl kennen konnte. Immerhin bleibt es an dieser Stelle auffallend.

Auffallend ist auch die Art, wie sich Beatrix durch eine Stickerei ihren Angehörigen in Tyrus zu erkennen gibt: indem sie in Goldbrokat ihr und ihrer Anverwandten Bild verfertigt. Es gehört dies zu den von der Folklore in unzähligen Variationen nachgewiesenen *Mitteln um jemand wiederzuerkennen.*[1] Und gerade dieses Mittel, durch eine Stickerei sich den Angehörigen kenntlich zu machen, treffen wir in orientalischen Erzählungen mehrmals: So wird in den Versionen, die Victor Chauvin von der Erzählung von *Mahmud*[2] nachgewiesen hat, der eingekerkerte Prinz, der einstmals Sticken gelernt, stets an einem Gewebe erkannt: Das eine Mal hat er in Blumensprache sein Los eingestickt, das andere in moderner Version den Palast seines Vaters darauf abgebildet. Und noch einige andere Fälle, in denen das gleiche Mittel gebraucht wird, um eine Wiedererkennung herbeizuführen, lassen sich aus *Tausendundeine Nacht* beibringen.

Im *Hervis von Metz* aber erscheint das Motiv nicht so einfach: Beatrix beabsichtigt nicht sowohl eine Wiederkennung, als dafs ihre Verwandten nach der Wiederkennung das Gewebe weit über den Preis bezahlen: Es handelt sich um die Gewinnung einer besonders hohen Summe. Dies ist bereits hervorgehoben worden, ohne dafs allerdings die Verwendung dieses Motivs für die französische Kulturgeschichte des Mittelalters, wie das versucht wird,[3] berechtigt wäre. Denn auch diese Komplizierung des *Erkennungsthemas* findet sich in *Tausendundeine Nacht,* und zwar in einer Form, die nicht daran zweifeln läfst, dafs es sich um eine dem *Hervis von Metz* verwandte Erzählung handelt. Ich meine die Erzählung von

Nûr al dîn und Miryam, der Gürtelmacherin.[4]

Nûr al dîn ist der Sohn eines reichen Kaufmanns in Kairo. Eines Tages läfst er sich zum Trunk verleiten, schlägt seinen Vater und flüchtet vor dessen Drohungen nach Alexandrien zu einem Freunde seines Vaters mit nur 1000 Dînars.

Diese 1000 Dînars gibt er auch noch hin, um eine schöne Sklavin Namens Miryam zu kaufen, die das Recht hatte, nur dann in andere Hände überzugehen, wenn ihr der Käufer gefiel. Die Liebenden leben nun vorerst von dem von ihrem Freunde geborgten Gelde.

Als diese Quelle versagt, verfertigt Miryam Stickereien, vorab Gürtel, die ihr Liebhaber verkauft, und von deren Erlös sie leben. Gewarnt aber hat sie ihn davor, einem buckligen Einäugigen etwas abzugeben. Wie sich dieser einstellt und immer mehr und mehr bietet, läfst sich Nûr al dîn verleiten, ihm ein prachtvolles gesticktes Tuch von ihrer Hand abzulassen. Von dem Käufer betrunken gemacht, verkauft er ihm Miryam um 1000 Dînars. Der Käufer aber

[1] Chauvin, *Bibliographie Arabe* Bd. V, 90¹. [2] *Wallonia* VIII, 5.
[3] Vgl. *Jahresbericht* 1899—1901. II, S. 61 oben.
[4] Chauvin, *Bibliographie Arabe* Bd. V, S. 52. Hennings Ausgabe in Reclams Univers.-Bibl. 15, 5.

war der Wesir des Christenkönigs, dessen Tochter Miryam war und dem sie Piraten entführt hatten.

Ernüchtert setzt Nûr al dîn dem Wesir nach und kommt gleichzeitig mit ihm in Konstantinopel an. — Fassen wir uns von hier ab kurz: Es gelingt ihm, mit Miryam zu fliehen, sie wird ihm aber wieder abgenommen und mit dem Wesir verheiratet.

Auch Nûr al dîn wird gefangen und dem Wesir ausgeliefert, und da dieser, um sein eheliches Heim einzuweihen, den Gefangenen mit zwei anderen Muselmännern töten will, so sperrt er ihn im Pferdestall ein. Dort heilt er durch Gottes Willen ein krankes Pferd, wird begnadigt und auf die Heilung hin Stallmeister.

In dieser Stellung flieht er abermals mit Miryam. Die nachsetzenden Brüder bekämpft das Mädchen selber erfolgreich und tötet sie. Bei Harûn angelangt finden die Liebenden in ihm einen Beschützer gegen die diplomatischen Versuche, Miryam zurückzuerhalten. So findet ihre Hochzeit und die Wiederversöhnung mit Nûr al dîns Eltern statt. —

Die orientalische Sammlung bietet zu der Vorgeschichte bis zur Entführung der Heldin durch den Wesir noch eine Variante in der Erzählung von *ʿAli Sâr*[1]: Dort wird der Jüngling als Verschwender dargestellt, die Heldin verfertigt prächtige Schleier, sie wird ihm während des Schlafes geraubt.

Die ganze Erzählung von Nûr al dîn, wie wir sie hier skizziert haben, ist als ein Derivat der Sage von *Emma und Egginhard* angesehen worden. Und zwar von Bucher (in *Ztschr. d. deutsch. morgenl. Gesellsch.* 1880, XXXIV, S. 610) und nach ihm von Varnhagen (*Archiv f. Litgesch.* XV, S. 6). Meiner Ansicht nach mit Unrecht. Denn während es sich in der deutschen Sage um eine Königstochter handelt, deren Verhältnis zum Minister schliefslich sanktioniert wird,[2] so bildet in der Erzählung von *Nûr al dîn* die Verehelichung Miryams mit dem Wesir nur eine durchaus nebensächliche Episode. Hier ist der Kern: Die Ehe eines Muselmannes, der mittellos ist, weil er sich mit seinem Vater entzweit — mit einer Sklavin christlicher Abkunft, die er um sein letztes Geld kauft. Um leben zu können, verfertigt diese Handarbeiten, an denen sie von ihren königlichen Eltern erkannt wird. Sie wird durch List ihrem Gemahl entführt, der sie nach einem verunglückten Versuch zurückholt, nachdem sie unterwegs ein glückliches Gefecht bestanden. Mutatis mutandis ist dies auch der Inhalt des *Hervis von Metz.* Die geraubte Christin, die sich zu Mohammed bekehrt, wird zur geborenen Orientalin. Der arabische Kaufmannssohn wird zum Sohne des reichen Prevost von

[1] Chauvin, *Op. cit.* V, S. 89. Henning 7, 49.

[2] Zudem ist dies durchaus charakteristische Motiv in getreuer Form ebenfalls im Orient anzutreffen: Dort ist es Giafar, der sagenberühmte Minister, der Harûns Schwester liebt, ein Verhältnis, das zu tragischem Ausgang führt (vgl. Chauvins *Bibliographie* V, S. 168).

Metz. Damit er aber zum Stammvater der Lothringer tauge, wird seine Mutter von fürstlicher Herkunft abgeleitet, und es sind adelige Instinkte, nicht eine bloſse Beleidigung, die ihn vom Vater trennen und dessen Hilfsquellen berauben. Dieses Hervorbrechen adeliger Instinkte bei einem angeblichen Kaufmannssohne ist aber ein Motiv aus einem der beliebtesten Volksbücher des Mittelalters, dem *Kaiser Octavian,* und mag von diesem oder seiner Vorlage entstammen. Denn dort ergibt es sich folgerichtig, weil der Bürgersmann nur Pflegevater des königlichen Jünglings ist, während er im *Hervis* als dessen wirklicher Vater gilt. In der altfranzösischen Literatur findet sich das Motiv noch einmal in den *Enfances Vivien.* Stengels Ansicht ist, daſs dies Gedicht direkt aus dem *Hervis* geschöpft hat. Da er (*Jahresbericht* 1899—1901, S. II 71) verspricht, ‘die nicht nur auf die Marktszene beschränkte Abhängigkeit der *Enf. Viv.* vom *Hervi v. M.*’ im zweiten Band seiner Ausgabe darzulegen, kann ich hierauf verweisen und zu den Quellen des *Hervis* zurückkehren.

Im Erfolg ist die orientalische Erzählung mit dem *Hervis* übereinstimmend. Der Held ist mittellos, weil ihn sein Vater, ein reicher Kaufmann, verstoſsen hat. Während aber Hervis vor der Verstoſsung die schöne Beatrix kauft, geschieht dieser Kauf von seiten Nûr al dîns nach dieser mit dem letzten Gelde. Technisch bietet hier die französische Version gröſsere Geschlossenheit als die orientalische, indem die Grundlage des Romans gleichzeitig als Mittel verwendet erscheint, den Konflikt mit Hervis' Vater herbeizuführen. Für uns liegt in dieser Verschiebung keine Schwierigkeit. Bei diesem Kaufe der schönen Sklavin hat sich zudem in der französischen Version ein ganz charakteristisches Motiv erhalten: Hervis fragt nämlich die Verkäufer der Beatrix, ob das Mädchen eine Jungfrau sei. Diese antworten, er solle sie selber danach fragen:

1282 *‘Alés avant, si redemandés li!’*

Und er tut das mit folgender sonderbarer Bitte, ob sie erlaube, daſs er sie kaufe:

1298 *‘... Dame, a moi en entendés?*
Vous plairoit il, pour diu nel me celés,
Que vous accate et d'argent et d'or cler?’

Und wiederholt diese Frage, als er erfahren, daſs sie noch Jungfrau sei, noch einmal in demselben Wortlaut (1347), worauf sie ihm zusagt.

Man könnte denken, der Dichter habe dies so geschrieben, um die Ritterlichkeit Hervis' in das rechte Licht zu stellen, aber auch die Verkäufer scheinen Beatrix eine gewisse Bestimmung über sich selbst zuzugeben, indem sie Hervis an sie weisen. In der arabischen Erzählung hat aber Miryam diese Bestimmung über sich selbst, und kraft dieser weist sie vor dem Ankauf durch Nûr al dîn mehrere Käufer zurück und nimmt den an, der ihr gefällt. Ein Zug, den Chauvin auch sonst in *Tausendundeine Nacht* nachweist. Dies wäre

also im *Hervis von Metz* ohne Zweifel ein Überrest eines nicht in seinem ganzen Umfange verstandenen fremden Motivs. —

Nachdem der Ankauf der Heldin das letzte Geld verschlungen, lebt das Liebespaar auf Kosten eines Mannes, der hier der Gemahl von Hervis' Halbschwester, dort ein Freund des Vaters ist. Beide Helden wissen nicht, wer ihre Gattin ist. Wie auch diese Hilfsquelle versagt, verfallen beide Heldinnen auf den Gedanken, ihre weibliche Handfertigkeit zum gemeinsamen Unterhalte auszubeuten. Miryam stickt Gürtel und Tücher, aber der Wesir des Christenkönigs, ihres Vaters, entdeckt sie hierdurch und führt sie zurück.

Anders im französischen Gedicht: Beatrix schickt Hervis mit ihrer Stickerei nach Tyrus, damit er dort von ihren Anverwandten einen besonders hohen Preis erziele und sich von seinen Schulden befreien könne. Es liegt auf der Hand, daſs dies ungereimt ist: Beatrix' Eltern sind zur Untätigkeit verdammt, die Heldin und der Held aber tragen die direkte Schuld, daſs die Tyrer die Spur der Königstochter erhalten. Daſs diese nicht gleich den Verkäufer der Stickerei anhalten, sondern ihn durch Spione verfolgen lassen, ist, trotz der Versicherung, daſs in Tyrus jeder sein Recht erhält (3744 ff.), ungeschickt.

Es ist möglich, daſs der französische Dichter den Verkauf von Stickereien in der Heimat durch seinen Helden für zu unritterlich gehalten hat und deswegen änderte. Daſs er änderte, möge folgende Erwägung zeigen: Hervis verlangt in Tyrus 8000 Mark Goldes für die Stickerei (3707), der König bittet ihn, herunterzugehen. Statt dessen verdoppelt er den Preis.

3711 *'Sire, quant refusé l'avés*
Pour.VIII.M. mars, .XVI.M. en donrés.'

Und als diese Summe abermals zurückgewiesen wird, verdoppelt er sie abermals, mit der Bemerkung, so sei sein Auftrag:

3752 *'Li miens maistres, quant vint au departir,*
Me fist, bons roys, et jurer et pluevir
Que doubleroie mon drap dusqu'en la fin!'

Man muſs gestehen, daſs dies eine seltsame Art zu handeln ist. Wenn aber, wie in der arabischen Erzählung, die Ursache zu der Preissteigerung die ist, daſs der Held an einen gewissen Verkäufer nicht verkaufen darf, so daſs dieser den Preis so lange steigert, bis der Verkäufer verblendet ist und sich verleiten läſst, ihm den Willen zu tun — dann ist der Handel verständlich.

Aber noch einen Zweck kennt die volkstümliche Darstellung, zu dem sie eine solche Preissteigerung verwendet: Wenn ein Gegenstand in bestimmte Hände gelangen soll, so wird er allen Käufern für eine Unsumme angeboten, bis der richtige kommt. Und wir glauben daher in der Darstellung des *Hervis von Metz* eine verständnislose Vermischung dieser beiden Motive zu erblicken: Der Dichter hatte in seiner Vorlage die erste Form: Beatrix, oder ihr Urbild,

scheute sich, sich ihren Verwandten zu erkennen zu geben, und verbot, wie Miryam, an eine gewisse Persönlichkeit zu verkaufen. Sollte diese kommen, so müfste dieselbe durch einen ungewöhnlichen Preis abgeschreckt werden. Denn dafs sie, wie Miryam, von ihren Verwandten nicht erkannt werden wollte, darauf deutet doch hin, dafs sie um keinen Preis Hervis sagen will, wer sie ist (1293, 1315, 2919).

Den Verkauf im heimatlichen Kramladen mufste nun der Dichter des *Hervis* seinem Helden aus naheliegenden Gründen ersparen, drehte deshalb um und wählte offenbar die zweite Form der eben aufgeführten, in welcher, wie in *Mahmud,* durch eine Stickerei der Aufenthalt der Vermifsten absichtlich angegeben werden soll. Da dies aber Beatrix' Absicht nicht sein konnte, entstand ein Widerspruch. Denn nach der Forderung der zweiten Form erhält ja der Käufer den Gegenstand um eine angemessene Summe, und nur die, in deren Hände der Gegenstand nicht gelangen soll, werden durch einen besonders hohen Preis abgeschreckt.

Der Dichter des *Hervis von Metz* zeigt sich also als Kenner solcher Märchenmotive. In ihrer Verwendung freilich zeigt er eine belustigende Unfähigkeit: Er vermischt zwei ähnliche Formen, übersieht, dafs beide ganz verschiedenen Zwecken dienen, und erhält ein Unmögliches: Er hat Hervis selbst ausziehen lassen müssen, um mit Beatrix' Verwandten in Kontakt zu kommen, so dafs nicht diese die Geraubte suchen und wiederfinden, sondern Beatrix die Verwandten auf die eigene Spur lenkt und selber dadurch an ihrem Unheil schuld wird. Und wenn auch schliefslich der Verkauf des Schleiers Hervis' kaufmännische Unfähigkeit auf das grellste hervortreten läfst, so ist ihm damit auch alle Glaubwürdigkeit genommen.

Die ganze Intrige, die in der orientalischen Version mit einer einzigen Fahrt erledigt wird, der Reise des Wesirs, der nach Miryam forscht, sie findet und sogleich mitnimmt — zerfällt hier in drei Reisen und verlängert das Gedicht um mehrere tausend Verse: Hervis fährt nach Tyrus; bei seiner Rückkehr gehen zwei Späher hinter ihm her, um seine Herkunft zu ermitteln, kehren nach Tyrus zurück; dann erst bricht Beatrix' Bruder zu ihrer Entführung auf.

Abgesehen von diesen Verschiedenheiten im Detail ist die Intrige im Kern dieselbe: In der Erzählung wie im Gedichte wird die Spur der Geraubten durch eine Handarbeit wieder ermittelt und dieselbe gegen ihren Willen zu ihren Anverwandten zurückgebracht.

Von hieraus weichen beide Erzählungen wesentlich voneinander ab: Der Dichter des *Hervis* hat in Nachahmung epischer Lieder und in Vorbereitung der *Lothringer* Hervis krönen lassen und ihm einen gewaltigen Gegner in Anseïs von Köln gegeben. Während der Kämpfe mit diesem wird Beatrix von ihrem Bruder Floire geraubt.

Er hat noch dazu die Expedition dieses Bruders vor sich gehen lassen, um die Schwester einem heidnischen König von Spanien zu verschaffen, der mit Krieg gedroht hat, falls sie ihm nicht gewährt

würde. Ein häufiges Motiv in der romantischen Literatur. Aber hier paſst es nicht, denn der Heide begehrt ein Mädchen, das als verschollen galt und nach wiederaufgefundener Spur noch nicht wieder in der Gewalt ihrer Sippe war. Und da die Reise des Bruders nach Metz, um seine Schwester zurückzuholen, durch die verwandtschaftlichen Bande genügend motiviert erscheint, so ergibt sich des Dichters Absicht, um jeden Preis zu verlängern, um aus dem etwas kargen Stoff die üblichen 10 000 Verse zu machen. Auſserdem bringt er seinen Helden auf diese Weise mit Sachsen und Sarazenen zusammen, was ihn in den Augen der Zuhörer seiner Nachfolger würdig erscheinen läſst.

Aber auch Miryam hat ja neben Nûr al dîn einen zweiten Freier. Denn wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt ist, daſs der bucklige Wesir von vornherein die Heldin zur Frau begehrt, so wird sie ihm doch, als er sie wiedergefunden hat, zum Lohne anvermählt. Wenn dem Dichter des *Hervis* ein gleiches vorlag, so ist es denkbar, daſs er aus ihm seinen Freier, den Spanierkönig, entwickelt hat. Und das erhellt auch daraus: Wenn der Wesir die verschollene Miryam zur Frau begehrt, sie deshalb sucht und entführt, so ist das weder unglaublich noch ohne Parallelen in der verwandten Literatur. Wenn aber der ganz unbeteiligte König von Spanien die verschollene Tyrerin Beatrix unter Drohungen zur Frau begehrt und ihr Bruder Floire sich für ihn aufmacht, so ist das ungereimt. Auch hier scheint also der Dichter des *Hervis* bei der Komplizierung seiner einfachen Vorlage ('Spaltung' des die Geliebte suchenden Freiers in einen Freier und einen Suchenden) wenig Glück und noch weniger Geschick gehabt zu haben.

Dagegen ist die Wiedererlösung der Beatrix durch Hervis ohne alle Analogien mit der arabischen Erzählung. Sie findet während des Brautzugs statt, der Beatrix zum König von Spanien bringen soll, und wenn hierbei, wie in der arabischen Erzählung, ein glückliches Gefecht des wiedervereinigten Paares gegen die Verfolger stattfindet, so ist dies als ein Gemeinplatz an dieser Stelle zu selbstverständlich, als daſs es als Parallele hervorgehoben zu werden brauchte.

Wohl aber findet sich Identität im Ausgang, insoweit als die Heldin unbehelligt bei ihrem Gatten bleibt und — was im *Hervis* antizipiert ist — auch eine volle Versöhnung mit dem reichen Vater eintritt.

Die Verschiedenheit in diesen abschlieſsenden Abenteuern ist durchaus erklärlich, wenn man die Rolle bedenkt, die Hervis zu spielen bestimmt war: Der Dichter muſste durch Einführung kriegerischer Ereignisse den Zusammenhang mit der Lothringer-Geste herzustellen suchen. Hierzu kommt die dem Thema — Trennung durch Entführung und Wiedervereinigung — eigene Dehnbarkeit.

So bringt die Erzählung von *ʿAli Sar* nach einer der unsrigen durchaus verwandten Vorgeschichte, nach der Wiederkennung an

der Stickerei und der Entführung der Heldin, eine ganz anders geartete Folge von Abenteuer. Dort gelangt die Heldin nach mancherlei Erlebnissen in ein Königreich, wo gerade kein Herrscher war, und wird zur Königin ausersehen. In dieser Stellung gelingt es ihr, ihren ehemaligen Liebhaber, der sie einst auf dem Markte mit ihrer Zustimmung als Sklavin gekauft, heranzuziehen, durch ein ingeniöses Mittel zu erkennen und sich wieder mit ihm zu vereinigen.

An der Verwandtschaft des *Hervis von Metz* mit der orientalischen Erzählung von Nûr al dîn ist nach diesen Erwägungen, trotz der verschiedenen Entwickelung, nicht gut zu zweifeln. Die in der Intrige übereinstimmend verwendeten Motive sind sehr charakteristisch und können durchaus nicht als Gemeinplätze angesehen werden. In der französischen Literatur finden sie sich, meines Wissens, nur an der besprochenen Stelle.

Wird es schon hierdurch wahrscheinlich, daſs wir es mit einer ursprünglich orientalischen Erzählung zu tun haben, so gibt es hierfür noch andere Argumente: Wir gingen ja davon aus, daſs der Verkauf einer Sklavin im Herzen von Frankreich immerhin etwas Auffallendes hat. Nicht aber im Orient. Dort ist er kulturell am Platz und in der Literatur ein häufig zu treffendes Motiv. Der Verkauf der Beatrix ging unter Bedingungen vor sich, die ebenfalls im Orient als kulturell zulässig erscheinen, da sie öfters in der Literatur zu finden sind. Nehmen wir hinzu, daſs gerade im 13. Jahrhundert, der Entstehungszeit des *Hervis,* eine groſse Zahl von orientalischen Stoffen in Frankreich bekannt war und in selbständiger Weise verwertet wurde, so scheint es begründet, auch für diesen Fall das arabische Märchen aus *Tausendundeine Nacht* als das ursprüngliche anzusehen, das in einer wenig verschiedenen Version nach Frankreich gekommen ist. Dort hat der Dichter des *Hervis von Metz* es kennen gelernt und unter Einführung einer besonderen Idee und ritterlich-epischer Gemeinplätze ein Mittelding von Roman und Nachepos aus ihm gemacht, in welcher Gestalt das Gedicht auf uns gekommen ist.

München. Leo Jordan.

Nachschrift. Seit diese Zeilen geschrieben wurden, ist der achte Band von Chauvins *Bibliographie des Ouvrages Arabes* erschienen (1904), der die *Syntipas*-Versionen zergliedert. Hier findet sich eine weitere Variante zu unserer Erzählung in der Nummer 61:

Der Sohn des Hurâsâniten und sein Erzieher.

Der Sohn eines Hurâsâniten liebt ein freies Leben und wird deshalb von seinem Vater einem Erzieher unterstellt. Er kauft eine schöne Sklavin, kann aber nur die Hälfte des Preises erlegen. Da bringt die Sklavin ein Armband vor, das für den Rest der Summe genügt. Der König kauft das Armband, begehrt die Besitzerin zu sehen (?) und läſst sie durch eine List sich zuführen. Der junge Mann aber ermittelt in schlauer Weise ihren Aufenthalt und holt sie zurück. Der Erzieher macht den Angeber, stirbt aber an dem Gifte, das er seinem Zögling hatte geben wollen. L. J.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Shakespeare-lexicon. A complete dictionary of all the English words, phrases and constructions in the works of the poet. By Alexander Schmidt, LL. D. 3[d] ed., revised and enlarged by Gregor Sarrazin. 2 Vols. Berlin, G. Reimer, 1902.

Es ist eine der tragischen Bürden unseres kurzen Erdendaseins, daſs wir nur selten im Schatten der Bäume ruhen, die wir gepflanzt haben, selten ihre Früchte genieſsen — und traurig: je edler die Bäume sind, je köstlichere Labung sie kommenden Geschlechtern gewähren, desto seltener. — Auch der groſse Schöpfer des Shakspere-Lexikons hat diese Tragik an sich erfahren.

Die allgemeine Anerkennung seiner Arbeit als das, was sie ist, hat Schmidt nicht erlebt, diese verdiente Frucht seines unerhört mühseligen Schaffens nicht gekostet — schon deshalb nicht, weil der beste Rezensent eines groſsen Geisteswerkes, die Zeit, eben lange Zeit braucht, um mit seinem Urteil fertig zu werden. Das war in diesem Falle schwieriger als sonst, da das Werk für zwei verschiedene Nationen berechnet und in englischer Sprache geschrieben war; und bei der besonderen Art des englischen Selbstgefühls war es vorauszusehen, daſs ein deutsches Shakspere-Lexikon nicht auf ungemischtes Lob zu rechnen haben werde, zumal ja selbstverständlich Artikel und Artikelteile sich entdecken lieſsen, die ein englischer Philologe verbessern konnte. Ganz verstummt sind die gegnerischen Stimmen auch heute noch nicht: vor kurzem noch hat ein amerikanischer Herostrat sich den bedauernswerten Ruhm einer anmaſsenden Verunglimpfung des Werkes erworben. Im ganzen freilich haben sich jetzt die Englisch sprechenden Kenner des Dichters in die Tatsache gefunden, daſs der gröſste aller Shakspere-Philologen ein Deutscher ist, und die englische Shakspere-Exegese basiert ebenso anstandslos wie die deutsche auf diesem grundlegenden Werke. Ich selbst, nachdem ich es ein Vierteljahrhundert fast fortgesetzt benutzt, nachdem ich alle hervorragenden englischen Hilfsmittel zum Studium Shaksperes gründlich kennen gelernt habe, halte mich zu dem Urteil berechtigt, daſs es kein Werk in der Welt gibt — den groſsen Furness nicht ausgenommen —, das so viel wie dieses für das eindringende Verständnis des Dichters getan hat.

Die allgemeine und unbedingte Anerkennung dieser Groſstat des deutschen Idealismus hat Schmidt nicht genossen. Die anderthalb Jahre vor seinem Tode (1887) geschriebene Vorrede zur zweiten Ausgabe spricht sich über die eigene Leistung mit einer Bescheidenheit aus, welche uns Nachlebende, die wir immerfort aus diesem unversieglichen Born des edelsten, des Shakspere-Wissens trinken, rührt und beschämt; ihr älteren Kritiker habt doch wohl zu einseitig eures Amtes gewaltet, die unvermeidlichen Schattenseiten zu schwarz gefärbt gegenüber dem blendenden Glanze des Ganzen, wenn der groſse Gelehrte als 'wünschenswert' bezeichnen konnte 'die gänzliche Umarbeitung eines Werkes, dessen Mängel ihm zu schmerzlichem Bewuſstsein gekommen wären', und sein Bedauern darüber aussprechen, daſs er selbst auſserstande sei, diese Arbeit zu übernehmen.

Von einer gänzlichen Umarbeitung kann überhaupt nicht die Rede sein, sondern nur von Besserungen, resp. Zusätzen

im einzelnen, die freilich, wenn sie durch das ganze Werk durchgeführt werden, wohl einen Neudruck erfordern dürften. Vorderhand freilich ist an einen solchen nicht zu denken schon aus rein materiellen Erwägungen, welche neben den idealen hienieden immer ihr Recht fordern. Es ist undenkbar, dafs ein Verlag, stehe er noch so hoch, nachdem er durch enorme Opfer eine wissenschaftliche Tat ersten Ranges ermöglicht hat, sich in neue grofse Opfer stürze, ehe die alten einigermafsen ausgeglichen sind: obgleich ich in diese Seite der Publikation gar keinen Einblick habe, glaube ich doch in der Annahme nicht fehlzugehen, dafs noch einige Ausgaben des Shakspere-Lexikons in der ursprünglichen Gestalt nötig sein werden, um dieses Ziel annähernd zu erreichen.

So hat denn Sarrazin, der Herausgeber der dritten Auflage (1902), einerseits dem ausdrücklich geäufserten Wunsche Schmidts entsprechend gehandelt, anderseits unter den vorliegenden Umständen die einzig mögliche Änderung der zweiten vorgenommen, indem er ein recht umfangreiches Supplement hinzufügte. Damit ist zunächst allen billigen Ansprüchen genügt.

Auch Sarrazins Arbeit ist eine opfervolle: er hat den Ertrag mehrjähriger Studien auf 30 Lexikonseiten zusammengedrängt und nach meiner Schätzung etwa von 900 Stellen die Erklärungen neuester Interpreten gegeben. Dazu war die Verwendung der neuesten und hervorragendsten Ausgaben und der in anderen Veröffentlichungen verstreuten Auslegungen nötig. Die vorwiegend benutzten Ausgaben sind die der *Clarendon Press* (von Wright und Clark & Wright), des *Warwick Shakespeare* (von Chambers herausgegeben in Gemeinschaft mit Boas, Macdonald, J. C. Smith, Moore Smith, Withers und Wyatt), des *Eversley Shakespeare* (von Herford), des *Temple Shakespeare* (von Gollancz). Ich vermisse nur den schon etwas älteren *Irving Shakespeare* (1888—90), der eine Reihe originaler Interpretationen auf Grund umfangreichen philologischen Wissens enthält. Der sehr wertvolle *Pitt Press Shakespeare* von Verity, der dem der *Clarendon Press* den Rang ablaufen zu wollen scheint, konnte für diese Arbeit kaum mehr verwandt werden, da er erst seit 1899 und sehr langsam, Stück für Stück, erscheint; für das nächste Supplement aber wird er gutes Material bieten. Auch auf die älteren Ausgaben von Rolfe,[1] Hudson und Furness wird öfters zurückgegangen.

Für die Gedichte sind Wyndham und für die Sonette speziell aufserdem die Ausgaben von Dowden[2] und Tyler durchgearbeitet. Auch Dowdens ausgezeichnete Hamlet-Ausgabe ist vielfach benutzt.

Von sonstigen Erläuterungsschriften finde ich verwandt: Vaughan (*New readings &c.*), Mackay (*Obscure words &c.*), Madden (*A study of Sh. and of Elizabethan sport*[3]), Grindon (*Sh.'s flora*), Fairholt (*Costume in England*), Sidney Lees Biographie, Walter (*Sh.'s true life*), Einzelerklärungen aus dem *Sh.-Jahrbuch*, den '*Englischen Studien*', dem *Athenæum* und *Notes and queries*. Besonders gründlich sind Koppels (bisher sich nur auf Lear und Macbeth erstreckende) ausgezeichnete '*Sh.-Studien*' verwertet. Aufserdem sind Franz' *Sh.-Grammatik* und die Wörterbücher von Skeat und Murray herangezogen.

Sarrazin hat die Ansichten der verschiedenen Interpreten in englischer Sprache und, wie es für ein Lexikon-Supplement erforderlich war, mit äufserster Knappheit zusammengestellt. Ich habe das Supplement zwei

---

[1] Besonders die Erklärungen der zuletzt erschienenen Dramen sind sehr brauchbar, aber wenig original.

[2] Eine vorzügliche Sonett-Ausgabe.

[3] Der Haupttitel lautet: *The Diary of Master William Silence.* London 1897 — ein für jede neuere Interpretation unerläfsliches Hilfsmittel.

Jahre benutzt und kann bezeugen, dafs es mir vortreffliche Dienste geleistet hat. Wortbedeutungen, die mir — besonders auf Grund von Murray — als fehlend aufgefallen sind, sowie einzelne Ausstellungen an den von Sarrazin gebrachten Interpretationen werde ich am Schlufs der Besprechung zusammenstellen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, den Verlag zu der Wahl des Fortsetzers dieses grofsen Werkes zu beglückwünschen; er hätte in Deutschland keinen für die feine und mühevolle Aufgabe geeigneteren Gelehrten finden können. Sarrazin ist unter den jüngeren originalen Shakspere-Forschern ohne Zweifel der bedeutendste, welcher diesen Wissenszweig in anerkennenswertester Weise gefördert hat. Er ist einer der vorderhand noch äufserst wenigen Shakspere-Gelehrten, die ein gebührendes Gewicht auf Stilstudien legen, wie sein Buch '*Sh.s Lehrjahre*' und eine Anzahl von Aufsätzen zeigen. Und wie ich mit ihm der Ansicht bin, dafs die seit Jahrhunderten sich immer im Kreise drehende, gänzlich versumpfte Chronologie der Shakspereschen Dramen — das heifst: die Geschichte der dichterischen Entwickelung Shaksperes — nur gesunden kann, indem man sie in den neuen Boden stilistischer (auch versstilistischer) Studien pflanzt, so hoffe ich bei ihm die Anerkennung der Berechtigung des Wunsches zu finden, dafs auch das Sh.-Lexikon der Zukunft, soweit das möglich ist, diese Studien unterstützen sollte. Schliefslich repräsentiert Sarrazin eine jugendliche Kraft, welche über die erforderliche Frische und Ausdauer verfügt, um dieses grofsartige Werk in jahrelanger Arbeit der Vollkommenheit näher zu führen.

Im folgenden möchte ich die Wünsche zusammenstellen, die ich für einen — sagen wir: zur fünfzigjährigen Jubelfeier erfolgenden — Neudruck des Shakspere-Lexikons auf dem Herzen habe. Vielleicht sind sie zu grofs, vielleicht stöfst ihre Verwirklichung zum Teil auf unüberwindliche praktische resp. materielle Hindernisse: jedenfalls möchte ich mir nicht versagen, sie zur Diskussion zu stellen.

1) Der Druck.

Bevor ich meine Wünsche über diesen Punkt ausspreche, möchte ich ein charakteristisches Kuriosum berichten. Ein paar Jahre vor dem Erscheinen der zweiten Auflage fragte Schmidt bei mir an, ob ich Druckfehler entdeckt hätte. Ich hatte drei oder vier falsche Ziffern gefunden, deren Berichtigung ich ihm mitteilte. Aber da ich nur wenige Jahre erst damit gearbeitet hatte, so setzte ich voraus, dafs unter den vielen Millionen von Ziffern eine stattliche Anzahl falsche sein würden — wie konnte es anders sein? — Ich machte ihm daher den Vorschlag, im *Shakspere-Jahrbuch* und in *Herrigs Archiv* in dieser Frage einen Aufruf zu erlassen. Schmidt erklärte sich anfangs dazu bereit. Ich selbst schrieb an mehrere mir bekannte Fachgenossen, erhielt aber von allen die Antwort, dafs sie keine Druckfehler gefunden hätten. Ebenso mufste es Schmidt selbst ergangen sein: nach einiger Zeit schrieb er mir, er wollte auf den Rat von Freunden von einem Aufruf absehen; der Druckfehler seien so aufserordentlich wenige, dafs sie überhaupt nicht in Betracht kämen. Und so ist es. Ich habe im Laufe von 27 Jahren 9 gefunden. Das Shakspere-Lexikon ist also unerhört gut gedruckt.

Trotzdem möchte ich für das neue den fetten Druck der die Unterabteilungen der Artikel bezeichnenden Buchstaben und Ziffern für unerläfslich halten. Es kostet sehr oft einen überflüssigen Zeitaufwand, die neue Bedeutung eines Wortes zu finden.

Ein recht grofser Übelstand ist es, dafs die Versanfänge der Folio nicht durch grofse Buchstaben in den Zitaten kenntlich gemacht sind. Die Abhilfe würde indessen eine Riesenarbeit und gewaltige Kosten verursachen, und darum ist sie unmöglich.

2) Ordnung der Artikel.

Schmidt hat etwa die Hälfte der mit *over* zusammengesetzten Wörter in zwei verschiedenen statt in einem Artikel behandelt, wenn im Text neben dem vollständigen *over-* die durch den Vers erforderte Kürzung *o'er-* vorkam. Wenn wir uns also über die Bedeutung von *overbear* informieren wollen, müssen wir *overbear* und *o'erbear* nachschlagen. Das Unglück will es, daſs zu diesen Kompositen eine Reihe häufig vorkommender Wörter gehören. Es ist keine Frage, daſs wir im neuen Sh.-Lex. dieser zeitraubenden Belästigung überhoben werden müssen.

So finden wir auch zwei verschiedene Artikel von *compt* und *count*. Solche Zufälligkeiten in der Schreibung der Wörter dürften keine Veranlassung sein, ein und dasselbe Wort an zwei Stellen zu behandeln.

3) Innere Anlage der Artikel.

Die Komposita der einfachen Verba werden von Schmidt verschieden behandelt. So werden die Komposita von *turn* — *turn away, in, off, out* etc. — unter die verschiedenen Bedeutungen des Simplex *turn* verteilt. Infolgedessen habe ich z. B. nach *turn up the tables* (Ro. I, 5, 29) lange suchen müssen. Dasselbe geschieht bei *throw,* wogegen bei *set* und bei *lay* besondere Abschnitte für die Komposita von *set* und *lay* vorhanden sind.

Auch in dieser Beziehung scheint mir eine Änderung unerläſslich, um unnötiges Suchen auszuschlieſsen. Dagegen wage ich nicht, eine andere, ebenfalls sehr nützliche Forderung auszusprechen: die Haupteinteilung aller Verbalartikel in Transitiva und Intransitiva. Denn dadurch würde die vollständige Umarbeitung der meisten von ihnen nötig werden.

4) Einzelne Artikel.

Einzelne Artikel — besonders schwierige und umfangreiche — sind nicht genügend durchgearbeitet und müſsten deshalb umgearbeitet werden. Als Beispiel wähle ich den Artikel *soul*; er erschien Sarrazin so unbefriedigend, daſs er in seinem Supplement für *soul* auf die Behandlung dieses Wortes von Singer (*Sh.-Jahrb.* 36) verwies. In der Tat, wenn man diesen Aufsatz mit dem vergleicht, was das Sh.-Lex. bietet, so sieht man, wie wenig erschöpfend das letztere ist. Leider ist es jedoch unmöglich, wenn man nach einer Bedeutung von *soul* sucht, den viele Seiten langen Aufsatz durchzulesen; er müſste zu einem Lexikon-Artikel erst verkürzt werden. Aber was von *soul* gilt, gilt auch von *mind, spirit, brain,* während der Artikel über *ghost* gut ist.

Ebenso bedürfen der Umarbeitung die Artikel über die Hilfsverba. So könnte — nebenbei — eine hübsche Grundlage geschaffen werden für den Modalgebrauch der Hilfsverba in heutiger Zeit, ein Gebiet der englischen Sprachwissenschaft, das noch ganz im argen liegt. Freilich gehört dazu das Zusammenwirken mehrerer, für einen würde die Arbeit ertötend sein. Vielleicht lieſse sich eine solide Grundlage für Shaksperes Gebrauch von *shall, should* — *will, would* — *may, can* etc. schaffen auf dem Wege von Preisaufgaben.

Eine kleine Anzahl von Artikeln müſste hinzugefügt werden, welche Auskunft über die Wörter der Bühnenanweisungen der Folio geben, die Schmidt nicht berücksichtigt hat, obgleich sie in allen späteren Ausgaben — mitunter in erweiterter Gestalt — wiederkehren. Es ist doch wohl nötig, zu erfahren, was die *sand-bags* für eine Bedeutung haben, mit denen die Paukanten Horner und Peter in 2 H. VI auftreten; und daſs man die Bedeutung des immerfort wiederkehrenden Wortes *sennet* im Sh.-Lex. nicht finden kann, ist seltsam.

5) Textkritik.

Daſs die Textkritik im Rahmen eines Lexikons nur einen minimalen Raum haben kann, ist selbstverständlich. Aber auch Schmidt, ein so einseitiges Gewicht er auf den Text der 1. Folio legte, ist ganz ohne sie nicht ausgekommen. Oft genug liest man, was die Modern Editors an Stelle einer unmöglichen Folio-Lesart setzen. Aber in vielen Fällen hält Schmidt an einer offenbar verderbten Textstelle ohne Wanken fest und gibt ihr eine Erklärung, die unbefangenen Kennern der Sprache Shakspeares unmöglich erscheint. Es ist ganz undenkbar z. B., daſs Shakspere das Verbum *expiate*, das sonst in aller Welt 'sühnen' u. ä. heiſst, allein von aller Welt an zwei Stellen in der Bedeutung 'beendigen' gebraucht haben soll, wenn es ein altes *expirate* gibt, das auch andere seiner Zeitgenossen für *expire* verwenden. Es ist doch unmöglich anzunehmen, daſs es um 1600 drei Verba dieser Bedeutung gegeben haben soll: *expire, expirate* und — *expiate*, das aber nur an zwei Stellen diese Bedeutung, sonst immer, wie heute, die Bedeutung 'sühnen, büſsen' etc. hat. (S. das Wort in den nachfolgenden Zusätzen und Verbesserungen.)

Es ist allerdings notwendig, daſs man solche offenbare Textverderbnis, wie das Wort *expiate*, in das Lexikon aufnimmt; aber dann müſste man es mit einem Zeichen versehen, das es als fehlerhaft charakterisiert, und auf *expirate* verweisen. Und diesem Beispiel entsprechend müſsten eine groſse Reihe von Wörtern und Wendungen behandelt werden. Die Folio ist, wenn wir von einzelnen besser gedruckten Quartos absehen, der relativ beste Druck; aber niemand wird so verwegen sein, sie gut gedruckt zu nennen. Sie enthält eine solche Menge von Schreib- und Gehörfehlern, daſs das, was wir heute eine Korrektur nennen, kaum stattgefunden haben kann. Jedenfalls wäre ein so nachlässiger Druck, wie der der Folio, heute nicht mehr möglich.

Wir werden also von dem neuen Sh.-Lex. eine gröſsere Unbefangenheit und eine dreistere Kritik gegenüber dem Folio-Texte zu wünschen haben.

6) Wortbedeutungen.

Das Supplement von Sarrazin bringt neben bekannten Wortbedeutungen, welche eben nur von den im Sh.-Lex. für bestimmte Stellen gegebenen Bedeutungen abweichen — also neben abweichenden Auffassungen modernster Interpreten —, auch eine Anzahl von neuen, bisher unbekannten, welche von den neuesten Herausgebern entdeckt sind. Darin liegt die Tatsache ausgesprochen, daſs die Kenntnis der Sprache des 16. Jahrhunderts, welche die älteren englischen Herausgeber zu der Erklärung Shaksperes verwertet haben, eine lückenhafte gewesen ist. Es ist aber selbstverständlich die Aufgabe des Erklärers, das für ihn in Frage kommende Sprachmaterial bis ins kleinste vollkommen zu beherrschen. Bisher gab es keine Möglichkeit dazu, jetzt ist eine gegeben in dem gewaltigen Murrayschen Lexikon, das als lexikographische Leistung einzig in der Weltliteratur dasteht. Hier ist jedes Wort, das für Shakspere in Frage kommt, mit der ganzen Verzweigung seiner Bedeutungen — von der Wurzel bis zur Krone — verzeichnet. Aber diese Möglichkeit schlieſst doch wieder eine scheinbare Unmöglichkeit in sich.

Wie gelangt man in dem Riesenwerke zu den Hunderttausenden von Erklärungen, die es zu Shaksperes Dichtungen gibt? und die doch unvergleichlich wertvoller sind als alle bisherigen, da sie auf einem nahezu vollständigen Sprachmaterial beruhen. Bei meiner Revision des Schlegel-Tieckschen Shakspere-Textes habe ich den Murray jetzt drei Jahre lang immerfort gebraucht, er hat mir in bezug auf Wort- und Sacherklärung unschätzbare Dienste geleistet: was von neuen Erklärungen in den vorletzten beiden Bänden des *Sh.-Jahrbuches*, in dieser Besprechung und in einem in diesem Jahre erscheinen-

den Buche von mir enthalten ist, beruht fast nur auf ihm. Nun habe ich nicht einmal die Zeit gehabt, auch nur die markantesten Abweichungen von den bisherigen Erklärungen zusammenzustellen; es sind an den genannten Stellen eine Reihe von bisher ungenügend erklärten Stellen neu erklärt, aber lange nicht alle. Selbstverständlich habe ich Murray nur um Rat gefragt bei Stellen, deren frühere Deutungen Zweifel in mir erregten. Und es kann doch bei der Originalität dieses allumfassenden Werkes nicht fraglich sein, dafs es bei der Höhe seines philologischen Standpunktes in zahlreichen Fällen zu anderen, gegründeteren Erklärungen von Wörtern kommt, deren Deutung bisher unbeanstandet war. Es ist daher meine feste Überzeugung, dafs die modernste und gewissenhafteste Ausgabe Shaksperes mit Hilfe des Murray nicht entfernt soviel zur Erklärung des Dichters leisten kann als der Murray in seiner Gesamtheit selbst.

Es ist nicht meine Sache, die Frage zu beantworten, auf welchem Wege man zu der gründlichen Ausschöpfung dieser reichen Quelle des Sprachwissens gelangt. Gewifs ist, dafs eine solche gründliche Ausschöpfung bei Neuausgabe des Shakspere-Lexikons stattfinden mufs.

Stilistik.

Ich gebe zu, dafs ein Lexikon — im beschränktesten Sinne aufgefafst — nur Worterklärungen zu geben braucht und auch bestenfalls nur wenig für die Fesstellung des Stiles tun kann. Ein gutes Lexikon aber wird sich nicht darauf beschränken, die kahle Wortbedeutung festzustellen, sondern es wird Aufklärung geben müssen über den Wortgebrauch. Dafs dieser Anspruch besonders einem Speziallexikon gegenüber berechtigt ist, hat Schmidt anerkannt, indem er in unzähligen Fällen den Kontext, in welchem das betreffende Wort bei Shakspere erscheint, zusammen mit dem Worte gegeben hat. Er hat so Aufserordentliches für Shaksperes Stilistik geleistet.

Nun aber beruht der poetische Stil nicht blofs auf der sprachschöpferischen Tätigkeit, der eigenartigen, individuellen Verwendung der Worte, sondern auch auf dem Gebrauch der poetischen Mittel: auf der Art der Metaphern, Bilder, Personifikationen usw. und für jene Zeit speziell der Wortspiele und Konzepte. Nach dieser Seite hin hat das alte Sh.-Lex. viel, aber nicht genug getan. Die Worte *'quibbling'* und *'figuralively'* wiederholen sich, wie jeder Kenner des Werkes weifs, sehr oft, aber nicht oft genug.

Wenn wir blofs den metaphorischen Gebrauch der Worte ins Auge fassen, so können wir den Jugendstil, der in Ro., Gentl., LL. und ebenso in Ven., Lu. und den Jugendsonetten blüht, in As, Ado und den Viola-Szenen von Tw. (1594. 1595) zu schwinden beginnt und im Merch. (1595/6), abgesehen von einzelnen Nachklängen, schon überwunden ist, von dem späteren Stil unterscheiden. Dieser im wesentlichen Petrarcas Sonetten entwachsene und von späteren italienischen Dichtern weiterkultivierte Stil beherrscht die ganze englische Renaissancelyrik und ist so konventionell, so uniform, dafs wir geradezu erklären können: diese und jene Metapher kann Shakspere nur in seiner jugendlichen Periode gebraucht haben. Man vergleiche z. B. die Liebesgespräche zwischen Falstaff und den lustigen Weibern mit denen der jugendlichen Dramen: es wäre hochkomisch gewesen, wenn der Materialist im ätherisch verhimmelnden Stile des Romeo, des Proteus und der liebeschwärmenden Ritter in LL. zu seinen Weibern gesprochen hätte. Aber gegen das Ende des Jahrhunderts ist Shakspere die Torheit dieses Stiles so zuwider geworden, dafs er ihn selbst zu satirischen Zwecken nicht mehr verwenden mag. Und halten wir gegen jene Dramen gar die wunderbar schönen, rein shakspereschen Liebesgespräche in Wint., so können wir erkennen, welch herrlichen Aufschwung Shaksperes poetischer Stil seit der jugendlich befangenen Musterhaftigkeit genommen hat. Auf diesem Gebiete hätte daher das Shakspere-Lexikon der Erkenntnis

der dichterischen Entwickelung vortreffliche Dienste leisten können, wenn es prinzipiell den metaphorischen Gebrauch der Worte vermerkt hätte.

Aber es verfährt ungleichmäfsig. So ist die metaphorische Verwendung von *'wind'* gut angegeben: *'Emblem of swiftness, liberty, wantonness, inconstancy and falseness, ubiquity.'* Aber in der überwiegenden Zahl der Fälle fehlt solche Angabe. Bei *poniard* z. B. finden wir das Ziffernzitat 'Ado, II, 1, 255 (cf. Haml. III, 2, 414).' Was heifst das? An der ersten Stelle steht: *'she speaks poniards'*, an der anderen: *'speak daggers'*. Es handelt sich also um den metaphorischen Gebrauch von *'poniard'* und *'dagger'*, welcher mit Wortzitaten belegt werden mufste. — Unter *'Quench'* finden wir nur die allgemeine Bedeutung; *'quench the fire of rage'* (Ro. I, 1, 91) wird nicht zitiert; ebensowenig finden wir unter *'coal'* das Zitat *'hot coals of vengeance'* (2 H. VI, V, 2, 36). Bei *'Prison'* ist in Ziffernzitaten verzeichnet, wo es ohne Artikel gebraucht wird, wo (*put*) *in prison, to prison, out of prison* vorkommt; nicht gesagt ist, wo *prison* für Körper (Gefängnis der Seele) gebraucht wird. Die *'infants of the spring'* (LL. I, 1, 101) kennt der Artikel *'Infant'* nicht. *'Glass* 2) a) *a mirror'*, es folgen alle Stellen dafür in Ziffernzitaten, darunter — unerkennbar — auch die, wo es von Personen gebraucht wird.

Was von den Metaphern gesagt ist, gilt auch von den Beiwörtern, ob schmückend oder anschaulich. Unter *'Pale'* ist angegeben, wenn es nicht von der Haut, sondern von anderen Gegenständen gebraucht wird: *'ashes, moon, moonlight, eyes, lead, silver'*. Dafs aber die *'buds' 'chaste'* genannt werden: *Chaste as is the bud ere it be blown* (Ado IV, 1, 59)
finden wir weder unter *'Chaste'* noch unter *'Bud'*.

Ich glaube in der Tat, dafs ein die poetischen Mittel prinzipiell berücksichtigendes Shakspere-Lexikon die nunmehr unerläfslichen Stilstudien aufs nachdrücklichste unterstützen könnte. — Wie wäre dieses Ziel zu erreichen? — Ich sehe keinen anderen Weg als erschöpfende Spezialforschungen über Shaksperes Gebrauch der verschiedenen poetischen Mittel.

Noch eine hierher gehörige wertvolle Kleinigkeit! Die Wortzusammenziehungen der Folio (*y'are = you are* etc.) finde ich in dem Sh.-Lex. nicht; das wäre aber für die Chronologie der Dramen wichtig; denn obgleich ich keine Sammlung darüber angelegt habe, glaube ich in der Annahme nicht zu irren, dafs Zusammenziehungen, wie *in's* (*in his*), *from's* (*from his*) etc., *in't* (*in it*) u. ä., nur in späteren Dramen vorkommen.

Gern hätte ich noch etwas gesagt über die Behandlung der Parallelismen des Ausdrucks und des Gedankens. Aber ich verzichte darauf; ich fürchte, die hier für eine spätere Neuausgabe des Sh.-Lex. geäufserten Wünsche sind schon zu umfangreich und dürften sich praktisch nur mit grofsem Aufwand an Arbeitskraft und Kosten verwirklichen lassen. Darum will ich zum Schlufs nicht versäumen, nochmals zu betonen: dafs das Sh.-Lex. auch so, wie es jetzt ist, als Hilfsmittel für das Verständnis Shaksperes von keinem anderen übertroffen wird.

Ich wollte nun noch einige Beiträge zu einem späteren Supplement des Sh.-Lex. zusammenstellen neben denen, welche ich im 38. und 39. Bande *Sh.-Jahrbuches* gegeben habe und im Laufe dieses Jahres geben werde in meinem Buche: *'Schwierigkeiten der Shakspere-Übersetzung'*.[1]

---

[1] Ich möchte hier bemerken, dafs dieses Buch schon seit zwei Jahren gedruckt vorliegt und ursprünglich am Anfang von 1903 erscheinen sollte, weshalb ich schon im 39. Bande des *Sh.-Jahrbuches* (1903) leider verfrüht mich darauf bezogen habe. Auf Wunsch der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, bei der die Revision des Schlegel-Tieckschen Textes erscheint, wird die Ausgabe desselben aber erst nach dem Erscheinen der letzteren erfolgen.

accent.

(Sh.-Lex.) '6) *speech, language*'. — Diese Bedeutung kommt überhaupt nicht vor. In den vier angeführten Beispielen hat *accent* immer einen anderen Sinn:

1) Betonung in der Rede: *throttle their practised accent in their fears* Mids. V, 1, 97 (sie sind so schüchtern in der Rede, daſs sie die vorher eingeübte Betonung erwürgen, d. h. hastig draufdlossprechen). — *beguiled you in a plain accent* Lear II, 2, 117 (er sprach zu dir in dem Tone eines einfältigen, ehrlichen Mannes und betrog dich so). — Die beiden Stellen gehören also unter '3) *modification of the voice expressive of sentiments*'.

2) Stimme: *midst the sentence so her accent breaks* Lu. 566.

3) Laute (einer Sprache): *Shall this our lofty scene be acted over In states unborn and accents yet unknown* Caes. III, 1, 113.

action.

Die bekannte Bedeutung Wirkung, wirksame Kraft fehlt im Sh.-Lex. ganz, z. B.: *I cannot give due action to my words* 2 H. VI, V, 1, 8.

alehouse sign

fehlt bei *alehouse* und ist doch ein einheitlicher Begriff.

amazed.

Die veraltete Bedeutung betäubt [Murray + 1) = *stunned*] fehlt, z. B. Shrew II, 1, 156, als Katharina Hortensios Kopf durch die Laute geschlagen hat: *And I stood amazed for a while.* [Das Sh.-Lex. gibt 2) *put in confusion .... by fear*; das trifft den Nagel nicht auf den Kopf.]

bandy.

Für die Stelle Tit. I, 1, 312, wo der durch die Entführung der Lavinia erzürnte Kaiser Saturninus mit Bezug auf den Entführer, seinen Bruder Bassianus, zu ihrem Vater Titus die Worte spricht:

> *A valiant son-in-law thou shalt enjoy* (Bassianus):
> *One fit to bandy with thy lawless sons,*
> *To ruffle in the commonwealth of Rome.*

gibt das Sh.-Lex. '*contend, strive* (*in emulation*)', also 'wetteifern'. Gerade diese Nuance hat es nach Murray nicht; es heiſst hier einfach raufen.

bezonian.

Hier scheint das Sh.-Lex. mit seinem '*base fellow*' gegen Sarrazin recht zu haben, der nach einer Stelle in Markhams *English Husbandman* die Bedeutung 'Bauer' an die Hand gibt. Murray hat für alle drei Formen des Wortes — *bezonian, besonic, besogne* — nur die zwei Bedeutungen: 1) junger Rekrut; 2) Hungerleider, Lump.

brain.

Der Artikel verdient eine Umarbeitung im Sh.-Lex., welches genau angibt, wie oft das Wort im Singular und im Plural vorkommt, aber nur die Bedeutungen 'Gehirn' und 'Denkorgan' kennt. Es heiſst selbstverständlich auch bei Sh. oft Geist, Verstand; auch Gedächtnis (Ro. I, 3, 29).

brawn.

Sarrazin gibt nach Wright die dialektische Bedeutung *boar* mit Bezug auf Falstaff (1 H. IV, II, 4, 123 — nicht 124 — und 2 H. IV, I, 1, 19). Wenn denn die Bedeutung des Sh.-Lex. '*fleshy mass* (Fleischkloſs)' hier nicht gelten soll, dann dürfen wir sie doch wohl einbeziehen in der Übersetzung Mastschwein.

case.

Das Sh.-Lex. gibt nur für e i n e Stelle — *though my case be a pitiful one, I hope I shall not be flayed out of it,* Wint. IV, 4, 844 — *'Perhaps = the skin'*. 'Vielleicht'? Es k a n n an dieser Stelle gar nichts anderes heifsen als H a u t. Ebenso in: *what wilt thou be when time hath sowed a grizzle on thy case,* Tw. V, 1, 168.

Vgl. *I like my silver-haired conies at home: the cases are far better than the bodies* (Cary, *Pres. State of England 1626,* bei Malone) und *the asse, stalking in the lion's case* (Bussy d'Ambois, bei Halliwell). Murray gibt mehr Beispiele für diese veraltete Bedeutung. (Sarrazin verzeichnet sie auch auf Grund einer Bemerkung Maddens.)

cleanly.

Für die Stelle Tit. II, 1, 94:

What, hast not thou full often struck a doe,
And borne her cleanly by the keeper's nose?

gibt das Sh.-Lex. *'quite, entirely'* und im Supplement für diese Stelle *'in the very face of the keeper'*, obgleich nicht einzusehen ist, wie dieser letztere Sinn aus *quite* und *entirely* folgen soll.

Murray gibt *'adroitly'*: g e s c h i c k t (ohne dafs der Wildhüter es merkte).

complexion.

Bei Murray findet sich die im Sh.-Lex. fehlende Bedeutung *'physical constitution or nature'*; diese ist ohne Zweifel gemeint in Isabels Worten (Meas. II, 4, 129):

For we are soft (weich im Gemüt) *as our complexions* (Körper) *are.*

Ferner heifst es nicht blofs *'external appearance'* (Sh.-Lex.), sondern W e s e n im Sinne von H a l t u n g, soweit es die innere Stimmung darstellt, und S t i m m u n g selbst (s. Murray). So in den Worten des Polixenes (Wint. I, 1, 381):

Your chang'd complexions (des Leontes und Camillo) *are to me a mirror*
Which shows me mine chang'd too.

conscience

V e r n u n f t (nach Murray):

Canst thou the conscience lack to think ... (Tim. II, 2, 184.)

counterfeit

H e u c h l e r (nach Murray):

T h u r i o. *Seem you that you are not?*
V a l e n t i n e. *Haply I do.*
T h u r i o. *So do counterfeits.* (Gentl. II, 4, 12.)

Von 'falschen Münzen' (Sh.-Lex.) kann hier nicht die Rede sein.

depart

s c h e i d e n (= *part,* Murray 5)); das Sh.-Lex. kennt nur die Bedeutung *go away.* Vgl. Ro. III, 1, 56, wo es 'auseinandergehen', nicht 'fortgehen', heifst.

duty

P f l i c h t g e f ü h l fehlt im Sh.-Lex. Vgl. Lear I, 1, 149:

Think'st thou that duty shall have dread to speak,
When power to flattery bows?

und sonst oft.

eminence.

Murray: *acknowledgment of superiority, h o m a g e* (H u l d i g u n g). Das — und nicht *distinction* (Sh.-Lex.) — mufs es heifsen an der Stelle, wo

Macbeth seiner Gemahlin mit Bezug auf Banquo anempfiehlt: *present him eminence With eye and tongue* (Macb. III, 2, 30).

entertainment

— *of death* (Meas. III, 2, 225) heifst: ruhige Hinnahme des Todes (Murray 12)), nicht *conception, expectation of death* (Sh.-Lex.).

entrails.

Falstaff wird (Wiv. V, 5, 162) charakterisiert als:

Old, cold, withered, and of intolerable entrails.

Sh.-Lex. und die Übersetzer sagen ‘Eingeweide’, einer sogar ‘Schmerbauch’. Diese Bedeutung ist ziemlich weit entfernt von der wirklichen, die das Wort an dieser Stelle nach Murray hat: Seele.

estridge.

Sarrazin gibt nach Madden die Bedeutung Habicht, und die würde in der Tat sehr passend sein für die Stelle Ant. III, 13, 197: *In that mood (fury) The dove will peck the estridge* — würde aber gar nicht an der Stelle sein, wo die Ritter geschildert werden als *all plum'd like estridges.*

Murray kennt das Wort nur als eine Variation von *ostrich.* Und so wird es wohl auch in der ersten Stelle Straufs heifsen müssen.

expiate

soll an zwei Stellen im Sh. die Bedeutung beendigen haben: *death my days should expiate,* Son. 22, 4, und *Make haste: the hour of death is expiate,* R. III, III, 3, 23. An beiden Stellen wird diese Bedeutung allerdings postuliert. Merkwürdig ist freilich, dafs nur die 1. Folio *expiate* liest; die Herausgeber resp. Drucker der drei späteren Folios haben das Wort ausgemerzt und dafür *now expired* eingesetzt, ihnen war das Wort — sonst bekannt in der Bedeutung ‘sühnen’ — offenbar in dieser Bedeutung ungeläufig.

Noch merkwürdiger ist, dafs auch Murray nur diese beiden Stellen für die Bedeutung ‘beendigen’ bringt. In den drei anderen bei ihm heifst *expiate* einmal offenkundig ‘sühnen’ (Objekt: *grief*), zweimal ‘büfsen’ (*rage, fury*) im Sinne von ‘befriedigen’ (seine Lust büfsen); die von ihm gegebene erste Bedeutung pafst durchaus nicht. — Sollte Sh. sich an dieser Stelle in dem Fremdwort versehen haben — es wäre nicht die einzige —? oder der dictando Setzende durch einen seiner zahlreichen Gehörfehler der 1. Folio den Text verderbt haben?

Ich sehe keine andere Lösung des Rätsels als an beiden Stellen das veraltete *expirate* (= *expire*) einzusetzen.

favours.

Das Sh.-Lex. führt zwei Stellen an, in denen der Plural *‘favours’* Gesichtszüge heifsen soll; eine davon heifst: *stain my favours in a bloody mask* (1 H. IV, III, 2, 136). So erklären auch Warburton und Johnson, und es ist keine Frage, dafs die Bedeutung für die Stelle sehr passend ist. Ich kann daher Sarrazin nicht beistimmen, wenn er Wright (*Clarendon Press*) folgt, welcher behauptet, dafs der Plural *‘favours’* von einer einzelnen Person nicht gebraucht wird. Er meint also, dafs *‘favour’* das ‘Aussehen’, aber nicht einen einzelnen Gesichtszug bezeichnet. Dem widerspricht Murray, der *‘favour’* in der besonderen Bedeutung von *‘a feature’* bringt und zwei Beispiele anführt, wo es ohne Zweifel diese Bedeutung haben mufs. Damit ist Schmidts Ansicht, dafs *‘favours’* mehrere Gesichtszüge oder auch die Gesamtheit der Gesichtszüge bezeichnen kann, bestätigt. — *‘favours’* an den beiden Stellen als ‘Liebeszeichen’ (Schärpen, Handschuhe) zu fassen, scheint mir unmöglich.

fortune

heifst nach Murray auch guter Stand, gute Familie.

> *the face and thy behaviour,*
> *Which, if my augury deceive me not,*
> *Witness good bringing-up, fortune, and truth.* (Gentl. IV, 4, 74.)

Mit dem *'prosperity'* des Sh.-Lex. ist hier nichts anzufangen.

ginger

blofs *'a spice'*? — Es war u. a. ein den Geschlechtstrieb erregendes Mittel, das *canded, greene, or condited'* gegessen wurde. (S. Furness zu Tw. II, 3, 126.)

hang

soll nach Herford (Supplement) für *'execute'* (er meint *'behead'*) gebraucht werden in der Stelle: *'you must rise and be hanged'* (Meas. IV, 3, 24). Das glaube ich nicht; Murray gibt keine Beispiele für eine derartige Bedeutung. Auch ist sie an dieser Stelle gar nicht erforderlich: Der zum Henkersknecht beförderte Kuppler Pompejus, der diese Worte dem Barnardine zuruft, weifs eben noch nicht, dafs dieser geköpft und nicht gehängt werden soll.

headstrong.

Die Bedeutung ungestüm fehlt für die Stelle 2 H. VI, III, 1, 356.

hiss

= *'condemn by hissing'* (Sh.-Lex.) für die Stelle

> *The wind hiss'd him in scorn.* (Rom. I, 1, 119.)

Die Bedeutung 'auszischen' scheint mir wenig passend; vielmehr: 'Der Wind zischte ihn höhnisch an'.

horns

= *deer* — nur an einer Stelle: LL. IV, 1, 113. Diese Bedeutung gibt es nicht.

hue.

Sarrazin gibt für *hue* in Sonn. 20, 7 nach Dowden und Wyndham die richtige Bedeutung = *'shape, embodiment'*. Es fehlt hier noch die Stelle Tit. I, 1, 261, wo Saturnin von Tamora sagt:

> *A goodly lady, trust me, of the hue*
> *That I would choose, were I to choose anew.*

jade.

In der Stelle (2 H. VI, IV, 1, 3):

> *The jades that draw the melancholy night*

soll nach Herford (Supplement) *jade* = *dragon* sein. Er denkt natürlich an *'night's swift dragons'* (Mids. III, 2, 379) und *'Swift, swift, you dragons of the night'* (Cymb. II, 2, 48). Hier aber ziehen die *'melancholy night'* eben nicht *'swift dragons'*, sondern *jades*: Schindmähren.

kidney

= 'Nieren' (Sh.-Lex.) in Wiv. III, 5, 116, wo es von Falstaff heifst: *'a man of my kidney'*. Es ist nach Murray hier = *'constitution'*, Leibesbeschaffenheit.

lamp

(Sh.-Lex.) '1) *Used as the emblem of life'*. Hierher gehört auch die Stelle Err. V, 1, 315, welche dafür unter 2) wegfallen mufs.

lay

(Sh.-Lex.) '*Joined with adverbs and adjectives: to lay down*'. Hier fehlt die obscöne Bedeutung für die Stelle *lay down ladies* (H. VIII, I, 3, 40): in liegende Stellung bringen d. h. zu Müttern machen (Murray).

lewdness

(Sh.-Lex.) '1) *naughtiness, indecency*' für die eine Stelle, wo Sir Thomas Lovell eine Philippika hält gegen die albernen Manieren und Trachten, welche die jungen Leute aus Frankreich mitbringen, und ihnen rät, wieder verständige Engländer zu werden:

> *Or pack to their old playfellows: there, I take it,*
> *They may, 'cum privilegio', wear away*
> *The lag end of their lewdness and be laugh'd at.* (H. VIII, I, 3, 35.)

Beide Bedeutungen sind hier unmöglich; '*lewdness*' heifst hier Torheit (Murray).

mask

(Sh.-Lex.) '2) *a diversion or procession in which the company wear masks, masquerade*'. Hier fehlt merkwürdigerweise die Gattung theatralischer Darstellungen, welche man mit '*mask*' bezeichnet, und doch kommt diese Bedeutung des Wortes gleich in den ersten von Schmidt angeführten Beispielen vor: '*revels, dances, masks*', LL. IV, 3, 379; '*what masks, what dances?*' (Mids. V, 1, 32.)

muddy

in muddy knave (1 H. IV, II, 1, 106) soll nach Wright (Supplement) = '*thick-witted*' sein. Das würde aber auf den hellen Chamberlain, den Gadshill so nennt, wenig passen. Auch Falstaff wird von Doll als '*muddy rascal*' bezeichnet (2 H. IV, II, 4, 43) und gleich darauf als '*muddy conger*' (Schweinigel). Es hatte jedenfalls eine allgemeinere Bedeutung und war nicht ein ernstgemeintes Schimpfwort, sondern der Ausdruck eines rohen Wohlwollens.

ornament

bezeichnet das Sh.-Lex. ganz allgemein als 'Schmuck'. Aber Ro. I, 1, 100 und 1 H. VI, V, 1, 54 sind Kleider unter '*ornaments*' verstanden.

pageant

(Sh.-Lex.) '= *theatrical exhibition*'. Diese Bedeutung pafst nicht auf die stattlichen Kauffahrer im Merch. I, 1, 11, sondern Schaugerüst, Prachtgerüst.

rare.

Bei diesem Worte fehlt die auch heute noch übliche ironische Bedeutung, deutsch am besten mit kostbar ausgedrückt, z. B.

> *Contemplation makes a rare Turkey-cock of him* (Malvolio).
> (Tw. II, 5, 35.)

renowned.

Das einst sehr häufige Wort steht im Sh.-Lex. nur in der Bedeutung '*famous, illustrious*' verzeichnet; es gibt nur Ziffern-Zitate, ohne auch nur auf die verschiedenartige Verwendung durch Beispiele hinzuweisen. '*Renowned be thy grave*' (Totenklage auf Imogen) heifst: geehrt sei dein Grab, nicht 'berühmt'.

set.

Das Sh.-Lex. kennt kein Adjektiv *set*; nur an wenigen Stellen ist *set* als Partizip verzeichnet.

shift

Frauenhemd fehlt.

spite.

Die häufige Bedeutung Gram, Schmerz fehlt.

where

'sometimes almost = when' — rein, geradezu wenn. Diese Bedeutung wird postuliert durch den Gebrauch von *where = whereas,* der natürlich mit vielen Beispielen belegt ist. Wenn *where* nicht den rein temporalen Gebrauch von *when* hatte, konnte es auch zu dem gegensätzlichen Gebrauch von *when* (während, wogegen) nicht kommen.

Gr.-Lichterfelde. Hermann Conrad.

Antoine de la Sale par Oscar Grojean. Extrait de la Revue de l'instruction publique en Belgique, tome XLVII, 3 livraison 1904.

Grojean bespricht hier auf 35 Oktavseiten sämtliche auf La Sale bezüglichen Arbeiten aus den letzten vier Jahren: Gossart, Nève, Raynaud, Förster, zwei Neudrucke und zwei Ausgaben von Handschriften der *Quinze Joyes.* Als 'Attaché à la Bibliothèque royale' zu Brüssel sitzt er an der Quelle für Forschungen auf diesem Gebiet; er ist wohlausgerüstet für Bibliographie und Textkritik. Das gibt er namentlich den vier Herausgebern der *Quinze Joyes* zu fühlen, die sich mit dem treuen Abdruck ihrer Vorlagen begnügen (Heukenkamp, Sölter, Dreſsler, Fleig) und oft nur allzu geringe Sachkenntnis verraten; verlorene Zeit und Mühe; eine vergleichende Arbeit brauchen wir, und sie ist leicht ausführbar. Den Vorwurf mangelnder Befähigung hat er aber vor allem Nève zu machen, der in seinen Abdrucken von Stellen aus der *Salade,* der *Salle* und dem *Resconfort* sehr willkürlich und sorglos verfährt, die guten Lesungen des Manuskripts verderbt, schlecht abschreibt, von zwei Handschriften die geringere wählt, kurzum die Forderungen der Wissenschaft nicht erfüllt. Eine Reihe von Irrtümern in mangelhaften Altdrucken und Manuskripten hat Förster verbessert; Grojean bringt aus besseren Manuskripten, die ihm zugänglich sind, die Bestätigung für die Richtigkeit seiner Vorschläge. Textvergleichungen und Verbesserungsvorschläge stellen den Hauptwert seiner Arbeit dar. — Und doch verfolgt diese in erster Linie ein literarhistorisches Ziel; die Beweisführung für La Sales Urheberschaft der *Quinze Joyes* und der *Cent Nouvelles.* Viel Neues an Beweisgründen wird nicht ins Feld geführt; es ist im ganzen eine Abwägung der alten. Die Schenkungsurkunde, aus der Nève La Sales Ehe ableitet, verbürgt sie nicht; der Brief an den neuen Mönch, der La Sales Ehe bewiese, wird von Nève ohne jede Angabe über Herkunft und Zuverlässigkeit mitgeteilt, wenn er auch echt anmutet; La Sale kann die *Quinze Joyes* aber auch vor seiner Ehe geschrieben haben. Anderseits braucht der Verfasser der *Quinze Joyes* kein Geistlicher zu sein, wenn er von unlösbaren Fesseln spricht; Liebesfesseln tun's auch. Diese biographischen Gründe gegen die *Quinze Joyes* sind also nach Grojean nicht stichhaltig. Bei den *Cent Nouvelles* betont er La Sales Bekanntschaft mit Italien, die Möglichkeit seiner Bekanntschaft mit Poggius, die Poggius-Novellen, die vorwiegend des Akteurs Anteil sind, die Floridamnovelle, das Lob der Grafschaft St-Pol. Die sprachlichen und stilistischen Dinge sind kaum gestreift; nur eine Beobachtung ist neu: *'il convient',* der Wahlspruch des La Sale, ist stehende Formel in den *Quinze Joyes.* Bezüglich der seelischen Art des Verfassers wird der *homo duplex* im Übergangszeitalter betont, das Urteil des Sainte-Beuve und Gaston Paris angerufen. — Raynauds Versuch, auf Grund einiger buchstäblichen Übereinstimmungen zwischen dem *Saintré* und dem *Livre des faits de Jacques de Lalaing* auch letzteres La Sale zuzuschreiben, werden biographische Bedenken entgegengehalten, ohne ihn völlig abzuweisen. Hier fühlt er die Unsicherheit unserer Literaturkenntnisse und empfiehlt, aufklärende Funde abzuwarten. — Dieselbe Empfehlung gilt für die Hauptfrage. Einstweilen kann es jeder damit halten, wie er will. Die besonderen biographischen und literarischen Tatsachen,

in Verbindung mit den allgemeinen kulturgeschichtlichen, lassen immer noch einen weiten Spielraum offen für ihre Lösung; innerhalb dieses Spielraumes wird sie eben nach den ästhetischen und logischen Bedürfnissen und Wünschen des einzelnen entschieden.

Stuttgart. **Carl Haag.**

Dr. David Engländer, La Xe satire de Boileau comparée à la VIe de Juvénal. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der 10. Realschule zu Berlin. Ostern 1904. 20 S.

Cette brève étude confronte d'abord au point de vue de la forme, les satires romaine et française avant d'en apprécier la portée morale. Dans cette comparaison très minutieuse l'auteur analyse avec exactitude les procédés de composition des deux poètes. Les conclusions de la seconde partie, très favorables à Juvénal et admissibles dans leur ensemble ne prétendent ni à l'originalité, ni à une absolue justesse: C'est une variation quelque peu banale sur le célèbre thème: facit indignatio versum. On eût pu faire de Juvénal une apologie plus caractéristique, et si le réalisme, voire la crudité de l'expression et du trait lui donne surtout l'avantage sur Boileau, p. 11, il faudra, au nom de cette même esthétique, que Plaute l'emporte sur Molière. Bien des détails sont contestables; le jugement suivant, par exemple, n'est-il pas un peu sévère; p. 19: «Boileau signale la supériorité des femmes en affaires judiciaires: Et sur l'art de former un nouvel embarras, | Devant elle Rolet mettrait pavillon bas. v. 731 ... La même idée chez Juvénal: Componunt ipsae per se formantque libellos, | principium atque locos Celso dictare paratae. v. 244. Chez l'un, termes de prose, manque de vigueur; chez l'autre, une peinture à grands traits.» — Juvénal est-il plus franc que Boileau, parce qu'il parle sans se gêner de la pédérastie? Ou Boileau n'en parle-t-il pas plutôt, parce que ce vice officieusement toléré dans l'antiquité, n'avait décidément pas cours au XVIIe siècle et en France?

De trop nombreuses fautes d'impression déparent le texte et faussent les citations. p. 14 «*Rabutire*»: Rabutin; «sous ce beau nom d'épouse *entra*-t-elle chez toi»: entrera-t-elle. p. 19 «*envie* au blanchisseur»: envoie .. etc. — Le style, qui ne vise pas à l'élégance, manque le plus souvent de correction. Il s'y trouve trop de barbarismes: p. 3: *avantureux*; p. 9: *partition*, pour: répartition; p. 11: *judicié*, pour: préjudicié; p. 12: *civilisantes*, pour: civilisatrices ... p. 3: *Lucile*, pour: Lucilius; les noms propres latins n'ont été francisés que lorsqu'on les employait fréquemment. *Tite*, au XVIIe siècle, redevenu Titus au XIXe, peut servir d'illustration à cette règle tacite. p. 17: *préliminaires usuelles*. L'auteur maltraite parfois la syntaxe; p. 13: «*il ne s'apercevait pas qu'une honnêteté trop casanière entravât l'élan de l'imagination*» pour: entravait. p. 15: «*ce qui Boileau prononce*» pour: ce que. p. 16: «*l'auteur fait semblant de persuader Postume qu'il est mieux* . . .» pour: à Postume. — Les mots ou expressions impropres foisonnent: p. 3: «Encore moins des écrivains grecs et romains épargnaient-ils les femmes *quand il y en avait lieu* dans leurs écrits» pour: quand ils trouvaient l'occasion d'en parler; «leurs *objets* les plus essentiels» pour: sujets; p. 4: «*précédés* par Juvénal» pour: surpassés; «*d'entre* les satiriques» pour: parmi. p. 5: «*faire* le sommaire»: donner le sommaire; «se marier *dans* peu»: sous peu; «il *ferait divorce*»: il divorcerait. p. 6: «le poète revient *à ce dont* il est parti»: au point d'où il ... p. 7: «*sous le point de vue d'économie* poétique»: au point de vue de l'économie poétique; «il *met soin à ce* que la satire garde ...»: il a soin que la; «la force logique paraît *consumée*»: consommée, épuisée; «se *ravisant* que»: s'avisant que; «il *formerait* une demande»: il ferait; «il croit s'être *défait* d'une discussion»: débarrassé; «Boileau a emprunté *l'idée d'encadrement de* son modèle»: a emprunté le cadre à son

modèle. p. 8: «une chose *toute* perdue de vue»: tout à fait perdue ...; «mis *à la tête* du poème»: en tête; «le reste s'explique *avec* peu de mots»: en peu de mots. p. 10: «des œuvres qui *marquent* une empreinte»: qui portent ...; «*non excepté*»: y compris. p. 12: «l'amour de cette nature *se* repose sur une manière réaliste»: repose. p. 17: «le style de Boileau s'élève un peu *sur le* niveau du langage commun»: au dessus du niveau. p. 20: «*avec les moyens* d'un style serré»: au moyen; «ce qui manque à l'un, *c'est même propre et essentiel à l'autre*»: est précisément la qualité essentielle et caractéristique de l'autre. — La construction de la phrase, de même que l'ordre des mots, manque trop souvent d'équilibre: p. 11: «Or, Juvénal, en découvrant, avec un cœur chagriné, devant nous les gouffres d'une culture en décadence, à l'air de rendre, sans rougir, sien ce qu'il y a de plus bas dans les vues morales de son temps»: «devant nous» doit précéder «avec un cœur chagriné» «sien» doit précéder «sans rougir»; «sa vigoureuse et sensible âme»: son âme vigoureuse et sensible. L'on ne peut comprendre certains passages, certains mots, qu'en les traduisant en allemand, p. 10: «Juvénal ne sait que de mauvaises femmes»: weiſs nur von. p. 12: «un observateur susceptible»: lisez non pas: empfindlich, mais empfänglich. Quelques phrases enfin, même en cherchant la pensée allemande derrière les mots français, demeurent incompréhensibles, p. 6: «Toutes les fois que l'opposition d'Alcippe entrave l'épanchement satirique de l'auteur, le dialogue entre dans une nouvelle section d'idées homogènes.»

Posen. P. Bastier.

Wilhelm Meyer-Lübke, Die lateinische Sprache in den romanischen Ländern. Sonderabdruck aus Gröbers Grundriſs der romanischen Philologie, Band I, zweite Auflage, S. 451—497. Straſsburg, Karl J. Trübner, 1904.

In der ersten Auflage des ersten Bandes von Gröbers Grundriſs vom Jahre 1888 umfaſst der Abschnitt über die lateinische Sprache in den romanischen Ländern 32 Seiten, in der soeben erschienenen zweiten 47 Seiten; die Lautlehre im besonderen ist dort mit 6, hier mit 14 Seiten vertreten. Diese Zahlen legen ein beredtes Zeugnis ab nicht allein für die rührige Forschertätigkeit auf dem Gebiete des Vulgärlateins während der letzten zwei Dezennien, sondern auch für die Sorgfalt, mit der der Verfasser sämtliche neuen Erscheinungen zu verfolgen bemüht gewesen ist. Wenn trotzdem seine Darstellung immer noch an einer stellenweise allzu groſsen Knappheit leidet, so trifft die Schuld hieran vermutlich die Anlage des Grundrisses, die eine gröſsere Bogenzahl wohl nicht erlaubt hätte. Neben der mit ausgezeichneter Sachkenntnis durchgeführten Verarbeitung eines imposanten neuen Materials wollen wir nicht ermangeln, auch die kritische Sichtung des alten hervorzuheben, die zur Ausmerzung einer Reihe mit dem heutigen Stand unseres Wissens nicht mehr vereinbarer Angaben geführt hat. So war beispielsweise auf S. 364 der ersten Auflage eine inschriftliche Form *Crescentsianus* Gruter p. 127 (= CIL XIV, 246) zitiert, die noch bis in die neueste sprachwissenschaftliche Literatur hinein gespukt hat, und auf Grund deren der Anfang der Assibilation des *t* vor *i* ins zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung verlegt zu werden pflegte. Die Neubearbeitung erwähnt sie nicht mehr, da tatsächlich das bestbeglaubigte Apographum der verlorenen Inschrift *Crescentianus* bietet. In einigen Fällen freilich scheint uns ohne Not geändert worden zu sein. S. 371 z. B. steht in der ersten Auflage: Wie schriftlat. *fulix* und *fulica*, so vulgärlat. **radica*, **natica*, **cutica*. Der entsprechende Passus lautet in der zweiten Auflage S. 483: Zu *fulix* und *fulica* gesellen sich **radīca*, **junīca*, **ulīca*, **pulīca*, *salīca*, *vitīca* u. a. Warum ist das uns in den Glossen mehrfach bezeugte *natica* (z. B. CGL II, 425, 63; 576, 3; 584, 40) weggelassen?

Auszusetzen finden wir an der Arbeit Meyer-Lübkes zweierlei. Einmal scheinen uns die Regeln nicht immer hinreichend scharf und unmifsverständlich formuliert zu sein. So steht eine ganz unglückliche Fassung z. B. auf S. 472: Endlich von drei Konsonanten fällt der mittlere: *tortus* zu *torqueo, mulsus* zu *mulceo, sortus, tentus* aus *temptus,* ferner *sestus* für *sextus* etc. Sodann läfst die Korrektheit des Druckes verschiedentlich zu wünschen übrig; Druckversehen und insbesondere störende Zitatenfehler begegnen verhältnismäfsig häufig. Wir erwähnen beispielshalber S. 464, Z. 21 v. o.: *duelo* statt *duolo*; S. 487, Z. 9 v. o.: *sonsacrare* statt *consacrare* (ebendaselbst ist die Reihenfolge von *consecrare* und *consacrare* umzustellen); S. 464, Z. 12 v. u.: *īlex* und *ēlex* Gr. Lat. V 329, 11 statt VI 18, 6; S. 469, Z. 6 v. o.: *nora* CIL IX 2431 (die betr. Inschrift enthält, soviel wir sehen, kein *nora*; gemeint ist vielleicht *norus* CIL IX 2450, eine Form, die, wie hier beiläufig bemerkt sein mag, von Rönsch auch aus dem codex evangeliorum Cantabrigiensis an der Stelle Luc. 12, 54 nachgewiesen worden ist); S. 484, Z. 12 v. o.: *trienta* CIL XII 3399 statt 5399.

Dagegen bitten wir, die nachstehenden kritischen Bemerkungen nicht in tadelndem Sinne auslegen zu wollen, sondern darin vielmehr einen Beweis zu sehen für die Anregung, die der Referent beim Studium dieses Abrisses empfangen hat, und für die er dem Verfasser aufrichtigen Dank schuldet.

S. 464. Seit Schuchardt, *Der Vokalismus des Vulgärlateins* II, 77, operieren die Romanisten fortwährend mit einem altlateinischen *eilex,* das sich in ein hochlateinisches *īlex* und ein rustikes *ēlex* gespalten hätte, welch letzteres den romanischen Fortsetzern toskan. *elce,* logudov. *elighe,* prov. *euse* etc. zugrunde läge. Sie stützen sich dabei auf die Glosse *elicis* id est arbor CGL III 590, 31; 611, 16; 623, 67, auf die Variante *ēlignis* der palatinischen Virgilhandschrift an der Stelle Georgica III 330, auf einen Passus des Gregor von Tours, *Hist. Franc.* p. 118, 13, den wir hier leider nicht nachschlagen können, und auf eine Konjektur Schneiders zu Marius Victorinus GL VI 18, 4 ff. K, von der sogleich die Rede sein soll.

Was die Glosse anlangt, so ist damit schlechterdings nichts anzufangen; denn es ist durchaus unsicher, was für ein Baumnamen sich im Lemma versteckt. Goetz im *Thesaurus gloss. emend.* I, 380 denkt z. B. an *ἑλίκη*. Das *ēlignis* des ebengenannten Virgilkodex und ohne Zweifel auch die Stelle des Gregor von Tours sind an und für sich belanglose orthographische Schwankungen, die nur dann eine gewisse Bedeutung gewinnen, wenn ihnen ein ausdrückliches Grammatikerzeugnis zur Seite steht. Dieses letztere glaubt man nun, wie gesagt, bei Marius Victorinus GL VI 18, 4 ff. K gefunden zu haben. Setzen wir einmal die handschriftliche Überlieferung in extenso her. Sie lautet wie folgt: *pilum* aiunt militare et *vineam,* si sit subter quam milites aggerem instituunt, et *sicam* et *silicem* quae secet per *e* et *i* scribenda; at si pilum sit quo pinsitores utuntur, et vinea quae ruri colitur et fistula per *i.* Dafs hier eine Textverderbnis vorliegt, ist klar; *silicem,* das ein *ĭ* in der Stammsilbe hat, kann unmöglich in diesem Zusammenhange figurieren. In richtiger Erkenntnis dessen hat Konr. Leop. Schneider in seiner *Ausführl. Grammatik der lat. Sprache* I (Berlin 1819), S. 69** vorgeschlagen zu schreiben: et *sicam* quae secat et *ilicem* per *e* et *i* scribenda, und Schuchardt wundert sich noch ganz kürzlich in der *Zeitschr. f. roman. Philol.* XXVII (1903), S. 106 darüber, dafs Keil diese sehr glückliche Besserung nicht in den Text gesetzt habe. Wir bedauern, seinen Optimismus nicht teilen zu können. Der die ganze Stelle durchziehende Parallelismus tut unseres Erachtens unabweislich dar, dafs von *ilicem* überhaupt keine Rede sein kann, sondern dafs entweder mit Wilmanns, *De Varron. libr. gramm.* p. 175, *et silicem* zu tilgen oder aber *silicem* durch ein Synonym von *sicam* zu ersetzen ist, wie Keil gewollt hat, wenn er a. a. O. die Möglich-

keit andeutet, es könnte dafür ursprünglich *siculam* gestanden haben. Freilich stehen anderseits diesen beiden letzteren Besserungsvorschlägen vom Standpunkte der paläographischen Wahrscheinlichkeit aus gegründete Bedenken gegenüber. Die Heilung der Korruptel dürfte in Wirklichkeit sehr viel näher liegen, als bisher angenommen worden ist. Man schreibe einfach *sicilem* statt *silicem,* und alles ist in schönster Ordnung.

Ein altlat. *eilex,* aus dem vulgärlat. *ēlex* geflossen sein könnte, ist demnach ohne Gewähr. Nehmen wir nun noch hinzu die Hesychglosse *ἴλαξ· ἡ πρῖνος, ὡς Ῥωμαῖοι καὶ Μακεδόνες,* und bedenken wir endlich, dafs ein altlat. *eilex* eine Wurzelform *eil* voraussetzte, die es nie gegeben haben kann, so müssen wir wohl bis auf weiteres mit Ulrich, *Zeitschr. f. roman. Philol.* XIX, 576, neben dem klassischen *īlex* als Grundform der romanischen Fortsetzer ein *ĭllex* statuieren, das sich zu jenem verhielte etwa wie **fúlligo* (Gröber, *Arch. f. lat. Lexikogr.* II, 429 und VI, 390) zu *fūligo.*

S. 465. Dafs *dehōrire* bei Cato gegenüber dem Simplex *haurire* den ursprünglichen Vokalismus darstelle, ist im Prinzip wohl denkbar. Da uns indessen etymologischer Zusammenhang dieses Verbums mit gr. *αὔω* (z. B. in *καταῦσαι· καταντλῆσαι* bei Hesych; cf. Fick, *BB.* II, 187) immerhin sehr wahrscheinlich dünkt, so sind wir geneigt, der gegenteiligen Annahme den Vorzug zuzuerkennen.

S. 468. Unter Nr. 17 hätten vielleicht auch Formen wie *quaglator* = *coagulator* CIL XIV, 25 (aus Ostia), *quagulum* (ital. *quaglio*) = *coagulum* CGL III, 315, 14, die mit *parētes, quētus* für *pariētes, quiētus* eine gewisse Analogie aufweisen, genannt werden dürfen.

S. 469. Nach Sommer, *Handb. der lat. Laut- u. Formenl.* S. 84, hätte *nŏra* lautgesetzlichen Vokalismus und bedürfte es also der Annahme einer analogischen Beeinflussung durch *socra* nicht.

S. 472. Woher weifs der Verfasser, dafs in Wörtern wie *defuntus* aus *defunctus* das *n* guttural war? Aus umgekehrten Schreibungen, wie *regnancte* statt *regnante,* darf das doch sicher nicht geschlossen werden, und vom lautphysiologischen Standpunkt aus ist es a priori unwahrscheinlich.

S. 483. Dafs das Paar *fulix* : *fulica* den Ausgangspunkt für die Bildungen vom Typus **radīca,* **junīca,* **ulīca,* **pulīca, salīca, vitica* statt *radix, junix* u. s. f. gebildet haben sollte, scheint uns unglaublich, um nicht zu sagen undenkbar. Dazu waren *fulix* : *fulica* zu selten; auch können wir den uns unerläfslich scheinenden begrifflichen Zusammenhang mit den durch sie beeinflufst sein sollenden Derivaten nicht finden. Das Produktivwerden des Suffixes *-ῐ̄ca* im Vulgärlatein dürfte dem Zusammenwirken mehrerer Faktoren zuzuschreiben sein. Wir legen uns die Sache ungefähr folgendermafsen zurecht: *salica,* wie auch die vom Verfasser an dieser Stelle nicht genannten, in die gleiche Kategorie gehörigen *avīca, auca* und *natīca* fassen wir als Rückbildungen aus *salicula, avicula, naticula.* Derartige 'Neoprimitiva', wenn wir uns so ausdrücken dürfen, sind eine nicht eben seltene Erscheinung, auf die wir bereits *JF.* XV, 105 und *Berl. philol. Wochenschr.* 1903, Sp. 1305 hingedeutet haben. *salica* hätte dann weiterhin das Vorbild für *vitica* abgegeben. *junīca* dürfte seine Entstehung dem Bestreben verdanken, das natürliche Geschlecht des durch das Wort bezeichneten Tieres auch grammatisch deutlich zum Ausdruck zu bringen. Es verhielte sich also zu *junīx* genau so wie ahd. *kalba* zu älterem *kalb* (über welches Paar H. Palander, *Die althochdeutschen Tiernamen* I [Darmstadt 1899], S. 7 und 147, zu vergleichen ist). *ulīca* halten wir für durch *erīca* (vulgärlat. statt hochlat. *erīce*) nachgezogen, eine Möglichkeit, die der Verfasser übrigens selbst schon *Gramm. der roman. Sprachen* II, § 410 als möglich hingestellt hat. In dem etwas weiter hinten genannten *erpica* CGL V 359, 47 endlich liegt jedenfalls ein Postverbale zu **herpicare* vor. In bezug auf *radīca* und *pulīca* möchten wir einstweilen mit unserem Urteil zurückhalten. Es ist hier selbstverständlich nicht der Ort,

die eben vorgetragenen Hypothesen des näheren zu begründen; wir hoffen darauf in kurzem anderen Ortes zurückzukommen.

Ibidem. *nepta* 'Nichte' braucht nicht mit dem Asteriskus versehen zu werden. Dasselbe ist überliefert CIL XII, 3032 (La Rouvière-en-Malgoirès) und XII, 3856 (Nîmes). Daneben treffen wir noch das vom Verfasser nicht erwähnte, z. B. dem piemontes. *nvoda* zugrunde liegende *nepota* CIL III, 3173. Neben *sacerda* ist auch *sacerdota* bezeugt (CIL III, 14900).

S. 485 f. In der Wortbildungslehre hätte vielleicht auch die häufig auftretende Ersetzung der Suffixe *-tum, -ta* durch *-trum, -tra* Erwähnung finden dürfen. Wir denken an Beispiele wie *frustrum* statt *frustum* (aufserordentlich häufig; cf. Funck, *Arch. f. lat. Lexikogr.* VII, 500; Geyer, ibid. VIII, 480; Heraeus, ibid. XI, 326), *ballistra* statt *ballista* (vgl. ital. *balestra* 'Armbrust'; *ballistra* ist durch zahlreiche Glossen bezeugt, z. B. CGL II, 28, 12; 28, 16; 492, 41; vgl. auch noch *βαλλιστράριος* CIG 8621 [aus dem Jahre 476 n. Chr.] und Rönsch, *Coll. philol.* S. 245 und 261), *lanistra* statt *lanista*, z. B. CGL II, 120, 53; V, 111, 14; 602, 65; *lepistra* εἶδος χύτρας CGL II, 122, 24 gegenüber *lepista* genus vasis CGL V, 635, 40. Die nämliche Erscheinung kehrt bekanntlich in den romanischen Sprachen wieder; vgl. beispielsweise ital. *glastro* neben *glasto, ginestra* = lat. *genista*, frz. *épeautre* = lat. *spelta* u. a. (cf. Grammont, *La dissimilation consonantique* S. 130 f.).

Nur ungern vermifst man ein den lexikographischen Verhältnissen des Vulgärlateins gewidmetes Kapitel, das sicherlich nicht das am wenigsten interessante geworden wäre. Doch wollen wir darüber mit dem Verfasser nicht weiter rechten, sondern lieber zum Schlufs nochmals unserem aufrichtigen Dank für das Gebotene Ausdruck verleihen. Die Darstellung Meyer-Lübkes ist bestimmt, auf lange hinaus aller weiteren Forschung zum Ausgangspunkt zu dienen. Wir glauben nicht, dafs man ihr ein schöneres Lob zollen könnte.

La Chaux-de-Fonds. Max Niedermann.

Max Roediger, Die Bedeutung des Suffixes -ment. Inauguraldissertation. Berlin 1904.

Wie der Verfasser einleitend bemerkt, hat man sich bis jetzt vorwiegend mit der lautlichen Entwickelung der Suffixe beschäftigt, die das Französische vom Lateinischen übernommen hat; ihre bedeutungsgeschichtliche Seite dagegen ist selten näher untersucht worden. Es ist deshalb ein verdienstliches Unternehmen, die semasiologische Entwickelung eines einzelnen Suffixes eingehend darzustellen. Diese Aufgabe zu lösen, gibt Roediger zunächst eine Übersicht über die Bedeutungen des lateinischen *-mentum*, zählt dann die Bedeutungen des französischen *-ment*, resp. *-ement* auf und vergleicht nun die letzteren mit den ersteren. Gestützt auf ein reiches Material,[1] gelangt er zu dem Resultate, dafs zwar im grofsen und ganzen die Bedeutungen des französischen *-ment* schon dem lateinischen *-mentum* anhaften, dafs sich aber das Verhältnis zwischen den einzelnen

[1] Es dürfte dem Verfasser kaum eine Bedeutung des franz. Suffixes entgangen sein. Dagegen liefsen sich wohl im Lateinischen die Anfänge von gewissen Bedeutungen konstatieren, die erst im Französischen eine gröfsere Verbreitung erreicht haben. Vgl. z. B. zu S. 49 Thes. Gloss. emend. VI, 95: *armamentum* = locus ubi arma ponuntur. Überhaupt ist dem Vulgärlatein und Spätlatein zu wenig Beachtung geschenkt worden. So hätten vor allem F. F. Cooper, *Word Formation in the Roman Sermo Plebeius*, Diss. Boston und London 1895 (ebenda weitere Literaturangaben), und Olcott G. V., *Studies in the word formation of the Latin inscriptions*, Rom 1898, benutzt werden sollen. Ein Nachprüfen auf Vollständigkeit wird sehr erschwert durch das Fehlen eines Wortregisters, das auch aus anderen Gründen sehr wünschenswert gewesen wäre.

Bedeutungen stark verschoben hat. Das lateinische *-mentum* bezeichnet nämlich in erster Linie das Mittel oder das Ergebnis einer Handlung (und zwar häufiger in Wörtern konkreten als in Wörtern abstrakten Inhalts); das Französische dagegen hat den Tätigkeitsbegriff (der schon im Lateinischen, besonders in der nachklassischen Zeit, vorgezeichnet war) zur Hauptbedeutung von *-ment* erhoben, wobei die übrigen abstrakten und konkreten Bedeutungen bloſs als Modifikationen der Aktionsbedeutung erscheinen.[1]

Dieses Hauptergebnis der Arbeit von Roediger ist zweifellos richtig. Zur Erklärung der Bedeutungsübergänge allerdings ist wenig geschehen; das drückt sich schon in der rein logischen Anordnung des Materials aus. Wenn der Verfasser diese der Übersichtlichkeit wegen beibehalten wollte, so war ein ausführliches Schluſskapitel nicht zu umgehen. Dieses Schluſskapitel hätte einerseits das Machtverhältnis der verschiedenen Bedeutungen von *-ment* chronologisch verfolgen, anderseits untersuchen müssen, in welcher Weise sich eine Bedeutung aus der anderen entwickelt. Einige von den Gesichtspunkten, die dabei in Betracht gekommen wären, seien im folgenden kurz erörtert.

Zunächst müssen wir uns darüber klar werden, wie überhaupt die Bedeutungsänderung eines Suffixes zustande kommt. Was wir 'Bedeutung eines Suffixes' nennen, ist nicht ein selbständiger Begriff; es ist bloſs die konstante Modifikation verschiedener Grundbegriffe. Für das Sprachbewuſstsein bilden Stamm und Suffix einen einzigen Begriff. Das Suffix als solches kann somit seine Bedeutung nicht verändern, es verändert sie nur in Verbindung mit dem Stamm. Sobald nun aber eine Anzahl von Wörtern, die mit demselben Suffix gebildet sind, ihre Bedeutung nach derselben Richtung hin verändern, so verändert sich auch die Funktion des Suffixes; wir sagen: es hat eine neue 'Bedeutung' erhalten. Dies äuſsert sich darin, daſs mit dem Suffix in neuer Bedeutung neue Ableitungen gebildet werden.[2] Es ergeben sich aus dem Vorhergehenden folgende methodische Forderungen:

1) Die Bedeutungsänderung eines Suffixes ist aus dem Bedeutungsübergang einzelner Wörter zu erklären.

2) Es ist ein prinzipieller Unterschied zu machen zwischen Bedeutungsübergängen einzelner Wörter und Neubildungen auf Grund einer neuen Bedeutung des Suffixes.[3]

So besteht z. B. ein bedeutender Unterschied zwischen den Wörtern auf *-ement,* die eine Gesamtheit von Gegenständen (Roed. S. 111), und denjenigen, die eine Gesamtheit von Personen bezeichnen (Roed. S. 100 f.). In letzterem Falle (*conseillement, parlement, campement, equipement, gouvernement*) haben wir es nämlich nur mit Bedeutungsübergängen, nicht mit Neubildungen zu tun; solange wir aber *-ement* zur Bezeichnung einer Gesamtheit von Personen nicht in Wörtern finden, die nie eine andere Bedeutung besessen haben, dürfen wir nicht behaupten, daſs *-ement* die Fähigkeit besitze, eine Gesamtheit von Personen zu bezeichnen.[4]

---

[1] Vgl. auſser der Zusammenfassung am Schlusse der Arbeit besonders die interessanten Ausführungen auf S. 60 und 73.

[2] So kann in einer Anzahl von Wörtern, die das Mittel oder das Resultat einer Handlung bezeichnen, die Kollektivbedeutung in den Vordergrund treten; sind nun diese Wörter mit demselben Suffix gebildet, so wird das Sprachbewuſstsein das, was sie an ihrer Bedeutung Gemeinsames haben, auf Kosten des Suffixes schreiben, dieses wird also Kollektivbedeutung erhalten, und wir finden nun Neubildungen mit Kollektivbedeutung, wie sie Roediger S. 111 angibt.

[3] Daſs letzteres praktisch oft schwierig sein wird, verkenne ich keineswegs.

[4] S. 52 ff. macht Roediger, indem er zunächst die Substantiva auf *-ement* anführt, in denen Handlung und Zustand vereinigt sind, dann diejenigen, die den

Ich forderte oben die Erklärung der Bedeutungsänderung eines Suffixes aus dem Bedeutungsübergang einzelner Wörter. Im vorliegenden Falle handelte es sich besonders darum, an typischen Übergangsbeispielen zu zeigen, dafs sich die Bedeutungsverschiebung der Wörter auf *-ment* im Satze aufserordentlich leicht vollzieht.[1] Man vergleiche z. B. zu *croisement* (S. 51) einen Satz wie: *'Le croisement de deux routes est marqué par un tas de pierres'*, wo *croisement* sehr wohl noch Aktionsbedeutung haben, wo es aber auch im örtlichen Sinne verstanden werden kann. Von da zu dem Satze *'il y a un tas de pierres au croisement de deux routes'* war kein weiter Schritt.[2] Dabei wäre darauf hinzuweisen, dafs ein Bedeutungsübergang dadurch, dafs er sich schon bei einigen Wörtern vollzogen hat, bei verwandten Wörtern (die Verwandtschaft wird bei den Wörtern auf *-mentum* eben durch das Suffix ausgedrückt) nach und nach so erleichtert wird, dafs wir oft erst durch logische Analyse auf eine Doppeldeutigkeit aufmerksam werden, deren wir uns vorher gar nicht bewufst waren. So ist es keineswegs so selbstverständlich, wie Roediger anzunehmen scheint, dafs Handlung und abstraktes Ergebnis der Handlung durch dasselbe Wort ausgedrückt werden. Das geht schon aus der geringen Anzahl derartiger Beispiele im Lateinischen hervor (vgl. Roed. S. 20). Auch hier müssen wir vom Satzzusammenhang ausgehen. Wenn *appauvrissement* 'Armwerden' und 'Verarmtsein' heifst, so ist das zu erklären durch Satzbeispiele wie *'Je ne connois pas les causes de son appauvrissement; comment remédier à l'appauvrissement de cet Etat?* etc., wo *appauvrissement* doppelt aufgefafst werden kann. — Zu *gouvernement* (S. 101) 'das Regieren' > 'die Regierenden' vergleiche man Sätze wie: *Le gouvernement de ce pays est admirable; grâce à notre excellent gouvernement on a introduit des réformes considérables ...;* dann: *Notre gouvernement a introduit ....* Vgl. *Dict. gén.* aus La Bruyère: *Une diligente attention aux moindres besoins de la république est une partie essentielle au bon gouvernement.*

Die Liste der Beispiele liefse sich leicht vermehren. So erklärt sich S. 39 die Verwendung von *-ment* im Sinne des Inf. Praes. Pass. und Activi dadurch, dafs im Satze das Substantiv oft aktive und passive Auffassung zuläfst. Auch ob in einem gegebenen Zusammenhange passive Bedeutung vorliegt, oder ob der Sprechende an das Resultat denkt, ist häufig nicht zu unterscheiden.

Ich gelange zu einem dritten Punkte von allgemeiner Bedeutung: eine eingehende Untersuchung der Bedeutungsentwickelung eines Suffixes darf die Erscheinung der Wortkonkurrenz, die gerade hier von besonderer Wichtigkeit ist, nicht vollständig ignorieren. Es ist doch gewifs nicht gleichgültig, dafs (um nur einige Beispiele herauszugreifen) *citement, exterminement, vérifiement, sophistiquement* (Roed. S. 32 f.) den gelehrten Bildungen *citation, extermination, vérification, sophistication* Platz gemacht haben — dafs *poliment* (S. 123) und *polissage* 'Polieren' heifsen, dafs aber ersteres veraltet, nach-

---

Zustand allein ausdrücken, einen Ansatz zu der Scheidung von Bedeutungsübergängen und Neubildungen, ohne aber auf die Bedeutung dieses Unterschiedes hinzuweisen, darauf nämlich, dafs die Existenz von Wörtern auf *-ement* ohne Aktionsbedeutung beweist, dafs die Verschiebung von *-ement* von der Aktions- zur Zustandsbedeutung vollendet ist.

[1] Nur vereinzelt findet sich bei Roediger ein Hinweis hierauf, so auf S. 48 und besonders auf S. 60. Die Ausführungen auf S. 60 erhalten gerade dadurch ein besonderes Interesse.

[2] Vgl. fr. *pas de la porte* = Schwelle aus Verbindungen wie *'je l'ai rencontré au pas de la porte'* oder *prȅdzȍ* (Dialekt von Leysin s/Aigle) = Kirche, aus *ălā ü prȅdzȍ*.

dem es selbst das alte *polissement* verdrängt hat, und dafs *polissure* allein die Bedeutung 'Glanz' behält, die einst auch *poliment* besessen hatte, — dafs afr. *héritement* vor *héritage* verschwindet, dafs *arrivement* neben *arrivée* veraltet u. s. f.

Eine systematische Vergleichung des Suffixes *-ment* mit den Suffixen anderer Verbalabstrakta,[1] insbesondere mit *-age*,[2] dessen Funktionen zum Teil mit denen von *-ment* übereinstimmen, hätte sehr interessante Schlüsse besonders in bezug auf die Lebensfähigkeit der verschiedenen Suffixe gestattet. So hätte sich z. B. gezeigt, dafs die Zahl der Neubildungen auf *-ment* heute geringer ist als diejenige der Neubildungen auf *-age*, dafs es hier und da vorkommt, dafs ein Wort auf *-age* ein Wort auf *-ment* verdrängt[3] oder in seiner Bedeutung einschränkt, während das Gegenteil selten ist, dafs vor allem die Aktionsbedeutung von *-age* derjenigen von *-ment* eine scharfe Konkurrenz macht.[4]

Nach diesen Erörterungen methodischer Natur seien mir noch einige Detailbemerkungen gestattet.

S. 4 erklärt der Verfasser die Bildung von Verbalsubstantiven auf *-mentum* durch das Bestreben, ein 'Seiendes' zu einer ihm angemessenen Tätigkeit in Beziehung zu setzen. Nun ist aber eine Tätigkeit nicht nur charakteristisch für ein einziges Seiendes (*frumentum*, Getreide [von *frui*], ist nicht der einzige Gegenstand, der als Genufsmittel dient), sondern für verschiedenartige Seiende (so können die verschiedensten Dinge als Genufsmittel dienen). Somit (dies der Schlufs von Roediger) kann der mit *-mentum* gebildete Ausdruck nur allgemeine Bedeutung haben. Dafs dieser Schlufs falsch ist, beweisen die Tatsachen: die grofse Mehrzahl der lateinischen Verbalsubstantiva auf *-mentum* hatte eine spezielle Bedeutung; die allgemeine Bedeutung, die Roediger hinzusetzt, ist meistens nur supponiert. So hat *frumentum* im Lateinischen nie die Bedeutung 'Genufsmittel' gehabt, es hat immer blofs 'Getreide' oder spezieller 'Weizen' geheifsen; *āmentum* hat nie abstrakt 'Bewegungs-, Treibmittel', sondern stets 'Wurfriemen' (übertr. Schuhriemen) oder 'Zünglein an der Wage', *armentum* nie 'Ackermittel',[5] sondern stets 'Herde, Grofsvieh' geheifsen u. s. f. Es ist dies auch begreiflich; derjenige, der das Wort *frumentum* bildete, dachte eben nur an einen ganz bestimmten Gegenstand, an dem sich die Handlung des Geniefsens vollzieht, nämlich an das Getreide; es mag ja sein, dafs das Wort auch für andere Genufsmittel gebraucht wurde, immer aber war die Vorstellung eines ganz bestimmten Gegenstandes gegenwärtig, und wie der Erfolg zeigt, siegte die Vorstellung des Getreides. Damit will ich nun nicht behaupten, dafs nicht auch der umgekehrte Vorgang (Übergang vom Abstraktum zum Konkretum, vgl. Roed. S. 5 oben) möglich sei; er ist aber eine sekundäre, einer vorgerückteren Sprachepoche angehörige Erscheinung.

---

[1] Vgl. M.-L., *Gr.* II, S. 564 f. Über das Verhältnis des lat. *-mentum* zu *-tio* vgl. Cooper, l. c. S. 85 f. Ebendort Einleitung passim.

[2] Nebenbei sei bemerkt, dafs eine Untersuchung der Bedeutungsentwickelung von *-age* eine dankbare Aufgabe wäre.

[3] Vgl. *affermage* und afr. *affermement*, *affûtage* und afr. *affustement*, *amenage* und afr. *amenement*, *attelage* und afr. *atelement* etc.

[4] Vgl. *accommodage* und *accommodement*, *accrochage* und *accrochement*, Neubildungen wie *gréage* neben *grément*, *agnelage* neben *agnèlement* etc.; von früheren: *accouplage* (XVI. J.) neben *accouplement* (XIII), *affaitage* (XVII) neben *affaitement* (XII), *aiguisage* (XIX) neben *aiguisement* (XII), das veraltet, *arrosage* (XVII) neben *arrosement* (XII), *assemblage* (XVI) neben *assemblement* (XI) etc. (s. *Dictionnaire général*).

[5] Übrigens ist die Ableitung von *arare* nach Bréal, *Dict. étym. latin* (Paris 1898), sub *armentum* und *artus* zu berichtigen. Bréal leitet das Wort von einer Wurzel *-ar* = adapter, joindre ab. Es ist also gleich gebildet wie *jumentum*.

Zu S. 13: Die als Wörter abstrakten Inhalts zusammengestellten Beispiele bezeichnen zumeist nicht das Resultat, sondern das Objekt der Handlung. Ebenso sind übrigens schon einzelne Beispiele in den vorausgehenden Abschnitten aufzufassen, z. B. *jumentum* (S. 5), doch nicht 'Mittel zum Jochen', sondern 'das, woran sich die Handlung des Jochens vollzieht', ähnlich *libamentum* (S. 7), *assumentum* (S. 12), *aspernamentum* (S. 12), *abominamentum* (S. 13).

Zu S. 15: Die Mehrzahl der denominalen Ableitungen lassen sich nur gezwungen als Ergebnis einer Handlung deuten.

Zu S. 36: *désinvestissement* heifst Aufhebung einer Belagerung.

Zu S. 38: *Ménagement* ist nicht vom reflexiven, sondern vom transitiven Verbum *ménager qqn* = 'jem. schonen' abzuleiten. Es ist besser durch 'Schonung' wiederzugeben als durch 'Behutsamkeit'. (Vgl. *user de ménagements envers qqn.*)

Zu S. 71: Argotausdrücke wie *enterrement* = 'Stück Fleisch in einer Portion Brot' dürfen doch wohl nicht auf eine Linie mit regulären Bedeutungsverschiebungen gestellt werden.

Zu S. 102: Die Annahme, dafs *commandement* in seiner Entwickelung zu der Bedeutung 'der Bevollmächtigte' durch *truchement* beeinflufst worden sei, ist höchst unwahrscheinlich. Wir haben es hier wohl mit einer Übertragung der Bezeichnung für die Funktion auf denjenigen, der die Funktion ausübt, zu tun, was auf dem Streben nach einem unpersönlichen Ausdruck beruht. Vgl. etwa '*le commandement* de la IIe division' statt *le commandant*, das *Kommando* statt der *Kommandant*, die '*Platzaufsicht*' statt der '*Platzaufseher*', das '*Verhältnis*' für '*die Geliebte*' etc.

Zu S. 109: Ganz unglücklich ist die phonetische Erklärung von *embasement*. Man denke sich ein *embassement*, das zu *embasement* wird, weil der Akzent etwas auf die Vorsilbe rückt, wobei das *base*, nachlässiger gesprochen, einen schärferen Laut annimmt!

Die Beispiele von Bildungen auf *-ement* ohne ein Verb als Grundlage (S. 104—111) hätten noch etwas genauer geprüft werden dürfen. Bei einzelnen geht aus dem Vorhandensein anderer Ableitungen hervor, dafs ein entsprechendes Verbum existiert hat, wenn es auch nicht belegt ist; bei anderen haben verbale Ableitungen mit verwandter Bedeutung die denominale Bildung begünstigt.

Zu S. 124: Zum Verständnis des Ursprunges von *boniment* wird die Vermutung von Roediger kaum viel beitragen.

Was Auffassung und Einordnung der Beispiele betrifft, kann man hier und da anderer Ansicht sein als der Verfasser; es ist jedoch anzuerkennen, dafs gerade auf die Klassifizierung viel Sorgfalt verwendet worden ist.

Aarau (Schweiz). K. Jaberg.

Hilfsbuch für den französischen Unterricht in Sexta, Quinta, Quarta im Anschlufs an R. Kühns Lehrbuch von den Fachlehrern der Liebig-Realschule zu Frankfurt a. M. Marburg, Elwert, 1904.

Die französischen Unterrichtsbücher von Kühn, die, wirklich neu und originell, frei von jeder Schablone, bei ihrem Erscheinen berechtigtes Aufsehen in der Lehrerwelt erregten und sich in der langen Reihe von Jahren schon so viele Freunde erworben haben, litten an einem empfindlichen Mangel, der ihrer Verbreitung und Benutzung in den höheren Schulen vielfach schadete: es fehlte ihnen der notwendige Zusammenhang zwischen Lesebuch und Grammatik und der methodische Lehrgang, welchen der Lehrer, der diese Bücher benutzte, erst selbst aus dem Unterrichte heraus schaffen mufste. Das ist für den einzelnen eine grofse Belastung und schadet auch der Harmonie des Unterrichts, da doch meistens das Französische in mehreren Händen liegt. Wenn die Kollegen derselben Anstalt

nicht zufällig in ihren Ansichten und ihrem Geschmack übereinstimmten, so trat leicht eine grofse Unsicherheit und Planlosigkeit in dem Betriebe des französischen Unterrichts ein. Diesem Mangel abzuhelfen, ist schon mehrmals versucht worden, so in dem *Jahresbericht der Realschule zu Bitterfeld* (1898), in den Büchern von Diehl und von Mackenroth und in einem Jahresbericht der Liebig-Realschule zu Frankfurt a. M. Diese letztere Arbeit ist seitdem von den Fachlehrern der genannten Anstalt erweitert und ergänzt worden und als besonderes Hilfsbuch für die Klassen Sexta, Quinta und Quarta erschienen. Das Buch enthält einen methodischen Lehrgang im Anschlufs an Kühns Lehrbücher, ohne dem Lehrer einengende Fesseln anzulegen, sondern diese Art des Unterrichts gewährt ihm im Gegenteil den Vorteil einer ziemlich grofsen Bewegungsfreiheit.

Der erste Teil enthält den methodischen Lehrgang, der zweite Übersetzungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen, der dritte ein Wörterverzeichnis.

Der Lehrgang zerfällt in vier Rubriken: in der ersten stehen die Titel der Texte aus Kühns Lesebüchern (für Anfänger und Unterstufe), in der zweiten die Stoffe der Grammatik, die am besten auf induktivem Wege aus jenen Lesestücken sich ableiten lassen, die dritte enthält den Wortschatz, nach Kategorien geordnet, die vierte verwandte deutsche Stoffe, Gouinsche Reihen oder singbare Texte.

Der Anfangsunterricht in Sexta ist zunächst rein lautlich, mit Benutzung der Vietorschen Lauttafeln, und erst nach etwa drei Monaten erfolgt der Übergang zur Schrift. Ob dieser Zeitraum richtig oder zu lang ist, ist immer noch eine unentschiedene Frage. Er ist entschieden zu lang, wenn man ein Lehrbuch ohne Texte in Lautschrift benutzen mufs; in diesem Falle empfiehlt sich nach meiner Erfahrung nach kurzer phonetischer Einleitung ein möglichst baldiger Übergang zur französischen Schrift. Anders ist es bei den Kühnschen Lehrbüchern, welche eine Reihe von Texten in Lautschrift enthalten und es so dem Schüler ermöglichen, die gehörten Laute und Worte auch im Gedächtnis festzuhalten; aber auch hier scheinen mir einige Wochen für die rein lautliche Behandlung zu genügen. Von den in Sexta zu lesenden Stücken werden vielen Fachlehrern einzelne Lesestücke zu kindlich und inhaltsleer erscheinen, anderen wird wiederum die Zahl der singbaren Texte zu grofs sein. Das ist Sache des persönlichen Geschmackes, und es ist leicht, aus dem Lesebuch andere Stücke auszuwählen. Jedenfalls ist der grammatische Gewinn ein recht bedeutender und ergibt sich in ganz natürlicher Weise aus den Lesestücken, wenn dieselben in der im *Hilfsbuch* angedeuteten Weise durchgenommen werden. Nach je zehn Stücken tritt eine systematische Zusammenfassung der gewonnenen grammatischen Erscheinungen ein, die dann am Schlufs, nach der Durchnahme des 30. Stückes, noch einmal in ihrer Gesamtheit systematisch vorgeführt werden. Der Sextaner beherrscht dann am Schlusse des Schuljahres das Geschlechtswort, die Mehrzahl, den Ersatz der Deklination, den Teilungsartikel, das Eigenschaftswort, das Umstandswort, das Zahlwort von 1—1000, die meisten Fürwörter, vom Zeitwort *avoir, être* und das Aktiv der ersten sowie einige Formen der zweiten und dritten Konjugation, natürlich alles in den einfachsten Erscheinungen, nur in den Hauptsachen. Der Wortschatz umfafst Ausdrücke aus der Umgebung des Schülers, vor allem Schule, Schulzimmer, Familie, Haus, Stadt und Wald, Körperteile, Kleidung, Zeiteinteilung, Tageszeiten, Namen der Monate und Tage, Gewerbe und von den Jahreszeiten den Winter. Besonders wichtig erscheint mir auch, dafs schon die wichtigsten unregelmäfsigen Verben in ihren gebräuchlichsten Formen auf dieser Stufe gelernt werden; sie kommen zu häufig in der lebenden Sprache vor, als dafs ihre Kenntnis bis Quarta aufgeschoben werden könnte.

Für Quinta sind als Lesestoff hauptsächlich die Hölzelschen Jahres-

zeiten und einige Märchen gewählt worden, aus welchen in derselben Weise wie in Sexta neue grammatische Erscheinungen gewonnen und die schon bekannten vertieft werden. Es kommt hier das Geschlecht der Hauptwörter hinzu, ferner die unregelmäfsigen Plurale, Bildung der weiblichen Form der Eigenschaftswörter, Steigerung, die fragenden und unbestimmten Fürwörter, die vollständige regelmäfsige Konjugation sowie eine Vermehrung der unregelmäfsigen Verben, von denen einzelne bereits im Aktiv vollständig konjugiert werden. Aufser der Formenlehre wird hier auch schon die Satzlehre in ihren Grundzügen gelehrt, nämlich der Gebrauch von *avoir* und *être* bei dem Zeitwort, der Gebrauch der Zeiten, die Stellung des Subjekts, die Stellung des attributiven Eigenschaftswortes und das persönliche Fürwort. Der Wortschatz umfafst jetzt die Jahreszeiten, Weihnachten, Essen, Trinken, Schlafen, Wohnen, Stadt und Land, häusliche, ländliche und städtische Einrichtungen, Verrichtungen und Erlebnisse.

In Quarta werden andere Hölzelsche Bilder besprochen und Märchen gelesen, aus welchen sich als grammatischer Gewinn, aufser einer Wiederholung des schon früher Gelernten, die Kenntnis des Konjunktivs sowie der wichtigsten unregelmäfsigen Verben ergibt. Die Satzlehre besteht gröfstenteils in einer Wiederholung und Befestigung des schon in Quinta gewonnenen Stoffes. Der Wortschatz erweitert sich zum Leben der Natur und des Menschen in den vier Jahreszeiten in vertiefter Betrachtung, Stadt und Land, Einrichtungen, Berufsarten und Tätigkeiten, Ferien, Wandern, Reisen, Freundschaft, Tugend, Glück, Klugheit, Unrecht, Mifsgeschick, Strafe.

Der zweite Teil des *Hilfsbuches* enthält zwölf Übungsstoffe zum Übersetzen aus dem Deutschen, welche nach jeder grammatischen Zusammenfassung vorgenommen werden. Stofflich schliefsen sich diese deutschen Stücke an die gelesenen französischen an, jedoch haben die Verfasser Sorge getragen, dafs die Sprache durchaus reines Deutsch ist. Die Sätze sind einfach gebaut, der Umfang ist mäfsig. Die Zahl von zwölf Stücken für den Zeitraum von drei Jahren wird vielen zu gering erscheinen; doch hat das bekanntlich seinen Grund in der Eigenart dieser Methode, welche das Hinübersetzen auf das geringste Mafs beschränkt und nicht als Zielleistung fordert.

Eine mühsame Arbeit verrät der dritte Teil, in welchem, zur zusammenfassenden Wiederholung des gesamten erlernten Wortschatzes dienend, alle Wörter in bestimmten Gruppen mit einer Belegstelle aus dem Lesebuch aufgeführt sind. Die vom Konkreten zum Abstrakten aufsteigenden Hauptgruppen sind die folgenden: *Les choses et leur nature. L'espace. Temps. Nature. La ville et la campagne. L'homme. La famille. L'âge. L'école. La Société, L'Etat. L'église. Métiers et professions. Les principales manifestations de la vie. L'âme. Expériences de la vie.* — So befestigen die Schüler die Vokabeln auf doppelte Weise: einmal prägen dieselben sich ihrem Gedächtnis fest ein in dem Zusammenhange, in welchem sie in den Lesestücken gelernt worden sind, und dann bei dieser Wiederholung durch die Gruppierung nach begrifflichen Kategorien. Durch die beigefügten Belegstellen werden beide Arten der Erlernung miteinander verknüpft, und die Wörter haften so durch doppelte Assoziation im Gedächtnis.

Das am Schlusse des Buches befindliche Register ermöglicht das schnelle Auffinden jeder beliebigen vorgekommenenen grammatischen Erscheinung.

Leider ist das Verzeichnis der Druckfehler bei dem schwierigen Druck noch ein ziemlich umfangreiches. Übersehen ist darin S. 121, Z. 14 v. o.: statt *quisque* lies *puisque*.

Das besprochene *Hilfsbuch* hat den grofsen Vorzug für sich, dafs es nicht nur auf Grund theoretischer Erwägungen verfafst, sondern aus einer jahrelangen Lehrpraxis allmählich erwachsen ist. Der Erfolg bürgt also für seine Brauchbarkeit, und das Buch wird allen Lehrern, welche den

französischen Unterricht nach Kühns Lehrbüchern erteilen, eine bedeutende Erleichterung und eine sichere Grundlage für ihren Unterricht bieten, ohne dafs es jedoch dem Geschmack und der Neigung des einzelnen lästige Fesseln auferlegt; es gewährt vielmehr jedem einen gewissen Spielraum in der Handhabung seiner Methode. Wir können nur wünschen, dafs eine Fortsetzung für Untertertia bis Untersekunda im Anschlufs an Kühns Unterstufe und das Lesebuch '*La France et les Français*' bald erscheinen möge.

Wilmersdorf-Berlin. J. Block.

Dr. Wilhelm Ricken, Französisches Gymnasialbuch für den Unterricht bis zum Abschlufs der Untersekunda. Auf Grund der preufsischen Lehrpläne von 1901 für gymnasiale Anstalten mit deutscher Unterrichtssprache bearbeitet. Berlin, Gronau, 1903.

Hauptsache war für den Verfasser, ein Buch zu schaffen, das durch Knappheit des dargebotenen Stoffes die Erledigung der durch die Lehrpläne dem französischen Unterricht an Gymnasien gestellten Aufgaben ermögliche. Für das Quartapensum sind die ersten 26 bis 30 französischen Stücke nebst entsprechenden deutschen Übungsstücken bestimmt. Am besten macht man wohl den Abschlufs nach dem 27. Stück auf Seite 26. Die Anordnung ist so getroffen, dafs erst nach Durchnahme mehrerer französischer Stücke eine Übersetzung in das Französische eintritt, so die erste nach Stück 15 (Vokabeln 1—6), dann nach Stück 20 (Vokabeln 7), nach Stück 26 (Vokabeln 7—13). Dieser Übersetzungsstoff umfafst bis Stück 27 vier Seiten. Der nach Stück 27 zu behandelnde deutsche Text nimmt zehn Seiten ein. Wenn nun auch diese dem Quartapensum zugewiesen würden, so wäre die Aufgabe dieser Klasse zu umfangreich. Man kann indessen dank der Einrichtung des Buches hier beliebig Halt machen, vielleicht so, dafs man noch möglichst vier Seiten (Vokabeln von 1—19) hinzunimmt und die dann noch übrigen sechs Seiten der Untertertia zuweist. Ich würde die Bemessung des Stoffes für Quarta auf 27 Stücke der von dem Verfasser im Vorwort vorgeschlagenen auf 30 vorziehen, weil der Gang des Unterrichts in dieser Klasse möglichst langsam sein mufs, und weil der französische Lesestoff für die Untertertia mit den Stücken 30—34 im ganzen nur etwa sechs Seiten betragen würde, während nach dem hier gemachten Vorschlage doch wenigstens noch eine Seite hinzukäme. Der deutsche Übersetzungsstoff für Untertertia nimmt dann freilich dreizehneinhalb Seiten ein, von denen die oben erwähnten ersten sechs Seiten aber einen dem Schüler bereits bekannten Vokabelschatz verarbeiten, und deren grammatischer Stoff ihm ebenfalls aus den französischen Stücken des Quartapensums geläufig ist. Die französischen Stücke bestehen anfangs nur aus wenigen Zeilen; darunter fehlt auch nicht eine Anzahl *amusettes* (Nr. 7) neben 'Erzählungen, Gesprächen und Beschreibungen aus dem Geschichts- und Interessenkreise der Schüler, aus Natur, Schule, Haus und Hof' etc. Besonders erwähnt seien *Le tableau de l'hiver* (20) und *Le tableau du printemps* (27) in dem Pensum für Quarta und *Le tableau de l'été* und *Le tableau de l'automne* in dem für Untertertia (im ganzen Wiedergabe der Beschreibung der Hölzelschen Jahreszeitenbilder in französischer Sprache von demselben Verfasser).

Das Pensum für Obertertia umfafst die französischen Stücke 34—39 (zehn Seiten Text). Es entspricht nicht den Lehrplänen, dafs der Gebrauch der Hilfsverben *avoir* und *être* zur Bildung der umschriebenen Zeiten hier fehlt und dem Pensum der Untersekunda zugewiesen ist. Zehn Seiten deutschen Textes, in 37 Nummern gruppiert, dienen zur Einübung der unregelmäfsigen Zeitwörter. Im Vorwort hebt der Verfasser hervor, 'dafs der in den Stücken 35—38 gebotene französische Anschauungsstoff

zugleich — wo es geboten erscheint — als Stoff für die Lektüre leichter geschichtlicher oder erzählender Prosa benutzt werden kann.' Es sind acht Seiten Text über *Les Gaulois et les Romains, Clovis, le fondateur d'un empire franc, Les successeurs de Clovis et les maires du palais* und *Charlemagne.* Wenn unbedingt die Kenntnis der unregelmäfsigen Zeitwörter auf induktivem Wege aus zu diesem Zwecke zurechtgemachten Stücken gewonnen werden soll, so bleibt allerdings in Obertertia für die Schriftstellerlektüre keine Zeit übrig, und es ist nur zu rechtfertigen, dafs durch das Verfahren des Verfassers ein gewisser Ersatz gesucht wird. Mir scheint es aber unmöglich, dafs das Ziel auch nur annähernd erreicht werden könnte. Der Schüler wird nie über die Anschauung hinausgehoben werden, dafs das Stück eben der Grammatik wegen dasteht, um so mehr, wenn ihm aus jeder zweiten Zeile eine fettgedruckte Form eines Zeitwortes aufdringlich entgegenstarrt. [1]

Der syntaktische Anschauungsstoff für Untersekunda ist nur in den den Regeln vorgedruckten Beispielen gegeben, weil die Durchnahme zusammenhängender Stücke zuviel Zeit für die Grammatik in Anspruch nehmen würde. Zur Einübung der syntaktischen Regeln bietet das Buch dreizehn Seiten deutschen Textes. Was diesen und den für die früheren Stufen betrifft, so ist darüber zu sagen, dafs sie meist zusammenhanglos sind. Doch sind die Sätze im allgemeinen nicht bunt durcheinandergewürfelt, sondern jede grammatische Einzelheit wird durch eine Gruppe von Beispielen veranschaulicht und möglichst so, dafs sie je einem Vorstellungskreise entnommen sind, der durch den französischen Sprachstoff zur Darstellung gekommen ist. Die Sätze sind durchweg kurz, was zum besten der Förderung der Sprechfertigkeit zu dienen im höchsten Mafse geeignet ist. Öfters kam mir der Gedanke, ob dem Verfasser nicht die von Häufser in seiner Schrift *Lebendige Grammatik* empfohlene Methode vorgeschwebt habe.

Die Grammatik gibt auf zwei Seiten das Vokaldreieck und das Schema der Konsonanten nebst knappen allgemeinen Bemerkungen über die französische Aussprache. Auf weiteren drei Seiten folgt die Darstellung der Laute durch die Schrift. Die Formenlehre aufser den unregelmäfsigen Zeitwörtern kommt auf dreizehn Seiten zur Darstellung und fafst übersichtlich zusammen, was, zwischen den französischen Stücken zerstreut, meist schon zur Anschauung gebracht worden ist. Die Stellung der persönlichen Fürwörter ist hier behandelt, wie denn auch zwischen dem französischen Text für Quarta besondere Übungen zur Beherrschung des Gebrauches eingefügt sind. In der Syntax (S. 140) folgt dann noch einmal 'Wiederholung der wichtigsten Gesetze über die Stellung der persönlichen Fürwörter nebst *en* und *y* und der Negation im Satze'. Die Lehrpläne sprechen bei den Lehraufgaben für Quarta nur von 'Erlernung der Fürwörter'. Soll darunter auch die Einübung der Stellung mehrerer persönlicher Fürwörter beim Zeitwort verstanden werden, oder ist diese der für Untertertia vorgeschriebenen Erweiterung der Lehraufgabe der Quarta zugewiesen? Ich glaube, dafs das letztere der Fall ist, und halte das auch für besser, weil gerade dieses Kapitel für die Schüler doch schon schwie-

[1] Es wäre zu bedauern, wenn in Obertertia auf eine reichlichere Lektüre endgültig verzichtet werden müfste. Sollte es nicht empfehlenswert sein, von den in der Lektäre und in Übungsstücken vorkommenden Formen unregelmäfsiger Zeitwörter auszugehen, sie mit den Schülern zu gruppieren und Fehlendes zu ergänzen? Auch in den Übungsstücken können doch nicht alle Formen zur Anschauung kommen. Eine übersichtliche Darstellung in der Formenlehre der Grammatik, sowie Satzkonjugationen, Niederschrift in das Heft und Anschreiben an die Tafel nach bestimmten Gesichtspunkten, Übersetzung kurzer deutscher Sätze mit bekanntem Vokabelschatz würden zur Einübung dienen.

riger ist. — Die unregelmäſsigen Zeitwörter sind in einer klaren Übersicht und Gruppierung an das Ende der Formenlehre gestellt.

Die Syntax umfaſst zweiundzwanzig Seiten einschlieſslich der zahlreichen Mustersätze. Ungenau ist auf S. 135 die Regel: Das Partizip der mit *avoir* konjugierten und der reflexiven Verben kongruiert mit seinem Objektsakkusativ (zu dem es nach französischer Auffassung in adjektivischem Verhältnis steht). S. 131 *'si vous croyez que je puis vous être utile,* neben *si vous croyez que je puisse vous être utile* (mit etwas anderer Nuance)' gibt keine Aufklärung. Daselbst die Anmerkung 1 über Einteilung der Substantivsätze in Subjekts- und Objektssätze ist zu entbehren; statt dessen hätte in der Regel für 'Substantivsätze' Subjekts- und Objektssätze gesagt werden können. Ferner sollte es auf derselben Seite in dem Satze 'Der Subjonctif steht in solchen Adjektivsätzen (Relativsätzen), die ein gefordertes Merkmal angeben' heiſsen: in attributiven Relativsätzen, denn die betreffenden Relativsätze brauchen nicht immer Adjektive zu ersetzen. Es kommt nicht auf die Wortart an, sondern auf die Funktion des Wortes im Satze. Der Ausdruck 'im *pourquoi*-Satze' wäre wohl besser zu vermeiden (S. 142), ebenso S. 106 'die *mon*-Reihe, die *ton*-Reihe' etc.

Zwischen den Stücken des französischen Textes steht eine groſse Anzahl von Übersichten sowie Aufgaben zu Übungen. Hinter den Wörterverzeichnissen zu den französischen Stücken (nach Nummern) und den deutschen Übungen (nach dem Alphabet) folgt noch ein sechzehn Seiten mit je zwei Reihen umfassendes etymologisch gruppiertes alphabetisches Wörterverzeichnis, 'das zu denkender Befestigung und Ergänzung des Wortschatzes und zur Einführung in die Wortkunde und Wortbildungslehre dienen kann'. Der Zusatz ist gewiſs richtig, doch würde er sich besser in dem Vorwort ausnehmen.

Oppeln. Vordieck.

F. Koldewey, Schulrat Prof. D. Dr., Französische Synonymik für Schulen. Vierte Auflage. Wolfenbüttel, Zwiſsler, 1902. 220 S. 4.

Die gegebenen Begriffsbestimmungen sind knapp, klar und meist richtig. Unter *abroger* ist ein Beispiel mit *ôter* gegeben. Unter *présager* fehlt die Bedeutung 'vorbedeuten'.

répliquer 'erwidern wenn bereits eine Antwort erfolgt ist'. Das is ungenau. *On peut aussi répliquer à un ordre*; es entspricht unserem 'ert widern, entgegnen'.

Die Unterscheidung zwischen *envier* und *porter envie* ist willkürlich.

calmer wird ebensogut von Personen gebraucht wie *apaiser*.

civil 'bürgerlich, im Gegensatz zum Militär'. Nicht bloſs.

adopter wird nur ganz beiläufig erwähnt und nur mit *q.*, jmd. an Kindesstatt annehmen; es müſste aber gleichwertig mit *recevoir, accepter, agréer,* wegen seiner bildlichen Bedeutung von 'etwas zu dem seinigen machen', behandelt werden. Vergleiche: *Cette proposition fut adoptée. L'Angleterre se vit contrainte d'adopter ces mesures en grande partie cinq ans plus tard.*

N'attendez pas à l'extrémité ist kein Französisch. Kann man *une taille bien formée* statt *bien prise* sagen?

In der Vorrede zu meiner *Englischen Synonymik* glaubte ich bewiesen zu haben, daſs für diese Wissenschaft die Etymologie meist alles andere als von Nutzen ist. Das mindeste aber ist doch, daſs nur wissenschaftlich haltbare Ableitungen gegeben werden. Was sollen Angaben wie *abolir,* lat. *abolere, supprimer,* lat. *supprimere*; *déposer* aus dem Präfix *de,* lat. *dis, ingénu,* lat. *ingenuum*?

Der Verfasser erklärt in der Vorrede, es seien bei der Abfassung die Werke von Guizot und Lafaye, die Wörterbücher von Littré, Sachs und

der Académie und — last, not least — die französische Synonymik von Bernhard Schmitz benutzt worden. 'Neue Ergebnisse der Wissenschaft bietet das Werkchen nicht.' Leider ist mit Schmitz' Tode sein treffliches Buch in Vergessenheit geraten — auch an ihm hat sich das Wort bewahrheitet: 'Und ihre Werke folgen ihnen nach.' Der Verleger sollte es durch eine Neubearbeitung wieder zum Leben erwecken.

Für die Schulen ist die vorliegende Zusammenstellung ein brauchbares und mit seinen 564 Nummern reichhaltiges Hilfsmittel.

Berlin. G. Krueger.

W. Jonas, 25 deutsche Dichtungen im Gewande französischer Prosa. Hilfsbuch für den französischen Unterricht in mittleren und höheren Schulen. Leipzig, E. Haberland, 1904. 43 S. gr. 8.

Die Verfasserin bietet in dem vorliegenden Büchlein Umformungen und Bearbeitungen deutscher epischer Poesie in französischer Sprache. Staubs *Der Bettler und sein Hund*, Rückerts *Barbarossa* und *Des fremden Kindes heiliger Christ*, Mosens *Ursprung des Kreuzschnabels*, Kopischs *Gründung Frankfurts*, Vogls *Erkennen*, Bürgers *Lied vom braven Mann*, Uhlands *Blinder König* und *Des Sängers Fluch*, *Siegfried* und *Der weifse Hirsch*, Schwabs *Gewitter*, Chamissos *Schlofs Boncourt*, Reinicks *Sonntags am Rhein*, Schillers *Handschuh*, *Graf von Habsburg*, *Mädchen aus der Fremde* und *Der Taucher*, Goethes *Gefunden*, *Johanna Sebus*, *Erlkönig*, *Der getreue Eckart*, *Der Schatzgräber*, Lenaus *Postillon* und Freiligraths *Der Blumen Rache* bilden die Grundlage der kleinen Erzählungen, die in einwandfreiem Französisch geschrieben sind. Aber die Geschichtchen sind so freie Umarbeitungen und entfernen sich stellenweise so weit von der Einfachheit des deutschen Textes, dafs man nicht recht weifs, wie das Heftchen als Schulbuch benutzt werden soll. Ich will der Verfasserin gern glauben, wenn sie in der Vorrede sagt, das Buch sei zum grofsen Teil in der Klasse entstanden, 'selbstverständlich in einfacher Fassung'. Aber wie es zu gehen pflegt: zur Drucklegung erschienen ihr die Übersetzungen und die daran sich knüpfenden Erweiterungen des Stoffes offenbar zu kindlich, zu wenig pompös, und so ist denn unter der feilenden und ausschmückenden Hand der Lehrerin etwas ganz anderes daraus geworden, als was es ursprünglich war. Es stellt sich tatsächlich als eine Sammlung von 25 französischen Lesestücken dar. Ob man aber nicht für die Lektüre lieber französische Originalarbeiten nehmen würde, wage ich zu bezweifeln. Doch dem sei wie ihm wolle; die Absicht der Verfasserin, auch die Meisterwerke deutscher Dichtung dem fremdsprachlichen Unterricht nutzbar zu machen, ist jedenfalls zu loben. Gelegentlich wird man das Büchlein gern zu Vorträgen und Diktaten verwenden; und arbeitet man selber mit den Schülern der Mittelklassen eins der deutschen Gedichte um, dann hat man es ja in der Hand, zu gröfserer Schlichtheit des Ausdrucks zurückzukehren.

Berlin. Emil Penner.

Dr. Heinrich Grein, Studien über den Reim bei Théodore de Banville, ein Beitrag zur Geschichte der französischen Verstechnik. (Heft 2 der Kieler Studien zur franz. Verslehre.) Kiel 1903. 72 S. gr. 8.

Ein Hauptziel dieser Arbeit ist die Beantwortung der 'interessanten Doppelfrage': 'Wie verhalten sich die Reimtheorien Banvilles zu der von dem Dichter Banville geübten Praxis und ferner zu den Regeln, welche die klassischen Theoretiker des französischen Verses für den Reim aufgestellt haben?'

Dem ersten Teil der Frage vermögen wir nur ein sehr geringes Inter-

esse abzugewinnen, denn es versteht sich von selbst, dafs der Künstler Banville mit dem Theoretiker Banville im Widerspruch stehen mufs. Es ist unseres Wissens noch niemals vorgekommen, dafs die Werke eines Künstlers, sofern er etwas mehr als reiner Nachahmer war, mit den Dogmen eines Theoretikers in Einklang standen — selbst nicht, wenn Theoretiker und Dichter eine und dieselbe Person waren.

'Un grand poète, un poète quelconque même, fait ce qu'il veut et ce que son inspiration lui dicte.' Das sind Banvilles eigene Worte.

Auf die Frage: in welchem Verhältnis steht der Dichter zum Theoretiker? kann es im Grunde nur die eine Antwort geben: in gar keinem Verhältnis; denn sobald der Dichter von der Regel des Theoretikers anstatt von der eigenen Inspiration getrieben wird, ist er kein Dichter mehr; und sobald die Regel Inspiration wird, ist sie keine Regel mehr. Poet und Poetiker gehen einander gerade so wenig an wie der Ochse, der sein höchst eigenes Fell auf dem Leibe trägt, und der Sattler, der, wenn die Ochsen tot sind, ihr Fell in Riemen schneidet, um andere Leute damit zu bekleiden.

Wenn es zwischen diesen beiden je eine vernünftige Fragestellung geben kann, so darf sie natürlich nicht lauten: Wie verhält sich der Ochse zum Sattler, sondern umgekehrt: wie der Sattler zum Ochsen? oder: der Theoretiker zum Dichter? die Regel zur Kunst? Was ist dem Theoretiker an den Kunstwerken, die er vor sich hatte, aufgefallen? Was hat ihm wert geschienen, kodifiziert und in Riemen geschnitten zu werden? Nicht ob die Kunstschöpfung von der Regel abweicht — denn das tut sie immer und überall —, sondern ob die Regel den Kunstgebrauch richtig, oder wenigstens annähernd, konstatiert hat, wollen wir wissen.

Grein hat diese beiden Fragestellungen, von denen nur die zweite einen Sinn hat, nicht immer streng auseinander gehalten. Für den praktischen Verlauf seiner Arbeit ist die Scheidung auch ziemlich belanglos. Um so mehr, als bei Banville die Dinge sehr einfach liegen. Sein *petit traité de poésie française* ist, wie man ohne weiteres sieht, eine Sammlung von Postulaten, aber nicht von Theoremen; er ist ein Programm, kein Referat, ein Dogma, keine Kritik. Er verhält sich zu der wirklichen Poesie wie der platonische Staat zum wirklichen Staat.

Interessanter und weniger einfach ist die zweite Frage: Wie stellt sich Banville zu den Forderungen der klassischen Poetik in bezug auf den Reim? Es wäre wünschenswert gewesen, dafs der Verfasser die wichtigsten technischen Neuerungen Banvilles in einem Resümee am Schlufs zusammengestellt hätte. Man mufs sich die zerstreuten Bemerkungen und Verweise auf die klassische Tradition mühsam heraussuchen; denn den eigentlichen Kernpunkt des Büchleins bilden nicht die Theorien des Banville oder deren Verhältnis zu anderen Theoretikern; die wahre Absicht ist vielmehr eine beschreibende und statistische Darstellung der raffinierten und überreichen Reimtechnik des Dichters.

Zu diesem Zwecke hält es der Verfasser für nötig, eine 'Wertskala' des Reimes aufzustellen. Er fixiert eine Reihe von Reimtypen und ordnet sie in aufsteigender Linie nach ihrer 'Klangfülle'. Der Mafsstab ist, wie bei Lubarsch und Freymond, die Quantität des Reimes. Der Reim wird der Länge nach gemessen: je mehr Buchstaben resp. Laute mitreimen, desto kräftiger und wirkungsvoller soll er sein.

Das ist eine höchst naive Vermutung, sei es dafs man sie vom rein phonetischen oder vom ästhetischen Standpunkt aus beurteile.

Der ästhetische Wert eines Reimes läfst sich natürlich nur von innen heraus und durch stilistische Betrachtung des poetischen Zusammenhanges bestimmen und ist seinem Wesen nach inkommensurabel.

Der phonetische Wert aber wird durch die Quantität der reimenden Laute nur höchst unvollkommen und einseitig bestimmt. Mehr als

die Zahl macht es das Gewicht und die Beschaffenheit der Laute: vor allem der Akzent, unter dem sie stehen. Dieser aber wechselt je nach Sinn und Zusammenhang — und so sehen wir uns von neuem in das inkommensurable Gebiet der Ästhetik zurückgeschleudert.

Eine objektive, akustisch kommensurable Skala der Klangfülle ist nur für einzelne mechanisch erzeugte und erzeugbare Laute möglich. So hat man gefunden, dafs bei gleicher Qualität, Dauer und Intensität der Aussprache ein offenes *a* schallkräftiger ist als ein offenes *o, e* oder *i.* Solche Resultate aber lassen sich nicht beliebig addieren und auf die individuellen Lautgruppen der gesprochenen Rede übertragen.

Wenn *a* einen Schallwert von 500 Einheiten, *i* einen solchen von 300 hat, so folgt daraus noch lange nicht, dafs der Diphthong *ai* oder *ia* nun 800 stark sein müsse. Denn indem wir sprechen, setzen wir die Laute nicht wie Gewichtsteine aufeinander hinauf, sondern wir verschmelzen sie in mannigfaltigster Mischung. Auch braucht ein dreisilbiger Reim durchaus nicht schallkräftiger zu sein als ein einsilbiger, sowenig als eine lange Schnur stärker zu sein braucht als eine kurze oder drei Schläge stärker als ein Schlag.

Trotzdem glaubt Grein, die gereimten Diphthonge ohne weiteres als die schallkräftigeren Elemente über die gereimten Vokale und die nasalen Vokale höher als die oralen, die einsilbigen Reime höher als die mehrsilbigen setzen zu müssen. Mit welchem Recht und nach welchem wissenschaftlichen Kriterium, ist nicht abzusehen.

Besonders schwierig wird dem Verfasser die Ordnung seiner Stufenleiter in Fällen, wo Zahl und Masse der Laute resp. Buchstaben gleich, Anordnung und Qualität aber verschieden sind. Es entsteht z. B. die ebenso peinliche als müfsige Frage: 'ob der Reim Konsonant + Vokal theoretisch klangreicher sei als der Reim Vokal + Konsonant?' Schon Schenk hatte entschieden, dafs der Typus *col* : *envol* besser sei als der Typus *lot* : *fallot,* weil dort mehr *accent d'intensité* zur Verwendung komme als hier. — Aber was ist subjektiver und individueller als der Akzent! Es gibt keinen objektiven Akzent, es gibt keine objektiven phonetischen Werte.

Daran hat man im Altertum, im Mittelalter und in der Renaissance noch geglaubt. So hat z. B. Dante die einzelnen Worte und Lautgruppen seiner Sprache nach ihrem Klang in weiche, rauhe, klare, dunkle, leichte, schwere, männliche, weibliche, erhabene und niedrige usw. einzuteilen versucht. Mit dem gleichen Rechte hat man sich früher auch gefragt, was geometrisch wertvoller oder schöner sei: ein rechtwinkliges oder ein schiefwinkliges oder ein gleichwinkliges usw. Dreieck? eine Kugel oder ein Zylinder?

Heute glaubt an solche Werte nur noch das Laienpublikum. — Die ganze phonetische Wert- oder Klang- oder Kraft-Skala der Reime und damit auch der gröfste Teil der Greinschen Arbeit ist unwissenschaftlich — nicht viel mehr als eine Spielerei; — das Gespenst, nach dem er jagt: eine selbständige Lehre vom Reim — ein Hirngespinst.

Dafs er aufserdem auch gegen das herkömmliche technische Einteilungssystem und gegen die Terminologie der französischen Poetik mehrfach verstöfst, dafs er *assonance, rime suffisante* und *rime riche* durcheinander wirft und z. B. *soleil* : *pareil* als Assonanz, *fleurs* : *cou-leurs* aber als reichen Reim bezeichnet, während beide *rimes suffisantes* sind, u. dgl. mehr, ist schon von Maurice Grammont in der *Revue des langues romanes* XLVII, S. 184 ff. gerügt worden.

Immerhin ist die Aufzählung und Beschreibung der technischen Kunstgriffe, Neuerungen und Gepflogenheiten eines Dichters wie Banville eine dankenswerte Leistung.

Heidelberg. Karl Vofsler.

Verzeichnis

der vom 13. März bis zum 12. Juni 1905 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Library of Congress catalog: 8000 vols. for a popular library, with notes. I: classed, II: dictionary. Washington, Government Printing Office. 1904. 485 S.

American journal of philology. XXV, 4 [Murray, Bradley, and Craigie's A new English dictionary on historical principles].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XI, 1, 2 [F. Lentner, Über Volkstracht im Gebirge. — J. Franke, Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland. — Kleine Mitteilungen etc.].

Heinemann, Dr. J., Zeittafeln zur Kulturgeschichte. Leipzig, Kesselring (E. v. Mayer) [1905]. IV, 48 S. M. 0,60. [Von dem Gedanken geleitet, dafs im Schulunterricht die Mitteilung der Tatsachen der Kulturgeschichte sich auf die verschiedensten Schulfächer verteilt, und dafs es so dem Schüler schwer wird, sich ein kulturgeschichtliches Gesamtbild zu machen und einen Überblick über den inneren Zusammenhang der Ereignisse eines einzelnen Zeitabschnittes oder gar mehrerer Epochen zu gewinnen, sind in diesen Zeittafeln die wichtigsten kulturgeschichtlichen Fakta chronologisch zusammengestellt. Die Darstellung beginnt mit den Nationalkulturen des alten Orients; auf das 19. Jahrhundert entfällt ungefähr ein Drittel des Raumes. Die typographische Anordnung ist ebenso übersichtlich wie die innere Gliederung. Das treffliche Heft wird auch beim Unterricht in der Literaturgeschichte sehr gute Dienste leisten können und verdient nachdrückliche Empfehlung.]

Literaturblatt für germ. u. rom. Philol. XXVI, 2—5 (Februar — Mai).

Modern language notes. XX, 3 [H. Collitz, Das Analogiegesetz der westgerm. Auslautreihen. — A. S. Cook, Simile of Guido Guinicelli's Henry IV. B IV, 5, 238—241. — R. Holbrook, A fifteenth century dialogue dealing with fools called coquars. — E. P. Hammond, Ms. Longleat 238 — a Chaucerian codex. — G. L. Hamilton, Supercilia junita]. — 4 [E. P. Morton, The English sonnet 1658—1750. — T. A. Jenkins, On the pronominal object with parler. — F. A. Wood, Dürfen and its cognates. — H. Collitz, On Prof. Wood's article. — L. Cooper, An aquate in the rime of the ancient mariner. — L. Foulet, Engl. words in the lais of Marie de France. — R. Holbrook Exorcisms with a stole. — W. W. Comfort, The motif of Young Waters. — M. Buchanan, A neglected version of Quevedo's 'Romance' of Orpheus. — A. S. Cook, A fourth-century poem entitled The pearl. Dante, Inf. 3, 40—41]. — 5 [H. Collitz, Zum vokal. Auslautgesetz der germ. Sprachen. — V. Johnston, Use of the French equivalents of Latin *em, en* and *ecce.* — C. Collester, Narcissus plays distinguished. — A. Schinz, Is French literature going back to naturalism? — E. Thompson, Dante and Landor. — R. Schwill, An impression of the condition of the Spanish American libraries. — M. Buchanan, Pan y toros: bread and bulls].

Revue germanique. I, 2 [G. Monod, Michelet et l'Allemagne. — H. Lichtenberger, Les dernières années de Nietzsche. — G. Varenne, Adolphe Menzel. — Notes et documents, comptes rendus, critiques, bibliographie et revue des revues]. — 3 [Dr. Kaethe Schirmacher, Le feminisn allemand. — E. Lauvrière, L'idéalism americain d'après le professeur Barrett Wendell. — J. Lescoffier, Une œuvre inédite d'Ibsen: 'La nuit de Saint-Jean'. — Notes etc.].

Modern philology. II, 4 [J. E. Spingarn, The sources of Jonson's 'Descoveries'. — K. Francke, The 'blessed boys' in Faust and Klopstock. — H. B. Lathrop, The sonnetforms of Wyatt and Surrey. — F. A. Wood, Germanic etymologies. — H. S. Canby, Some comments on the sources of Chaucer's 'Pardoner's tale'. — R. Garnett, Ben Jonson's probable authorship of scene 2 act IV of Fletcher's 'Bloody brother'. — F. L. Criehlow, On the forms of betrothal and wedding ceremonies in the Old French romans d'aventure. — J. T. Murray, Engl. companies in the towns outside London 1550—1600. — F. Tupper, jr., Riddles of the Bede tradition. — H. M. Belden, The study of the folk-song in America. — G. F. Reynolds, Some principles of Elizabethan staging].

Spielmannsbuch, Novellen in Versen aus dem 12. und 13. Jahrhundert, übertragen von W. Hertz. 3. Aufl. Stuttgart, Cotta, 1905. VI, 472 S. M. 6,50.

Neuphilologen-Vademecum, I. Band: 1905. Halle a. S., Hellmers Verlag, Sep.-Cto. 1905. Kl. 8°. 208 S. Geb. M. 8. [Ein elendes Machwerk, ohne wirkliche Sachkenntnis unternommen, grofssprecherisch in Szene gesetzt und liederlich ausgeführt.]

Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm. Studier i modern Språkvetenskap. III. Upsala, Almqvist & Wiksells, 1905. IX, 269 S. Kr. 5 [C. Wahlund, Un acte inédit d'un opéra de Voltaire (Samson). — Fr. Wulff, Pon freno al gran dolor che ti trasporta; une strophe travaillée de Pétrarque dans le ms. vat. 3196. — A. Malmstedt, Des locutions emphatiques. — J. O. G. Kjederqvist, Sydvästengelskt och västsachsiskt *r*. — R. G. Berg, Några anteckningar om några fall af attraktion i några svenska arbeten. — O. Rohnström, Öfversikt öfver tyska språkläror utgifna i sverige mellan åren 1669 och 1874. — F. Grip, Über sonantische Nasale in der deutschen Umgangssprache. — P. A. Geijer, Gaston Paris. — Aperçu bibliographique des ouvrages de philologie romane et germanique publiés par des Suédois depuis 1902 jusqu'à 1905].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. v. Neuphilol. Verein in Helsingfors. 1905. Nr. 1—2 [Augusta Lindfors, Sur la méthode de l'enseignement des langues modernes. — M. Wasenius, Die Übersetzung aus der Muttersprache. — Anna Bohnhof, Byron Literature. — Besprechungen. — Protokolle und Berichte. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Die neueren Sprachen ... hg. v. W. Vietor. XII, 9 [K. Wimmer, Das französische Diktat, insbesondere an den bayerischen Realschulen. — C. Pitollet, Moderne Strömungen im französischen Roman und Drama. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XII, 10 [R. J. Lloyd, Glides between consonants in English. — Hörnig, Über den Stand des englischen Unterrichts an den sächsischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XIII, 1 [A. Schröer, Fr. J. Furnivall. — W. Grote, Realienkunde und Realienkenntnis. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XIII, 2 [K. Meyer, Über Shakespeares Macbeth (I). — R. J. Lloyd, Glides between consonants in English (IV). — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Heusler, A., Lied und Epos in germanischer Sagendichtung. Dortmund, Kuhfus, 1905. 52 S. M. 1.

Skandinavisk månadsrevy för undervisning i de tre hufoudspråken (Tyska, Engelska, Franska) redigerod af Universitetslektorerna vid Lunds Universitet H. Hungerland, C. S. Fearenside, C. Polack. Lund, Gleerupska Univ. bokhandeln, Maj 1905. 32 S. 4°. 1 Kr. [Dichtung und Erziehung. — Die Sommerkurse in Lund, 1906, und die fremden Sprachen. — Akademisk Foreningsblad. — Bücherschau. — From an English ingle-nook. — Method in English. — English books for schools. — A mes lecteurs. — Compte rendu. — Jules Verne, 1828—1905. — Quelques livres de première utilité. — Skrifter insända till Redaktionen. — Studentstilar med öfversättning till Tyska, Engelska och Franska. — Svenska texter för öfversättning. — Prize competitions].

Östergren, Olof, Stilistiska studier i Torneros' språk (Upsala universitets årsskrift 1905, Filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper, 1). Upsala, Akademiska bokhandeln. IX, 150 S.

Koch, E. A., Die niederdeutschen Relativpronomen (Lunds Universitets årsskrift, XXXIX, 1, 3). Lund, 1904. 69 S. Fol.

Weinhold, H., Kleine mhd. Grammatik, 3. Aufl., neu bearb. von G. Ehrismann. Wien, Braumüller, 1905. 208 S. M. 2.

Franz, E., Beiträge zur Titurelforschung. Göttinger Diss., Leipzig, 1904. 52 S.

Niemann, G., Die Dialogliteratur der Reformationszeit nach ihrer Entstehung und Entwickelung (Probefahrten V). Leipzig, Voigtländer, 1905. 92 S. M. 3.60.

Sammlung Göschen: Deutsche Literatur-Denkmäler des 16. Jahrhunderts. II: Hans Sachs, ausgew. u. erläut. von Prof. Dr. J. Sahr. 2. vermehrte u. verb. Aufl. Leipzig, Göschen, 1905. 144 S. Geb. M. 0,80.

Davis, E. Z., Translations of German poetry in American magazines 1741—1810, together with translations of other Teutonic poetry and original poems referring to the German countries. Philadelphia, Americana Germanica Press, 1905 (issued as a separate vol. of the Americana Germanica). VIII, 229 p. $ 1,65 net. [Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte deutsch-englischer Literatureinflüsse. Das älteste amerik. Blatt, das Übersetzungen brachte, war 'The general magazine and historical chronicle', Philadelphia 1741. Als ältestes deutsches Gedicht wurde übertragen Hallers 'Morgen' (1795). Auf Haller folgten sofort Gesner, Gellert, Bürger ('Leonore', 1798), Lessing, Goethe ('Erlkönig', nach Lewis' 'Tales of Wonder', 1801), Klopstock (erst 1804), viele anonyme Dichter. Die Register geben eine vortreffliche Übersicht der amerikanischen belletristischen Zeitschriften aus der Zeit bis 1810. Das Buch ist deutschen und englischen Philologen zu empfehlen.]

Panthenius, W., Das Mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen, ein Beitrag zur Kenntnis der beginnenden Wiederbelebung des deutschen Mittelalters in der Literatur des 18. Jahrhunderts (Probefahrten IV). Leipzig, Voigtländer, 1904. 130 S.

Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. II: Gedichte, 2. Teil: Erzählungen. 126 S. VIII: Dramatische Novellen. 364 S. XIII: Historische Schriften, 1. Teil. 324 S. à M. 1,20.

Ziegler, Theobald, Schiller (Aus Natur und Geisteswelt, 74. Bändchen). Leipzig, Teubner, 1905. VI, 117 S.

Pries, A., Beobachtungen zu Schillers Stil und Metrik (S.-A. aus A. Kochs Studien zur engl. Literaturgesch., V.). Berlin, Duncker, 1905. 28 S.

Bellermann, L., Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. 3 Bde. 3. Aufl. Berlin, Weidmann, 1905.

Festschrift zur Schiller-Gedenkfeier in Budweis im deutschen Vereinshause.

Phelps, Prof. W. L., Commemoration address on Schiller, delivered at Yale University. Yale annual weekly, May 24, 1905.

Sternfeld, Richard, Schiller und Wagner. Berlin, Thelen, 1905. 27 S.

Becker, Marietta K., Kleist und Hebbel, a comparative study. Chicago, Scott, 1904. 71 S.

Prem, S. M., Adolf Pichlers Leben und Schaffen (Grüne Blätter für Kunst und Volkstum, Heft 12). München, G. Müller, 1905. 42 S. M. 0,15.

Trost, Laura, Aus unseren vier Wänden, ein Buch für Männer. Berlin, Schwetschke, 1904. 196 S. M. 2,80.

Sulger-Gebing, Hugo von Hofmannsthal, eine literarische Studie (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, III). Leipzig, Hesse, 1905. 93 S.

Ausfeld, D. Richard, Deutsche Aufsätze für die höhere Mädchenschule. Leipzig, Teubner, 1905. 88 S.

Weise, Prof. Dr. O., Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. 2. verm. Aufl. Leipzig, Teubner, 1905. VI, 166 S.

Blatz, Geheimrat F., Neuhochdeutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. 7. Aufl. Bearbeitet von Prof. Dr. E. Stulz. Karlsruhe, Lang, 1905. VIII, 274 S. Geb. M. 2,50.

Curme, G. O., Prof. of Germanic philology, A grammar of the German language designed for a thorough and poetical study of the language as spoken and written to-day. New York, Macmillan, 1905. XIX, 661 S. $ 3,50 net.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht f. d. Selbststudium der schwedischen Sprache von E. Jonas, J. Westerblad, C. G. Morén. Berlin, Langenscheidt. Brief 20—26 zu M. 1.

Englische Studien. XXXV, 1 [O. Jespersen, The history of the English language considered in its relation to other subjects. — G. Sarrazin, Neue Beowulf-Studien. — K. D. Bülbring, Das 'Lay-folk's mass-book' in der Hs. der Advocates Library in Edinburgh. — W. Franz, Die Wortbildung bei Shakespeare].

Beiblatt zur Anglia. XVI, 2, 3 (Februar, März 1905).

Beowulf nebst dem Finnsburg-Bruchstück, mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen hg. von F. Holthausen. I. Teil: Texte und Namenverzeichnis (Ae. und me. Texte, hg. von Morsbach und Holthausen, III). Heidelberg, Winter, 1905. 112 S. M. 2,40, geb. M. 2,80.

Bibliothek der ags. Prosa, begr. von Ch. Grein, fortges. von R. P. Wülker. VI. Band: Kleinere ags. Denkmäler, I [1) Das Læceboc. 2) Die Lacnunga mit grammat. Einleitung. 3) Der Lorica-Hymnus mit der ags. Glossierung. 4) Das Lorica-Gebet und die Lorica-Namen], hg. von G. Leonhardi. Hamburg, Grand, 1905. 24? S.

Miller, George Morey, The dramatic element in the popular ballads (University studies of the University of Cincinnati, I, 1). Issued bi-monthly. Cincinnati, University Press, 1905. 60 S.

Specimens of the Elizabethan drama from Lyly to Shirley a. d. 1580—1642, with introductions and notes by W. H. Williams. Oxford, Clarendon Press, 1905. VIII, 576 S. 7/6.

Koeppel, E., Studien über Shakespeares Wirkung auf zeitgenössische Dramatiker (Bangs Materialien zur Kunde des älteren engl. Dramas, IX). Louvain, Uystpruyst, 1905. XI, 103 S.

Stoll, E. E., John Webster, The periods of his work, determined by his relations to the drama of his day. Cambridge, Harvard, Cooperative Society, 1905. 216 S.

Minor poets of the Caroline period ed. by G. Saintsbury. Vol. I, containing: Chamberlain's Pharonnida and England's jubilee, Benlowe's

Theophila, and the poems of Katherine Philips and Patrick Hannay. XVIII, 726 S. 10/6 net.

Tennyson, A., Maud. With explanatory notes by J. Stibbe. Groningen, Noordhoff, 1905. 98 S.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3796—7: A. Conan Doyle, The return of Sherlock Holmes.
„ 3798: G. H. Lorimer, Old Gordon Graham.
„ 3799—3800: 'Rita', The masqueraders.
„ 3801: G. Atherton, The bell in the fog and other stories.
„ 3802: E. F. Benson, An act in the backwater.
„ 3803—4: Mrs. Humphry Ward, The marriage of William Ashe.
„ 3805: Elinor Glyn, The vicissitudes of Evangeline.
„ 3806—7: Percy White, The system.
„ 3808: Kate Douglas Wiggin etc., The affair at the inn.
„ 3809: D. Gerard, The three essentials.
„ 3810: W. E. Norris, Barham of Beltana.
„ 3811: E. Phillpotts, The farm of the dagger.
„ 3812: George Moore, Confessions of a young man.
„ 3813: Maurice Hewlett, Fond adventures.

Zimmermann, C., Hoofdzaken der uitspraak van het Engelsch. Groningen, Wolters, 1905. 80 S.

Kruisinga, A grammar of the dialect of West Somerset, descriptive and historical (Bonner Beiträge, XVIII). Bonn, Hanstein, 1905. VI, 182 S. M. 6.

Dickhuth, Oberlehrer Dr. W., Übungsstoff und Grammatik für den englischen Anfangsunterricht. I: Formenlehre. 3. verb. Aufl. Magdeburg, Lichtenberg, 1905. VI, 144 S.

Plate, H., Lehrgang der englischen Sprache. II. Mittelstufe. Methodisches Lese- u. Übungsbuch mit beigefügter, auf das Lesebuch Bezug nehmender Sprachlehre. 61. Auflage, der Neubearbeitung 8. Auflage, durchgesehen von K. Münster. Dresden, Ehlermann, 1905. VIII, 368 S. Geb. M. 2,90.

Röttgers, Prof. Benno, Englische Schulgrammatik. Bielefeld, Velhagen, 1905. XII, 280 S. Geb.

Swoboda, Prof. W., Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen. I. Teil: 'Junior book', für den 1. Jahrgang des engl. Unterrichts (mit einem Wörterbuch). Wien, Deuticke, 1905. VI, 174 S. Geb. M. 2,40.

Teichmann, B. (Dolmetscher), Einige Mitteilungen über den Wert und die Erfolge in Teichmanns prakt. Methode. Engl., franz., ital. und span. Sprechen und Denken. Erfurt, Selbstverlag des Verfassers, 1903. 196 S.

Zimmermann, C. (Leeraar bij het middelbaar onderwijs te 's-Graveshage), Twelve English lessons. Groningen, Wolters, 1905. 112 S. [Ganz von Anschauung ausgehend und ohne unenglisches Wort in die Grammatik einführend, mit Bildern zur Illustrierung der Wortlisten, durchaus ein sehr geschicktes Elementarbuch nach der Reformmethode.]

Uebe, Prof. Fr., Müller, Prof. Dr. M., und Hunger, Oberlehrer Dr. E., Lehrbuch der engl. Sprache für Handels- und Gewerbeschulen. Leipzig, Teubner, 1905. VIII, 232 S.

Wilke, Prof. Dr. Edmund, Einführung in die englische Sprache. Ein Elementarbuch für höhere Schulen. 5. verb. Aufl. der Stoffe zu Gehör- und Sprechübungen. Leipzig, Gerhard, 1905. X, 254 S.

Heim, R., Einführung in die englische Konversation auf Grund der Anschauung nach den Bildertafeln von Ed. Hölzel. Mit einer kurzgefaſsten Grammatik als Anhang. 3. Aufl. Hannover, Carl Meyer, 1905. VIII, 150 S. Geb. M. 1,80.

Englische Übungsbibliothek 21: L. Fulda, Unter vier Augen, Lustspiel in einem Aufzug, zum Übersetzen ins Englische bearbeitet von Prof. Dr. Ph. Hangen. Dresden, Ehlermann, 1905. VIII, 83 S.

Whitfield, E., Oberlehrer in King's Lynn, Englische Handelskorrespondenz (Sammlung Goeschen). Leipzig, Goeschen, 1904. VIII, 107 S. Geb. M. 0,80.

English reader I: A seaside story by Eleanor M. Warren, nursery rhymes and poetry. Mit Anmerkungen für den Schulgebrauch hg. von Ed. Armack. Flensburg, A. Westphalen, 1905. 66 S. M. 0,50.

Französische u. englische Schulbibliothek, hg. von Dickmann. Leipzig, Renger, 1905:

Bd. 145: Six tales by modern Engl. authors with a preface and notes cd. by Fr. Lotsch (R. Barr, R. H. Barbour, A. Conan Doyle, Ouida, M. E. Braddon, Mrs. Craik). VIII, 94 S.

Bd. 148: E. A. Freeman, A short history of the Norman conquest of England, bearbeitet von Fritz Meyer. X, 114 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller:

Ch. Dickens, A Christmas carol in prose, hg. von Prof. Dr. H. Heim. XXXII, 197 S., 28 Abbild. und 1 Notenbeilage ('God rest you merry, gentlemen'). Geb. M. 1,80. Dazu ein Wörterbuch, 82 S., M. 0,80.

J. A. Froude, Oceana, hg. von Oberlehrer Dr. E. Köcher. 148 S. Geb. M. 1,50.

W. Howitt, Visits to remarkable places, hg. von Oberl. Dr. H. Hoffmann. 156 S., 8 Abbild. und 2 Karten. Geb. M. 1,50.

Round about England, Scotland and Ireland, ausgewählt und erklärt von Prof. Dr. J. Klapperich (Engl. u. französ. Schriftsteller, XXXI). Glogau, Flemming, 1904. 124 S., 18 Abbild., 11 Karten. Geb. M. 1,60.

Seeley, Sir J. R., The growth of Great Britain, being a selection from the author's 'Expansion of England' and 'Growth of British policy', für den Schulgebrauch hg. und erklärt von Dr. K. Fahrenberg (Schulbibliothek franz. u. engl. Prosaschriften, hg. von Bahlsen und Hengesbach, 43). Berlin, Weidmann, 1905. 156 S. Geb. M. 1,50.

Stevenson, R. L., The bottle imp. H. B. Baildon, R. L. Stevenson's Life and work. Mit Wort- und Sacherklärungen sowie einer Kartenskizze hg. von Dr. A. Kroder (Kochs neusprachliche Schullektüre, 2). Nürnberg, Koch, 1905. VI, 76 S.

Romania, p. p. P. Meyer et A. Thomas. N° 133 (janvier 1905) [G. Huet, La version néerlandaise des *Lorrains*. Nouvelles études. — P. Meyer, Notice du ms. 9225 de la Bibl. royale de Belgique (légendier français). — V. de Bartholomaeis, *De Rambaut et de Coine* (Ramb. de Vaqueiras et Conon de Béthune). — A. Thomas, Le roman de Goufier de Lastour. — J.-T. Clark, L'influence de l'accent sur les consonnes médiales en italien. — Mélanges: P. Meyer, De quelques mss. français conservés dans les bibliothèques des Etats-Unis. — La chanson des *clowechons* (die Nägel des heiligen Kreuzes). — L'inscription en vers de l'épée de Gauvain. — J.-L. Weston, Wauchier de Denain and Bleheris. — A. Thomas, Pour un 'dictié' de la Vierge Marie. — Anc. franç. *loirre, loitre*; *rousseruel, roseruel*; *rovent*. — J. Desormaux, Savoyard *viorba, viorbes*. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique].

Revue des langues romanes. XLVIII, 1 [K. Sneyders de Vogel, La suite du Parthenopeu de Blois et la version hollandaise. — L.-E. Kastner, Débat du Corps et de l'Ame en provençal. — G. Thérond, Contes lengadoucians (suite). — J. Ulrich, L'Apocalypse en haut-engadinois. — Bibliographie]. 2 [G. Clavelier, Etude sur la langue de Fourès. An der Sprache dieses Felibre aus Castelnaudary zeigt C., zu welch künstlichen, an die

Plejade erinnernden Mitteln die südfranzösische Literatursprache greift, wenn sie sich Ziele steckt, die jenseit schlichter Heimatkunst liegen. — J. Coulet, Le débat provençal du Corps et de l'Ame. — L.-G. Pélissier, Documents sur les relations de l'empereur Maximilian et de Lud. Sforza en 1499 (suite). — H. Guy, La chronique française de Maître Guill. Crétin (suite). — Bibliographie].

Geijer, P. A., Gaston Paris, några minnesblad (S.-A. aus Nyfilologiska Sällskapets i Stockholm Publikation III, 207—56). Upsala, Almqvist & Wiksells, 1905.

Cornu, J., Zu Commodian (S.-A. aus der Festgabe für A. Mussafia). Halle, Niemeyer, 1905. 20 S.

Baist, G., Mutulus. Butina (S.-A. aus der Festgabe für A. Mussafia). Halle, Niemeyer, 1905. 6 S.

Meyer-Lübke, W., Zur Geschichte des *C* vor hellen Vokalen (S.-A. aus der Festgabe für A. Mussafia). Halle, Niemeyer, 1905. 8 S.

Walde, Prof. Dr. A., Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung I, 80 S. Heidelberg, Winter, 1905 (Sammlung indogerm. Lehrbücher, hg. von Prof. Dr. H. Hirt-Leipzig. II. Reihe; 1. Band; vollständig in 10 Lieferungen zu M. 1,50).

Olcott, G. N., A Dictionary of the latin inscriptions. Vol. I. Rome, Loescher & Co., 1904. 24 S.

Hugo Schuchardt an Adolf Mussafia, Graz, im Frühjahr 1905. 41 S. gr.-fol. [Eine prachtvoll ausgestattete Gratulationsschrift, die mit Worten der Huldigung an den siebzigjährigen Forscher, den einst Boccaccio und Dante vom Studium der Medizin weggelockt haben, einsetzt und schliefst. Sch. geht stofflich von Mussafias wortgeschichtlichen Anmerkungen im 'Beitrag zur Kunde der nordital. Mundarten' (1873) aus, um selbst die 'geschichtliche Synonymik' zu fördern und auf die Frage zu antworten, wie heifsen Haspel und Garnwinde romanisch? Daran schliefst sich eine etymologische Untersuchung, bei welcher nicht mehr der Gegenstand (das Setzhamen genannte Netz des Kleinfischers), sondern die Wortform (ital. *negossa*) im Vordergrunde steht, die überzeugend auf lat. *negotia* zurückgeführt wird. Wie zur Hamenfischerei das Pulsen gehört, so fügt sich diese Untersuchung zu Sch.s jüngsten Erörterungen über *turbare* = pulsen (*Z. f. r. Ph.* XXVI, 407). Die ganze Schrift ist eine neue glänzende Illustration zu Sch.s eindringlicher Lehre, dafs dem Etymologen nicht nur Kenntnis der Wortformen, sondern auch Kenntnis des Dinges, also Anschauung, vonnöten ist: mehr als ein halbes Hundert Abbildungen illustrieren denn auch Feuerbock (franz. *landier*), Hand- und Drehhaspel, Garnwinde und Hamen. Dafs z. B. franz. *écheveau, écagne* (die Strähne) ursprünglich nicht die Strähne, sondern das Gerät bezeichnen, das der Strähnenbildung dient (den Haspel), wird ohne weiteres einleuchtend durch das Bild des primitiven Haspels, dessen Form an den Durchschnitt einer Bank (*scabellum, scamnum*) erinnert. In Wort und Bild schweift die Abhandlung über das romanische Gebiet hinaus. Auch ist das reiche Mahl mit mancherlei reizvollen hors-d'œuvre angerichtet. Wiederholt wird gezeigt, wie etymologische Beute, die von 'lautgesetzlichen Schergen' eingebracht ist, vor der Prüfung am Ding nicht bestehen kann. Ein besonders lehrreiches Beispiel, wie im Italienischen der Mangel an Anschauung und Sachkenntnis dazu geführt hat, dafs aus einem sogen. *testo di lingua* eigentliche Unwörter in die Lexika und von hier in die Literatur eingedrungen sind, liefern Sch. die Veterinärwörter, besonders die Terminologie der Pferdekrankheiten. Hier würde wohl die Ausgabe der *Mulomedicina Chironis* durch E. Oder noch einige Aufklärung zu bieten vermögen. — Neben der Fülle des Details, die Bewunderung erregt, finden sich, wie immer bei Sch., prinzipienwissenschaftliche Erörterungen. Auch hier führt er aus der bunten Kleinwelt des Spinnens

und Fischens auf freie Höhen, von denen aus man die breiten Wege der Forschung übersieht und ihre weiten Horizonte schaut.]

Revue de philologie française ... p. p. L. Clédat. XIX, 1 [P. Meyer, La simplification orthographique. — H. Yvon, L'idée de l'usage en matière de langue et d'orthographe. — E. Casse et E. Chaminade, Vieilles chansons patoises du Périgord (suite). — E. Baldensperger, Notes lexicologiques. — Mélanges. — Publications adressées à la revue. — Chronique].

Zeitschrift für französ. Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXVIII, 1 u. 3: der Abhandlungen erstes und zweites Heft [E. Brugger, Beiträge zur Erklärung der arthurischen Geographie. II: *Gorre.* — E. Stengel, Die Refrains der Oxforder Ballettes. — G. Baist, *Cerneau.* — D. Behrens: afrz. *crinque*; wall. *ringuèle.* — W. Martini, V. Hugos dramatische Technik, II. Teil].

Revue des Etudes Rabelaisiennes. III, 1 [A. Lefranc, Les dates du séjour de R. à Metz (1546—7). — De Santi, R. et J.-C. Scaliger. — Mélanges — Comptes rendus — Chronique — Supplément: Réimpression de L'Isle sonnante (fin)].

Glossaire des patois de la Suisse romande. Sixième rapport annuel de la rédaction, 1904. Neuchâtel, Attinger 1905. 19 S.

Revue actuelle et instructive: Le Commentaire. Französische Zeitung für deutsche Leser. Düsseldorf-Magdeburg. Erscheint jeden Samstag. Preis vierteljährlich M. 1,20. Fünfter Jahrgang 1905.

Lefranc, A., La langue et la littérature française au Collège de France. Leçon d'ouverture du 7 déc. 1904. Editions de la Revue bleue, Paris [1905]. 41 S.

Wiese, Dr. Leo, Die Lieder des Blondel de Nesle, kritische Ausgabe nach alten Handschriften. Halle a. S., Niemeyer, 1904. XLIX, 210 S. (Gesellsch. f. roman. Literatur, Band 5).

Boselli, A., Le jardin de paradis. Tratatello mistico in antico francese [Per Nozze Bocchialini-Panini]. Parma, Zerbini, 1905. 35 S.

Stengel, E., Die Turiner Rigomer-Episode. Zur Feier des 25jähr. Bestehens dem Verein für neuere Sprache zu Hannover und dem Akad. Neuphilol. Verein zu Marburg als Zeichen treuer Anhänglichkeit dargebracht von ihrem Greifswalder Freunde. Greifswald, Bamberg, 1905. 20 S. gr. 4. [Nach fol. 52—59 der franz. Hs. L. IV. 33 n° 23 der Turiner Univers.-Bibliothek; 1337 Verse. Die Hs. ist beim Brande der Bibliothek schwer zu Schaden gekommen.]

van Hamel, A.-G., Les lamentations de Matheolus et le livre de Leesce de Jehan le Fèvre, de Ressons (poèmes français du XIVe siècle). Edition critique, accompagnée de l'original latin des *Lamentations*, d'après l'unique manuscrit d'Utrecht, d'une introduction, de notes et de deux glossaires. Tome II. Paris, Librairie Bouillon, 1905. CCXXVI, 264 S. [Nachdem der erste Band dieser mühevollen, vortrefflichen, Adolf Tobler gewidmeten Publikation im Jahre 1892 den lateinischen und französischen kritischen Text der Lamentationen Jean Lefèvres gebracht, bietet dieser zweite Band die 4000 Verse seiner Palinodie, des *Livre de leesse* (1373) mit einer reichen *Introduction,* die sich auf beide Gedichte und auf beide Dichter, Matheolus und Jean, erstreckt, und umfangreichen sprach- und stoffgeschichtlichen Anmerkungen. Die beiden Bände bilden N° 95 u. 96 der *Bibliothèque de l'Ecole des Hautes Etudes.*]

Faust, tragédie de Goethe; traduction nouvelle complète strictement conforme au texte original p. R. R. Schropp. Paris, Perrin & Cie, 1905. XXII, 535 S. frs. 7,50.

Fetter, J., und Ullrich, Dr. K., Französisches Lesebuch für die oberen Klassen der Realschulen, Gymnasien und Mädchenlyzeen. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1905. VIII, 479 S. und Kommentar 86 S. Geb. M. 5,60.

Klincksieck, Fr., Chrestomathie der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts (mit Anschlufs der dramatischen). Leipzig, Renger, 1905. X, 404 S. Geb. M. 3,50. [Das Buch verbindet pädagogische und literarische Zwecke: es ist für Studierende und Freunde der französischen Literatur und, in zweiter Linie, auch für die oberste Schulstufe bestimmt. Die Auswahl umfafst einige vierzig Autoren von Chateaubriand bis auf Sully-Prudhomme, Faguet, Brunetière und Lemaître. Kurze biographische Notizen sind am Schlufs zusammengestellt; der übrige Raum ist ganz dem eigentlichen Lesestoff vorbehalten. — Das Fragmentarische, das eben im Wesen einer solchen Zusammenstellung liegt, darf dem Verf. nicht zum Vorwurf gemacht werden, so sehr es auch da und dort (z. B. beim *Simple discours* P.-L. Couriers) Bedauern weckt. K. hat seine Auswahl mit Geschmack und guter Überlegung getroffen und uns ein nützliches und anregendes Buch gegeben.]

Ricken, W., Einige Perlen französischer Poesie von Corneille bis Coppée. Mit einigen Zutaten für Unterrichtszwecke herausgegeben. Hagen i. W., Quitmann, 1905. 55 S. (Beilage zum Programm der Oberrealschule zu Hagen).

Engwer, Th., Choix de poésies françaises. Sammlung französischer Gedichte. Mit 17 Porträts. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1905 (Sammlung franz. u. engl. Schulausgaben, Poëtes français, 6. Lieferung). Geb. M. 2. [Die alte Beneckesche *Anthologie* ist in den aufeinander folgenden Bearbeitungen durch E. allmählich so umgestaltet worden, dafs sie als ein ganz neues Buch erscheint, und mit Recht trägt dieses nun mit dem neuen Titel *Choix de p. fr.* auch nur noch den Namen Engwers, dessen Eigentum es gänzlich geworden ist. Die Auswahl der Gedichte ist neu aufgearbeitet: von den ersten Blättern an, wo nun auch der Lyrik des 15. und 16. Jahrhunderts bescheidener, aber angemessener Zutritt gewährt ist, bis zu den Schlufsseiten, welche dem Volkslied gewidmet sind — überall neue Gruppierung, neue Auswahl und neue Poeten, wie z. B. Samain, Verlaine. Wenn E. es mit Recht bedauert, dafs die deutsche Tradition verlange, dafs Béranger und gar Coppée so viel Platz eingeräumt werde, so hat er wenigstens auch hier einige Variation gebracht. Aber 16 Seiten für Coppée sind immer noch viel zu viel, und *'Le régiment qui passe'* ist gereimte Zeitungsprosa. Coppée ist ein sehr mäfsiger Dichter, der zwischen Sentimentalität und blutdürstigem Nationalismus hin und her schwankt; er hat weder als Künstler noch als Mensch Anspruch darauf, dafs die deutsche Schule ihm besondere Reverenz erweise. Doch das nur nebenbei. — Engwers Chrestomathie ist ein schönes Buch, das auch der gern zur Hand nimmt, der sich selbständig in der französischen Lyrik umgesehen hat. Man fühlt ihm die liebevolle Sorgfalt an, mit der es durch Jahre gepflegt worden ist, und dem Unterricht wird es ein ebenso geschmackvoller wie sicherer Führer sein.]

Fuchs, M., Anthologie des Prosateurs français. Handbuch der französischen Prosa vom 17. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Mit 12 Portraits. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1905. X, 384 S. (Sammlung franz. u. engl. Schulausgaben, Pros. franç., Lief. 158). Geb. M. 2,50. [Dieses Buch ist ein sehr erfreuliches Zeichen für das Bestreben, den Lesestoff des neusprachlichen Unterrichts den Bedürfnissen wirklicher Geistesbildung anzupassen und ihn zugleich von den rhetorischen Rücksichten, die in französischen Schulen dominieren, zu befreien.]

Bornecque, H., Molière, L'Avare, comédie publiée et annotée en collaboration avec H. P. Junker. Leipzig u. Berlin, Teubner 1904. Text IV, 89 S. Notes 52 S. (Collection Teubner, par F. Dœrr, H. P. Junker, M. Walter. N° 1).

Gerhards französische Schulausgaben. Leipzig, Gerhard, 1905:

N° 5. Gréville Henry, Perdue; in Deutschland allein berechtigte Schul-

ausgabe von M. von Metzsch. Fünfte Stereotyp-Auflage, durchgesehen von Dr. E. Wasserzieher. I. Teil: Vorwort, Einleitung und Text, 167 S. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch, 45 S. M. 1,75.

N° 18. Olivier, Urbain, L'Ouvrier; für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von Clara Rothe. I. Teil: Text, 158 S. II. Teil: Anmerkungen, Einleitung und Wörterbuch, 54 S. M. 1,90.

Französische und englische Schulbibliothek. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1905:

Band 147. Porchat, Jean-Jacques, Les deux Auberges. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Strohmeyer. VIII, 90 S.

Band 145. De Musset, A., Auswahl. Für den Schulgebrauch bearbeitet von E. Dannheifser. VII, 96 S.

Reihe C, Band 42. Bertin, M., Les deux côtés du mur. Für den Schulgebrauch bearbeitet von E. Martens. Mit Wörterbuch 108 S.

Contes Choisis. Précédés d'une notice littéraire et de notes explicatives par E.-E.-B. Lacomblé. Jules Claretie, Arène, Toepffer, Sardou, Hervieu. 2ème édition. Groningue, P. Noordhoff, 1905. VI, 151 S. Geb. fl. 0,75. (Conteurs modernes 6.)

Französische Übungs-Bibliothek:

N° 18. Fulda, Ludwig, Unter vier Augen, Lustspiel in einem Aufzug. Zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische bearbeitet von Prof. Dr. J. Sahr. Paris, Boyveau & Chevillet; Dresden, L. Ehlermann, 1904. IX, 66 S.

Schulbibliothek französischer u. englischer Prosaschriftsteller aus der neueren Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Forderungen der neuen Lehrpläne, hg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1905:

Abteilung I: Französische Schriften, 53. Bändchen: Tulou, François, Enfants célèbres. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von Prof. Dr. E. Dannheifser. 115 S. Geb. M. 1,20.

Taine, Hippol., Napoléon Bonaparte, ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Dr. A. Schmitz. 146 S. Geb. M. 1,40.

Tavernier, Dr. W., Zur Vorgeschichte des altfranzösischen Rolandsliedes. (Über R im Rolandslied.) Berlin, F. Ebering, 1903. 230 S.

Brockstedt, G., Floovent-Studien. Sagen- und literargeschichtliche Untersuchungen. Erster Teil. Kiel, R. Cordes, 1904. 71 S.

Cloëtta, W., Grandor von Brie und Guillaume von Bapaume (S.-A. aus der Festgabe für Ad. Mussafia, S. 255—75). Halle, Niemeyer, 1905.

Becker, H., Die Auffassung der Jungfrau Maria in der altfranzös. Literatur (Göttinger Dissertation). Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1905. 91 S. M. 2,40.

Rousselot, l'abbé, La Vierge Maria dans la poésie française (in *L'immaculée conception à l'Institut catholique à Paris,* 8 déc. 1904, p. 66—98). Paris, Poussielgue [1905].

Leibecke, O., Der verabredete Zweikampf in der altfranz. Literatur (Göttinger Dissertation). Göttingen, Dietrichsche Univ.-Buchdruckerei, 1905. 88 S.

Lefranc, A., et Boulenger, J., Comptes de Louise de Savoie (1515, 1525) et de Marguerite d'Angoulême (1512, 17, 24, 29, 39). Paris, Champion, 1905. VIII, 122 S. [Eine aufserordentlich dankenswerte Publikation, die fortgesetzt werden soll und demjenigen unentbehrlich sein wird, der sich mit dem 16. Jahrhundert näher beschäftigt. Diese fürstlichen Rechnungen bilden nämlich zu gleicher Zeit ein Verzeichnis aller der Personen, die vom Hofe besoldet worden sind, geben ihre Namen, Titel, Stellungen, Bezüge und gelegentlich auch andere Auskünfte. Auch die

literarische und künstlerische Welt des Hofes Franz' I. figuriert darin. Das unentbehrliche sorgfältige Register, das J. Boulenger angelegt hat, ermöglicht eine rasche und sichere Befragung dieser *Comptes* durch den Literarhistoriker, der im Wirrwarr der Namen des 16. Jahrhunderts eine Auskunft sucht.]

Sakmann, Prof. Dr. P., Voltaire als Kirchenpolitiker (S.-A. aus der *Dtsch. Zeitschrift für Kirchenrecht*). Tübingen u. Leipzig, Mohr, 1905. 65 S.

Sakmann, Prof. Dr. P., Voltaire als Philosoph (S.-A. aus dem *Archiv für Geschichte der Philosophie* hg. von L. Stein, XVIII, 322—68). Berlin, Reimer, 1905. [Dieser Aufsatz bildet den Schlufs einer der beiden oben, S. 266, bereits verzeichneten Arbeiten. Diese drei Studien Sakmanns über Voltaire als Philosophen, als Politiker und als Kirchenpolitiker sind von echt historischem Geiste erfüllt, und da sie auch auf einer sehr eingehenden Kenntnis der Voltaireschen Gedankenwelt und ihrer Entwickelung beruhen, so geben sie nach Vollständigkeit und Objektivität die beste Darstellung seiner Weltanschauung.]

Benrubi, Isaak, J.-J. Rousseaus ethisches Ideal (Jenenser Dissertation). Langensalza, Beyer u. Söhne, 1904. 141 S.

Pellissier, Georges, Etudes de littérature et de morale contemporaines. Paris, Cornely & Cie, 1905. 324 S. frs. 3,50. [Zweiundzwanzig Aufsätze ungleichen Umfanges und auch ungleicher Bedeutung, von der bloſsen und auch vergänglichen Bücherbesprechung bis zur gründlichen Studie, die eine ganze Epoche oder eine Geistesströmung charakterisiert. Das ist alles, ob es von Zola oder M. Barrès, Ferd. Fabre oder Brunetière, H. de Regnier, den Goncourt oder G. Sand handelt, elegant geschrieben, klar und kenntnisreich dargestellt, wie man es von dem Autor gewohnt ist, der vor bald zwanzig Jahren mit seinem trefflichen Buche vom *Mouvement littéraire au 19e siècle* aufgetreten ist. Einzelne Stücke — der Autor hat auch diese leider nicht datiert — sind akademische Reden aus Genf. Manche sind wahre *Discours de combat* gegen Klerikalismus und Nationalismus. So stehen diese Essays mitten im bewegten Leben des gegenwärtigen Frankreich und spiegeln es lebendig wider.]

Brunot, F., Histoire de la langue française des origines à 1900. Tome I: De l'époque latine à la renaissance. Paris, Colin, 1905. XXXVIII, 547 S. 15 frs., geb. 20 frs. [In Petit de Jullevilles achtbändiger *Histoire de la langue et de la littérature française* hat Brunot eine geschichtliche Darstellung der französischen Sprache zu den einzelnen literarischen Epochen geliefert, die sich durch sechs Bände hinzieht und da jeweilen den Schluſs bildet. Das groſse Sammelwerk war noch nicht zu Ende geführt, als bereits von verschiedenen Seiten der Wunsch laut wurde, diese auseinandergerissenen Teile der Brunotschen Arbeit, die den ersten Versuch einer umfassenden Geschichte der französischen Sprache darstellte, möchten zu einem selbständigen Werke vereinigt werden. Diesen Wunsch soll das Werk erfüllen, dessen erster Band hier vorliegt. In welchem Maſse diese neue Ausgabe zugleich eine völlige Neubearbeitung ist, das zeigt schon die Vergleichung des Umfanges. Die Darstellung der Periode vor der Renaissance umfaſste 1896 rund hundert Seiten; heute füllt sie diesen ganzen Band von sechsthalbhundert Seiten eines viel kompresseren Druckes — *un travail vraiment nouveau*, wie die Vorrede mit Recht sagt. Die ganze Darstellung ist auf eigene Füſse gestellt. Sie ist nicht mehr bloſs für ein gebildetes Publikum geschrieben, sondern für solche, die philologische Arbeit verrichten wollen. Sie ist eingehend und reich dokumentiert. Den beiden Abschnitten: *L'ancien français* (135—399) und *Le moyen français* (401—534) ist ein ganz neuer Teil: *Latin et roman*, d. h. eine Entwickelungsgeschichte des 'Vulgärlateins', vorausgeschickt. — In der langen Liste der hauptsächlichsten Quellenwerke, die Brunot anführt, fehlt das *Archiv*, das doch so manche sprachgeschichtlich bedeutsame Arbeit

enthält, und das bedauert man z. B. in der Behandlung der Frage der Dialektgrenzen, wo also (S. 302) die grundlegende Untersuchung Gauchats von 1903 (*Archiv* CXI, 365 ff.) übersehen ist. — Wir werden auf das bedeutsame Werk Brunots noch näher zurückzukommen Gelegenheit haben. Dieser erste Band inventarisiert unsere heutige, auf zahllosen Einzeluntersuchungen beruhende Kenntnis der Entwickelungstatsachen des älteren Französisch und sei eingehendem Studium und fleifsigem Nachschlagen empfohlen. Es wird besonders für diejenigen Lehrer des Französischen, die der sprachgeschichtlichen Tagesliteratur nicht zu folgen in der Lage sind, ein wertvolles Repertorium und ein sehr nützlicher Wegweiser sein.]

Tobler, A., Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik. Berlin, 1905. 13 S. [Sitzungsberichte der kgl. preufs. Akad. d. Wissenschaften, philos.-hist. Klasse XV, 346—58. Umfafst drei neue (5—7) Beiträge (No. 4 ist 1902 erschienen): 5) *N'y ayant rien de plus naturel que ceci,* wo auch diese wirklich subjektlose Verwendung des Gerundiums im modernen Sprachgebrauch nachgewiesen wird für *il y a*; *il en est* (*va*). Das Italienische hat sich, wie T. zeigt, diese subjektlose Gerundialkonstruktion noch in weiterem Umfang erhalten, offenbar weil es eine charakteristischere Gerundialform (*-ando* etc.) besitzt als das Französische (*-ant*), so dafs gesagt werden kann: *essendo il freddo grande e nevicando tuttavia,* wo franz. *neigeant* nicht ausreichen würde. — 6) *Aussi bien,* wo ein blofses *aussi* ('auch wirklich', 'denn auch') genügen könnte, ist von Deschanel (vgl. hier CI, 222) als 'Sprachdummheit' erklärt worden. T. erörtert mit der Geschichte dieser Ausdrucksform ihr gutes Recht und widmet auch der Verbindung *puisque aussi bien* Worte historischer und psychologischer Erklärung. — 7) *Rien que d'ordinaire* (statt *rien que de l'ordinaire,* was fast gänzlich ungebräuchlich) ist ein Beitrag zur Geschichte des Wortes *rien* wie zur Geschichte des 'Teilungsartikels'. Die Konstruktion ist vor dem 17. Jahrhundert nicht nachzuweisen. S. 355 klingt wie eine Verheifsung, dafs wir von T. eine Darstellung der 'ganzen Lehre vom partitiven *de* mit oder ohne Artikel' erwarten dürfen; keine seiner syntaktischen Gaben könnte willkommener sein.]

Jordan, Leo, Materialien zur Geschichte der arabischen Zahlzeichen in Frankreich. [S.-A. aus *Archiv für Kulturgeschichte* hg. von G. Steinhausen. Berlin, Duncker, 1905. III, S. 155—195. Die Abhandlung gibt aus Pariser Handschriften interessante Beiträge zu der wechselvollen Einführung und Benennung der sogen. arabischen Ziffern im Abendlande, besonders in Frankreich, und damit zur Bedeutungsentwickelung von arab. *cifr* (leer) > französisch *la ciffre,* pikardisch *le chiffre* = (1. die Null;) 2. die Ziffer (seit dem 13./14. Jahrh.); 3. (im Plur.) die Geheimschrift (15. Jahrh.). Die erste Bedeutung (Null) schwand dann vor der zweiten, erweiterten und wurde durch das aus dem italienischen Handelsverkehr stammende *cifr* > *zephirum* (Leonardus Pisanus, 1202) > nordital., venez. *zero* ersetzt (15. Jahrh.).]

von den Driesch, J., Die Stellung des attributiven Adjektivs im Altfranzösischen (Strafsburger Dissertation). Erlangen, Junge, 1903. 124 S. [S.-A. aus den *Rom. Studien* XIX, wo die ganze Arbeit erscheint.]

Humpf, G., Beiträge zur Geschichte des bestimmten Artikels im Französischen (Marburger Dissertation). Marburg, Friedrichs Universitäts-Druckerei, 1904. VI, 64 S.

Wafsmuth, Th., Untersuchungen der Reime des altfranzösischen Artusromans *Li Atre perillos* (Bonner Dissertation). Bonn, Georgi, 1905. 63 S. [Die 6700 Verse des Romans 'vom gefahrvollen Kirchhof' sind bis jetzt nur nach der einen der drei bekannten Handschriften und zwar hier XLII (1868), p. 148—211 veröffentlicht worden. Die Untersuchung W.s beschränkt sich auf diesen Abdruck einer Handschrift und ist innerhalb dieser Beschränkung mit Umsicht und Sorgfalt geführt. Sie zeigt, dafs

die letzten 1000 Verse des Romans von einem zweiten Reimer herrühren, für den *en* mit *an* zusammenfiel und aus lat. *ē*, *ĭ* sich *oi* ergab. Dieser Fortsetzer verrät also Einfluſs des Französischen, während der ursprüngliche Verfasser durch die pikardische Niederschrift hindurch sprachlich als ein Normande etwa aus der Gegend von Bernay (Eure) erkannt werden kann. — Die Entwickelung des Suffixes *-aticu*, die S. 47 gestreift wird, würde eine ausführliche Untersuchung auf gemeinromanischer Basis sehr lohnen. Mit Ascolis Erklärung (*Archivio glottol.* I, § 168) ist indessen nicht auszukommen; cf. dazu *Göttingische gelehrte Anzeigen* vom 15. Okt. 1885, S. 856.]

Malmstedt, A., Des locutions emphatiques (S.-A. aus Nyfilologiska Sällskapets i Stockholm Publikation, S. 73—107). 1905.

Herzog, E., Etymologisches (S.-A. aus der Festgabe für A. Mussafia). Halle, Niemeyer, 1905. 22 S. [frz. *-cir*, prov. *-(e)xir*. — frz. prov. *fin*; ital. *fine*, *fino*. — frz. *galoper* etc. — frz. *pâle*. — frz. *torche* etc. — afrz. prov. *verai*].

Appel, C., Vermischtes (S.-A. aus der Festgabe für A. Mussafia). Halle, Niemeyer, 1905. 11 S. [1. *Port* = Paſs. — 2. *Huelh de veire*].

Rydberg, G., Über die Entwickelung von *illui*, *illei* auf französischem Boden und das Eindringen der Form *lui* als schwachtoniger Dativ (S.-A. aus der Festgabe für A. Mussafia). Halle, Karras, 1905. 19 S.

Luick, K., Zur Aussprache des Französischen im 17. Jahrhundert (S.-A. aus der Festgabe für A. Mussafia). Halle, Niemeyer, 1905. 10 S.

Kling, J. O., Nichtakademische Syntax bei Voltaire (Marburger Doktordissertation). Marburg, Bauer, 1905. 79 S. [Diese fleiſsige Arbeit leidet zunächst am Mangel scharfer Formulierung des Problems. Was ist 'akademische Syntax' zur Zeit Voltaires, d. h., wie Verf. will, in den Jahren 1750—80 (die Zeit des alten Voltaire)? Die Einleitung gibt auf diese Frage eine ganz vage Antwort und bezeichnet die 'sekundären Quellen', aus denen sich die Kenntnis jener akad. Syntax gewinnen lasse, nicht ausdrücklich. Dieser Mangel einer sicheren Grundlage gibt dem Maſs, mit dem K. miſst, etwas Willkürliches, so, um nur ein Beispiel zu wählen, im § VIII (Wortstellung), wo die Stellung des Personalpronomens *le* in *Il le faut respecter* als nichtakademisch bezeichnet wird! — Die älteren Sprachperioden hat der Verf. mit Hilfe der Arbeiten Toblers, Ebelings u. a. fleiſsig zu Rate gezogen und so Voltaires Syntax historisch fundamentiert; dagegen ist er mit der nachvoltaireschen Entwickelung, besonders mit der modernen Sprache, zu wenig vertraut. Sein Sprachgefühl ist zu wenig lebendig, und er hat Arbeiten, welche die heutige nichtakademische Syntax untersuchen (wie H. Schmidt, *Schulgrammatik und Schriftsteller*, Dresden 1901; R. Diehl, *Französ. Schulgrammatik und moderner Sprachgebrauch*, Wiesbaden 1895, u. ä.), nicht konsultiert. Er ist deshalb zu sehr geneigt, Voltaire nur an unserer Schulgrammatik zu messen und von Erscheinungen seiner Syntax Aufhebens zu machen, die solcher Registrierung wirklich nicht bedurften.]

Albalat, Antoine, Le travail du style enseigné par les corrections manuscrites des grands écrivains. Paris, Libraire Colin, 1904. 312 S. Fr. 3,50. [Es ist interessant und lehrreich, Schriftsteller wie Bossuet, Chateaubriand, Pascal, Rousseau, Fénelon an der Arbeit zu sehen, und willkommen darf ein Buch sein, das Proben ihres Entwerfens und Feilens zusammenstellt, die man sonst in zerstreuten und umfänglichen Publikationen suchen müſste. Noch willkommener aber würde dieses Buch sein, wenn der Autor — Verfasser von Lehrbüchern der Stilistik — es mit diesen Proben der Stilarbeit hervorragender Schriftsteller nicht auf eine zum Teil sehr anfechtbare rhetorische Unterweisung in usum delphini abgesehen hätte. Er hätte uns noch mehr von jenen Proben und weniger von seinen eigenen Belehrungen geben sollen. — Der Entwurf eines langen

französischen Briefes Heines an Dumas (p. 95—102) zeigt, wie Heine sich quälen mufs, um für seinen Witz ein leidliches gallisches Kleid zu finden; cf. Betz, *Heine in Frankreich*, 1896, p. 176 ff.]

Grojean, Oscar, Notes sur quelques jurons français (Extrait de la Revue de l'Université de Bruxelles, février — mars 1905, S. 401—11). Liège, Imprimerie La Meuse, 1905. [Anknüpfend an Schultz-Goras Aufsatz über *Boieldieu* in Behrens' *Zeitschrift* XXV 127 gibt Grojean weitere Belege für die Sitte, Individuen nach einer Redensart zu benennen, die ihnen geläufig ist, zählt dann die Flüche auf, die sich auf die Passion oder den Leib des Gekreuzigten beziehen (vorzüglich nach den Fabliaux), handelt von ihren euphemistischen Umgestaltungen und ihrem Zusammenhange mit der Form des Eides.]

Meyer, P., Pour la simplification de notre orthographe. Mémoire suivi du rapport sur les travaux de la commission chargée de préparer la simplification de l'orthographe française. Paris, Delagrave, 1905. 51 S. [Die Broschüre enthält p. 25—51 den Bericht, den die vom Unterrichtsminister im Februar 1903 bestellte, von P. Meyer präsidierte Kommission im Juli 1904 erstattet hat. Vorausgeschickt ist p. 3—24 eine von P. M. verfafste kurze Geschichte und Rechtfertigung der Reformbestrebungen und eine Widerlegung der Einwände, die mit den Worten schliefst: *J'ai montré que les objections qu'on nous fait sont sans portée aucune. L'obstacle qui nous est opposé n'a qu'un nom: routine. Nous le briserons.* Dieses Hindernis wird von dem nämlichen Streiter in der *Romania* (XXXII, 629) Akademie genannt: *Le grand obstacle à toute réforme, c'est l'Académie française.* Wie sehr er recht hat, zeigt die Stellung, welche die Akademie seither zu den Vorschlägen der Kommission eingenommen hat, und Meyer hofft demgemäfs (*Rom.* XXXIV, 162): *l'autorité de l'Académie en matière de langue étant purement conventionelle, nous espérons qu'il n'en sera pas tenu plus de compte que de raison.* — Mit besonderer Aufmerksamkeit wird das Schicksal der Kommissionsvorschläge von Clédats *Revue de philol. franç. et prov.* XVIII u. XIX verfolgt.]

Clairin, P., Exercices français entièrement nouveaux extraits du *Dictionnaire de l'Académie.* Paris, H. Paulin & Cie, 1905. 36 S. Fr. 0,60. [Der Verfasser war der Berichterstatter jener Kommission, die 1900—01 über die Vereinfachungen des syntaktischen Unterrichts zu beraten hatte und dabei auf das Hindernis der *Académie française* stiefs. Er ist auch der Sekretär der neuen Kommission für die von der Akademie neuerdings gefährdete Orthographiereform. Da ist er darangegangen, die grammatische Zuständigkeit dieser Akademie auf Grund ihres *Dictionnaire* (Band I) und des Hanotauxschen *Rapport* v. 1900 zu prüfen. In dieser amüsanten Broschüre legt er eine Anthologie von 'Sprachdummheiten' der Körperschaft vor. Die monierten Schnitzer sind von ungleichem Gewicht. Neben dem blofsen Druckfehler (z. B. *cette homme*) finden sich arge Verstöfse gegen die akademische Grammatik (z. B. *elle s'est demandée*), Widersprüche aller Art, unzureichende und geradezu ungereimte Definitionen. Bisweilen ist Verf. wohl etwas zu minuziös; doch hat gerade er wirklich keine Veranlassung, der Akademie etwas zu schenken. Im Kampf, den die Reformpartei gegen akademische Vorurteile führt, wird diese Broschüre Clairins gute Dienste tun. Sie verdient auch bei uns gelesen zu werden.]

Hug, J., Französische Laut- und Leseschule. Zürich, Art. Institut Orell Füfsli. IX, 52 S. Geb. M. 1,30. [Dem Unterricht in französischer Aussprache zu dienen, ist dieses Büchlein wohl geeignet durch die knappe, klare Darstellung des Wesentlichen, durch die praktische Anordnung von Regel und Beispiel, durch die übersichtliche Gruppierung des ganzen Stoffes (1. der Laut in der Isolierung, 2. im Wort, 3. im Satz). Dafs ein im übrigen so wohl unterrichteter Autor mouilliertes *n* (und *l*) als 'zusammengesetzten' Konsonanten auffafst und beschreibt, ist verwunderlich

und zu bedauern. Diese palatalen Laute sind ebensogut 'einfache' Konsonanten wie dentales *n* oder alveolares *l*. Denn das franz. *l* ist alveolar, was zu Hugs Beschreibung § 35 zu bemerken ist, wie er denn überhaupt die Lautbeschreibung noch etwas revidieren mag vom 'hellen *a*' (§ 1) an, das keineswegs eine velare, sondern eine leichte palatale Zungenhebung zeigt. Rousselots *Précis de prononciation française* mag ihn dabei leiten und zur bibliographischen Liste von S. V gefügt werden.]

Knörk, Dr. O., et Puy-Furcat, G., Le français pratique. II. L'industrie et le commerce de la France (Sammlung von Lehrmitteln f. Fach- u. Fortbildungsschulen). I[e] partie. Berlin, Mittler, 1905. VI, 204 S. Geb. M. 2,80.

Baumgartner, Andreas, Lese- und Übungsbuch für die Mittelstufe des französischen Unterrichtes. Zürich, Art. Institut Orell Füfsli. VII, 132 S. Kart. M. 1,60.

Peters, J. B., und Gottschalk, A., Kurzer Lehrgang der französischen Sprache für kaufmännische Schulen und ähnliche Anstalten mit beschränkter Kursusdauer. Leipzig, August Neumanns Verlag (Fr. Lucas), 1905. XI, 221 S. Geb. M. 2,80.

Wilke-Dénervaud, Anschauungs-Unterricht im Französischen. I. Le printemps. III. L'été. V. L'automne. VII. L'hiver. Dritte, resp. vierte verb. Auflage. Leipzig, Raimund Gerhard, 1904. Je 16 S. Heft-Ausgabe ohne Bilder zu M. 0,30.

Dinkler, R., und Mueller-Bonjour, E., Lehrbuch der französischen Sprache für Handelsschulen. I. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. IV, 133 S.

Robert, C.-M., Phraséologie française. Répertoire systematique de proverbes, dictons et locutions idiomatiques commentés et expliqués. Groningue, Wolters, 1905. XII, 540 S. Geb. M. 3,90.

Langenscheidts Sachwörterbücher: Land und Leute in Frankreich. Zusammengestellt von Prof. Dr. C. Villatte; völlig neubearbeitet von Prof. Dr. R. Scherffig. Dritte Bearbeitung. Berlin, Langenscheidt, 1904. XX, 493, 93 S. Geb. M. 3. [Vor zwanzig Jahren ist das 'Notwörterbuch', dessen dritter Teil hier in neuer Auflage vorliegt, zum erstenmal erschienen. Es hat damals gleich eine sehr günstige Aufnahme gefunden, vgl. hier LXXII, 222. Diese dritte Bearbeitung ist sehr vermehrt und zum Teil ganz neu redigiert und mit sehr guter Kenntnis von Land und Leuten auf den heutigen Stand französischen Lebens gebracht. Es wird ein trefflicher Reisebegleiter sein und als Reallexikon im kleinen auch bei der Lektüre gute Dienste leisten.

Anglade, J., Deux troubadours narbonnais. Guillem Fabre, Bernard Alanhan. Narbonne, F. Caillard, 1905. 38 S.

Grandgent, C. H., An Outline of the Phonology and Morphology of old provençal. Boston, Heath & Co., 1905. V, 159 S. [Dieses Handbuch der altprovenzalischen Laut- und Formenlehre (unter Ausschlufs der Wortbildungslehre) ist mit grofser Sorgfalt und Sachkenntnis gearbeitet. Seine konzise Darstellung des Wissenswertesten beruht auf einem durch lange Jahre geführten eingehenden Studium der Fachliteratur, zu deren Resultaten der Verfasser das Ergebnis eigener Forschungen fügt. Die klare Disposition und die Übersichtlichkeit des Stoffes wird durch die treffliche ypographische Ausstattung des Bändchens vorzüglich ins Licht gesetzt.]

Giornale storico della lett. italiana, dir. e red. da F. Novati e R. Renier. Fasc. 133 [L. Frati, J. Bentivoglio nella poesia contempo-

ranea. — Varietà: G. Bertoni, I codici di rime italiane di Giov. Maria Barbieri. — A. Pompeati, Per la biografia di Paolo Paruta. — A. Ferrajoli, Due lettere inedite di Francesco Berni. — Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Communicazioni e appunti. — Cronaca].

Bulletin italien. V, 1 [P. Duhem, Albert de Saxe et Léonard da Vinci (Ier article). — E. Rodocanachi, Les nonnes en Italie du 14e au 18e siècle. — A. Hauvette, Le chevalier Marin et la préciosité, à propos d'un livre récent. — Mélanges et documents: Notes sur les chroniqueurs Gino e Neri Capponi. — L. Auvray, Inventaire de la collection Custodi (5e art.). — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique].

Biblioteca storica della letteratura italiana d. d. Fr. Novati. Bergamo, Istituto ital. d'arte grafiche, 1905. N° VII e VIII:
Parducci, A., I Rimatori Lucchesi del secolo XIII. CI, 141 S. Lire 7.
Savj-Lopez, Paolo, Storie Tebane in Italia. XLIII, 124 S. Lire 6.

Negri, Gaetano, Opere I: Nel Presente e nel Passato, profili e bozzetti storici. Seconda edizione, postuma, largamente accresciuta. Milano, Hoepli, 1905. 423 S. Lire 4,50. [Für diese neue Ausgabe der Werke des italienischen Patrioten und Denkers sind zunächst weiter in Aussicht genommen die *Meditazioni vagabonde* und die *Rumori mondani.* Der vorliegende erste Band, zu dem Negri 1893 Titel und Vorrede schrieb, erscheint hier mit einem Vorwort des Verlegers und Freundes und ist eingeleitet durch einen *Negri alla caccia dei briganti* überschriebenen Aufsatz, in welchem der Schwiegersohn M. Scherillo nach Negris Briefen einen fesselnden Ausschnitt aus dessen Jugendleben gibt (1861—62). Auch im übrigen ist der Band reicher, als er 1893 war. Er enthält: G. Garibaldi — Vitt. Emmanuele a Magenta — Le cinque giornate — Agli elettori del II. collegio di Milano — Discorso tenuto al banchetto del circolo 'La riforma' — Le memorie di G. Giusti — Napoleone III e l'Italia — Quintino Sella — Il principe di Bismarck — Un eroe delle guerre Napoleoniche — La battaglia di Abba Garima.]

Pochhammer, Paul, Die Wiedergewinnung Dantes für die deutsche Bildung. 14 S. (S.-A. aus der Humboldt-Akademie. Dem Generalsekretär Dr. M. Hirsch zu seinem 70. Geburtstage gewidmet von der Dozentenschaft).

Bertani, Carlo, Il maggior poeta sardo Carlo Buragna e il petrarchismo del seicento. Milano, Hoepli, 1905. 178 S. Lire 4.

Novati, Fr., Attraverso il Medio Evo. Studi e Ricerche. Bari, Laterza e Figli, 1905. 415 S. Lire 4. [Es ist der 13. Band einer *Biblioteca di Cultura moderna* sich betitelnden Sammlung, in welcher z. B. King e Okey, *L'Italia d'oggi*, Ciccotti, *Psicologica del movimento socialista* und Übersetzungen wie Spingarns *Critica letteraria nel Rinascimento,* Carlyles *Sartor Resartus* erschienen sind. Novati vereinigt in dem Buche acht Abhandlungen, von denen einige in den beiden letzten Jahrzehnten in Zeitschriften wie *Giornale storico di lett. italiana, Romania, Archivio per lo studio delle tradiz. popolari* gedruckt und bekannt geworden sind, während andere in weniger zugänglichen italienischen Revuen erschienen und im Auslande fast unbekannt geblieben sind. Zwei scheinen überhaupt hier zum erstenmal gedruckt zu sein, nämlich: *Il passato di Mefistofele* (die Koboldfigur wird, samt ihrem Namen, unter Zustimmung zu Roschers Lösung, bis in die antike Mythologie zurückverfolgt) und *I detti d'amore d'una contessa pisana* (über eine Stelle des Kommentars der *Documenti d'amore* des Fr. da Barberino [Strophe XI], worin vielleicht auch eine Reminiszenz an Alienor von Poitiers zu erkennen ist; ein Beitrag zur Kenntnis der alten Minnedebatten). Der Band wird eröffnet durch einen Aufsatz über das *Anticerberus* überschriebene lateinische Gedicht (1400 Verse) eines Franziskaners Fra Bongiovanni des 13. Jahrhunderts (S. 9—115). Es

folgen: *Il lombardo e la lumaca,* die bekannte ethologische Studie (vgl. *Z. f. r. Ph.* III, 98), mit einigen Nachträgen; *Il frammento Papafava* (zur Interpretation der früher *Lamento della sposa padovana* [1277] genannten Strophen, die zu der allegorischen Minnepoesie gehören, welche der Rosenroman dominiert [vgl. *Romania* XIX, 156]); *I codici francesi dei Gonzaga,* wo, einleitend, Novati zu P. Meyers Vortrag über die Verbreitung des Französischen in Italien (vgl. hier CXIII, 478) einige Ergänzungen gibt; *Le poesie sulla natura delle frutta e i canterini di Firenze* und *Una vecchia canzone a ballo (Madonna Pollaiola),* eine Studie zu dem Kinderreigen, den D'Ancona in *La poesia popolare italiana* S. 40 erwähnt. Wie alle Arbeiten F. Novatis, so bieten auch die hier vereinigten Genufs und Belehrung. In lebendiger, fesselnder Form verbinden sie Scharfsinn, Ideenreichtum und umfassende Information. Die Kultur des mittelalterlichen Italiens ist ihm wie kaum einem zweiten vertraut.]

Heim, Sophie, Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache. 4. umgearbeitete u. vermehrte Auflage. Zürich, Schulthefs, 1905. VIII, 185 S. Geb. frs. 2.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky, unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. Berlin, Langenscheidt. Brief 20—26 zu M. 1. Dazu I. Beilage: Il Ripetitore.

de Beaux, Prof. A., Italienische Handelskorrespondenz für Anfänger. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1905. VII, 85 S. Kart. M. 1,30.

Hecker, Prof. Dr. O., Neues deutsch-italienisches Wörterbuch aus der lebenden Sprache mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs zusammengestellt und mit Aussprachehilfen versehen. Teil I: Italienisch-Deutsch, zweite Auflage mit beträchtlich vermehrter Namenliste, X, 455 S.; Teil II: Deutsch-Italienisch, X, 644 S. Braunschweig, Westermann, 1905. [Der erste Teil dieses Wörterbuches ist in erster Auflage 1900 erschienen und hier CV, 216 ff. besprochen. Der Verfasser, der uns auch mit so vortrefflichen Lehrbüchern des lebenden Hochitalienisch beschenkt hat (*Die italienische Umgangssprache,* Braunschweig 1897; *Il piccolo italiano,* Karlsruhe 1900), gibt in diesem mit dem zweiten Bande nun abgeschlossenen Wörterbuch ein Werk, das, wie kein zweites, selbständig nach den lebendigen Sprachquellen gearbeitet ist, Kürze und Vollständigkeit, wissenschaftliche Genauigkeit mit praktischer Brauchbarkeit vereinigt. Er ist darin vom Verlag durch hervorragende typographische Ausstattung unterstützt worden.]

Bulletin hispanique. VII, 1 [M. R. de Berlanga, Estudios numismáticos. — H. de la Ville de Mirmont, Cicéron et les Espagnols. — J. Calmette, Une ambassade espagnole à la cour de Bourgogne en 1477. — A. Morel-Fatio, Les origines de Lope de Vega. — Variétés: 'El Místico' de Santiago Rusiñol (E. Mérimée). — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Sommaire des revues consacrées aux pays de langue castillane, catalane ou portugaise. — Chronique].

Farinelli, A., Note sulla fortuna del 'Corbaccio' nella Spagna medievale (S.-A. aus d. Festgabe f. A. Mussafia). Halle, Niemeyer, 1905. 60 S.

Lang, H. R., Old portuguese songs (S.-A. aus der Festgabe für A. Mussafia). Halle, Niemeyer, 1905. 19 S.

Brandstetter, R., Rätoromanische Forschungen: I. Das schweizerdeutsche Lehngut im Romontschen. Luzern, J. Eisenring, 1905. 82 S.

[Der gelehrte Verf. geht von der Erkenntnis aus, dafs man bisher in der Untersuchung der deutschen Bestandteile der rätischen Wort- und Satzbildung viel zu sehr von der neuhochd. Schriftsprache ausgegangen sei und die viel näher liegenden schweizerischen Mundarten zu sehr aufser acht gesetzt habe. Er weist die wesentlich schweizerdeutsche Basis des rätischen Lehngutes überzeugend nach und eröffnet weitere interessante Ausblicke auf die Wechselbeziehungen dieses romanisch-deutschen Grenzgebietes. In den lautlichen Darlegungen vermifst man gelegentlich die Terminologie der modernen Phonetik (z. B. 'weiche Vokale' p. 5) und in der Anführung der Literatur bestimmte Angaben über Druckort und Datum.]

Meyer-Lübke, W., Altgermanische Elemente im Rumänischen (S.-A. aus der Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung auf d. Gebiete der indogerm. Sprachen, hg. von Kuhn und Schulze, Bd. XXXIX, S. 93—99). Gütersloh, Bertelsmann, 1903. [M. lehnt Löwes in der nämlichen Zs. S. 297 ff. gemachten Versuch, im Rumänischen germanische Lehnwörter nachzuweisen, ab.]

Friedwagner, M., Rumänische Volkslieder aus der Bukowina (S.-A. aus der Festgabe für A. Mussafia). Halle, Niemeyer, 1905. 34 S.

